Der Hochlandpfeifer

Roman von

Balduin Möllhausen

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/derhochlandpfeif02moll

Balduin Möllhausen,

Illustrierte Romane
Reisen und Abenteuer

Herausgegeben
von
Dietrich Theden

Sechster Band

Der Hochlandpfeifer

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List.

Der Hochlandpfeifer

Roman

von

Balduin Möllhausen

Herausgegeben

von

Dietrich Theden

Mit Illustrationen von Professor Hans W. Schmidt.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List.

Published September 12, 1907.
Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by PAUL LIST, LEIPZIG.

Tantz
#1479
c.2
Sp Coll.

Inhaltsverzeichnis.

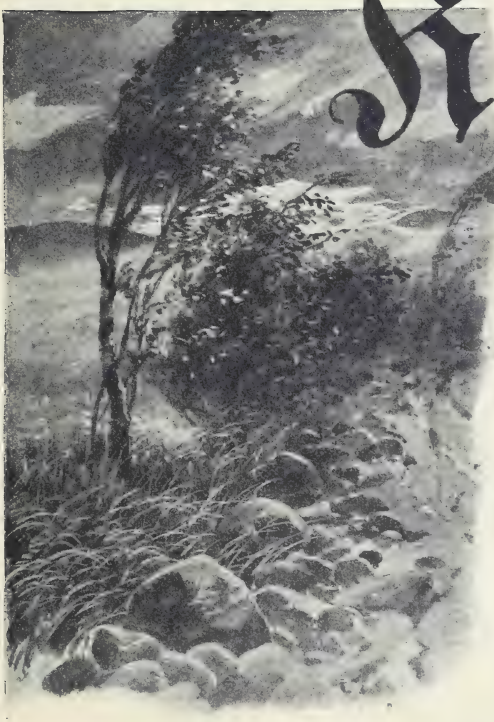
		Seite
1. Kapitel.	Auf der Heide	7
2. Kapitel.	Der Urgroßmutter letzte Stunde	20
3. Kapitel.	Die Genossen	38
4. Kapitel.	Deus und Herzbusch	57
5. Kapitel.	Auf dem Predigerhofe	73
6. Kapitel.	Das Kleeblatt	93
7. Kapitel.	Der Heidekrug	104
8. Kapitel.	Die beiden Vettern	120
9. Kapitel.	Der Major von Hainfeld	141
10. Kapitel.	Der Patriarch und sein Liebling	159
11. Kapitel.	Beim Uhrmacher	172
12. Kapitel.	Die Bettlerin	193
13. Kapitel.	Der Besuch im Schlosse	203
14. Kapitel.	Der bekämpfte Verdacht	228
15. Kapitel.	Im goldenen Baum	243
16. Kapitel.	Ein Sühnegang	254
17. Kapitel.	Die Enthüllungen	260
18. Kapitel.	Der Zweikampf	270
19. Kapitel.	Der Vermittler	292
20. Kapitel.	Eine Erzählung aus alter Zeit	314
21. Kapitel.	Der Abschied	327
22. Kapitel.	MacIvors Mühle	335
23. Kapitel.	Der Hochlandpfeifer	341
24. Kapitel.	Pläne für die Zukunft	355
25. Kapitel.	Mutter und Sohn	366
26. Kapitel.	Die Spinne webt ihre Netze	375

Seite

27. Kapitel. Ein Abend auf dem Huron 396
28. Kapitel. Alte Bekanntschaften 413
29. Kapitel. Erwachende Hoffnungen 426
30. Kapitel. Frühlingsjubel 441
31. Kapitel. Die Furien erwachen 447
32. Kapitel. Das Landen auf der Halbinsel 458
33. Kapitel. Der Ankläger 475
34. Kapitel. Der Erbe von MacIvors Hall 488
35. Kapitel. Der Richter 510
36. Kapitel. Das Geschick erfüllt sich 525
37. Kapitel. Daheim im stillen Hause 541
38. Kapitel. Die Entscheidung 559
39. Kapitel. Schluß 575

Erſtes Kapitel.

Auf der Heide.



Kalt und unheimlich ſchnob der herbſtliche Weſtwind zwiſchen dem Gramipan- und dem ſüdlicher gelegenen Tas-Gebirge des ſchottiſchen Hochlandes hindurch. Ungehindert und ungebrochen fegte er über die Talſenkungen des Tay und deſſen Nebenflüſſe, bis er die dem Atlantiſchen Ozean entführten Dunſtbläschen mit denen der Nordſee vereinigte. Er fegte über Flecken und Dörfer, über Hütten und altmodiſche Herrenhäuſer, über Wieſen, Wald und Felder; aber auch über eine Heide ſauſte er hin, die ſich in trauriger Einſamkeit nördlich von Perth weithin zwiſchen dem Tumal und dem Isla ausdehnt.

Es war eine schauerliche Nacht; außer dem Stöhnen und Seufzen des Windes war nichts vernehmbar, als höchstens das abgebrochene Kläffen eines vereinsamten Fuchses, der durchdringende Ruf eines südwärts wandernden Regenpfeifers, der seinen Weg oberhalb der Nebelschicht im klaren, monderleuchteten Äther gewählt hatte, oder der seltsame Schrei des auf einer Schlamminsel nächtigenden Kiebitz. Selbst die Schritte zweier Wanderer, die sich mit unverkennbarer Eile über die öde Heide in nordwestlicher Richtung dahinbewegten, verhallten fast unhörbar. In dem vom Wasser beschwerten und dadurch geschmeidig gewordenen Kraut schienen sie mehr zu schweben als zu gehen.

Offenbar befanden sie sich in einem schmalen Pfade, der, von den üppig wuchernden Erikastauden überdeckt und den Blicken entzogen, von den Füßen tastend gesucht und inne gehalten werden mußte. Der Umstand, daß sie sich nicht nebeneinander, sondern, durch einen kurzen Zwischenraum getrennt, hintereinander hielten, war wohl am meisten Ursache des Schweigens, in dem sie unausgesetzt verharrten.

Der vordere der beiden Männer, der nur auf die Bezeichnung „mittelgroß" Anspruch machen konnte, bewegte sich mit schwerem, wiegendem Schritt vorwärts, während sein Gefährte, der ihn wenigstens um eine Kopfhöhe überragte, eine aufrechte und sichere Haltung bewahrte.

Beide hatten den Oberkörper mit einem Plaid umwunden, beide trugen Regenhüte von geöltem Segeltuch, wie sie unter den Seeleuten gebräuchlich, und endlich führten beide in der rechten Faust einen Stab, der vermöge seiner Schwere ebensowohl als Waffe, wie auch zum Stützen dienen konnte.

Lange waren sie in der erwähnten Weise fortgeschritten, ohne daß das Schweigen gebrochen worden wäre, als die Zeichen von Ungeduld, die der zweite Wanderer zuweilen von sich gab, sich in kürzeren Pausen wiederholten und er endlich seinem Führer näher auf die Fersen rückte.

„Dougal," hob er an, und zugleich schüttelte er seinen Kopf, um das Wasser, das sich allmählich in den Falten

des schlappen Hutes angesammelt hatte, zu entfernen. „Dougal, ich will verdammt sein, wenn wir uns nicht bereits zwei Stunden in diesem verpesteten Moor befinden, und noch immer ist das Ziel unserer Reise nicht abzusehen!"

Dougal lachte heiser vor sich hin.

„Ihr seid des Teufels, Mann, mit Eurem Knurren," begann ersterer von neuem und noch ungeduldiger, „wüßte ich nicht, daß Ihr Euern Vorteil davon habt, möchte ich glauben, Ihr hättet mich absichtlich in die Irre geführt!"

„'s geht sich freilich nicht so glatt im naßgeregneten Moor, wie in den Straßen von Perth und Edinburg," entgegnete Dougal mit einem Anflug von Hohn, „und in die Irre führen? Hahaha! 's gab 'ne Zeit, in der Rob MacLeary nur ‚Sonny'*) genannt wurde und in dunkelster Herbstnacht barfuß seinen Weg durch die Heide zu finden wußte; und diesen Rob MacLeary sollte ich in die Irre führen? Ha! Man sieht, daß Ihr Eure blanken Stiefel lange nicht aufs Moor gesetzt habt, um der alten Carry einen Besuch abzustatten."

„Was hätte mich zu Carry führen sollen?" entgegnete MacLeary halb trotzig, halb zweifelnd, „ich schicke ihr gelegentlich etwas Geld, und das ist gewiß so viel, wie eine Urgroßmutter nur immer von ihrem Enkelkinde verlangen kann. Und selbst zu ihr gehen? Ich möchte mich eben so gerne in die erste beste Räucherkammer einsperren lassen."

„Hm, seid ein verdammt feiner Gentleman geworden," nahm Dougal nach kurzem Sinnen das Wort, „macht aber die feine Arbeit in der Stadt; habt Euch gewaltig verändert in den paar Jahren. Weiß noch genau, welche Freude es erregte, wenn Sonny des Nachts heimkehrte und einige gestohlene Hühner oder gar einen Hammel vors Torffeuer warf" —

„Das war damals," unterbrach MacLeary seinen Gefährten mißmutig.

---

*) Sonny: Söhnchen.

„Jetzt ist's freilich anders," fuhr dieser darauf mit stoischer Ruhe fort, „möchte wohl wissen, zu welchen Mitteln Sonny greift, um den vornehmen Herrn spielen zu können."

„Zu besseren Mitteln als Freund Dougal, der so lange fremder Leute Pferde und Rinder ins Gebirge treibt, bis sie ihn eines Tages für seine Mühe mit einem hänfernen Halsbande bezahlen."

Dougal lachte abermals in zweideutiger Weise vor sich hin.

„Übrigens, Freund Dougal, wollen wir nicht über solche Dinge streiten," nahm MacLeary, dem das Schweigen seines Gefährten unbehaglich wurde, die Unterhaltung wieder auf, „Ihr wißt, daß ich etwas gelernt habe, und genug, um mich auf mehr als eine Art anständig zu ernähren."

„Möchte wohl wissen, wie Ihr's angefangen habt, so viel zu lernen," versetzte Dougal mit einer gewissen Bewunderung im Tone seiner Stimme, „konntet Ihr doch kaum Euren Namen schreiben, als Ihr den Aufenthalt im heimatlichen Moor mit dem in der Stadt vertauschtet."

„Übung, Dougal; Übung, Glück und fester Wille."

„Hm, 's klingt ganz schön: Übung, Glück, fester Wille. Habe mein ganzes Leben hindurch guten Willen gehabt, und es doch nicht über den Stand eines Viehtreibers hinausgebracht; 's muß unbedingt noch etwas anderes zugrunde liegen."

Ein heftiger Windstoß, begleitet von schwerem Regen, traf die beiden Wanderer.

„Ihr hättet auch einen besseren Tag, als den heutigen wählen können, um mich in diese Wildnis hinauszulocken," bemerkte MacLeary, indem er sich fester in seinen Plaid hüllte.

„Müßt's schon mit Mutter Carry abmachen, wenn Euch's Wetter nicht behagt; warum sucht sie sich eine so nichtswürdige Nacht zum Sterben aus?" entgegnete Dougal trocken.

„Sie hat schon öfter sterben wollen und ist dabei über neunzig Jahre alt geworden," versetzte MacLeary ebenso gleichmütig, „auch heute wird es ihr Ernst noch nicht sein."

„'s ist ihr Ernst, Sonny, ich habe meine sicheren Zeichen."

„Sichere Zeichen?"

„Ganz sichere. Erstens ist sie so alt, daß jeder neue Tag ganz bequem ihr letzter sein kann, zweitens hat sie in jüngster Zeit fortwährend von ihrem Schwager gesprochen —"

„Von dem Sackpfeifer? Der ist ja seit länger als zwanzig Jahren tot oder verschollen?"

„Gerade weil er schon so lange tot ist, betrachte ich's als ein sicheres Zeichen ihres nahen Endes, daß sie von ihm wie von einem Lebenden spricht, der an sie geschrieben habe."

„Er starb in Amerika?"

„Ich glaube; Carry hat nie darüber gesprochen. Ich entsinne mich indessen, daß er vor ungefähr zweiundzwanzig Jahren mit den MacIvors zu Schiffe ging; ich lebte damals auf der anderen Seite der Berge und hörte nur davon."

„Habt Ihr noch andere Zeichen?"

„Noch eins, ja. Sie behauptet nämlich, daß sie tot sein werde, bevor die Sonne morgen aufgeht. Sie sagte es schon vor vier Tagen, als sie mich an Euch abschickte, und ich glaube, sie hat recht."

„Warum?"

„Nun, ihr Schwager war ein Geisterseher, und Mutter Carry besitzt ebenfalls etwas von dieser Teufelsgabe."

MacLeary lachte vor sich hin. „Mein Urgroßoheim soll halb verrückt gewesen sein," sagte er sodann spöttisch.

„Nicht verrückter, als Eure Urgroßmutter, Sonny; doch sei dem, wie ihm wolle, es läßt sich nicht leugnen, daß sie manches ungewöhnliche Ereignis, den Tod manches Menschen, richtig prophezeite, und so wird es auch wohl mit ihrem eigenen Ende seine Richtigkeit haben."

„Verdammt! Ist wohl ein Kunststück, den eigenen Tod vorherzusagen, wenn man sich in den Neunzigen befindet —"

„Aber auf die Stunde," fiel Dougal seinem Gefährten in die Rede.

„Hm, wirklich auf die Stunde?"

„Sie wäre längst abgefahren, hättet Ihr Euch früher bei ihr eingestellt; sie wollte aber nicht sterben, ohne Euch vorher ein wichtiges Geheimnis anvertraut zu haben, von dem das Glück Eures ganzen Lebens abhängt, sagte sie wenigstens."

„Wird wohl nicht viel zu bedeuten haben," bemerkte der junge Mann sinnend, „oder wißt Ihr vielleicht, um was es sich handelt?"

„Woher sollt' ich's wissen?" fragte Dougal kurz zurück, „ich glaube, es betrifft Eure Geburt."

„Pah! Was kümmert mich meine Geburt? Ich bin der letzte MacLeary und so gut im erstickenden Torfrauch geboren, wie nur irgendeiner, der in dieser Heide zum erstenmal das Tageslicht anschrie. Der letzte MacLeary! Hahaha! Was könnte man ihm zu eröffnen haben, wichtig genug, um mich bei einem solchen Hundewetter und zur nächtlichen Stunde aufs Moor hinauszulocken? Wäre die Alte im Besitz von Ländereien und stattlichen Einkünften, die sie zu vererben hätte, möchte mir die Sache eher gefallen."

„Ich sage Euch, Sonny, die alte Hexe sieht hell; sie ist bald hundert Jahre alt, und unmöglich wäre es nicht, daß sie einzelne ihrer während eines langen Lebens gesammelten Erfahrungen auf Euch zu übertragen gedächte."

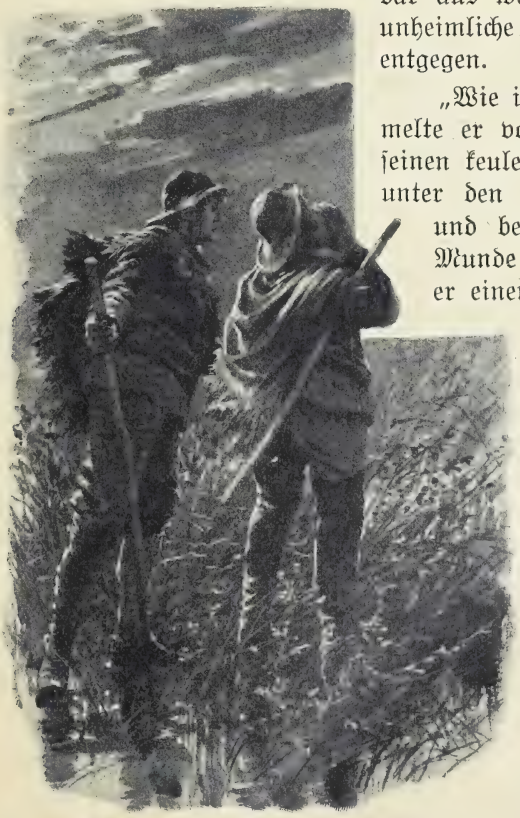
MacLeary antwortete nicht mehr. Offenbar beschäftigten die letzten Andeutungen des Gefährten seine Phantasie. Der von Natur schweigsame Dougal dagegen fühlte keine Neigung, ein neues Gespräch zu eröffnen. —

Die rauhen Windstöße waren unterdessen schwächer geworden und hatten sich allmählich in eine stetige, jedoch sanfte Luftströmung verwandelt. Mit dem Einschlummern des Windes verminderten sich auch die Regenschauer. Der

Nebel ballte sich dichter und für das Auge undurchdringlicher zusammen, und wie eine unbewegliche milchweiße Masse ruhte die durch den versteckten Mond erhellte Dunstschicht auf der stillen Ebene.

„Hol' der Satan den Nebel," brach MacLeary endlich wieder das Schweigen, „wenn wir durch den Torfstich gelangen, ohne mindestens bis an die Hüften die Tiefe des Morastes gemessen zu haben, mögen wir von Glück sagen."

Dougal zögerte mit einer Entgegnung und räusperte sich; bevor er noch ein Wort hervorbrachte, tönte ihm, scheinbar aus weiter Ferne das unheimliche Lachen eines Uhu entgegen.



„Wie ich dachte," murmelte er vor sich hin, und seinen keulenähnlichen Stab unter den Arm klemmend und beide Hände zum Munde erhebend, stieß er einen ähnlichen Ruf aus.

„Wer war das?" fragte MacLeary.

„Wer anders könnte es sein, als Janet? Ist sie, außer der alten Carry, doch das einzige Leben in Menschengestalt, das sich zurzeit auf Meilen im Umkreise befindet. Ver-

dammt! 's gehört ein gutes Auge dazu, in Carrys Gerippe überhaupt noch 'ne Menschengestalt zu entdecken."

MacLeary achtete nicht auf die wenig schmeichelhafte Beschreibung, die Dougal von seiner Verwandten gab. Seine Blicke waren dahin gerichtet, von woher er den Eulenruf vernommen hatte. Offenbar glaubte er den Urheber des durch die schwere Atmosphäre gedämpften Rufes noch weit entfernt, denn er deutete plötzlich auf einen nicht weit vor ihnen entstehenden gelben Schimmer, indem er mit dem Ausdruck der Überraschung rief: „Da ist sie schon."

Gleich darauf tauchte aus dem dichten Nebel eine träge flackernde, von Kienspänen hergestellte Fackel hervor, der die unbestimmten Umrisse einer vom Kopf bis zu den Füßen in eine Decke gehüllten Gestalt nachfolgten.

„Wartest wohl schon lange?" fragte Dougal, indem er vor der Gestalt stehen blieb und einem von dieser geführten zottigen Schäferhunde schmeichelnd über den Kopf strich.

„Keine Viertelstunde," antwortete eine unmelodische Stimme; „Mutter Carry konnte keine Ruhe finden; sie sah Euch übers Moor schreiten und forderte mich auf, Euch entgegenzugehen. Willkommen, Sonny," wendete sie sich darauf an MacLeary, „es ist gut, daß Ihr da seid, der Tod wird jetzt wohl nicht lange mehr um sie herumschleichen."

„Also sie lebt noch?" fragte der Angeredete zurück, ohne die Begrüßung besonders zu erwidern.

„Wenn sie nicht stöhnte und wimmerte, möchte man sie für eine Leiche halten," lautete die Antwort.

Eine weitere Unterhaltung schnitt Dougal dadurch ab, daß er Janet die Leine, an der sie den Hund führte, aus der Hand nahm, worauf er noch einmal den Kopf des Hundes klopfte und ihm dann ein barsches „Vorwärts" zurief.

Der Hund, gehorsam dem an ihn ergangenen Befehle, zog die Leine straff, und langsam setzte sich der seiner Führung vertrauende Zug in Bewegung.

Nachdem man in dieser Weise etwa hundert Schritte zurückgelegt hatte, senkte der Boden sich plötzlich zu einer schroffen Abstufung. Der Hund, zu dieser Art von Dienst-

leistung sorgfältig abgerichtet, schnupperte am Rande der Vertiefung einigemal hin und her und sprang, sobald er die Leine locker genug fühlte, etwa zwei Ellen tief hinab, wo er stehen blieb.

Die drei Wanderer folgten ihm auf dem Fuße, wenn auch mit weniger Gewandtheit nach; aber erst als Janet unten auf dem trügerischen Boden angekommen war, erschallte Dougals erneutes „Vorwärts!"

Vorsichtiger als bisher, bald rechts, bald links schnuppernd und mit den Füßen den unter einer seichten Morastlage verborgenen Pfad prüfend, drängte der Hund nach vorne; vorsichtiger als bisher, folgten Dougal und seine Begleiter ihm nach. Und wohl hatte man Ursache, vorsichtig zu sein, denn obgleich der Pfad den Füßen einen verhältnismäßig festen Halt bot, senkte sich doch mit ihm ringsum das falsche Erdreich unter der auf geringen Raum zusammengedrängten Last, als ob es hätte zerreißen und die darüber Hinwandelnden in eine unergründliche Tiefe hinabstürzen wollen.

Als Dougal festeren Boden unter seinen Füßen fühlte, gab er dem Hunde die Freiheit, und einige Minuten später stieg er nach einer Abstufung hinauf, auf der wieder Heidekraut das Erdreich bedeckte.

Eine Ziege meckerte dicht vor ihm, und fast gleichzeitig trennte sich ein von Schilf und Rohr erbauter kleiner Stall als dunkle, unförmige Masse von dem Nebel. Nur wenige Schritte hinter diesem erhob sich die Hütte, die das Endziel der späten Wanderer bildete.

Die Hütte selbst erschien in der unzureichenden Beleuchtung als eine umfangreiche, backofenähnliche Erhebung. Weder Wände noch eine regelmäßige Bedachung waren sichtbar. Ursprünglich aus gedörrten Torfziegeln und Rasenstücken zusammengefügt, hatte man die verwitterten und schadhaft gewordenen Stellen mit Reisig, Pfahlwerk und Heidekraut notdürftig ausgebessert.

Hinter dem Ziegenstalle war MacLeary vorgetreten. Auch wenn er nicht von alters her so vertraut mit der

eigentümlichen Behausung gewesen wäre, würde der ihm entgegenströmende Geruch von brennendem Torf ihn belehrt haben, wohin er sich wenden müsse, um an den Eingang der Höhle zu gelangen.

Und eine Höhle war es in der Tat, denn nachdem der junge Mann sich durch die schmale und niedrige Türöffnung hineingedrängt hatte, befand er sich in einem Raume, der, von einem matt glimmenden Torffeuer spärlich erhellt, nicht das mindeste aufzuweisen hatte, wodurch ihm auch nur der dürftigste Anstrich von Wohnlichkeit verliehen worden wäre.

Schwarze, rauhe Wände bildeten einen unregelmäßigen Kreis von etwa zwanzig Fuß Durchmesser. In der Höhe von ungefähr fünf Fuß ruhten auf den Wänden, die Bedachung tragend, lange und mäßig starke Birkenstämme, die unbehauen, so wie der Wald sie geliefert, darüber hingelegt worden waren. Die Bedachung selbst bestand aus einem Chaos von Reisern, Schilf, Rasenstücken und Heidekrautbündeln, wie man eben, um es aus der Umgebung der Hütte zu entfernen oder den eindringenden Regen abzuhalten, dieses oder jenes hinaufgeworfen oder von innen in die klaffenden Fugen hineingeschoben hatte.

Das Feuer schwälte in geringer Entfernung vom Eingange und sandte seinen ätzenden Rauch bald hierhin, bald dorthin, je nachdem der Wind ein durch die Wand gestoßenes Luftloch traf, oder sich mit verstärkter Gewalt in die Türöffnung drängte. Jedenfalls blieb der größte Teil des Qualms unter der niedrigen Decke hängen, wo er, der ihn dort berührenden schwachen Zugluft träge nachgebend, melancholisch hin- und herwogte.

MacLeary, seit Jahren einer derartigen verdichteten Atmosphäre entwöhnt, mußte nach seinem Eintritt die Augen schließen, und vergeblich bemühte er sich, ein Wort hervorzubringen, in so hohem Grade belästigte ihn der übelriechende Rauch.

Da tönte ihm eine heiser krächzende Stimme entgegen, die in ihrem Ausdruck kaum noch etwas Menschliches hatte.

„Sonny, ich wußte, daß du kommen würdest," klang es röchelnd und unheimlich aus dem entferntesten Winkel nach der Tür herüber, „ich sah dich über das Moor schreiten, schmuck und lustig den rot und grün gewürfelten Plaid um deine Schultern geschlungen. Sonny, Sonny, du bist der letzte deines Clans; allein bevor du mein Alter erreicht haben wirst, soll er wieder fünfzig vollblütige Mitglieder zählen und Schlösser und Städte aus seinen Mitteln bauen."

„Es scheint wirklich mit ihr zu Ende zu gehen," murmelte MacLeary Dougal zu, der mit Janet hinter ihm eingetreten war, und dann übermannte ihn ein heftiger Husten.

„Bücke dich, Sonny," krächzte die heisere Stimme wieder, „bücke dich tief, damit der Rauch dir nicht so schwer auf die Brust fällt! Wirst dich später dafür um so höher aufrichten, höher noch, als der vornehmste Lord im Lande, Hihihi! Bist so lange fortgeblieben, der Rauch ist dir fremd geworden, er kennt dich nicht mehr!"

MacLeary hatte unterdessen den nassen Plaid und den Regenhut abgelegt. Sich tief bückend, bewegte er sich nach dem Winkel hin, aus dem er die heisere Stimme vernahm.

„Bei Gott!" rief er aus, sobald er bei einer Anhäufung von Heidekraut eingetroffen war, die ihm das Lager der alten Frau bezeichnete: „Ihr habt Rauch genug in Eurer Hütte, um ganz Edinburg zu verfinstern und alle Bewohner der Stadt auszuröften."

„Hihihi!" kicherte Mutter Carry, deren Gestalt MacLeary, indem er sich niedersetzte, noch immer nicht zu unterscheiden vermochte, „Sonny kann den Rauch nicht mehr vertragen; ist ein großer Herr geworden, der in schöne Hallen hineingehört! Janet, wirf Reisig auf die Kohlen, laß die Flammen aufschlagen, daß sie den Rauch verzehren und ich das stolze Gesicht meines Sonny zum letzten Male deutlich sehe, denn morgen bin ich blind, kalt und steif!" und die letzten Worte laut und schneller aussprechend, suchte sie MacLearys Hand, die sie fest und krampfhaft umspannte.

MacLeary zuckte unter der Berührung der kalten, knöchernen und mit langen Nägeln bewehrten Finger erschreckt zusammen. Mit einem Gefühl des Unbehagens blickte er nach dem Feuer zurück, das unter Dougals und Janets Bemühungen schnell aufzuleben begann, und als dann die Flammen, eine eigentümlich rote Beleuchtung ausstrahlend, knisternd emporflackerten, wendete er sich der alten Frau wieder zu.

Mit einem Gemisch von Teilnahme und Widerwillen betrachtete er diejenige, unter deren Aufsicht er seine erste Jugendzeit verlebte. Er hatte sie seit Jahren nicht gesehen, doch fand er sie nur wenig verändert. Ihre Lage deutete darauf hin, daß sie die Gewalt über ihren Körper verloren hatte und, in einem Zustande völliger Entkräftung, schnell ihrer Auflösung entgegeneilte. Ihr Gesicht, von zahllosen Runzeln durchfurcht, hatte einen mumienhaften Ausdruck angenommen; ihre Lippen waren in den zahnlosen Mund eingesunken, wodurch das spitze Kinn und die große Adlernase um so schärfer hervortraten. Die matt glänzenden Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren kaum noch durch ihre Schwärze von den heftig entzündeten Lidern zu trennen. Ein unsauberer Zeugstreifen, unter dem vereinzelte weiße Haarsträhnen verwirrt hervorquollen, umgab ihr Haupt, während eine zerlumpte Decke ihren übrigen Körper, der auf dem dürftigen Heidekrautlager lang ausgestreckt ruhte, verhüllte. Nur ihre bis über die Ellenbogen hinaus entblößten Arme waren noch sichtbar. Diese bestanden aus dürren Knochen und schlaffen Sehnen, auf denen die gelbe, saftlose Haut festgetrocknet war. Die langen knöchernen Finger erinnerten lebhaft an die fleischlosen Krallen eines Geiers.

„Sonny, wie bist du schön geworden," brach die Sterbende nach einigen Minuten das Schweigen: „Deine Augen sind blau wie der Frühlingshimmel, deine Haare blond wie Sonnenschein. Sonny, wie bist du schön, viel zu schön für das Moor, und darum will ich einen großen Herrn aus dir machen."

MacLeary strich mit einer ungeduldigen Bewegung die starken, gelbblonden Locken zurück und runzelte unwillkürlich die Stirn, unter der zwei allerdings blaue, jedoch unfreundliche Augen mit unstetem, lauerndem und nichts weniger, als Vertrauen erweckendem Ausdruck hervorblitzten. Einige Sekunden betrachtete er Dougal, einen breitschulterigen, rothaarigen Schotten, mit unverkennbarer Abneigung, ein kürzerer Blick streifte die verschlafen ins Feuer stierende schottische Magd, und dann wendete er sich wieder der schwer röchelnden Sterbenden zu.

„Mutter Carry," hob er an, mit sehr wenig Rücksicht seine Hand von dem krampfhaften Griffe der alten Frau befreiend, „glaubt Ihr wirklich, daß Eure letzte Stunde gekommen ist?"

„Sie ist gekommen, Sonny, sie war schon gestern gekommen, allein ich durfte nicht sterben, weil ich dir vorher noch ein Geheimnis mitzuteilen hatte."

„Dougal sagte mir davon," bemerkte MacLeary ruhig.

„Fürchte nichts, Sonny," fuhr diese darauf fort, und ihre Blicke hefteten sich flüchtig auf den alten Pferdedieb, der ebenfalls Neigung verriet, einzuschlafen, und sein von einem ergrauten Bart umhülltes Kinn schwer auf seine Fäuste und emporgezogenen Knie stützte, „ja, Sonny, ich

sagte ihm, ich habe ein Geheimnis für dich, um ihn zur Eile zu treiben — denn dies ist meine letzte Nacht — doch kennt er es ebensowenig, wie du — er darf es auch nicht kennen, oder es geht für dich verloren."

„Wollt Ihr hier im Beisein Dougals sprechen?" fragte MacLeary mit unterdrückter Stimme.

„Dougal schläft," flüsterte Carry, und ein schwacher Blitz leuchtete aus ihren trüben Augen zu dem bald lang und tief atmenden Hochländer hinüber, „aber du hast recht, Sonny, er mag sich schlafend stellen, um uns zu betrügen — könnten wir ihn nur fortschicken — doch das geht nicht, und ich habe keine Minute Zeit zu verlieren, wenn ich fertig werden will. Meine Füße sind schon kalt und starr wie Eis, ich fühle, wie die Kälte allmählich höher steigt. Wenn sie's Herz berührt, bin ich tot. Also schnell, Sonny, neige dich zu mir nieder, bringe dein Ohr an meinen Mund und laß deine Augen auf Dougal ruhen. Dougal hat mir zwar manches schöne Stück Fleisch gebracht, seit du nicht mehr für mich sorgtest, allein ich traue ihm nicht."

MacLeary leistete der Aufforderung der Greisin Folge. Er streckte sich auf die Erde hin, und indem er sich auf die Ellenbogen stützte, behielt er ebenso wohl Dougal im Auge, wie er die von der Sterbenden an ihn gerichteten Worte zu verstehen vermochte.

Zweites Kapitel.

Der Urgroßmutter letzte Stunde.

Die alte Frau hatte die Augen geschlossen; offenbar sammelte sie ihre Gedanken. Das Feuer brannte niedriger; weder Dougal noch Janet machten eine Bewegung, es wieder zu schüren. Beide schliefen anscheinend fest.

„Sonny, hörst du mich?" fragte die Greisin, ohne die Augen zu öffnen.

„Ich höre," antwortete MacLeary leise.

„Gut, Sonny," fuhr Carry fort, „bevor ich beginne, lege deine Hand gerade neben meinem Kopfe auf die Wand."

MacLeary kehrte sich halb um und tat, wie ihm geheißen war.

„Was fühlst du unter deiner Hand?“ fragte Carry gleich darauf.

„Nichts, als einen glatten Stein, der in die Lehmwand eingemauert ist,“ antwortete MacLeary enttäuscht, denn er glaubte, die alte Frau habe bereits unter dem störenden Einfluß von Fieberphantasien gesprochen.

„Gut, Sonny, einen großen, runden, glatten Stein,“ wiederholte Carry bekräftigend, „aber er ist nicht eingemauert, Sonny, sondern er haftet lose in einer Öffnung die ich vor mehr als zwanzig Jahren in die Wand kratzte — doch schnell, lege deine Hand unterhalb des untern Randes des Steines, und du wirst einen Knoten entdecken — hast du ihn?“

„Ich habe ihn,“ versetzte MacLeary in wachsender Aufregung, denn es schien ihm jetzt wirklich, daß er die Enthüllung eines wenigstens nicht unwichtigen Geheimnisses zu gewärtigen habe.

— „’s ist gut, Sonny, merke genau auf — mache den Knoten von Torf frei und ziehe an den Strickenden, die du finden wirst — aber vorsichtig,“ fügte sie hastig hinzu, als sie fühlte, daß der junge Mann ihre Anordnungen ebenso schnell ausführte, wie sie sie aussprach.

Auf diese Warnung schob MacLeary auch die andere Hand nach der Wand hinüber, und indem er behutsam an den Strickenden zog, löste sich rings um den Stein der als Mörtel benutzte und festgetrocknete Torf und fiel neben Carry auf das Heidekraut.

Die Anstrengung, die es darauf kostete, den frei gewordenen Stein aus der Öffnung zu entfernen, zwang MacLeary, sind ganz nach der Wand umzuwenden; er konnte daher nicht bemerken, daß Dougals buschiges Haupt sich leise hob und zwei funkelnde Augen seinen Bewegungen mit dem Ausdrucke einer wilden Schadenfreude folgten. Als er sich dann, nachdem er den Stein vorsichtig niedergelegt, in seine vorige Lage zurückbegab, da schien

der schlaue Hochländer wieder so fest zu schlafen, als hätte es der Posaunen des jüngsten Gerichts bedurft, ihn aus seinem Schlummer aufzustören.

„Die Öffnung ist frei," flüsterte MacLeary, sich zu der alten Frau niederneigend und zugleich ihre Schulter leicht berührend.

„Ich weiß es," entgegnete Carry, „du hast deine Sache gut gemacht; fahre mit der Hand in die Öffnung und nimm an dich, was du findest."

„Ein Säckchen mit Geld," sagte MacLeary, vor Überraschung seiner Bewegung kaum mächtig.

„'s ist nur wenig, obwohl ich zwanzig Jahre daran gespart habe," lispelte die Sterbende matt; „ich schenke es dir, so lange ich mich noch deine Eltermutter nennen darf; später würdest du es vielleicht nicht mehr von mir annehmen —"

„Ihr redet irre, Mutter Carry," unterbrach MacLeary die Greisin, „sammelt Eure Gedanken, damit ich genau erfahre, was Ihr mir mitzuteilen wünscht."

„Ich rede nicht irre, Sonny," versetzte Carry, indem sie ihre dürre Hand mit einer Gebärde der Ungeduld erhob, „laß mich aussprechen, und du wirst sehen, daß ich recht habe; doch um das Geld handelt es sich nicht, sondern um ein Papier, das bei dem Gelde in dem Beutel verborgen ist — forsche jetzt nicht darnach," schaltete sie dringend ein, als sie bemerkte, daß MacLeary Miene machte, das Säckchen zu öffnen, „nein, jetzt nicht, es würde zu viel Zeit rauben. Sei zufrieden, wenn ich dir sage, das Papier ist noch da, und neige dein Ohr näher an meine Lippen, damit dir kein Laut entgehe — so — so ist's recht, und nun merke auf. Du weißt, wer dein Vater war?"

„Er starb, als ich noch nicht zu denken vermochte, und meine Mutter folgte ihm bald nach."

„Woran starb dein Vater?"

„Die Leute sagen, er sei erschossen worden, als er in eines vornehmen Mannes Park jagte."

„Woran starb dein Großvater?"

„Laßt doch die alten Geschichten ruhen, Mutter Carry, geschehene Dinge lassen sich nicht ändern."

„Ich frage dich, woran starb dein Großvater, der mein einziger Sohn war? Antworte mir, es ist notwendig, daß du dich der alten Geschichten erinnerst," sprach die Greisin dringender.

„Ich habe meinen Großvater nicht gekannt," antwortete MacLeary fast heftig, „er soll wegen Viehdiebstahls gehangen worden sein."

„Ja, sie haben ihn gehangen, weil er für seine Mutter, deren Eingeweide der Hunger zernagte, Fleisch herbeischaffte und sein Weib und Kind nicht darben sehen konnte. Auch sein Vater, mein angetrauter Gatte, war frühzeitig gestorben. Sie hatten ihn hingerichtet, weil er auf dem Jahrmarkte einem reichen Pächter, der ihn mißhandelte, das Dirkmesser in den Leib stieß. Ja, alle MacLearys sind eines gewaltsamen Todes gestorben, und von allen, die seit hundert Jahren geboren wurden, leben nur du und ich und meines Mannes Bruder, der lange Rob."

„Der Sackpfeifer? Es ist nicht möglich, er müßte ja über hundert Jahre alt sein — nein, nein, Mutter Carry, besinnt Euch —"

„Schweige und höre, Sonny," schnitt die Greisin des jungen Mannes Rede ab, „denn noch bin ich deine Ältermutter — ich wiederhole dir also, der Sackpfeifer lebt und ist über hundert Jahre alt; er lebt weit fort auf der anderen Seite des großen Meeres, da, wohin sie ziehen, um reich zu werden. Er zog fort vor mehr als zwanzig Jahren, als du noch nicht lange zum ersten Male deine blauen Augen auf deine Mutter gerichtet hattest. Er zog fort, weil er nicht Zeuge deines Endes sein wollte, denn er ist ein bevorzugter Mann und kann in der Zukunft lesen. Er sagte, wie alle anderen MacLearys würdest auch du eines gewaltsamen Todes sterben; er wolle nicht Zeuge deines Todes sein."

MacLeary, obwohl nicht abergläubisch, schauderte innerlich, doch wagte er keine Einsprache zu erheben, aus Furcht,

daß Mutter Carry mit ihren Enthüllungen nicht zu Ende kommen würde. Diese aber, nachdem sie ein erstickendes Röcheln niedergekämpft hatte, fuhr fort:

„Du siehst also, Sonny, daß du keine Ursache hast, auf eine Verwandtschaft stolz zu sein, die gehängt und erschossen wurde, obschon es so brave Burschen waren, wie nur jemals einer eine Elle Tartan auf den Schultern trug. Auch du würdest deinem Geschick, das der lange Rob vorhersagte, nicht entrinnen, wenn" —

„Wenn?" fragte MacLeary emporfahrend, als die Greisin schwieg.

„Wenn du ein MacLeary wärest" —

„Ich kein MacLeary?" fragte dieser wiederum mit Heftigkeit, und eine fieberhafte, das Maß der Vorsicht überschreitende Spannung bemächtigte sich seiner.

„Ruhig, Sonny, ruhig, oder du weckst Dougal," ermahnte die Alte, worauf sie, nachdem MacLeary einen argwöhnischen Blick auf den regungslosen Hochländer geworfen, wieder in ihren erzählenden Ton verfiel:

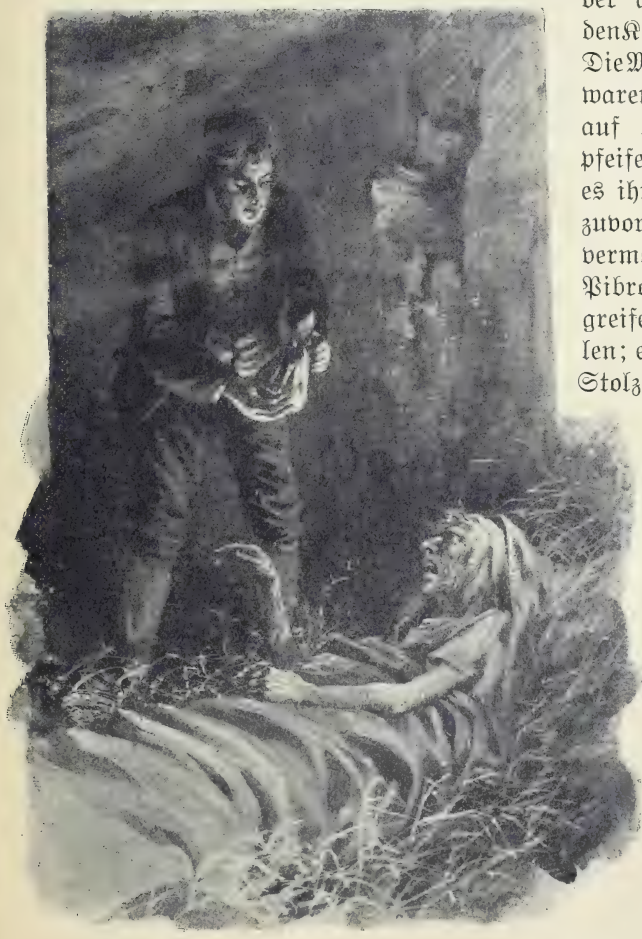
„Wärest du ein MacLeary, hätte Robs Prophezeiung sich wohl schon längst an dir erfüllt. Der letzte MacLeary aber starb, als er noch in den Windeln lag; er starb, wie Rob vorher gesagt, eines gewaltsamen Todes; er ertrank zusammen mit der Frau, der er zur Pflege übergeben worden war, gerade als sie ihn mir bringen wollte."

„Kein MacLeary," wiederholte der junge Mann wie im Traume; dann sich ermannend, fragte er kurz: „Wer, zum Teufel, bin ich denn?"

„Wirst's gleich hören, Sonny; nur noch etwas Geduld. Es geht so langsam, weil ich nichts vergessen will, und was in den nächsten zwei Stunden nicht über meine Lippen kommt, erfährst du nie."

Bei dieser ernsten Mahnung erzwang MacLeary eine äußerlich ruhige Haltung, und Mutter Carry erzählte weiter:

„Vor dreiundzwanzig Jahren lebte auf jener Seite der Berge ein junger Laird mit seiner jungen Frau. MacIvor hieß er. Er war der letzte Sprosse eines alten Geschlechtes, dessen Klan einst hundert bewaffnete Hochlandkrieger ins Feld stellte. Auch die Learys waren ihm untertan, und seit undenklichen Zeiten spielte ein MacLeary ihnen bei den Gastmählern in der Halle und an der Spitze der ausrückenden Krieger auf. Die MacLearys waren Meister auf der Sackpfeife; keiner tat es ihnen darin zuvor, keiner vermochte den Pibroch so ergreifend zu spielen; es war ihr Stolz, den Ivors zu dienen. Die Zeiten haben sich geändert; meine armen Augen mußten sehen, daß der letzte MacIvor durch Prozesse um seine Ländereien ge-



bracht wurde. Schlechtes Haferbrot und Hammelfleisch standen auf seiner Tafel, die einst unter der Last von saftigem Wildbret und teuren Weinen zusammenzubrechen drohte. Es war ihm nichts geblieben, als die alte Halle, und auch aus dieser hätten sie ihn vertrieben, wäre er nicht zu dem Entschluß gelangt, seine letzte bewegliche Habe in klingendes Geld zu verwandeln und mit diesem die Heimat seiner Väter zu verlassen. Sein Ziel war Amerika; er wollte dahin gehen, sagte er, wo die Arbeit nicht schändet, und arbeiten mußte er, um seinen Kindern Gelegenheit zu verschaffen, sich wieder zu Herren des Stammsitzes ihrer Vorfahren zu machen. Er besaß damals erst einen Sohn, doch war die Hoffnung vorhanden, daß seine Familie nach Ablauf einiger Monate um ein neues Mitglied vermehrt werden würde. Meines Mannes Bruder, bereits achtzig Jahre alt, wollte sich von seinem jungen Gebieter nicht trennen. Der Tod deines Vaters, der kurz vorher sein Herz mit Trauer erfüllte, und das Hinscheiden von dessen Gattin hatten ihn in seinem Entschluß bestärkt. Der letzte MacLeary lag als hilfloses Kind vor ihm, bestimmt, keines natürlichen Todes zu sterben, und so gab es denn nichts mehr, das ihn an seine verödete Heimat gefesselt hätte; und ich? Was fragt ein Mann nach der Frau seines Bruders? Er machte sich daher reisefertig, und schon wenige Tage, nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, befand er sich mit MacIvor, dessen Gattin und deren etwa anderthalbjährigem Sohne auf dem Wege nach Perth, wo sie auf einem in den nächsten Tagen nach Amerika segelnden Schiffe Plätze für sich ausbedungen hatten."

Hier stockte die Greisin, als ob die mit eigentümlicher Hast vorgebrachte Erzählung ihre letzte Lebenskraft erschöpft habe. Sie lag da, wie eine Leiche.

Der junge Mann starrte auf die in dem Dämmerlicht undeutlich erkennbaren hageren Züge hin. Nur noch ganz leise und kaum wahrnehmbar entwand sich der Atem den eingesunkenen Lippen.

„Mutter Carry, Mutter Carry," flüsterte er ängstlich,

„ermuntert Euch, sterbt nicht, bevor Ihr mir alles offenbart habt."

„Da ereignete sich etwas, was niemand hatte ahnen können und was die gefaßten Pläne gänzlich zu zertrümmern drohte," begann die Greisin, als hätte sie die kurze Unterbrechung gar nicht gemerkt; „der kleine MacIvor erkrankte schwer, so daß ein herbeigerufener Arzt erklärte, jede Fortsetzung der Reise hieße das Kind töten. Die Mutter war in Verzweiflung, der Vater verwünschte das ihn verfolgende Geschick, mein Schwager Rob tröstete nach Kräften, doch was half es? Eine Änderung wurde dadurch nicht bewirkt. Das Geld für die Reise war bezahlt, das Schiff sollte absegeln, und so viel besaß MacIvor nicht mehr, daß er die Fahrt mit einer anderen Gelegenheit hätte machen können. Hinter ihm der Bettelstab, vor ihm ein reiches Land, blieb ihm keine andere Wahl, als das kranke Kind zurückzulassen. Wohl sträubte sich seine Gattin mit aller Macht gegen eine solche Zumutung, doch sie mußte sich fügen. Man setzte ihr auseinander, daß sie ihre Niederkunft nicht auf dieser Seite des Ozeans abwarten dürfe, wenn nicht die letzten Geldmittel aufgezehrt werden sollten, wodurch sie alle in das gräßlichste Elend geraten wären; und dennoch würde sie nie ihre Zustimmung gegeben haben, hätten nicht noch zwei andere Personen auf sie eingewirkt. Die eine dieser Personen war ihre Schwester, ihre einzige noch lebende Anverwandte, die, älter als sie selbst, in Perth in stiller Zurückgezogenheit mit einem geringen, ihr auf Lebenszeit ausgesetzten Legat sich kümmerlich genug durchhalf. Diese nun versprach, das Kind an sich zu nehmen, es zu pflegen und nach Jahresfrist, wenn die Verhältnisse sich günstiger gestaltet haben würden, mit ihm den vorangegangenen Eltern nachzureisen. Es war dies ein gutes Wort, allein den eigentlichen Ausschlag gab erst mein Schwager Rob, der mit unumstößlichen Schwüren beteuerte, daß nicht nur die Mutter ihr Kind, sondern auch er selbst den jungen Erben des Namens MacIvor wiedersehen würde.

„Die Gattin des Lairds war eine verständige Frau; sie kannte den langen Rob, sie hatte Beweise seiner hohen Sehergabe erlebt und vertraute ihm.

„Nachdem das Kind sicher untergebracht worden war, schifften MacIvor, dessen Gattin und mein Schwager sich ein, und sie erreichten auch glücklich ihr Ziel, wie ich später erfuhr."

Wiederum verfiel die Greisin zu Mac Learys Schrecken in einen ohnmachtähnlichen Zustand, und erst nach längerer Zeit und nachdem der junge Mann ihr in seiner Verzweiflung die Schläfen heftig gerieben hatte, gelangte sie wieder so weit, daß sie fortfahren konnte.

„Sonny" hob sie an, „ich nenne dich noch Sonny, obwohl ich kein Recht dazu habe — hast viel Unglück gehabt, denn ein Unstern hat über MacIvors Halle gewaltet, ein böser, böser Unstern. Der armen Schwester deiner Mutter, die dich in deiner ersten Jugend pflegte, ist es nicht vergönnt gewesen, dich selbst in die Arme deiner Mutter zu legen. Ein halbes Jahr war noch nicht seit der Abreise deines Vaters verstrichen, da erkrankte die gute Seele schwer. Sie ließ mich zu sich rufen, weil sie wußte, daß ich die einzige war, die sich, außer ihr, um das Geschick der Ivors bekümmerte. Ich ging damals, trotz meiner siebzig und einiger Jahre, noch so leicht über das Moor, wie du heute, und drei Tage, nachdem mir die Nachricht zugegangen, befand ich mich an dem Krankenbett der guten Lady, aber auch nur, um dich, zusammen mit ihrem letzten Willen, in Empfang zu nehmen. Sie gab mir auch einen Brief, den einzigen, den sie bis dahin von MacIvor erhalten hatte; dann trug sie mir auf, da ich selbst nicht schreiben konnte, eine sichere Person zu bitten, deinen Eltern ihren Tod anzuzeigen und sie zugleich aufzufordern, dich auf die eine oder andere Art zu sich herüberkommen zu lassen.

„Ich versprach alles. Nur noch bis zu ihrem schon am anderen Tage erfolgenden Tode blieb ich bei ihr. Dann nahm ich dich, ferner das Geld, das die Schwester deiner

Mutter mir eingehändigt hatte, auch noch andere Dinge, die ich fortbringen konnte und als dein Eigentum betrachtete, vor allem aber den Brief, in dem die genaue Adresse deiner Eltern verzeichnet stehen sollte, und begab mich damit aufs Moor hinaus.

„Meinen Enkel, den letzten MacLeary, hatten sie ein Jahr früher erschossen, weil sie ihm den lumpigen Rehbock nicht gönnten; seine Frau war aus Gram, vielleicht mehr noch vor Hunger gestorben, und ihr einziges Kind gehörte mir bereits an. Schon in den Siebzigen, war ich nicht mehr dazu geschaffen, Kinder zu pflegen, die noch nicht auf ihren eigenen Füßen stehen konnten. Es fehlte mir ja auch hier auf dem Moor am Notwendigsten, wenn ich mich wirklich dazu hätte bequemen wollen, den Sohn meines Enkels zu mir zu nehmen. Ich hatte daher das Kind an Dougals Schwester, eine kinderlose Witwe, gegeben, von der ich wußte, daß sie es nicht verhungern lassen würde. Sie wohnte auf jener Seite des Moors in einem kleinen Garten und hatte ihr notdürftiges Auskommen. Da ich selbst nichts besaß, wovon ich ihr hätte mitteilen können, so pflegte sie den Knaben umsonst; sie verlangte nur, daß er bei ihr bleiben und später für sie arbeiten solle.

„Als ich mit dir auf den Armen und einem schweren Sack auf dem Rücken Perth verließ, dachte ich an die Pflegerin meines Enkelkindes und beschloß, dich ebenfalls bei ihr unterzubringen. Ich ging indessen nicht gleich zu ihr, sondern wanderte zuerst nach Hause, um die Sachen, die mir durch dich zugefallen waren, sicher zu verbergen. Wäre ich mit Geld und wertvollen Gegenständen zu ihr gekommen, hätte sie einen Preis für deine Pflege gestellt, den zu bezahlen mir schwer geworden wäre, und ich wollte doch etwas für meine alten Tage erübrigen. Daß ich das heimlich ersparte Geld nicht anzugreifen brauchte, habe ich Dougal zu verdanken, der sich in späteren Jahren zu mir fand und mich mit Fleisch und sonstigen Lebensmitteln versorgte; wofür ich ihm die freie Mitbenutzung der Hütte gestattete. Hihihi! konnte ihm ein nur ärmliches Unterkom-

men bieten, aber er wußte es zu schätzen, hätten ihn zehnmal für seine Räubereien gehangen, wäre die Hütte im Moor nicht gewesen. — Hu, wie die eisige Kälte meinen Körper durchrieselt — 's geht rascher, als ich dachte — lege dein Ohr dicht an meine Lippen, Sonny, daß ich mich nicht zu sehr anzustrengen brauche — denn ich sage dir, jede Minute meines Lebens ist Berge Goldes für dich wert — Sonny, mein Gedächtnis schwindet — wo war ich stehen geblieben?"

„Ihr wolltet mich, den Sohn MacIvors, Dougals Schwester übergeben," versetzte MacLeary hastig.

„Gut, gut, Sonny, und sie nahm dich auch; sie nahm dich und versprach, dich gut zu halten, denn sie rechnete darauf, daß deine Eltern sie dermaleinst reich belohnen würden; auch mein eigenes Enkelkind sollte es dafür besser bei ihr haben.

„Ich selbst kehrte hierher zurück und lebte nach alter, gewohnter Weise. Ich ging hierhin und dorthin, und überall unterstützte man die alte Frau; ich brauchte daher mein Geld nicht anzurühren — es wurde sogar noch mehr, durch den Verkauf der Sachen, die ich von Perth mitgenommen hatte — ich mußte aber vorsichtig dabei zu Werke gehen, um nicht den Verdacht des Diebstahls auf mich zu laden. Ja, ich verkaufte alles und löste eine schöne Summe dafür — denn es waren einige goldene Ringe dabei. Nur ein Halsband behielt ich zurück, ein Halsband mit goldenem Schlößchen, und auf dem Schlößchen deines Vaters Wappen. Deine Mutter hatte es dir umgelegt, als sie von dir schied — es steckt ebenfalls in dem Beutel — du kannst es gebrauchen, um dich auszuweisen" —

„Gibt es sonst nichts, um meine Geburt festzustellen?" fragte MacLeary mit bebender Stimme.

„Nur noch den Brief und ein braunes Mal auf der rechten Seite deines Halses," antwortete die Greisin mit einem seltsamen, unheimlichen Lächeln, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Weiter, weiter, Mutter Carry," drängte MacLeary, der beständig in der Furcht schwebte, daß die trockenen, zitternden Lippen sich auf ewig schließen würden.

„Ja, weiter," wiederholte die Sterbende, wie im Traum, „denn meine Zeit ist bald abgelaufen — es war eine finstere Regennacht — ein halbes Jahr mochtest du dich bei deiner Pflegerin befunden haben, da erkrankte dein Gefährte, mein Enkelkind, so daß Witwe Mary, wie die Leute sie nannten, glaubte, er würde den Morgen nicht mehr erleben. Sie wollte die Verantwortlichkeit seines Todes nicht auf sich laden, und weil sie dachte, daß ich Heilmittel besäße, dem Kinde die Gesundheit wiederzugeben, machte sie sich noch in derselben Nacht auf den Weg übers Moor, um mir den Knaben zu bringen — dich hatte sie vorher zu einem Nachbarn hinübergetragen.

„Die Nacht verstrich, doch bei mir traf niemand ein, weder Witwe Mary, noch mein Enkelkind — sie waren verschwunden und blieben es auch, bis man, ihnen nachspürend, den Leichnam der Frau in einem morastigen Torfgraben entdeckte — die Leiche des Kindes dagegen fand man nicht mehr, sie war zu tief gesunken — ich suchte auch nicht lange darnach, wußte ich doch, daß Robs Prophezeiung sich erfüllt hatte — und dort unten im schwarzen Moraſt schläft der arme Wurm ebenso sanft, wie in trockener Erde. Die eine Weissagung hatte sich erfüllt, also muß auch die andere zur Wahrheit werden; du wirst deine Eltern und den alten Sackpfeifer wiedersehen.

„Bis zum Tode meines Enkelkindes hatte ich das Versprechen, das ich der Schwester deiner Mutter gab, immer noch nicht ausgeführt. Vergessen hatte ich es nicht; aber ich wußte nicht, an wen ich mich wegen des Schreibens wenden sollte, und dann fürchtete ich auch, die Sachen, die ich mit fortgenommen hatte, oder das Geld dafür zu verlieren. Nun aber glaubte ich, nicht länger zögern zu dürfen — doch erst nachdem ich dich bei mir in dieser Hütte sicher untergebracht hatte, machte ich Ernst. Der Tod meines Enkelkindes, des letzten MacLeary, war mir sehr zu

Herzen gegangen. Ich hatte darauf gerechnet, daß er lange genug leben würde, um mich im hohen Alter nicht verhungern zu lassen — nachher konnte ja noch immer Robs Weissagung und zwar mehr, als zu früh, zur Wahrheit werden. Es war tot und ich mußte auf andere Mittel sinnen, mich vor dem allerschrecklichsten Ende zu bewahren. Nach einigem Grübeln gelangte ich zu dem Entschluß, dich als den jüngsten MacLeary zu bezeichnen, mein gestorbenes Enkelkind dagegen für den Sohn MacIvors auszugeben. Ich war auf diese Weise nicht allein und brauchte meine letzten Tage nicht zu fürchten; ich wußte, daß du mich unterstützen würdest, was du auch redlich getan hast.

„Als ich diesen Plan erst gefaßt hatte, wurde es mir nicht schwer, jemand zu finden, der in meinem Namen an deine Eltern schrieb und ihnen deinen Tod anzeigte — den Tod der Schwester deiner Mutter hatten sie, glaube ich, schon auf anderem Wege erfahren, denn ich weiß, daß man bereits Nachforschungen nach dir angestellt hatte, die indessen, mit wenig Ernst betrieben, von keinem Erfolg begleitet waren. Nur mit genauer Not vermochte der Schreiber des Briefes, ein alter Schullehrer — er ist ebenfalls längst hinübergegangen — den Wohnsitz deiner Eltern aus dem Schreiben, das die Schwester deiner Mutter von dieser oder deinem Vater erhielt, herauszufinden. Ich hatte nämlich den Brief mit dir zugleich der Witwe Mary übergeben, sie versichernd, daß dies das Einzige sei, was ich aus dem Nachlaß deiner verstorbenen Tante an mich genommen habe. Als ich dich später nach dem Tode deiner Pflegerin abholte und nach dem Brief suchte, fand ich nur die Hälfte davon noch vor. Die Elende hatte den Brief zerrissen und kaum so viel davon übrig gelassen, wie dazu gehörte, die Adresse deiner Eltern zusammenzustellen. Der Rest dieses Briefes befindet sich in dem Beutel in deinen Händen; wenn es dem alten Manne damals gelang, wird es dir mit deinen jüngeren Augen jetzt noch leichter gelingen, die Lage des Wohnsitzes deiner Eltern zu entziffern. Und richtig muß die Aufschrift des an deinen Vater

gerichteten Briefes gewesen sein, oder er hätte weitere Nachforschungen nach dir angestellt, wäre auch wohl selbst gekommen, um dich abzuholen. — Über dein Ende nicht länger im Ungewissen, gab es natürlich nichts mehr für ihn, was ihn an seine alte Heimat gefesselt hätte; er vergaß das Land seiner Geburt, wie es hier schwerlich noch jemand gibt, der sich der früheren Besitzer von MacIvors-Hall erinnert."

„Ihr habt mich also um meine Jugendzeit schändlich betrogen," versetzte der junge Mann, sein durch die innere Aufregung entstelltes Gesicht voll auf die Sterbende richtend; doch änderte er schnell seinen Ton, als er eine krampfhafte Erschütterung der hinfälligen Gestalt bemerkte. Er fürchtete, den nur noch matt glimmenden Lebensfunken durch heftiges Auftreten vollends zu töten, bevor er alles vernommen, was die Greisin auf dem Herzen hatte. „Laßt es indessen gut sein, Mutter Carry," fuhr er mit milderem Ausdruck fort, und seine Blicke streiften abermals Dougal und Janet, die auf die Seite gesunken waren und laut schnarchten, „ich vergebe Euch, nur sagt mir alles, was Ihr ursprünglich mir mitzuteilen wünschtet."

„Ja, Sonny," lispelte die Greisin, „ich habe dich auch lieb gehabt; ich sah in dir nur mein Enkelkind, einen MacLeary, dem das von dem Sackpfeifer verkündete Geschick nicht mehr drohte. Du warst aber auch ein treuer, anstelliger Bursche, und noch keine zehn Jahre warst du alt, da brachtest du mir den ersten Hahn, um eine Suppe daraus zu kochen — hihihi, das waren schöne Zeiten — später gingst du nach der Stadt und wurdest ein Gentleman, aber auch da hast du die alte Carry nicht vergessen, und manchen goldenen Schilling hast du ihr zugewendet von deinem schönen Verdienst."

Bei der letzten Bemerkung flog es wie ein teuflischer Hohn über des jungen Mannes Züge; seine Zähne rieben sich hörbar aufeinander, und krampfhaft krallten sich seine Finger in den gefüllten Beutel. Er drängte indessen einen

Ausbruch seiner Gefühle mit Gewalt zurück, und Mutter Carry erzählte in abgebrochenen Sätzen weiter:

„Über einundzwanzig Jahre bist du ein MacLeary gewesen; als ein MacLeary tratst du unter dieses Dach, und als Fortesquieu MacIvor verläßt du es wieder. Hättest du meiner Aufforderung nicht Folge geleistet, wärest du bis an dein Lebensende Rob MacLeary geblieben. Jetzt, da ich sterbe, gebrauche ich keine Hilfe mehr; das Geheimnis mit hinüberzunehmen, bringt mir keinen Gewinn, dir aber Nachteil. Ich sage dir daher, gehe hin und suche deine Eltern und den alten Hochlandpfeifer, damit die Prophezeihung sich erfülle. Du wirst sie finden; denn meines Mannes Bruder hat es gesagt, und er erwartet dich."

„Der tote Pfeifer erwartet mich?" fragte MacLeary mit unheimlichem Ausdruck zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hindurch.

„Er ist nicht tot, Sonny, nein, er lebt," lispelte Mutter Carry unter schweren Anstrengungen, „ich sehe ihn deutlich — mit seiner Sackpfeife unter dem Arm; ich sehe ihn in seinem Kilt von rot und grün gewürfeltem Tartan, den Eulenflügel auf der Mütze — hundert Jahre alt — und noch immer ein stattlicher Mann — wie er den Plaid um seine Schultern geschlungen hat, so stolz und so kühn — seine Wangen sind weit ausgedehnt — er bläst — hihihi! Wie seine Finger tanzen — horch — den Pibroch spielt er —"

Bei diesen letzten Worten neigte Mutter Carry ihr Haupt etwas zur Seite, die Stimme versagte ihr, ihr Atem stockte, und langsam glitten die Lider von den gebrochenen Augen zurück.

MacLeary hielt sie für tot. Starr blickte er auf das geisterhafte Antlitz, dessen Umrisse bis zur Unkenntlichkeit in dem raucherfüllten Dämmerlicht ineinander verschwammen. In seinem Kopfe schwirrte es; ein Gedanke jagte den anderen, ohne daß er sie auf längere Zeit festzubannen vermocht hätte. „Fortesquieu MacIvor" vibrierte es fort in seinem Innern nach, „Fortesquieu MacIvor, der Ab-

kömmling eines alten, edlen Stammes, und ein" — schaudernd suchte er seinen Geist mit anderen Dingen zu beschäftigen.

Er spähte besorgt zu Dougal hinüber. Der alte Räuber lag zusammengekrümmt, ähnlich dem neben ihm ruhenden Schäferhunde, vor dem Gluthaufen, und wie diese beiden, schnarchte auch Janet, die stumpfsinnige Magd.

„Es muß wahr sein, es kann nicht anders sein," sprach er leise vor sich hin, — „nur noch eine halbe Stunde hätte sie die Besinnung behalten müssen, — ich wollte noch so manche Frage an sie richten."

„Frage," flüsterten die eingefallenen Lippen Carrys, als MacLeary eben im Begriff war, sich zu erheben und zu der Prüfung des in seinen Händen befindlichen Beutels zu schreiten.

Entsetzt fuhr MacLeary zurück. Es war ihm, als hätte er eine Stimme aus dem Jenseits vernommen. Keine Sehne, kein Glied des lang ausgestreckten Körpers rührte sich; die Augen waren gebrochen, und dennoch mußte Leben in der erkaltenden irdischen Hülle wohnen. Der Eindruck, den diese Entdeckung auf ihn ausübte, war, trotzdem er eben erst das Leben zurückgewünscht hatte, ein so gewaltiger, daß er seine Gedanken ordnen mußte, um wirklich eine Frage an die im Verscheiden liegende Greisin zu richten.

„Mutter Carry," sagte er endlich langsam und mit Nachdruck, „ich werde meine Eltern aufsuchen, und müßte ich die ganze Welt nach ihnen durchforschen. Werden ihnen aber die Beweise, die ich vorlegen kann, genügen? Werden sie mich anerkennen, mich, den Genossen — von — von — geringen Leuten?"

„Ich höre noch immer den Pibroch," lispelte es zwischen den kaum noch bewegungsfähigen Lippen hervor, „Sonny, ich sehe ihn, den Pfeifer — da steht er — er winkt — er wird deinen Eltern sagen, wer du bist — daß er sich nicht täuschte — tief im Schlamme des Moors liegt ein

kleines Gerippe — es kann nicht sprechen — Sonny, Fortesquieu Mac —"

MacLeary, der seine volle überlegende Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte und alles mit scharfer Berechnung vom Standpunkte der Wirklichkeit aus betrachtete, zuckte ungeduldig und mit wegwerfender Gebärde die Achseln. Der Bann, in dem ihn die alte Frau durch ihre unerwarteten Enthüllungen so lange gehalten hatte, war gebrochen. Er dachte nur noch an die glänzende Zukunft, die sich ihm möglicherweise in nächster Zeit eröffnete. An die Eltern, die, wenn sie noch lebten, mit Tränen der Freude den wiedergefundenen, längst tot geglaubten Sohn begrüßen, an die unbekannten Geschwister, die ihn mit Entzücken als Bruder in ihren Kreis aufnehmen würden, dachte er nicht. Sein Herz, das noch nie sanften Regungen zugänglich gewesen war, blieb auch hier kalt. Zu lange hatte er sich von blindem, nur auf den eigenen Vorteil bedachten und nicht immer zu rechtlichen und ehrenhaften Mitteln greifenden Egoismus leiten lassen; zu lange ein Leben geführt, das offenkundig darzulegen er allen Grund hatte zu scheuen.

„Sonny, ich hab's gut mit dir gemeint," lispelte die Sterbende noch einmal zu MacLearys Entsetzen, der das Leben längst entflohen glaubte, „wenn du's nur wüßtest — geh' fort von hier als MacLeary — bleibe MacLeary — bis Rob dir sagt — du sollest deinen wahren Namen führen — der letzte Hochlandpfeifer — hundert Jahre alt — er sieht hell — und was er vorhergesagt hat — soll sich erfüllen — bei beiden Kindern — MacLeary starb — unnatürlichen Todes — Fortesquieu MacIvor lebt — der Wind weht übers schwarze Moor — und spielt — mit Geistern —"

Ein tiefer Seufzer folgte diesen bereits im bewußtlosen Zustande gesprochenen Worten, die Lippen öffneten sich weit, das spitze Kinn sank tief herab, ein kurzes Zittern erschütterte noch einmal die ganze Gestalt, dann war Mutter Carry eine Leiche.

Als MacLeary sich von ihrem Tode überzeugt hatte, richtete er sich empor.

„Wenn sie im Delirium gesprochen hätte," murmelte er, plötzlich erschreckt zusammenfahrend, und dann öffnete er mit zitternden Händen das Säckchen, das die Beweise seiner Abkunft enthalten sollte. Den Inhalt auszuschütten wagte er nicht, er fürchtete, Dougal durch das Klingen des Geldes zu wecken, in welchem Falle das Schlimmste von dem alten Räuber zu besorgen war. Vorsichtig schob er daher die Hand in den Beutel, und nachdem er eine Weile in ihm herumgewühlt hatte, zog er ein kleines Päckchen hervor. Es war mit einer dicken Hanfschnur umwunden, deren beide Enden durch ein metallenes Schlößchen zusammengehalten wurden.

„Das Halsband," sagte er, wie erleichtert aufseufzend, denn nach diesem ersten Beweise bezweifelte er nicht länger, daß auch die übrigen Angaben Carrys begründet seien.

Die geringe Leuchtkraft des Feuers und der verfinsternde Rauch hinderten ihn, die in seinen Händen befindlichen Gegenstände einer sorg-

fältigeren Prüfung zu unterwerfen. Er überzeugte sich daher nur noch, daß das Päckchen, um das das Halsband gewickelt gewesen, aus einem briefähnlichen Papier bestand, dessen kleinere Hälfte durch einen Querriß abgetrennt und entfernt worden war, worauf er beides sorgfältig in den Beutel zurückbrachte und diesen in die Tasche seines weiten Rockes schob.

„Das Mal, das Halsband und der Brief," murmelte er, indem er sich erhob und einen letzten gleichgültigen Blick auf die starre Leiche warf; „mit solchen Beweisen ausgerüstet, kann ich furchtlos vor sie hintreten und meine Rechte beanspruchen. Sie werden sie mir nicht vorenthalten — ob sie sich freuen werden? Verdammt! hoffentlich befinden sie sich in einer Lage, die ihnen gestattet, ihrer Freude einen recht nachhaltigen Ausdruck zu geben. Es bleibt aber nichtsdestoweniger eine Schmach, daß ich erst heute dahinter gekommen bin; ewige Verdammnis über die alte Hexe!"

So seinen Gedanken im Übermaß der Erregung unwillkürlich lauten Ausdruck gebend, trat er festen Schrittes an das Feuer, wo er sich, um der Wirkung des in der oberen Hälfte des Hüttenraumes schwebenden Rauches zu entgehen, neben Dougal niederließ.

Drittes Kapitel.

Die Genossen.

Als MacLeary sich dem Feuer geräuschvoll näherte, richtete Dougal sich empor, und seine Augen verschlafen reibend, beobachtete er scharf zwischen den gespreizten Fingern hindurch die Gesichtszüge seines jungen Gefährten.

„Wie steht's mit der Alten?" fragte er, sobald er aus der ernsten und verschlossenen Miene MacLearys zu erraten glaubte, daß dieser das Schweigen fürs erste nicht brechen würde.

Der Angeredete sah überrascht empor und ließ seine Blicke durchdringend auf dem Hochländer ruhen, wie um in dessen Seele zu lesen.

„Der Teufel hat sie endlich geholt," sagte er darauf kalt.

„Hm, also hat sie doch recht gehabt; muß 'ne merkwürdige Frau gewesen sein, ihr Ende so genau vorher zu wissen," entgegnete Dougal, seine verschmitzten Augen mit den Lidern halb verdeckend.

„Sie hätte vielleicht noch etwas länger gelebt und ihre Prophezeiung zuschanden gemacht, wären die Anstrengung und die Aufregung, in die sie sich hineinredete, nicht zu viel für sie gewesen. Sie verstand zu rechnen, und das ist die ganze Geschichte."

„Ihre Mitteilungen müssen jedenfalls wichtig gewesen sein, wenn sie dadurch in eine Aufregung versetzt werden konnte, die ihr den Rest gab."

„Weibergeschwätz; sie war verrückt."

„Hat wohl wieder von dem langen Rob gefaselt?"

„Von wem anders, als von ihm, der vielleicht schon vor zwanzig Jahren von den Würmern gefressen wurde."

„Ich würde dennoch ihre Worte nicht leicht nehmen; Ihr wißt, die MacLears verstanden mehr, als gewöhnliche Leute."

„Pah," rief der junge Mann aus, indem er geringschätzig die Schultern zuckte, „schlau genug mögen die MacLearys gewesen sein, mehr sicher nicht." Dann aber befürchtend, einen falschen Ton angeschlagen zu haben, fügte er gelassener hinzu: „Fühle ich selbst doch nicht die geringste Probe von der schönen Gabe der Hellseherei."

„Dafür seid Ihr auch kein MacLeary, und daß die MacIvors hellsehend gewesen wären, habe ich noch nie in meinem Leben gehört."

Bei diesen Worten fuhr MacLeary, wie vor dem Biß einer giftigen Schlange zurück, sein Gesicht nahm einen drohenden Ausdruck an, und seine Blicke durchbohrend auf den Hochländer heftend, fragte er hastig:

„Wer sagt Euch, daß ich kein MacLeary sei?"

„Sonny, Sonny, hätt' ich's nicht lange gewußt, hätt' ich's in dieser Nacht erraten müssen," entgegnete Dougal, sein zottiges, rotbehaartes Haupt wohlgefällig wiegend, „hörte so manches Wort, aus dem sich eine Geschichte machen läßt, und meine Ohren haben mir zu oft aus der Klemme geholfen, als daß ich ihnen, selbst wenn ich schlafe, mißtrauen dürfte."

MacLeary stierte zweifelnd vor sich in die Torfglut. Offenbar ging er mit sich zu Rate, welches Benehmen dem Räuber gegenüber einzuschlagen am geratensten sei.

Dieser dagegen beobachtete mit einer Mischung von Schadenfreude und lauernder Neugierde das Mienenspiel seines jungen Gefährten, und als MacLeary ihm zu lange schwieg, eröffnete er die Unterhaltung, indem er mit scharf unterscheidendem Instinkt dessen Gedanken wenigstens annähernd offenbarte:

„Welchen Grund könntet Ihr haben, Euer Herkommen zu verheimlichen, und dazu noch vor einem Menschen, der, obwohl nicht so hochgeboren, wie Ihr, dennoch gerechten Anspruch darauf hat, von Euch als Freund betrachtet und behandelt zu werden? Verdammt! Ihr seid der älteste Sohn des MacIvor — vielleich sogar dessen einziger Erbe — und braucht Euch Eurer Abstammung wahrhaftig nicht zu schämen."

„Eigentlich habt Ihr recht, Dougal," erwiderte MacLeary, auf den des Hochländers Worte ihren Eindruck nicht verfehlten, und zugleich richtete er seinen kräftigen und schön gebauten Oberkörper mit selbstbewußter Haltung empor, „ich bin ein MacIvor, und da mein Herkommen nicht mehr bestritten werden kann, brauche ich mich den Teufel darum zu kümmern, ob anderen Leuten dieser Umstand angenehm ist oder nicht — doch eh' wir fortfahren, Dougal, gesteht mir einmal offen und ehrlich: hat Mutter Carry jemals mit Euch über diese Angelegenheit gesprochen?"

„Nein, mit mir darüber gesprochen hat sie gerade nicht, aber sie hat — namentlich in der letzten Zeit — hin und wieder ein Wort fallen lassen, manchmal sogar wenn sie

schlief, wodurch meine Vermutungen immer mehr bestätigt wurden."

„Ursprünglich habt Ihr also alles nur vermutet?"

„Je nun, wie man's nehmen will. Manches habe ich selbst gesehen, manches gehört, und ich hätte in der Tat der Esel sein müssen, für den mich die leichtgläubigen Polizeispürnasen halten, wäre ich nicht fähig gewesen, mir die Geschichte zusammenzureimen."

MacLeary sann eine Weile nach.

„Dougal," begann er sodann mit tiefem Ernst, „Ihr seid nicht nur ein schlauer, sondern auch ein verständiger Mann, ein Mann, mit dem sich reden läßt."

„Ihr solltet wohl recht haben, Sonny," bemerkte Dougal selbstgefällig.

„Ihr werdet daher einsehen," fuhr MacLeary fort, „daß selbst auch dann, wenn ich Mutter Carrys Wünsche und Ratschläge nicht weiter beachtete, mir daran gelegen sein muß, nicht als MacIvor, sondern als MacLeary das Land zu verlassen."

„Seh's sehr gut ein," pflichtete Dougal grinsend bei, „es kümmert sich hier niemand darum, wo Rob MacLeary sein Ende nimmt, dagegen würde es Aufsehen erregen, wenn der wiedergefundene junge Laird seinem Vater nachreiste. Man würde schreiben, Glück wünschen und wieder schreiben, man würde sich mit der Vergangenheit des jungen Lairds beschäftigen und infolgedessen auf Sachen zu sprechen kommen, die aufzuwärmen den Eltern des jungen Lairds gerade nicht viel Freude bereitete — ich meine, betreffs seiner alten Genossen und einiger Monate, die er, behufs sicheren Gewahrsams und ungestörten Nachdenkens in —"

„Laßt nur, Dougal," fiel MacLeary ein, seinen Verdruß verbergend, „ich sehe, Ihr habt mich begriffen, und das Aufrühren alter Geschichten ist daher überflüssig. Nach menschlichem Ermessen seid Ihr die einzige Seele, die um den bevorstehenden Wechsel meines Standes weiß."

„Ganz richtig, Sonny, die einzige Seele, ich schwöre darauf bei meiner Ehre."

Auf MacLearys Zügen spielte eine tiefe Verachtung.

„Wenn mir Euer Plaudern auch keinen sonderlichen Nachteil bringt," begann er wieder, „so muß ich doch einräumen, daß mir Euer Schweigen sehr angenehm, sogar sehr erwünscht wäre. Da ich nun augenblicklich gerade ungewöhnlich gut bei Kasse bin, so gedenke ich Euer Schweigen durch eine entsprechende Anzahl vollwichtiger Sovereigns zu erkaufen. Wir beide erreichen dadurch unseren Zweck: Ich selbst ziehe einen Vorhang vor meine Vergangenheit, und Ihr erlangt einen Vorteil in klingendem Golde."

„Das Anerbieten klingt gut genug, ist auch gewiß so aufrichtig gemeint," versetzte der Räuber überlegend, „allein bevor ich mich entscheide, muß ich einige Fragen an Euch stellen."

„Fragt", erwiderte MacLeary sichtbar widerstrebend.

Dougal räusperte sich.

„Besitzt Ihr genaue Kenntnis von dem Wohnsitze Eurer Eltern?" fragte er dann gleichmütig.

„Wenigstens genau genug, um bei meinen Forschungen auf Erfolg hoffen zu dürfen," antwortete MacLeary, in dessen Geist, da er das ihm eingehändigte Schreiben noch nicht geprüft hatte, leise Zweifel aufzusteigen begannen.

„Hm, das ist schon etwas wert," bemerkte Dougal, indem er nachdenklich in dem Gluthaufen schürte, „dann beabsichtigt Ihr, Euch in nächster Zeit auf die Beine zu machen?"

„Ganz gewiß."

„Um auf dem nächsten Wege nach Amerika zu reisen?"

„Ohne Zweifel."

„Und ohne von Euren alten Freunden Abschied zu nehmen?"

„Niemand soll wissen, wo ich geblieben bin."

„In Amerika werdet Ihr plötzlich als Fortesquieu MacIvor auftauchen?"

„Ich werde als das auftauchen, als was aufzutauchen ich berechtigt bin. Ist es auch wünschenswert, hier nicht viel Aufhebens von der Entdeckung zu machen, so schwinden dort drüben alle derartigen Bedenken."

„Gut, Sonny, und jetzt, da ich Eure Absichten kenne, sage ich Euch aus vollem Herzen, daß Ihr Eure paar Sovereigns ruhig behalten mögt."

„Ihr wollt meinen Wünschen zuwider handeln?" fuhr MacLear auf.

„Keineswegs, Sonny, ich werde verschwiegen sein, wie das Grab," beteuerte der Hochländer zuversichtlich.

„Nun, so werdet Ihr wenigstens ein kleines Geschenk von mir annehmen," entgegnete MacLeary erleichterten Herzens, „bedenkt, Ihr seid nicht mit Glücksgütern gesegnet, und einige Goldstücke dienen gewiß dazu, Euch den bevorstehenden Winter weniger unbehaglich erscheinen zu lassen."

„Hm, gegen kleine Geldgeschenke habe ich gerade nichts einzuwenden, doch steht das in keiner Beziehung zu meinem Schweigen."

„Wie soll ich das auffassen, Dougal? Ihr scheint noch etwas im Hinterhalt zu haben?"

„Nun, ich gedenke das Land ebenfalls zu verlassen."

„Ihr wollt doch nicht etwa auswandern?" fragte MacLeary befremdet.

„Ich hab's mir sehr ernstlich vorgenommen," lautete die von einem zweideutigen Lächeln begleitete Antwort, „was soll ich länger in einer Gegend, die seit Mutter Carrys Tode mir keinen sicheren Zufluchtsort mehr bietet?"

„Wohin beabsichtigt Ihr zu gehen?" forschte MacLeary, von innerer Unruhe ergriffen, weiter.

„Ich beabsichtige in Eurer Gesellschaft zu reisen, und zwar dahin, wohin Ihr Euch begebt."

„In meiner Gesellschaft?" rief MacLeary so laut aus, daß die schnarchende Janet verwundert die Augen aufschlug, sie aber ebenso schnell, von Müdigkeit überwältigt, wieder schloß.

„In Eurer Gesellschaft, Sonny oder Mylord oder wie Ihr am liebsten genannt sein wollt, und zwar als Euer treuer Diener, der sich gern alles von Euch gefallen läßt, wenn Ihr ihm nur gestattet, Euch aufzuwarten und Euch auf Schritt und Tritt nachzufolgen."

„Entweder Ihr scherzt, oder Euer Verstand hat gelitten," sagte MacLeary mit kalter Entschiedenheit, wodurch er Dougal einzuschüchtern hoffte, „oder wie soll ich mir Euren seltsamen Vorschlag anders deuten? Ich bin ebensowenig imstande, mir einen Diener zu halten, wie Eure Überfahrt zu bezahlen. Außerdem ist es notwendig, daß ich vollständig mit meiner Vergangenheit breche und nicht durch die Gegenwart eines Zeugen beständig an begangene Fehler und Irrtümer erinnert werde."

„Fehler und Irrtümer, hahaha!" lachte Dougal hämisch, „verdammt! wie Ihr Euch zierlich auszudrücken versteht! Habt aber recht, 's waren nur Fehler und Irrtümer, die wir beide, jeder auf seine Art, begingen; wir können daher einer dem anderen nichts vorwerfen und passen infolgedessen um so mehr füreinander. Was das mir, als Eurem Diener, zu zahlende Gehalt anbetrifft, so gebe ich Euch recht gern so lange Kredit, bis bessere Zeiten eingetreten sind, und die hübsche Anzahl vollwichtiger Sovereigns, die Ihr mir eben erst anbotet, wird gewiß hinreichen, für mich einen Platz im Zwischendeck zu belegen, während Ihr selbst ruhig und ungestört in der Kajüte fahrt. Ihr seht, Sonny, ich bin bescheiden in meinen Ansprüchen und keineswegs verwöhnt."

„Verwöhnt seid Ihr gerade nicht," spöttelte MacLeary, „aber auch nicht der Scharfsinnigste, wenigstens offenbart Ihr Gedanken, die nur in einem verbrannten Gehirn ihren Ursprung haben können."

„'s soll gar nicht gut sein, wenn ein treuer Leibdiener allzu scharfsinnig ist," bemerkte Dougal kaltblütig, „und auch aus einem verbrannten Gehirn kommen manchmal recht gescheite Anschläge, die, bei Licht betrachtet, lange nicht so unausführbar sind, wie sie anfangs erscheinen."

„Was so viel heißen soll, wie: Ihr schmeichelt Euch mit der Hoffnung, ich würde auf Euren Vorschlag eingehen?"

„Unbedingt."

„Nun, Dougal, da Ihr so störrisch auf Eurer albernen Schrulle beharrt, so bin ich gezwungen, den freundschaftlichen Ton zu ändern und rund heraus zu erklären, daß ich Euch unter keinerlei Umständen auch nur bis über die Grenzen dieses Moors hinaus mit mir nehme. Wollt Ihr einige Sovereigns, so stehen sie Euch zu Diensten; wollt Ihr sie nicht und habt Ihr die absonderliche Neigung, mein Geheimnis auszuplaudern, so steht Euch nichts im Wege, hinzugehen und der ganzen Welt zu verkünden, daß ich der Laird MacIvor sei. Besser, ein MacLeary verwandelt sich in einen MacIvor, als umgekehrt. Weder Ihr, noch irgendein anderer Mensch kann mich hindern, in meine Rechte einzutreten, und wenn die Leute, infolge Eurer Mitteilungen, sich erst müde geschwatzt haben, werden sie schon von selbst wieder verstummen."

Solange MacLeary sprach, hatte Dougal mit einem gewissen Ausdruck der Überlegenheit mit dem Kopfe genickt. Als jener aber schwieg, blickte er freundlich grinsend zu ihm empor.

„Sonny," begann er leise, fast flüsternd, „'s hilft Euch alles nicht; habe mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, Euer Diener zu werden. Bin wahrhaftig zu ehrlich und aufrichtig, um über Sachen zu plaudern, die mich nichts angehen; ebenso fest entschlossen bin ich aber auch, die Gelegenheit, meine alten Tage in behaglicher Ruhe zu verleben, mir nicht entschlüpfen zu lassen."

„Laßt die Narrheiten," entgegnete MacLeary, der, von wachsender Unruhe ergriffen, kaum noch wußte, wie er sich der Zudringlichkeit des Räubers erwehren sollte; „weckt lieber die Janet, sagt ihr, daß sie die Hütte mit allem, was drin und drum steht, die Ziege und den Hund nicht ausgenommen, als ihr Eigentum betrachten möge, und for-

dert sie zugleich auf, Euch beim Hinaustragen der Leiche hilfreiche Hand zu leisten."

„Wäre ich bereits in die Stelle Eures Dieners eingerückt, würde ich keinen Augenblick zögern, Eure gnädigen Befehle auszuführen," versetzte Dougal ernster, als zuvor, „da dies aber noch nicht der Fall ist, müßt Ihr mir schon gestatten, ganz nach meinem eigenen Ermessen zu handeln. Die Janet schläft so fest, daß, wenn wir uns nicht ereifern, von ihr nichts zu befürchten ist, und das alte morsche Gerippe da drüben hindert uns in der Hütte ebensowenig, als wenn es draußen in dem ersten besten Torfgraben läge. Nun aber achtet auf meine Worte, erwägt alles nach besten Kräften, und wenn Ihr, nachdem wir uns geeinigt haben, nicht behauptet, daß ich der scharfsinnigste Hochländer sei, der jemals zur Nachtzeit übers Moor wanderte, will ich mich, wie 'nen tollen Hund, an den nächsten Baum aufknüpfen lassen."

Mit eintöniger, murmelnder Stimme begann der Räuber zu erzählen. Seine lauernden Blicke waren dabei scharf auf MacLearys Profil gerichtet, der mit einer Art ängstlicher Resignation vor sich auf den gelben Aschenhaufen stierte.

Die vierschrötige, igelartig zusammengekauerte Magd schnarchte; unablässig wirbelte der übelriechende Qualm zu der geschwärzten Decke hinauf, und ohne Pause sprach Dougal auf den Genossen ein, mit gedämpfter, heiserer Stimme, mit einem verhaltenen Drohen auf dem verkommenen Antlitz.

Plötzlich sprang MacLeary mit Heftigkeit empor.

„Schurke, hinterlistiger Räuber!" rief er aus, seine Hände, wie um ein Gespenst abzuwehren, Dougal entgegenstreckend, während Wut und Entsetzen sein entfärbtes Gesicht häßlich entstellten, „glaubt Ihr, ich sei ein Knabe, mit dem Ihr ungestraft Euer Spiel treiben dürft? Dougal, ich warne Euch, treibt mich mit Euren Schurkereien nicht zum Äußersten, oder Ihr möchtet es bald genug bereuen! Lügt, so viel Ihr wollt, aber macht mich nicht

zum Gegenstand Eurer tollen Phantasien, um irgendeinen elenden Zweck zu erreichen!"

Dougal ließ sich indessen durch des Gefährten Heftigkeit nicht aus seiner Ruhe stören. Er saß da, als ob nichts vorgefallen sei. Erst als MacLeary geendigt, flog ein schadenfrohes Grinsen über sein gerötetes Gesicht, und zugleich wies er stumm zu Janet hinüber.

MacLeary folgte mit den Augen der von Dougal angedeuteten Richtung und erblickte Janet, die sich halb aufgerichtet hatte und ihn erstaunt, jedoch verschlafen anstierte.

„Ich frage Euch noch einmal, Dougal," begann er nach kurzem Überlegen ruhiger, „was soll das heißen, daß Ihr ein solch niederträchtiges Lügengewebe vor mir ausbreitet?"

„Aber wie, wenn ich meine Aussagen bis auf das kleinste Wort mit den unumstößlichsten Beweisen belege?" fragte Dougal in kaltem Ton dagegen.

MacLeary stutzte. Es mußte ein Geheimnis von den weitesttragenden Folgen sein, das der Räuber vor ihm offenbart hatte und das er, wenn er es auch noch nicht glaubte, doch nicht als gänzlich erfunden zurückzuweisen wagte; denn seine Brust hob und senkte sich, als hätte er unter der Wucht des eben Vernommenen zusammenbrechen und ersticken wollen.

Da fiel Janet wieder in ihren todähnlichen Schlaf zurück, und als sei durch diesen Umstand in ihm ein Entschluß zur Reife gebracht worden, setzte er sich mit entschlossenem Wesen neben Dougal nieder.

„So laßt mich denn Eure Beweise hören," hob er mit heiserer, gepreßter Stimme an, die deutlich bekundete, daß alle in seiner Brust wohnenden Leidenschaften entfesselt waren, „laßt hören, was Ihr mir mitzuteilen habt; ich weiß, es sind die niederträchtigsten Lügen, die je von einem Schurken erdacht wurden, allein ich will, ich muß sie hören, damit ich Eure vermeintlichen Beweise — damit ich alles widerlegen kann. Aber sprecht leise."

„Die?“ entgegnete Dougal, mit dem zurückgebogenen Daumen seiner linken Hand auf Janet weisend, die bereits wieder zu schnarchen begonnen hatte, „'s ist ihr, trotz ihrer Dummheit, freilich nicht zu trauen, allein es gehört schon ein zweiter Anfall dazu, wie Ihr eben einen gehabt habt, um sie zu ermuntern. Ich will es indessen an der nötigen Vorsicht nicht fehlen lassen, wenn auch nur um Euretwillen.“

So sprechend rückte er noch näher zu MacLeary heran, und seine Lippen bis fast unmittelbar vor dessen Ohr bringend, begann er wieder zu erzählen und zu erklären, so leise, daß Janet selbst im wachenden Zustande und bei der gespanntesten Aufmerksamkeit die einzelnen geflüsterten Worte nicht voneinander zu trennen vermocht hätte.

MacLeary saß da, wie jemand, der den letzten über Leben und Tod entscheidenden Urteilsspruch erwartet. Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, seine Stirn war leicht gerunzelt. Kein Wort der an ihn gerichteten Erzählung ging ihm verloren, und dennoch verfolgten auf der anderen Seite seine Gedanken wieder ihren eigenen Weg. Und seltsame Gedanken mußten es sein, Gedanken zum mindesten nicht freundlicher Art, die mitunter eine flüchtige Röte in sein bleiches Antlitz trieben und die Adern an seinen Schläfen fast bis zum Zerspringen anschwellten; finstere Gedanken, die alsbald wieder die fieberhafte Röte verdrängten, seine Atemzüge verlängerten und ihnen einen leisen, röchelnden Ton verliehen.

„So, das wäre ungefähr alles, was ich zu sagen hätte,“ schloß Dougal endlich seinen Bericht, indem er, die Blicke fest auf seinen Gefährten geheftet, den Kopf etwas von ihm zurückzog, „ja, alles; Ihr werdet einräumen, daß der geriebenste Advokat keine schlagenderen Beweise zu erdenken vermöchte, als meine kurzen Mitteilungen enthalten; oder setzt Ihr noch immer Zweifel in meine Aussagen, Sonny?“

„Leider scheint Ihr recht zu haben,“ antwortete MacLeary heiser, ohne seine Augen zu erheben.

„Nun, dann dürftet Ihr jetzt wohl geneigter sein,

mich als Euren Diener anzunehmen. Ich schlage daher vor, daß wir uns gleich darüber einigen."

„'s wird mir kaum etwas anderes übrig bleiben," erwiderte MacLeary in derselben verschlossenen Weise, „doch bevor ich irgendeine bindende Verpflichtung gegen Euch übernehme, müßt Ihr mir noch über einige Punkte Aufschluß erteilen."

„Mit größter Bereitwilligkeit, so weit ich imstande dazu bin," versetzte Dougal nach kurzem Sinnen.

„So sagt mir denn, aber aufrichtig und wahr, so wahr, als ob ein ehrlicher Mann einen Eid darauf geschworen hätte, seid Ihr der einzige, der um die Sache weiß?"

„Der einzige, so wahr ich hoffe, den Tod eines ehrlichen Mannes zu sterben; einen höheren Schwur kenne ich nicht."

„Ihr habt weder zu einem anderen ein Wort darüber fallen lassen, noch gibt es außer Euch einen anderen Zeugen?"

„Die letzten Zeugen sind längst verfault, und meine Zunge habe ich stets zu zügeln gewußt, namentlich aber, wenn für mich etwas auf dem Spiele stand."

„Es wäre besser gewesen, auch Ihr hättet nie eine Ahnung davon erhalten — viel, sehr viel hätte ich darum gegeben," murmelte MacLeary, und sein rechter Arm bewegte sich leise.

„Glaub's wohl, Sonny, glaub's wohl," entgegnete Dougal, während seine Augen drohend unter den buschigen Brauen hervorfunkelten, „'s läßt sich aber nun einmal nicht ändern."

„Es läßt sich ändern," unterbrach MacLeary den Hochländer keuchend, und gleichzeitig fuhr die mit einem breiten Dolchmesser bewaffnete Faust blitzschnell unterhalb seiner Weste hervor, um sich mit tödlichem Stoße auf Dougals Brust zu senken.

Sie gelangte indessen nicht an ihr Ziel; denn Dougal hatte mit der gleichen Schnelligkeit und nur noch größerer Sicherheit den Arm, der sein Leben bedrohte, am

Ellenbogengelenk ergriffen, wo er ihn mit so furchtbarer Gewalt zusammenpreßte, als würde er in einen Schraubstock gespannt. Bevor aber MacLeary, durch das unvorhergesehene Hindernis bestürzt, das Messer in die andere Hand zu nehmen vermochte, hatte Dougal es ihm entrissen und den Aufspringenden wieder auf seinen Platz niedergedrückt.

„Seid Ihr des Teufels?" raunte er dem von einem lähmenden Entsetzen befallenen Gefährten zu, indem er bedeutsam auf Janet wies, die ihre Augen aufgeschlagen hatte, doch, bevor sie die Ursache der Störung begriff, sie träge wieder schloß; „seid Ihr wirklich töricht genug, zu glauben, Ihr hättet es mit einem zehnjährigen Burschen zu tun? Verdammt! Euer Plan war nicht übel, habt aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Hahaha! Seid daher verständig jetzt, junger Laird, und setzt ein anderes Gesicht auf, denn von mir habt Ihr gerade am allerwenigsten zu fürchten. Würde mir selbst einen schlechten Dienst leisten, wollte ich Euch, zum Lohn für Euren hinterlistigen Angriff, die Klinge zwischen die Rippen stoßen. Ich gebrauche Euch, und vor mir seid Ihr nie sicherer, als wenn ich in Eurer unmittelbarsten Nähe weile. Laßt fahren den Groll, so wie ich ihn fahren lasse — hätte es an Eurer Stelle vielleicht ebenso gemacht, aber wahrscheinlich mit besserem Erfolg. 's war ganz gut so, haben einander dadurch um so genauer kennen gelernt und wissen, was wir einer von dem anderen zu halten haben. Also lustig, mein junger Laird; setzt Ihr doch ein Gesicht auf, das sich kaum von der alten toten Hexe da drüben unterscheidet!"

Als Dougal MacLeary entwaffnete und ihm zugleich einen so schmerzhaften Beweis seiner körperlichen Überlegenheit lieferte, glaubte dieser nicht anders, als daß des Hochländers Rache sich augenblicklich gegen ihn kehren würde. Der Ausdruck wild erregter Leidenschaften, der sein bleiches Gesicht entstellte, wurde daher schnell durch die sich abspiegelnde Todesangst verdrängt. Doch auch diese wich, sobald er erkannte, daß der Hochländer an nichts weniger

dachte, als sich an seinem Leben zu vergreifen, sondern sich sogar bemühte, ihn durch beißenden Spott zu beruhigen und auf andere Gedanken hinzulenken.

„Ich bin in Eurer Gewalt," brachte er endlich mühsam hervor, und trotzig schaute er auf den Hochländer, doch wendete er, erfüllt von Scham und Wut, seine Blicke schnell wieder von den triumphierend funkelnden Augen ab.

„In meiner Gewalt?" fragte Dougal höhnisch grinsend, „ich will mir ja gar keine Gewalt über Euch anmaßen. Nur Euer treuer Diener will ich sein und dafür in Eurem Hause ein sorgenfreies Alter verleben. Oder fürchtet Ihr

etwa Euer eigenes Messer? Pah! Da habt Ihr's — Ihr seht, ich setze das ungebundenste Vertrauen in Euch — Ihr werdet solche Narrheiten nicht wieder begehen; und so mausetot hättet Ihr mich wahrhaftig nicht gestochen, daß ich nicht Zeit gefunden hätte, der Janet ein paar Worte zuzurufen, infolgedessen sie, bevor Ihr sie zu erreichen vermocht hättet, davongelaufen wäre, um den nächsten Friedensrichter herbeizuholen, und schwerlich würde es dem jungen Laird, der kaum in den Besitz seines Namens gelangte, gefallen haben, vor die Geschworenen gestellt zu werden. Doch die Sache ist jetzt vorbei; ich seh's Eurem Gesicht an, daß Ihr nicht mehr abgeneigt seid, meine Dienste entgegenzunehmen; ich schlage daher in erster Reihe vor, den Beutel, den Mutter Carry Euch vermachte, zu untersuchen und die Beweise Eurer hohen Geburt etwas genauer zu prüfen."

Als das Messer sich wieder in MacLearys Händen befand, betrachtete er es eine Weile sinnend, und dann warf er es schaudernd von sich. Sobald aber Dougal des Beutels erwähnte, fuhr er erschreckt mit der Hand nach der Waffe hin, wie um seinen Schatz mit dem Leben zu verteidigen.

„Habt doch keine Furcht, Sonny," versetzte Dougal, der die Bewegung bemerkte und richtig deutete, „wäre es mir um die paar Schillinge zu tun gewesen, hätte mich keine Macht der Erde gehindert, sie mir anzueignen. Faßt Vertrauen zu mir und zeigt her, was Mutter Carry sonst noch in den Beutel verpackt hat. Sie sprach von einem Papier, wenn ich recht hörte, auf dem der Wohnsitz Eurer Eltern verzeichnet stände, und da Papier 'ne leicht zerstörbare Ware ist, könnte es gar nicht schaden, wenn wir die Adresse Eurer Eltern auswendig lernten — sie ist auf diese Art sicherer aufgehoben, als in dem elenden Lederbeutel."

Zögernd holte MacLeary den Beutel hervor. Dougals Bemerkung schien ihm viel Wahres zu enthalten. Der Umstand aber, daß Dougal des Lesens unkundig, beseitigte schnell die letzten Bedenken; war ihm doch selbst darum zu tun, den Inhalt des geheimnisvollen Schreibens kennen zu lernen.

Schweigend öffnete er den Beutel, und mit zitternder Hand holte er das einfache Halsband hervor.

„Bei der ewigen Verdammnis!“ rief Dougal aus, „wenn das nicht wirklich dasselbe Band ist, das ich mit meinen eigenen Augen an der jungen Lady Schwanenhals sah, will ich nicht lebendig aus dieser Räucherkammer hervorgehen. Bei Gott, Mann, was verlangt Ihr noch mehr? Das Band und das Mal an Eurem Halse sind mehr als hinreichend, Eure Person festzustellen.“

MacLeary, der so lange das auf dem goldenen Schlößchen eingeschnittene Wappen betrachtet hatte, fuhr bei der Erwähnung des Mals mit der Hand nach seinem Halse, als hätte er dort einen stechenden Schmerz empfunden. Einen ängstlichen, argwöhnischen Blick warf er auf Dougal, der in das Anschauen des Halsbandes ganz versunken zu sein schien, und dann zog er den sehr verwitterten Brief hervor, ihn mit größter Behutsamkeit entfaltend.

Er bestand, wie Mutter Carry angedeutet hatte, aus einem dreieckigen Stück Papier, das, auf beiden Seiten beschrieben, offenbar die Hälfte eines zerrissenen Briefes bildete.

Die oberen Zeilen, von denen nur noch kleine, nach unten zu wachsende Teile vorhanden, waren leicht zu entziffern, doch hielt es schwer, der vielen fehlenden Worte wegen, einen Zusammenhang in sie zu bringen. Wo hingegen die Zeilen noch über das ganze Papier hinüberreichten, da waren sie durch häufiges Zusammenfalten abgegriffen und verwischt, und nur noch hin und wieder trat das eine oder andere Wort lesbar hervor.

Diese bezogen sich vorzugsweise auf ein Kind, auf schmerzliche Trennung, Hoffnung und Wiedersehen. Auch der Name Fortesquieu war mehrfach erwähnt und stand in Verbindung mit den Ausdrücken: „Schwester“, „glückliche Reise“ und „günstige Jahreszeit“.

Über diesen Teil des Briefes eilten MacLearys Blicke flüchtig hinweg; offenbar gedachte er, ihn zu gelegener Zeit aufmerksamer durchzugehen. Länger und mit unverkennbarer Spannung verweilte er dagegen bei der Unterschrift,

von der nur die Endsilbe — „vor“ sichtbar, und mit erhöhter Teilnahme bei den letzten Überresten zweier Zeilen, die unzweifelhaft einst die Angabe des Datums und des Ortes, wo der Brief geschrieben worden war, enthalten hatten.

Das Datum war unglücklicherweise ganz abgerissen worden, ebenso der größte Teil der weiteren Angaben; aus dem zurückgebliebenen Rest aber ließ sich in der oberen Zeile deutlich herauslesen: „vors-Mill“, in der unteren dagegen „igan“.

„MacIvors-Mill, Michigan“, ergänzte MacLeary unbewußt mit halblauter Stimme die vorhandenen Silben, und ein tiefer Seufzer, als sei eine ihn schwer bedrückende Ungewißheit von ihm genommen worden, begleitete diese Worte.

„Also Müller ist der alte Laird geworden,“ bemerkte Dougal erstaunt, denn obwohl er das Halsband scheinbar mit größter Neugierde betrachtet hatte, war seinen spähenden Augen doch nicht die kleinste Veränderung in seines Gefährten Gesichtszügen entgangen.

„Wer sagt das?“ fuhr MacLeary bei der unerwarteten Anrede auf, denn im ersten Augenblick entsann er sich nicht, überhaupt gesprochen zu haben.

„Nun, Sir,“ erwiderte Dougal mit der Unterwürfigkeit eines streng geschulten Dieners, „wenn Euer Vater auf MacIvors Mühle im Staate Michigan wohnt, wohin schon so viele unserer Landsleute ausgewandert sind, muß er notwendigerweise Müller geworden sein. Übrigens sollen die Müller drüben gute Geschäfte machen, und da seit jener Zeit schon zwanzig Jahre verstrichen sind, so gratuliere ich dem jungen Laird zu einer stattlichen Erbschaft.“

Der Verdruß MacLearys, mehr, als er beabsichtigte, verraten zu haben, wurde schnell durch andere auf ihn einstürmende Gedanken übertäubt, und leicht ging er auf die von Dougal eröffnete Unterhaltung ein.

„Michigan ist groß,“ meinte er, „und um Ivors Mühle nicht lange und vielleicht ganz vergeblich zu suchen, hätte die Grafschaft, in der sie liegt, angegeben sein müssen;

Überdies sind zweiundzwanzig Jahre eine lange Zeit, und die Mühle, wenn sie überhaupt je gestanden hat, kann schon in die vierte, fünfte Hand übergegangen sein."

„Verliert deshalb den Mut nicht, Herr," versetzte Dougal aufmunternd, „der Nachfolger wird immer sagen können, wo sein Vorgänger geblieben ist; und müßten wir das ganze Amerika durchforschen, so bezweifle ich doch keinen Augenblick, daß wir Euren ehrenwerten Vater schließlich entdecken."

MacLeary ließ seine Blicke lange und forschend auf Dougal ruhen.

„Ich glaube wirklich, Ihr könntet mir von Vorteil sein, wenn Ihr wolltet," sagte er sodann mit der ihn gewöhnlich charakterisierenden überlegenden Ruhe, die sich, je länger und ernster er seine Lage ins Auge faßte, in erhöhtem Grade einstellte, „Ihr habt wenigstens im Verlauf der letzten halben Stunde Proben von List und Scharfsinn geliefert, wie ich sie Euch nicht leicht zugetraut hätte."

„Wir sind also einig?" fragte Dougal, indem er dem Gefährten die schwielige Hand darreichte, und ein häßliches Lächeln der Selbstzufriedenheit spielte auf seinen wetterzerrissenen Zügen.

MacLeary berührte leicht die dargebotene Hand.

„Wir sind einig," wiederholte er fest, „Verrat befürchte ich nicht, indem Ihr zu sehr für Euer eigenes Wohl besorgt seid. — Braucht Ihr Geld?" fügte er darauf hinzu, einige Gold- und Silbermünzen aus dem Beutel hervorziehend.

„Nein, nein, behaltet das Geld, Herr, und verwendet es lieber dazu, mich nach Eurem Geschmack als Diener einzukleiden — wollt Ihr mir dann aber noch etwas zu Tabak und einem gelegentlichen Whisky geben — Ihr wißt, ich bin sehr mäßig — so können wir das bequem auf den mir zu zahlenden Jahreslohn abrechnen."

MacLeary brachte Halsband und Papier wieder in den Beutel zurück, und nachdem er diesen auf seinem Körper geborgen hatte, erhob er sich.

„Wir wollen uns bald nach Tagesanbruch auf den Rückweg begeben," sagte er zu Dougal gewendet, „weckt daher Janet und schafft mit ihr die Leiche fort. Scharrt sie ein, wo Ihr wollt; für einen Toten ist jeder Platz gut genug. Beeilt Euch aber, denn der Morgen ist nicht mehr fern."

„Sehr wohl, Herr," entgegnete Dougal gleichfalls aufstehend; „wo soll ich Euch suchen, wenn wir die Arbeit beendet haben?"

„Fürchtet nicht, daß ich davongehe," versetzte MacLeary kalt, „Ihr habt mich ja in Händen. Ich will nur hinaus an die frische Luft; der Rauch hat mich schwindlig gemacht."

„Ich fürchte nichts, Herr," antwortete Dougal trocken, und dann faßte er die schnarchende Janet an der Schulter, um sie zu ermuntern.

* * *

Vierzehn Tage später verließ ein nordamerikanisches Barkschiff mit vollen Segeln die Reede von Liverpool. Seine Ladung bestand vorzugsweise aus irländischen, schottischen und deutschen Auswanderern. Auf dem Quarterdeck, dem Aufenthaltsort der Kajütpassagiere stand MacLeary.

Er war einfach, aber sorgfältig gekleidet. In tiefe Betrachtungen versunken, schweiften seine Blicke teilnahmlos über die sich vor ihm ausdehnende Wasserfläche und die in dichte Gruppen zusammengedrängten, lärmenden und singenden Zwischendeckpassagiere. Nur gelegentlich belebten sich seine Augen und es sprach eine Besorgnis aus ihnen, wenn sie die Gestalt eines abgesondert weilenden älteren Auswanderers trafen. Dieser stützte sich mit den Armen auf die Regeling und schaute gleichgültig ins Wasser hinab. Er war in der Tracht eines Bauern gekleidet. Unter dem schwarzen Hute ragte kurz geschorenes, rotes Haar hervor. Ein roter Backenbart rahmte das Gesicht von beiden Seiten ein, dagegen bewies der Unterschied der Hautfarbe zwischen dem weißen, untern Teil des Gesichtes und den geröteten, wetterzerrissenen Wangen, daß es gar nicht lange her war, als noch ein dichter Vollbart das wenig ansprechende Gesicht verfinsterte. Nur ein vertrauter Freund hätte Dougal auf den ersten Blick wieder erkannt, so sehr hatte sich sein Äußeres verändert.

Selten gab er sich die Mühe, von den ungestüm gegen die Schiffswand schlagenden Fluten aufzuschauen. Begegneten in solchem Falle aber seine Blicke denen MacLearys, dann hätte der schärfste Beobachter nicht zu erraten vermocht, daß er ihn, bevor er mit ihm an Bord des Schiffes zusammentraf, jemals in seinem Leben gesehen.

Ein festes Übereinkommen bestand zwischen den beiden Genossen. Erst nachdem sie den freien Boden von Nordamerika betreten hatten, wollten sie ihre Bekanntschaft erneuern.

Viertes Kapitel.

Deus und Herzbusch.

Die schottische Heide und ein Bauerndorf in einer der gesegnetsten Provinzen des nördlichen Deutschland, welch' himmelweiter Unterschied!

Zwar sind es nur kleine Gehöfte, die, zum Teil von mächtigen Obstbäumen beschattet, die einzige lange Straße bilden, doch beeinträchtigt das nicht die anmutige Lage des Ortes und den freundlichen Anblick, den er gewährt, wenn man, von Westen kommend, aus einem hohen und schön bestandenen Forst tritt und ihn dann plötzlich in der Entfernung von ungefähr tausend Schritten vor sich liegen sieht.

Ein Dorf von Büdnern oder Halbbüdnern ist es, in dem, außer dem Pastor — ein Kirchlein ist vorhanden, in dem alle drei Wochen des Nachmittags gepredigt wird — nichts fehlt, was zur bäuerlichen Behaglichkeit nur immer beitragen kann und den Bewohnern gerechte Veranlassung zu dem Glauben gibt, daß ihr bevorzugtes Örtchen ganz genau mitten in der Welt liegen müsse.

Da gibt es zum Beispiel einen Schulzen, der sich von durchpassierenden Handwerksburschen sehr gern „Herr Bürgermeister" nennen hört und seine Pflichten als wohllöbliche oberste Ortsbehörde mit derselben gediegenen praktischen Erfahrung ausübt, wie er bei Kindtaufen die Gevatterstelle übernimmt und beim soliden Solo „um einen Dreier" seine Matadors auf den Tisch donnert. Da gibt es einen Schmied, der, ebenfalls kein Spielverderber, die Funken um seinen Amboß herum sprühen macht, als sei er beim Vulkan selber in der Lehre gewesen, und der sich mit Recht rühmen darf, daß auf der ganzen Feldmark des Dorfes kein Pflug den Erdboden aufzureißen wagt, wenn er nicht vorher das Schareisen eigenhändig geschärft und gewissermaßen den Segen darüber gesprochen.

Da gibt es ferner einen Krüger, der in seinem Hause mit der Schank- und Tanzgerechtigkeit auch einen wohlassortierten Kramladen verbindet und daher doppelt zu den Vornehmsten des Dorfes gerechnet zu werden verdient. Die Gewichtigkeit seiner Person spricht sich schon allein in seinem Wesen aus. Selbst wenn er nicht mit gespreizten Füßen unter dem über seiner Tür angebrachten hölzernen Schilde steht, auf dem, trotz des darüber hingezogenen Vierteljahrhunderts, noch immer die wohlgetroffenen Porträts eines

halbvollen Bierglases, eines Herings, eines Brotlaibes, eines holländischen Käses und einer Branntweinflasche deutlich erkennbar sind, errät man in ihm einen Mann, der gewohnt ist, zu befehlen, und sich nur dann zu Dienstleistungen bequemt, wenn es sich um seinen persönlichen Vorteil handelt.

Er raucht beständig eine lange Pfeife, trägt Sommer und Winter eine stattliche Pelzmütze mit Ohrenklappen, bewegt sich den ganzen Tag auf Holzpantoffeln und in engen ledernen Beinkleidern umher und endlich wirft er mit einer solchen Unzahl von Fremdwörtern um sich, daß schon ein äußerst geweckter Kopf dazu gehört, sich mit ihm in eine Unterhaltung ernsterer Art einzulassen. Er „schattiert," wo andere Leute taxieren, das Enorme ist für ihn schlechtweg „normsch", und wenn jemand zu verstehen gibt, er wisse nicht, daß „perando" gleichbedeutend mit pränumerando, „kondieren" gleichbedeutend mit konditionieren und „kredieren" mit kreditieren, dann zuckt er mitleidig die Achseln, und in seinen kleinen blinzelnden Augen steht klar geschrieben, wie dankbar er der Vorsehung dafür ist, daß es ihm durch eigene Kraft und ohne jede fremde Hilfe gelungen ist, sich in geistiger Beziehung so hoch über seine Nachbarn und Gevattern zu erheben.

Doch was wäre das Dorf mit seinen Notabilitäten, was wären der Schulze, der Krüger und der Schmied, wenn ihnen der Dorfschullehrer fehlte? Der gelehrte, gefällige Dorfschulmeister, der mit der gleichen heiteren Gemütsruhe die amtlichen Korrespondenzen des Schulzen führt, wie er den vierten Mann beim Solo übernimmt; mit derselben Bereitwilligkeit die Rechnungen des Krügers ausschreibt, mit der er ihm in der Heuernte hilft; mit derselben freundlichen Miene gelegentlich den dritten Hammer über dem Amboß schwingt, wie er sich an des Schmiedemeisters eichenen Tisch niedersetzt und sich an der kräftigen Mahlzeit beteiligt?

Ja, der Dorfschulmeister Deus, ein Junggeselle in den besten Jahren, der seine Studien auf einem berühmten

Seminar absolvierte, ist ein wahrer Schatz für das Dörfchen. Keine Kindtaufe findet statt, bei der er nicht die Gesellschaft durch ein sinniges Gedicht erfreute; keine Hochzeit, bei der er nicht einen klangreichen Toast auf das neuvermählte Paar ausbrächte, nicht zu gedenken, daß weit und breit niemand die Zeitung ausdrucksvoller vorzulesen versteht und er beim Tanz die Füße so „städtisch" setzt, daß man ihm die ganze Nacht hindurch zusehen möchte.

Aber auch die heitere Dorfjugend vernachlässigt er nicht. Gewissenhaft versieht er sein Amt; er waltet mit weiser Strenge, und die nächste Folge davon ist, daß man im Dorfe einstimmig erklärt: er lehre für ein Jahrgehalt von genau neunzig Talern — freie Wohnung, acht Scheffel Kartoffeln, sechs Scheffel Roggen, zwei Scheffel Gerste und Brennmaterial mit eingerechnet — mehr Lesen, Beten, Singen, Schreiben und Rechnen, wie mancher hochgelehrte Professor für neunmalneunzig Taler.

Außerhalb seines Dorfes ist er indessen nicht minder beliebt, namentlich bei den benachbarten Förstern, die in ihm längst nicht nur einen eingefleischten Jäger entdeckten, sondern auch einen guten Schützen, und keine Treibjagd wird in der Umgegend abgehalten, an der er sich nicht beteiligte. Jeder hat eben den wackeren Mann mit dem schwarzen, kurzgeschorenen Haupthaar, dem schwarzen Vollbart und den lebhaften, immer unverändert gutmütigen Augen gern.

Deus' Hauptfreund aber war der Förster Herzbusch, den er an einem milden Herbstnachmittage zu seiner Freude gerade über die Felder kommen sah, als die Schulstunden zu Ende waren.

„Der hat es gut," sagte er halblaut vor sich hin, und sein Gesicht strahlte vor Entzücken, als er bemerkte, wie schulgerecht der Hund des Försters spürte und suchte; „den ganzen Tag im Revier, Wild aller Art im Überfluß vorhanden, der alte Major zahlt Schußgeld wie ein König, Donnerwetter! Da kann man wohl zu dem Bewußtsein gelangen, daß man ein Mensch und kein Lasttier ist. Aber

ich gönne es ihm," fuhr er nach einer Pause fort, indem er die Fensterflügel weit öffnete, um frische Luft hereinströmen zu lassen, „Herzchen ist ein guter Kerl — soll mich nur wundern, wohin es heute abend geht; hoffentlich nach der neuen Kultur."

Er stand eben im Begriff, den letzten Rest aus seiner mit „Virginia" bezeichneten Düte in eine zerknitterte Schweinsblase zu schütten, als die Tür der Schulstube weit aufgerissen wurde und ein prächtiger Hühnerhund, dem ein junger Jägersmann auf dem Fuße nachfolgte, hereinstürmte.

„Donnerwetter, Menschenkind, wo bleibst du?" rief Deus dem jungen Förster zu, ihm derb die Hand schüttelnd, „da sehe ich schon seit einer Stunde nach dir aus; konnte mir gar nicht denken, daß du bei dem Abendwinde irgendwo anders, als auf dieser Seite herauskommen würdest!"

„Lieber Bruder, ich zog in Betracht, daß heute nicht Mittwoch- oder Sonnabendnachmittag ist," entgegnete der Förster, Gewehr, Tasche und Mütze an das für die Schuljugend bestimmte Riegel hängend, worauf er ein Bürstchen hervorzog und bedächtig die rabenschwarzen Haare bürstete. Auch der ansehnliche schwarze Schnurrbart erhielt einen graziösen Strich mit der Bürste, ebenso der leichte Backenbart, und wenn der Förster Karl Herzbusch in diesem Augenblick nicht ein Bild bot, das vollkommen dem auf seinen Zügen ruhenden Ausdruck entsprach — nämlich dem unverkennbaren Ausdruck, daß er mit seiner äußeren Erscheinung sehr zufrieden sei — so war es am allerwenigsten seine Schuld.

„Hol' der Teufel die wilden Rangen," polterte Magister Deus mit wachsender Lebhaftigkeit, und seinen Freund mit beiden Händen an den Schultern fassend, schüttelte er ihn derb. „Kannst glauben, lieber Bruder, für meine neunzig Taler, alles in allem, quäle ich die armen Vagabonden noch viel zu viel; du wirst nie, von ihnen so wenig, wie von ihren Eltern, hören, daß ich ihnen zu viel Freiheit gebe — aber Donnerwetter! liebster Karl, hast du mir die alte Knarre mitgebracht?"

„Knarre" war ein Kunstausdruck, mit dem Magister Deus die Jagdgewehre im allgemeinen zu belegen beliebte.

„Hab' sie in einen hohlen Baum geschoben —"

„Bravo, Bruder," unterbrach Deus den Förster mit Eifer, „es kann mir zwar niemand wehren, bei meinen neunzig Talern Jahrgehalt einem harmlosen Vergnügen nachzugehen, allein Rücksichten, Karlchen, lassen es wenigstens wünschenswert erscheinen, daß ich gerade auf unserer Feldmark nicht zu häufig mit der Knarre gesehen werde. Aber — wir können ja wohl gehen?"

„Menschenkind, wohin denkst du? Eine Stunde haben wir mindestens noch Zeit, um so mehr, da wir heute überhaupt nicht auf den Anstand wollen."

„Nicht auf den Anstand?" rief Deus aus, „Donnerwetter Mensch, was hast du denn vor? Willst mich doch nicht mitschleppen, um arme, bedauernswerte Holzdiebe zu pfänden?"

„Gott bewahre, teurer Professor, weder Wilddieben noch Holzfrevlern gilt mein Gang; nein, nein, ganz andere Dinge sind im Winde. Ich will dem Reiber nachspüren."

„Was? Dem Schurken von Kutscher?"

„Keinem anderen; wir werden sogar die halbe Nacht fortbleiben, und da rate ich dir, vorher etwas Handfestes zu genießen, damit du nicht ausspannst. Was hast du im Hause?"

„Das einzige schnell Verwendbare wäre eine Mandel Eier." —

„Gut, lieber Professor," fiel der Förster dem Magister in die Rede, indem er hastig nach seiner Jagdtasche hinschritt und einen in Papier gewickelten Speckstreifen hervorholte; „du gibst die Eier, ich gebe den Speck, und wir befinden uns so kapital wie ein Schmaltier in der Schonzeit."

Ohne weitere Umstände begaben sich die beiden Freunde nach der Küche, und während Deus mit kundiger Hand ein helles Feuer anzündete, bemühte Herzbusch sich, die fettig glänzende Pfanne zu reinigen. Der Speck wurde darauf

in die Pfanne geschnitten, diese über das Feuer gestellt, und als die glänzend weißen Würfel und Scheiben dann zu zischen begannen, schlug der Magister die Eier mit einer Gewandtheit in das siedende Fett, als wenn er sich mindestens ebenso lange in der Lehre bei einem Koch, wie auf dem Seminar befunden hätte.

Fünf Minuten später saßen Förster und Schulmeister wieder in der Schulstube. Zwischen ihnen stand die heiße Pfanne, aus welcher ihnen die Eier lieblich entgegendufteten. Herzbusch hielt in der rechten Faust ein kurzes Weidmesser, während seine linke mit einem ansehnlichen Stück Brot bewehrt war. Deus hatte zu seinem einzigen Küchenmesser und einer zweizackigen Gabel seine Zuflucht genommen, und mit einem aufrichtig gemeinten: „Wohl bekomm's uns!" begann die Arbeit.

„Also nicht auf den Anstand," begann Deus nach einer Weile kleinlaut, denn er konnte sich nur schwer mit dem Gedanken vertraut machen, dem Jagdvergnügen, auf das er so sicher gerechnet hatte, entsagen zu müssen.

„Nein, Bruder," nahm der Förster die Unterhaltung auf, „heute geht es unbedingt nicht. Die Geschichte mit dem Kutscher stimmt nicht, und da er dem jungen Herrn feindlich gesinnt ist, würde ich es für unverantwortlich halten, ihn vielleicht gar ungehindert irgendeinen seiner niederträchtigen Schurkenstreiche ausführen zu lassen; daß er aber zu allem fähig ist, dafür haben wir vor einigen Tagen wieder einmal die untrüglichsten Beweise erhalten."

„So? Was ist denn da vorgefallen?" fragte Deus.

„Hahaha! Das ist dir eine schöne Geschichte!" rief lachend Herzbusch; „du weißt doch, der Major schickte vor einem halben Jahre den teuern Reiber mit dem braunen Hengste zum Scharfrichter, nachdem er ihm bei Todesstrafe anbefohlen hatte, so lange da zu bleiben, bis das Tier getötet sein würde. Er hatte den Hengst nämlich mindestens fünfzehn Jahre geritten, ihm dann noch einige Jahre das Gnadenbrot gegeben, und da es zuletzt doch gar nicht mehr

mit dem armen Tier gehen wollte, beschlossen, es auf die beste Art von der Last des Daseins zu befreien."

„Ich entsinne mich der Geschichte," bemerkte Deus, „es wurde dem alten Herrn recht schwer, sich von seinem treuen Pferde zu trennen; er wendete sich ja wohl ab, als Reiber ihm den Tod des Tieres schildern wollte?"

„Er wendete sich ab, ja, er würde den Reiber sogar heftig angefahren haben, wenn er nicht zum Glück in dessen Augen Tränen des Mitleids entdeckt hätte, die er dem Andenken des guten Pferdes zollte."

„Edle Seele," warf der Magister loci mit bezeichnendem Lächeln ein.

„Sehr edle Seele," bekräftigte Herzbusch; „aber was meinst du, was vor einigen Tagen geschieht?"

„Donnerwetter, der Braune ist doch wohl nicht wieder auferstanden?"

„Auferstanden, sage ich dir, auferstanden von den Toten, so wahr du der lustigste Dorfschulmeister bist, der jemals einem Bauerlümmel das Fell gerbte! Ja, denke dir nur, der Major fährt mit dem Verwalter nach der Stadt, und wen meinst du, finden sie auf dem Markte? Den braunen Hengst in leibhaftiger Gestalt, aber in einem Müllerwagen und bis auf die Knochen abgetrieben!"

„Das ist stark! Das hätte ich dem Reiber doch nicht zugetraut," rief Deus aus, indem er Herzbusch starr ansah, „aber erzähle weiter; wie benahm sich der Major bei der Sache?"

„Wie sollte der sich benehmen? Du kennst ihn ja; ein Edelmann von altem Schrot und Korn; stolz wie ein König, und dabei jeder Zoll an ihm Wohlwollen, Großmut und Gerechtigkeit. Ich sage dir, es gibt auf der ganzen Welt nur einen solchen Edelmann — doch ich wollte ja erzählen — also kaum hat der Major sich von seinem Erstaunen erholt, da schickt er den Verwalter hin, um das Pferd um jeden Preis zu kaufen. Dieser ersteht es denn auch wirklich für achtzehn Taler — ich glaube, zwölf hatte der Mann dem Kutscher dafür gegeben —, um es zum

Scharfrichter zu begleiten und sich selbst von seinem Tode zu überzeugen."

„Dem Reiber ist es dafür wohl scharf an den Kragen gegangen?"

„O, da kennst du den Major ja schlecht. Kein Wort des Vorwurfs hat er ihm gesagt, nur gesprochen hat er mit

ihm in den nächsten Tagen nicht; einesteils wollte er ihn seiner Familie wegen nicht unglücklich machen, dann aber auch empörte ihn die Schurkerei wohl zu sehr, so daß er sie möglichst bald zu vergessen wünschte."

„Ja, ja, das sieht einem so ehrenwerten Charakter ähnlich," versetzte Deus mit einer Hochachtung im Tone seiner Stimme, „um so mehr wundert es mich, daß, nach deinen Äußerungen zu schließen, Reiber wieder Oberwasser zu haben scheint."

„Hat er eigentlich noch nie gehabt, konnte er auch nicht haben, weil der Major ihn zu genau kennt," entgegnete Herzbusch entschieden, worauf er, zur Beendigung seiner Mahlzeit — Essen und Erzählen hatte sich bei ihm sehr gut vertragen — mit einem Löschblatt seinen Schnurrbart säuberte, „allein aus der Geschichte kannst du entnehmen, daß der Reiber ein grundgefährlicher Mensch ist, vor dem man auf seiner Hut sein muß. Mag er so freundlich und gefällig gegen mich sein, wie er will, ich traue ihm nicht und weiß auch, warum."

„Warum denn?" fragte Deus, mit einigen Brotbrocken sehr bedächtig das Fett aus der Pfanne reibend.

„Einfach deshalb, weil der junge Herr ein guter Jäger ist und viel mit mir in dem Forst umherwandert, woraus Reiber ganz richtig schließt, daß ich den seelensguten munteren Burschen lieb gewonnen habe und ihm vorkommendenfalls zur Seite stehen würde. Es liegt einmal so drin, Brüderchen, wir halten auf Farbe;

Grün ist die Farbe der Hoffnung,
Des Jägers freundliches Kleid,"

sang er sodann, indem er zum Schluß eine Korbflasche entkorkte und, nachdem er einen kräftigen Zug getan hatte, sie dem Magister hinüberreichte.

Deus warf einen trübseligen Blick auf seinen grauen Rock, als wenn er auch diesem eine heitere grüne Farbe

gewünscht hätte, und dann führte er die Flasche mit einem „zwei hohe Personen sollen leben," an seine Lippen.

„Diesem nichtswürdigen Reiber verdanke ich also, daß es heute mit dem Anstand nichts wird?" fügte er darauf mit komischer Ergebung hinzu, „wenn ich nur wüßte, was den Menschen mit unserem Jagdvergnügen in Zusammenhang bringt?"

„Geduld, Brüderchen," erwiderte Herzbusch, indem er, dem Beispiel des Magisters folgend, seine kurze Pfeife zu füllen begann, „bevor ich indessen auf die Hauptsache zu sprechen komme, muß ich notwendigerweise einige Punkte berühren, die dir nicht ganz klar sein dürften. 's sind eigentlich Familienangelegenheiten, die uns nichts angehen, allein es kann uns niemand wehren, für den einen oder den anderen Partei zu ergreifen, selbst auf die Gefahr hin, uns recht derb die Nase zu verbrennen; du läufst dabei noch weniger Gefahr als ich, indem der Major nicht dein Brotherr ist."

„Wofür mir einige Dutzend gesunder Bauern zu befehlen haben," schaltete Deus heiter ein.

„Die sich indessen den Henker darum kümmern, ob du ihre Familienangelegenheiten zu den deinigen machst oder nicht," fuhr Herzbusch fort, nachdem er seine Pfeife angezündet hatte, „mit mir dagegen ist es eine andere Sache. Selbst wenn der Major sich gelegentlich herbeiläßt, über dieses oder jenes mit mir zu sprechen, muß ich sehr auf meine Worte achten und nie vergessen, daß er ein hochgeborener Herr ist. Der Vermittler zwischen uns ist gewissermaßen der junge Herr. Der Major liebt ihn, ebenso bin ich ihm zugetan, und da wir beide sein vollstes Vertrauen besitzen, so macht sich die Sache von selbst.

„Du weißt so wenig wie ich, und der junge Herr weiß es selber nicht einmal, in welchem Grade er mit dem Herrn Major verwandt ist. Einige sagen, er sei ein angenommenes Kind, andere behaupten, er sei der Sohn einer ent-

fernten Verwandten des Majors, die er einst sehr hoch verehrte, und wieder andere schwören darauf, daß er des Majors natürlicher Sohn sei. Unzweifelhaft ist nur, daß er ihn als kleines Kind einst von der Reise mit heimbrachte, daß seine Frau — mochten die Sachen nun stehen, wie sie wollten — den Knaben sehr warm in ihr Herz schloß und ihm auch bis zu ihrem Tode eine wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit bewahrte. Daß der junge Herr nicht aus der Ehe des Majors entsprossen ist, liegt also auf der Hand, ebenso aber auch, daß der Major, da er selbst keine — wenigstens aus seiner Ehe keine Kinder hat, ihn zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzen könnte, ohne daß ihn jemand daran zu hindern vermöchte. Und Leute, die einen solchen Fall für möglich halten, ihn aber für ihr Leben gern noch vor der Ausführung hintertreiben möchten, gibt es gerade so viel, wie der Major Verwandte zählt, ausgenommen das alte Fräulein, das seit dem Tode seiner Frau seinem Hausstande vorsteht, und Fräulein Gabriele, seine rechtmäßige Großnichte, die von Zeit zu Zeit auf einige Wochen zu ihm herauskommt, um ihn durch ihre Lebhaftigkeit etwas aufzuheitern."

„Ein wildes Mädchen, diese Gabriele," bemerkte der Magister mit dem Ausdruck freundlicher Gesinnung.

„Aber lange noch nicht so wild, wie gutherzig und schön."

„Sieh, sieh, Herzchen, du sprichst ja auffallend enthusiastisch von ihr, ich will doch nicht hoffen" —

„Daß ich verliebt in sie sei? Pah, ich bin nicht mehr verliebt in sie, als alle anderen Menschen, die sie kennen, und nicht mehr, als sie es verdient. Donnerwetter, Brüderchen, du solltest sie nur reiten sehen. Ich sage dir, der junge Herr selber tut es ihr nicht zuvor; dabei schießt sie nach der Scheibe, daß es eine Pracht ist, und wenn der Major einmal von seinen üblen Launen befallen wird, dann kehrt sie im ganzen Hause so lange das Unterste zu oben, bis er zu poltern und endlich zu lachen anfängt."

„Dann wäre es das Gescheiteste, die beiden jungen Leute heirateten sich," bemerkte Deus bündig.

„Der Vorschlag wäre so übel nicht," entgegnete Herzbusch, „allein erstens sind beide zum Heiraten noch zu jung, und dann — wer kann's wissen — mögen sie auch in einem so nahen verwandtschaftlichen Verhältnis zueinander stehen, daß der Gedanke daran von selbst fortfällt. Jedenfalls hat sich das Fräulein bei ihren übrigen Verwandten ebenso wenig freundlicher Gesinnungen zu erfreuen, wie der junge Herr. Mit einem Wort, es scheint mir, als hätte die ganze Verwandtschaft des Majors ein Komplott gegen seine beiden Lieblinge geschmiedet, um diese aus seinem Hause und Herzen zu verdrängen, und als spielte der hinterlistige Reiber die Rolle eines Spions, als der er es übernommen hat, die Bewohner des Herrenhauses zu überwachen und jedes zwischen ihnen gewechselte Wort an seine habgierigen Verbündeten zu berichten."

„Donner! da müßte ihn ja der Teufel holen!" platzte der Magister entrüstet heraus.

„Der holt ihn auch, liebes Brüderchen, der holt ihn zuverlässig, sobald er erst vollkommen reif ist," versetzte Herzbusch entschieden.

„Du erzählst mir da merkwürdige Sachen, die ich zum Teil freilich schon wußte," sagte Deus, einen sehnsüchtigen Blick durch das Fenster nach dem durch herbstlichen Duft leicht verschleierten Walde hinübersendend, „doch begreife ich immer noch nicht, was die Rehböcke, die heute abend unbedingt drüben austreten, damit zu tun haben."

„O, ich bin noch nicht zu Ende, teuerer Magister Nimrodensis loci," nahm Herzbusch alsbald wieder das Wort, „ich sagte doch, daß ich den Reiber für den niederträchtigsten Spion halte, der jemals auf dem Kutscherbock eines rechtschaffenen Edelmannes saß. Gut also; heute abend soll ausfindig gemacht werden, ob ich recht habe, oder ob ich mich — wenigstens in dieser einen Sache — irrte.

„Seitdem der Spaß mit dem braunen Hengst ans

Tageslicht gekommen ist, hat der verstockte Bösewicht noch kein einziges Mal die Augen zu dem Major aufzuschlagen gewagt; er versieht seinen Dienst pünktlich und in einer Weise, daß man ihn für zerknirscht halten könnte, wenn man es nicht besser wüßte. Offenbar fürchtet er noch immer, zum Teufel gejagt zu werden, und mit der ausgesuchtesten Überlegung hätte der Major keine peinigenderen Folterqualen ersinnen können, als diejenigen, die er ihm durch seine erhabene Nichtachtung, ohne es so recht eigentlich zu wollen, bereitet. „Einen Schurken schicke ich fort, und einen Spitzbuben erhalte ich dafür zurück," sagte der Major einst zu mir, als ich über eine andere, ebenfalls nicht ganz saubere Geschichte dieses Reiber zu berichten hatte, und im Grunde kann ich ihm nicht unrecht geben.

„Seit heute morgen aber hat Reiber, da er das Gewitter für vorübergezogen hält, plötzlich ein anderes Wesen angenommen. Er schleicht umher, wie ein dem Tode Verfallener, hüstelt wie ein Schwindsüchtiger, seufzt wie ein Jesuit, und sucht auf alle erdenkliche Weise des Majors Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und dessen leicht erregbares Mitgefühl zu erwecken. Die Sache kam mir gleich bedenklich vor, um so mehr, als ich zufällig bemerkt hatte, daß heute in aller Frühe der Gänsejunge aus dem Heidekrug zu ihm in den Pferdestall schlich und er nach dessen Entfernung sich längere Zeit mit dem Lesen eines Schreibens herumquälte.

„Mein Verdacht, daß irgendeine neue Schurkerei im Winde sei, erhielt seine volle Bestätigung, als ich, kurz vor Mittag heimkehrend, meinen Weg durch den Garten nahm und mich der Stelle näherte, wo der Major nach einem Spaziergange zuweilen auf einer Bank zu rasten pflegt.

„Auch heute saß er dort, und vor ihm stand, wie ein armer Sünder, die Augen voll Tränen und die Mütze in der Hand, kein anderer, als Reiber.

„Ich ging dicht vorüber, und da ich meine Schritte gerade nicht beschleunigte, so vernahm ich folgende Worte: ‚Ach, gnädigster Herr Major, es steht in der Tat sehr

schlimm mit meiner Schwester, jeder Tag kann ihr letzter sein, und da wollte ich den gnädigen Herrn untertänigst gebeten haben, mir auf einige Stunden Urlaub zu geben — die ganze Familie ist gewiß in Verzweiflung.'

‚Sattle dir ein Pferd und reite gleich hinüber,' antwortete der Major, ‚und wenn sie etwas gebraucht, soll sie es von hier holen lassen. Sorge auch dafür, daß ihr ärztlicher Beistand nicht fehle.'

‚Ach, gnädigster Herr Major, ich mag's den armen Pferden nicht zuleide tun; auch widerstrebt es mir, meine Pflicht zu versäumen, und ich wollte daher untertänigst gebeten haben, heute abend, wenn's keine Arbeit mehr gibt, zu Fuß hinübergehen zu dürfen; ich nehme dann den Weg durch den Wald, und in einer kleinen halben Stunde kann ich dort sein,' winselte der Kerl.

‚Mein Freund, ich weiß, was ich von deiner Pflichttreue zu halten habe,' antwortete der Major ziemlich barsch, doch fügte er milder hinzu: ‚mache, was du willst, und lasse es deiner Schwester an nichts fehlen.'

„Was sie weiter miteinander verhandelten, konnte ich nicht mehr unterscheiden, denn stehen bleiben und zuhören, würde sich schlecht für mich geschickt haben."

„Und was ist Wunderbares dabei, daß der Major sein Wohlwollen wieder einmal auf Leute ausdehnt, die, auf anderen Dörfern wohnend, im Grunde keine Ansprüche auf seine Mildtätigkeit haben?" fragte Deus, sobald Herzbusch geendigt hatte, „ich sollte denken, dergleichen Fälle kämen alle Tage vor."

„Mehr als zu häufig kommen sie vor, und ich würde auch diesen Fall für nichts Ungewöhnliches gehalten haben, wenn ich nicht —"

„Wenn nicht?" fragte Deus aufmerksamer.

„Wenn ich Reibers Schwester nicht heute zufällig im Walde angetroffen hätte, wo sie mit anderen Frauen Holz sammelte."

„Und nicht krank?"

„Kerngesund, sage ich dir, so gesund, wie nur einer von uns zu sein wünschen kann. Ich fragte sie noch, wie es ihr ginge, worauf sie antwortete: ‚Gott sei Dank, sehr gut,‘ und dann zog ich meines Weges. Absichtlich sagte ich nicht mehr, ich wollte eben keinen Argwohn erwecken.“

„Ich errate jetzt,“ bemerkte Deus lebhaft, „du beabsichtigst infolgedessen, anstatt auf den Anstand zu gehen, dem Reiber nachzuspüren?“

„Nichts anderes, liebes Brüderchen, und zwar sollst du mich begleiten, damit ich einen sicheren Zeugen zur Hand habe, wenn irgend etwas von Wichtigkeit vorfallen sollte. Und besondere Dinge stecken im Hintergrunde; wer würde sich sonst wohl die Mühe geben, einen großartigen Brief an einen Kutscher zu schreiben, der kaum Gedrucktes lesen kann?“

„Aber sage mir, Menschenkind, wo finden wir ihn? Daß er seine Schwester nicht besucht, scheint nach deinem Bericht ziemlich festzustehen.“

„Wenn ich nicht irre, begibt er sich dahin, von woher ihm der Brief zugegangen ist.“

„Also nach dem Heidekrug?“

„Wahrscheinlich; allein er ist ein schlauer Bursche. Vor allen Dingen wartet er die Dunkelheit ab, und dann schlägt er, wenn er vom Hofe geht, jedenfalls den Weg zu seiner Schwester ein; denn er könnte doch jemand begegnen, und es könnte doch jemand, wenn auch nur zufällig, ihm nachspähen. Hat er erst den Waldessaum erreicht, so steht es ihm ja frei, sich hinzuwenden, wohin er will. Mein Vorschlag ist also, wir stellen uns in der Nähe jener Straße auf, warten dort so lange, bis Reiber vorüber ist, und folgen ihm dann heimlich nach.“

„Wenn er aber nicht kommt?“

„Dann ist es noch immer früh genug, nach dem Heidekrug zu gehen.“

„Und wann gedenkst du aufzubrechen?“

„Donnerwetter!“ rief der Förster rasch emporspringend aus, „fünf Uhr durch! Keine Stunde mehr ist es Tag, wir müssen fort, oder wir kommen zu spät. Aber noch eins, teu-

erster Magister loci, den Hund dürfen wir nicht mitnehmen."

„Ich werde ihm mein Bett zur Verfügung stellen," erwiderte Deus, indem er seinen Rock bis ans Kinn zuknöpfte.

„Brauchst ihn nicht zu schicken. Laß ihn nur hinaus, wenn du nach Hause kommst; er findet den kürzesten Weg am besten allein."

„Gut, also vorwärts jetzt."

„Vorwärts, ohne eine Minute Zeitverlust," bekräftigte Herzbusch, indem er Tasche und Gewehr umhing.

Der Hund wurde darauf nach der Schlafkammer geführt, wo er sich sogleich ans Fenster begab, um, mit den Vorderfüßen auf das Brett gestützt, seinem Herrn trübselig nachzublicken. Die beiden Freunde aber wanderten eiligen Schrittes der nächsten Waldecke zu.

Fünftes Kapitel.

Auf dem Predigerhofe.

Wo auf dem Lande sich mehrere Dorfschaften zu einem Kirchspiel vereinigen, da ist zur Anlage der Hauptkirche und des Predigerhofes gewöhnlich die am zahlreichsten bevölkerte Ortschaft gewählt worden.

In den meisten Fällen trifft der Vorzug, einen Geistlichen zu besitzen, das größte Bauerndorf, es sei denn, daß sich in dem Komplex ein Rittergut befände, das sich durch Umfang und Lage noch besser zum kirchlichen Mittelpunkte der umliegenden Dörfer und Gehöfte eignete.

Verhältnisse, wie die zuletzt bezeichneten, sind auch wohl Ursache gewesen, daß vor mehr als hundert Jahren in Hainfeld, dem Stammsitz des Herrn Majors v. Hainfeld, ein stattliches Kirchlein und, in geringer Entfernung von diesem, der Predigerhof gegründet wurden.

Durch Gartenanlagen abgesondert von den umfangreichen Baulichkeiten des Gutshofes, abgesondert von den eine lange Straße bildenden Häuschen und Ställen der zu dem Rittergute gehörenden Arbeiter und Beamten, liegt die von uraltem Efeu umrankte Kirche.

Kaum dreißig Schritte weit von der aus Feldsteinen aufgeführten Friedhofsmauer erhebt sich das einstöckige, jedoch geräumige und mit Giebelstuben versehene Pfarrhaus. Ein kleiner Vorgarten trennt es von der Straße. Kiesbestreute Pfade, breit genug, zwei nebeneinander wandelnden Spaziergängern hinlänglich Raum zu gewähren, winden sich zwischen wohlgepflegten Rasenflächen hin. Den Hauptschmuck erhalten Garten und Haus durch vier vor dem Hause in einer Reihe stehende Linden, deren Kronen so dicht ineinander verwachsen sind, daß das aus einer neueren Zeit herrührende Ziegeldach kaum noch bemerkbar zwischen den bereits herbstlich gefärbten Blättermassen hindurchschimmert.

Der eigentliche Garten, in dem das Nutzbringende mit dem Schönen in gefälliger Weise vereinigt ist, liegt hinter dem Wohnhause; ebenso sind die zu diesem gehörenden Stallungen und Scheunen, die indessen zusammen mit dem Predigeracker von einem Pächter verwaltet werden, von der Straße aus nicht sichtbar.

Leise spielte der Abendwind mit den Efeuranken, die die schmalen Bogenfenster der massiven Kirche anmutig einrahmten; leise hauchte er zwischen den Zweigen der ehrwürdigen Lindenbäume hindurch.

Auch über den Vorgarten des Pfarrhauses hauchte er hin, und von den mauerartig ineinander verwachsenen Baumkronen abprallend, schien er alle seine Kräfte noch einmal zusammenzuraffen, um mit verstärkter Gewalt um den südlichen Giebel des Hauses herumzufahren und zwischen anderen, zum Teil noch schwer beladenen Obstbäumen zu ersterben.

Daß er seinen Weg gerade um den südlichen Giebel herum nahm, war die natürliche Folge seiner ursprünglichen

Richtung und der Hindernisse, auf die er stieß. Trat man aber so weit von dem Hause zurück, daß man einen Blick auf den kleinen Rasenplatz vor der bezeichneten Giebelseite gewann, dann hätte man meinen mögen, dieser Weg sei nur von ihm gewählt worden, um einen lustigen Spielkameraden aufzusuchen und mit diesem die Zeit zu vertändeln. Und ein seltsamer Spielkamerad war es, den er sich auserkoren hatte, ein Spielkamerad, der, noch unermüdlicher, als der Wind selber, ganz prächtig zu diesem paßte.

Auf dem Rasenplatze stand nämlich, fest eingerammt, eine weiß angestrichene Stange, deren Spitze beinahe die Höhe des Pfarrhausdaches erreichte. Auf der Spitze der Stange aber balancierte ein kleiner Mann, der von den Bewohnern des Pfarrhauses als ein

sehr lieber und unterhaltender Freund betrachtet wurde, und dem man frei gestattete, sich auf seine Art an allen Familienereignissen mehr oder minder lebhaft zu beteiligen.

Seines Zeichens war der etwa fünfzig Zentimeter hohe Mann ein Matrose, jedoch kein gewöhnlicher Matrose mit schwieligen Händen und unsauberer Teerjacke, sondern ein Seemann, der in seiner äußeren Erscheinung, wie in seinem ganzen Auftreten die Gewandtheit seines Standes mit der Sauberkeit und steifen Haltung eines Gardeleutnants verband. Er stand da, wie auf einen Draht gezogen; kein Fältchen war in den straffen weißen Beinkleidern zu entdecken, ebensowenig in der feuerroten Matrosenjacke, die um seinen kurzen, dicken Hals fest zusammengeschnürt war. Als Unterlage für seine Füße, die etwas zu kurz geraten waren, diente ein rundes Brettchen. Dieses war mit einem Loche versehen, durch das die runde, sehr glatte eiserne Spitze der Stange geschoben worden war. Der Drechsler aber, dem der kleine muntere Kerl sein Dasein verdankte, hatte die Grausamkeit so weit getrieben, daß er mit demselben Bohrer, mit dem er das Brettchen durchlöcherte, auch den armen Burschen von unten herauf durch die dicht zusammengepreßten Beinchen bis tief in die Brust hinein getroffen hatte, bis wohin denn auch die eiserne Stange reichte.

Gesicht und Kopf des kleinen Kerls waren regelmäßig rund. Nur die Nase, die künstlich eingefügt war, ragte, wie bei einem Nußknacker, als ein langes, spitzes Zäpfchen hervor und hatte, wie der übrige Teil des Gesichtes, einen recht schönen, rosenroten Anstrich von Lackfarbe erhalten. Seine Wangen schmückten zwei scharf abgegrenzte, dunkelrote runde Flecken, die ihm den Ausdruck strotzender Gesundheit verliehen; ein kurzes schwarzes Schnurrbärtchen — ebenfalls von Lackfarbe — schmiegte sich oberhalb der in einen feuerroten Punkt zusammengelaufenen Lippen dicht an das harte Fleisch an; ebenso die beiden Streifen Backenbart und das Haupthaar, welches letztere, trotz seiner Kürze,

die Ohren so genau verbarg, daß auch nicht eine Probe mehr von ihnen zu entdecken war.

Die stumpfe Winkel bildenden Arme waren nicht fest mit dem Körper verbunden, sondern durch diesen hindurch mittels eines beweglichen Zapfens, der von Schulter zu Schulter durch die verhältnismäßig breite Brust hindurchreichte, sicher miteinander vereinigt worden. Dabei hatte man aber mit boshafter Berechnung die natürliche Stellung der Glieder gänzlich unberücksichtigt gelassen und den Armen eine solche Lage gegeben, daß wenn der eine von der rotierenden Achse schlaff niederhing, der andere steil gen Himmel wies, oder wenn der eine, wie abwehrend, nach vorne stand, der andere sich rückwärts fast aus der Schulter renkte, als ob auch von dort her eine unsichtbare Gefahr drohe.

Um nun die Quälerei zu vervollständigen, hatte man dem armen Matrosen — gegen alle Seemannsregeln, — in jede Hand ein breites Ruderblatt gegeben, diese aber sorgfältig nach den Gesetzen der Segelkunst windschief ausgeschnitzt, so daß der leiseste Lufthauch eine sichtbare Wirkung auf sie ausübte und nicht nur die Arme, wie die Flügel einer Windmühle, bald vorwärts, bald rückwärts herumwarf, sondern auch das ganze Kerlchen auf seinem Draht bald hier herum, bald da herum drehte, je nachdem durch die jedesmal veränderte Stellung der Luftzug das eine oder das andere Ruderblatt traf.

Trotz der unfreiwilligen Bewegungen, zu denen der kleine Seemann fast beständig gezwungen wurde, und trotz der allen Wettern ausgesetzten Stelle, die man ihm angewiesen hatte, schien er sich auf seinem luftigen Sitze recht behaglich zu fühlen. Ihn kümmerten weder winterliche Kälte, noch die Glut des Hochsommers, weder Schnee, noch Regen, weder Schloßen, noch Reif. Er war am zufriedensten, wenn er nicht zur Untätigkeit verdammt war, und je toller es stürmte, um so lieber war es ihm, um so lustiger focht er mit seinen Rudern in der Luft herum, um so gewandter drehte er sich um sich selbst.

Stundenlang hätte man dem lustigen Burschen zusehen mögen, der sich gebärdete, als ob er wirklich eigenes Leben besessen hätte, und wenn man recht genau horchte, glaubte man sogar ein heiteres Lachen zu vernehmen, das zuweilen einer komisch-heftigen Bewegung des Matrosen auf dem Fuße nachfolgte, und so gedämpft klang, als hätte er selbst es im Übermaß seiner frohen Laune ausgestoßen. Lauschte man indessen aufmerksamer, so entdeckte man leicht, daß das Lachen von der anderen Seite des Hauses herüberschallte, und zwar von einer Stelle, von der aus der unermüdliche Matrose ebenfalls sichtbar war.

Vor einem steinernen Tische, der auf einem freien Platze, gerade auf der Grenze zwischen den Blumenbeeten und dem Gemüsegarten aufgestellt worden war, saßen nämlich ein junger Mann und ein Mädchen, die sich in heitere Plaudereien vertieft hatten und, die Blicke auf den Matrosen gerichtet, diesen, oder vielmehr seine Bewegungen, als das über ihre Fragen und Antworten entscheidende Orakel betrachteten.

Es war ein Paar, wie man es sich nicht schöner und jugendfrischer hätte denken können. Doch trotz des vertraulichen Wesens, mit dem sie miteinander verkehrten, und trotz der herzlichen Gesinnungen, die aus beider Augen hervorleuchteten, verriet nicht die leiseste Miene, daß sie etwas anderes als höchstens eine recht warme Freundschaft füreinander empfanden. Man hätte sie für Geschwister halten können, wäre in dem Charakter ihrer Gesichtszüge nicht eine auffallende Verschiedenheit bemerklich gewesen, die jeden Gedanken an eine nähere Verwandtschaft von vornherein verbannte. Denn zeigte der junge Mann das derbe, von blonden Locken und einem ebenfalls blonden, krausen Bart eingefaßte Gesicht eines Nordländers, das durch die etwas abgestumpfte Nase einen gutmütigen Ausdruck, durch die schönen blauen Augen hingegen warmes Leben erhielt, so glaubte man in seiner lieblichen Gefährtin wieder eine Tochter südlicher Zonen zu erblicken, über deren Wiege die neapolitanische Sonne glühend aufgegangen war oder Andalu-

siens Mandelbäume ihre traulichen Schatten geworfen hatten.

Schwarz, dunkelschwarz war das üppige Haar, das sich, einfach und anspruchslos geordnet, in leichtem Bogen an die Schläfen anschmiegte; schwarz waren auch die gewölbten Brauen und die langen Wimpern, die ein Paar braune Augen einrahmten, ein Paar Augen, so tief und seelenvoll, daß man sie mit einem unergründlichen Wasserspiegel hätte vergleichen mögen.

Um so weißer und zarter erschien dafür ihre Gesichtsfarbe, und lieblich kontrastierte zu dieser wieder der zu einem holden Lächeln hinneigende Mund mit den frischen roten Lippen und den schönen, überaus weißen und regelmäßig geformten Zähnen.

Kindliche Unschuld und jungfräuliche Bescheidenheit waren auf dem lieben Antlitz ausgeprägt. Keineswegs aber mangelte ihm der belebende Ausdruck von Scharfsinn und Beobachtungsgabe; es sprach aus jeder Miene, trotz der großen Jugend, neben der Reinheit des Gemütes, die ruhige und sichere Überlegung einer verständigen Hausfrau, die mit treuer Liebe und Sorgfalt nach allen Richtungen hin zu raten und aufzumuntern versteht.

Letzteres durfte am meisten dem Umstand zugeschrieben werden, daß sie, als einzige Tochter ihrer Eltern, von früher Kindheit an gewohnt gewesen war, ihre Mutter in allen häuslichen Angelegenheiten zu unterstützen, bis sie endlich mit ihrer Einsegnung das Alter erreicht hatte, in dem jene glaubte, ihr den größten Teil der Last des Hauswesens übertragen zu dürfen. Lange war sie indessen noch nicht in die verantwortliche Stellung einer Hausverwalterin eingerückt, indem sie das sechzehnte Jahr kaum überschritten hatte; allmählich aber war eine Obliegenheit nach der anderen in ihre Hände übergegangen, so daß der Mutter zuletzt weiter nichts mehr übrig blieb, als sich, samt ihrem Gatten, von dem herzigen Kinde pflegen und verhätscheln zu lassen.

Einen grellen Kontrast zu der sinnigen und verständigen Predigertochter bildete ihr blondlockiger Gefährte, der, nach seinem Äußeren zu schließen, ein Mittelding zwischen einem übermütigen Studenten und einem leidenschaftlichen Nimrod und Rossebändiger war. Es fehlte seinem offenen Gesicht zwar nicht ein hervorragender Zug von Herzensgüte, allein ebenso deutlich lachte auch aus seinen Augen ein hoher Grad von jugendlicher Eitelkeit und Selbstüberhebung, die nur gelegentlich durch einen gewissen Hang zu romantischen Schwärmereien gedämpft wurden, hervor. Letztere trieben ihn dann gewöhnlich zu dem Bau phantastischer Luftschlösser, die mit ihren goldenen Zinnen weit über Sonne, Mond und Sterne hinausragten.

Im Dorfe kannte man ihn nur unter dem Namen „junger Herr", in weiteren Kreisen dagegen hieß er Fortis Hainfeld. Er selbst war mit beiden Benennungen zufrieden und kümmerte sich ebensowenig um das vor seinem Namen fehlende „von", als um den Grad der Verwandtschaft, in der er zu dem alten Major stand. Er begnügte sich damit, zu wissen, daß er von letzterem als verwaistes, hilfloses Kind in Schutz genommen worden sei, daß er seine ersten Jugendjahre in der Pflege der Frau Predigerin zugebracht, den ersten Unterricht aber bei dem Pfarrer selbst genossen habe; ferner, daß er später, als der Major nur Erfreuliches über ihn hörte, nach dem Gutshofe übersiedelte, von wo aus er dann die höheren Schulklassen und endlich die Universität besuchte.

Fortis hatte sich auf seinen Stuhl zurückgelehnt, der grüne Jagdhut lag auf seinen Knien, und mit dem Wesen eines Menschen, der sich vollständig zu Hause fühlt, blies er den Dampf seiner Zigarre in die milde Herbstluft hinaus.

„Sage mir einmal, meine liebe Rosa, in welcher Weise wird sich heute abend deine wirtschaftliche Tätigkeit entfalten?" begann Fortis die Unterhaltung, als er nach der ersten Begrüßung eine Weile schweigend und, eine offenbar unangenehme innere Erregung niederkämpfend, dagesessen hatte.

„Sage mir einmal, meine liebe Rosa, in welcher Weise wird sich heute abend deine wirtschaftliche Tätigkeit entfalten?“ (S. 80.)

Rosa, die mit einer Weißstickerei beschäftigt war, blickte verwundert empor und heftete ihre großen Augen forschend auf den Gefährten.

„Möchtest du das wirklich wissen?“ fragte sie dann zurück, „oder willst du mir durch die seltsame Frage nur deine Mißstimmung zu erkennen geben?“

„Pah, Mißstimmung! Ich bin in meinem ganzen Leben noch nicht mißgestimmt gewesen,“ entgegnete Fortis mit erhabener, jedoch erheuchelter Gleichgültigkeit; „ich hegte nur die Absicht, dich zu unterhalten, und wählte daher einen Stoff, der, da er dir am nächsten liegt, auch vom größten Interesse für dich sein muß.“

„Sehr freundlich von dir, lieber Fortis,“ bemerkte Rosa milde, indem sie ihre Aufmerksamkeit der Stickerei wieder zuwandte, „ich will indessen ebenso freundlich sein, und dich ganz genau belehren: Ich weiß es selbst noch nicht. Gerade als du kamst, überlegte ich, was ich meinen Eltern, wenn sie heimkehren, am geeignetsten vorsetzen könnte.“

„Dann habe ich dich wohl in deinen Betrachtungen gestört? Scheue dich nicht, es mir gerade heraus zu sagen, und ich gehe augenblicklich.“

„Du störst mich nicht im geringsten,“ erwiderte Rosa, ohne aufzublicken.

„Wo sind deine Eltern hingegangen?“ fragte Fortis nach längerem Schweigen.

„Sie sind zu einem Nachbarn gefahren.“

„So,“ bemerkte Fortis gedehnt, und wiederum folgte ein minutenlanges Schweigen.

„Du bist recht unterhaltend heute,“ hob er nach einer Weile wieder an, „hast wohl Ärger mit den Leuten gehabt und willst dich dafür an meiner Person rächen?“

Um Rosas Lippen spielte ein Lächeln, doch sah sie immer noch nicht empor.

„Wie magst du mir zutrauen, Fortis, daß ich mit den Leuten in Unfrieden leben könnte?“ sagte sie sodann sanft verweisend; „unsere Leute sind freundlich und gefällig, und selbst im entgegengesetzten Falle hätte ich weder ein Recht

noch die Neigung, ihnen und mir das Dasein zu verbittern. Meinen Mißmut aber gar an unschuldigen Personen auszulassen, zum Beispiel an dir, das würde doch auf keinen Fall zu rechtfertigen sein."

„Das soll mir wohl gelten, Rosa?"

„Dir? Hast du mir etwa deinen Mißmut zu erkennen gegeben? Bist du wirklich mißgestimmt?" fragte Rosa, noch etwas emsiger über ihre Stickerei hingeneigt, um ihr vergebendes Lächeln zu verbergen.

„Nein, Rosa. Ich kam aber hierher, um mich aufzuheitern, und nun, da ich hier bin, komme ich mir recht überflüssig vor. Ich werde lieber wieder gehen."

„Adieu, Herr Fortis."

„O, sehr freundlich von dir, mein Fräulein; ich ziehe indessen vor, zu bleiben, und sollte ich bis in die Nacht hinein weder von dir ein Wort hören, noch selbst eins sprechen."

„Du armer Mensch," sagte Rosa, und zugleich sah sie mit einem Ausdruck neckischer Teilnahme empor, „das wäre wirklich eine zu harte Strafe für dich; nein, so etwas darf ich nicht dulden, und ich muß daher schon notgedrungen das Wort nehmen."

„Nimm es also."

„Gut, lieber Fortis, du mußt mir aber vorher versprechen, auf meine Unterhaltung einzugehen."

„So gut, wie es in meinen Kräften steht."

„Und nicht auszuweichen, wenn ich dich nach irgend etwas frage."

„Ich mache nie Winkelzüge."

„Wie befindet sich Gabriele?"

„Pah, was kümmert mich Gabriele?" antwortete Fortis, nachdem er seine Brauen recht finster zusammengezogen hatte.

„Wenn sie dich nicht kümmert, so kümmert sie mich dafür um so mehr, und da ihr zusammen unter einem und demselben Dache wohnt, darf ich wohl annehmen, daß du mir Auskunft über sie erteilen kannst."

„Ich habe sie lange nicht gesehen."

„Seit wie lange nicht?“

„Nun, seit etwa drei Stunden.“

„Eine halbe Ewigkeit, lieber Fortis,“ versetzte Rosa wieder mit ihrem innigen Lächeln, „und wie befand sie sich, als du dich von ihr trenntest?“

„Ausgezeichnet, so ausgezeichnet, wie vielleicht noch nie in ihrem Leben.“

„Und womit beschäftigte sie sich?“

„Sie stand eben im Begriff, mit ihrem Vetter oder vielmehr Onkel Theodor einen Spaziergang zu unternehmen.“

„Warum bist du nicht mitgegangen?“

„Weil ich nicht wollte.“

„Warum aber wolltest du nicht?“

„Weil ich keine Neigung verspürte, dem verliebten alten Burschen das Vergnügen zu verderben.“

„So? Du bist wohl eifersüchtig?“

„Ich kenne keine Eifersucht, am wenigsten aber wäre Gabriele dazu geschaffen, mich zur Eifersucht zu reizen.“

„Ich weiß jetzt genug, lieber Fortis, um den Grund deines Mißmutes zu erraten,“ versetzte Rosa, „du hast dich wieder einmal mit Gabriele erzürnt, und deine üble Laune rührt daher, daß du einsiehst, wie unrecht du gehandelt hast, dem lieben Mädchen eine unfreundliche Miene gezeigt zu haben.“

„Sie hat schuld, ich versichere dich,“ erwiderte Fortis mit Eifer.

„Gabriele hat dir gegenüber nie schuld,“ schnitt Rosa entschieden Fortis' Rede ab, „ich kenne dich viel zu genau, du hast wahrscheinlich wieder ohne Grund irgendeine heitere, harmlose Bemerkung falsch ausgelegt, und Gabriele ist nun einmal nicht dazu geschaffen, sich von dir beherrschen zu lassen, wie — wie zum Beispiel ich.“

„Aber gerade deshalb kommt es zwischen uns beiden auch nie zum Bruch. Du bist verständig genug, um einzusehen, daß ein gediegenes männliches Urteil der Weisheit eines sechzehnjährigen Mädchens zum mindesten gleich steht;

und weiter verlange ich doch nichts, als daß man meinen wohlüberlegten Vernunftgründen keinen kindischen Trotz entgegenstellt."

Als Fortis dann schwieg, forderte sie ihn auf, ihr vertrauensvoll alles mitzuteilen, wodurch seine heitere Laune gestört worden sei, wofür sie ihm versprach, bald alles wieder ins alte Geleise zu bringen.

„Der Vetter Theodor ist also wieder mal hier," hob Fortis darauf schnell an, denn es drängte ihn förmlich, sein Herz vor Rosa auszuschütten, „Vetter Theodor mit dem breiten Bauerngesicht und dem tölpelhaften Benehmen, der kein anderes Verdienst auf dieser Welt besitzt, als daß sein Vater der rechte Bruder der verstorbenen Frau Majorin, sein leiblicher Vetter aber wieder Gabrielens Vater gewesen ist. Daß er ein ganz hübsches Rittergut sein Eigentum nennt, rechne ich ihm nämlich nicht als Verdienst an. Kurz und gut, Rosa, ich kann diesen Vetter Theodor nun einmal nicht leiden, und um so weniger, weil ich seit Jahren gleichsam herausgefühlt habe, daß ich ihm ein rechter Dorn im Auge bin."

„Man muß nicht so schlecht von den Leuten denken," bemerkte Rosa halb bittend, halb vorwurfsvoll, „wärest du zuvorkommender und freundlicher gegen ihn — und er ist ja so viel älter, als du — würde er gewiß nicht minder freundlich gegen dich sein, und du könntest ihn schließlich noch schätzen lernen. Aber es ist nun einmal dein Fehler, daß du dich für viel besser, als manchen anderen Menschen hältst."

„Kennst du etwa den Vetter Theodor?" fragte Fortis, den Verweis mit merkwürdiger Gefügigkeit hinnehmend.

„Nur von Ansehen."

„Hm, dann kann dein Urteil allerdings nicht anders lauten — doch ich bleibe dabei, ich verabscheue ihn, und daß Gabriele mich in seiner Gegenwart beleidigte, ist das Unangenehmste, das mir hätte widerfahren können!"

„Beleidigte, sagst du? Erzähle doch, ich bin überzeugt, du hast, trotz deiner anerkennenswerten Umsicht, blinderweise ein Mißverständnis herbeigeführt."

„Du wirst anders denken, wenn du mich zu Ende gehört hast," fuhr Fortis mit einem Ernst fort, als hätte er vor einem Richter auf der Anklagebank gesessen; „wir haben also zu mittag gespeist, der Major ist verschwunden, um ein Stündchen zu ruhen, als Vetter Theodor Gabriele zu einem Spaziergange auffordert und diese sich auch sogleich bereit dazu erklärt. Ich werde weder gefragt, noch eingeladen, mich an der Partie zu beteiligen, doch hinderte mich das nicht — du kennst mein versöhnliches Gemüt—, mit in den Garten hinauszutreten. Vetter Theodor bietet Gabrielen den Arm, sie nimmt ihn an, und ich schweige noch immer, weil ich beschlossen hatte, mich nicht zu ärgern. Nachdem wir einige Schritte in den Garten hinein zurückgelegt hatten, schlug ich sehr höflich vor, den Weg links zu wählen. Ich hegte dabei wirklich keine andere Absicht, als zu verstehen zu geben, daß ich anwesend sei und man meine Gegenwart doch wenigstens etwas berücksichtigen möge."

„Du wirst wohl nicht übermäßig höflich gewesen sein," bemerkte Rosa freundlich.

„Ich versichere dir, liebe Rosa, so höflich, wie es sich nur immer mit meiner Stellung verträgt," versicherte Fortis.

„O, wir kennen dich und deine beißenden Bemerkungen, wenn nicht alles ganz genau nach deinem Kopfe geht, lieber Fortis."

Eine bittere Entgegnung schwebte Fortis auf den Lippen, doch schwand sein Unmut vor dem guten, treuherzigen Ausdruck, mit dem Rosa ihm gerade und fest in die Augen schaute, und er fuhr fort:

„Daß von dem aufgeblasenen Vetter meine unschuldige Bemerkung nicht beachtet wurde, wäre mir ziemlich gleichgültig gewesen, denn ich achte ebensowenig auf das, was er sagt; allein daß Gabriele sich mir mit einem ausgesucht erhabenen Wesen zuwendet und lachend ausruft: ‚Lieber Fortis, wenn du jenen Weg so viel schöner findest, so hindert dich ja niemand, ihn einzuschlagen. Theodor und ich haben es uns einmal in den Kopf gesetzt, hier

herum zu gehen,' das, ja das, meine gute Rosa, mußte mich bis in die Seele hinein verletzen!"

„Und was antwortetest du?"

„Je nun, ursprünglich wollte ich gar nicht antworten und ihr mit einem Achselzucken den Rücken kehren; sobald ich aber Vetter Theodors höhnisches Kichern vernahm, war es mit meiner Geduld zu Ende. ‚Ich danke für die gnädige Zurechtweisung', sagte ich, ‚und möge das gnädige Fräulein einen recht hohen, geistigen Genuß auf dem romantischen Spaziergange finden', fügte ich hinzu, indem ich mich abwendete."

„Da hast du dich wirklich wieder einmal selbst übertroffen," versetzte Rosa, als Fortis schwieg und fragend zu ihr aufschaute, „aber Gabriele, wie benahm sie sich weiter?"

„Ich weiß es nicht; ich bemerkte nur, indem ich über die Schulter einen Blick rückwärts sandte, daß sie die Achseln zuckte, sich fester an den plumpen Vetter anschmiegte und lustig mit ihm davonwanderte. So, meine liebe Rosa, das ist die ganze Geschichte, und nun sage du, ob ich an dem unheilbaren Zerwürfnis schuld bin und ob ich meiner Handlungsweise wegen einen Vorwurf verdiene."

„Natürlich hast du dir ein sehr tadelnswertes Benehmen zuschulden kommen lassen," antwortete Rosa, und um ihren Mund spielte wieder das süße, herzige Lächeln.

„Das klingt beinah, Rosa, als wolltest du mich hofmeistern?"

„Wo denkst du hin, Fortis? Ich, ein unerfahrenes Mädchen, und dich hofmeistern? Weit eher stände es dir zu, mich zu belehren, und du würdest obenein eine dankbare Schülerin in mir finden. Nein, guter Fortis, dergleichen Überhebungen traue mir nicht zu; was ich sagte, glaubte ich einfach aus deinen Augen herauszulesen. Klang deine Stimme doch, als ob du dein unfreundliches Benehmen bereits bereutest und es von meiner Seite nur eines leisen Anstoßes bedürfte, um dich gänzlich umzustimmen. Wer weiß, was für Gründe Gabriele hatte, sich deiner Gesellschaft zu entledigen; die Sache wird sich gewiß zu unser aller Zu-

friedenheit aufklären, wenn du sie nicht durch deinen Starrsinn noch mehr verdirbst."

„Du bist in der Tat ein gescheites Kind," versetzte Fortis gutmütig, „bei deiner Jugend hätte ich dir kaum so viel Überlegung zugetraut. Ich scheue mich daher nicht, dir offen zu gestehen, daß du meine Gedanken so halb und halb erraten hast und ich wirklich nicht abgeneigt bin, mich mit Gabriele wieder in Einvernehmen zu setzen, wenn sie ihr Unrecht einsieht und mir nur ein einziges gutes Wort gibt."

„Das wird sie, verlaß dich darauf, lieber Fortis," erwiderte Rosa entschieden, „sie wird es, sobald du die Absicht ausgeführt haben wirst, die du noch heimlich mit dir herumträgst."

„Und die wäre?" fragte Fortis gespannt.

„Daß du bei deinem nächsten Zusammentreffen mit Gabriele sie bittest, dir deine Unfreundlichkeit nicht nachzutragen."

„Mit anderen Worten, ich soll um Verzeihung bitten, was früher wohl zuweilen geschah, als ich noch nicht älter war, als eine gewisse Predigerrose jetzt ist," entgegnete Fortis, jedoch ohne Bitterkeit.

„Um des Himmels willen, lieber Fortis, wer wird von Verzeihung sprechen, wo es gar nichts zu verzeihen gibt? Nein, so tief brauchst du dich nicht zu demütigen; du sollst nur sagen, du seiest höchst unzufrieden mit deinem Benehmen und wünschtest eure alte Freundschaft wieder herzustellen."

„Ah, das ist etwas anderes, Rosa; ich würde mich einer Falschheit schuldig machen, wollte ich leugnen, daß mich dergleichen Gedanken schon beschäftigten; nur ein Umstand flößt mir noch Bedenken ein."

„Und der ist?"

„Ein Umstand, über den ich eigentlich nicht mit dir sprechen sollte, allein du bist ja kein Kind mehr, sondern ein verständiges Mädchen, dem man schon etwas mehr Vertrauen schenken darf."

„Ich bin sehr neugierig, Fortis," versetzte Rosa mit zuvorkommender Freundlichkeit.

„Du wirst begreifen, liebe Rosa, es bekundet einen hohen Grad von Wohlwollen, wenn ich Gabriele zu verstehen gebe, daß ich lieber in Freundschaft, als in Feindschaft mit ihr lebe."

„Ja — das begreife ich."

„Infolgedessen werden die Leute, die mich schon alle Tage mit Gabriele verheiraten, nicht länger bezweifeln, daß zwischen uns ein darauf hinzielendes Übereinkommen bestehe."

„Laß doch die Leute denken und reden, was sie wollen, Fortis; oder wäre es ein Unglück, wenn ihr beide ein Paar würdet?"

„Wir ein Paar, Rosa? Es kann dein Ernst nicht sein!"

„Warum nicht? Gabriele ist nicht nur ein schönes, sondern auch ein herzensgutes Mädchen; du bist ein Mann, der etwas gelernt hat und allmählich seine kleinen Schwächen besiegen wird, und da könnte ich mir in der Tat gar kein schöneres Bild denken, als euch beide hochzeitlich vor den Altar treten zu sehen, und meinen lieben Vater, das heilige Buch in den Händen" —

„O Rosa, Rosa, schweige mir von solchen Dingen," rief Fortis mit kläglicher Gebärde aus, „du magst nicht ganz unrecht haben, wenn du behauptest, daß ich in einer solchen Lage ein recht hübsches Bild böte, wenigstens ein Bild, mit dem zufrieden zu sein Gabriele alle Ursache hätte; allein Ernst mit der Geschichte zu machen? Pah, ein solcher Gedanke liegt mir so fern, wie die Milchstraße unserer Erde. Ich bleibe dabei: mir mit meinen vierundzwanzig Jahren, der ich eben im Begriff stehe, mich in das Treiben der Welt hineinzustürzen und im kühnen Ringen mindestens die Aufmerksamkeit meiner Mitmenschen auf mich hinzulenken, mir wäre gewiß kein guter Dienst erwiesen, wollte ich mir jetzt schon die Schwingen fesseln, meine Aussichten für die Zukunft zertrümmern lassen, und das nur, um das Lebensglück eines jungen Mädchens zu begründen. Nein, das wird

nicht geschehen; Gabriele aber ist zu verständig — oder ich müßte mich sehr in ihr täuschen — um etwas anderes, als Freundschaft von mir zu erwarten."

„Wenn aber nun Gabriele dich liebte mit der ganzen Kraft ihrer Seele, was würdest du dann sagen?" fragte Rosa teilnahmvoll, und zugleich sprachen aus ihren lieblichen Zügen eine unbegrenzte Gutherzigkeit und die harmlose Schadenfreude, die sie über des jungen Mannes Eigenliebe und Eitelkeit empfand.

„Hm, Rosa, ich kann nicht anders, ich muß sie eben am gebrochenen Herzen sterben lassen," entgegnete Fortis halb spöttisch, halb bedauernd.

„Schäme dich, Fortis, dergleichen auch nur zu denken. Übrigens wird ein solches Unglück nicht eintreten."

„Ich hoffe, du wirst recht behalten, beste Rosa; ich hoffe es um unserer gemeinschaftlichen Freundin willen. Du lächelst ungläubig, mein Kind," fügte er fast mitleidig hinzu, als er auf Rosas Antlitz eine helle Heiterkeit bemerkte, die er indessen in seiner Selbstüberhebung nicht gleich zu deuten verstand, „aber versetze dich einmal in Gabrielens Lage, vergegenwärtige dir einmal, du liebtest mich — nun — gerade so, wie du es eben so schön schildertest, würdest du in einem solchen Falle von mir verlangen, dir meine ganze Zukunft zum Opfer zu bringen, mich mit dir auf irgendein beliebiges Landgut hinzusetzen, meinen Hafer zu mähen, meinen Weizen zu ernten, meine Schafe zu verkaufen und dabei nur durch die Zeitungen zu erfahren, daß die Welt noch über die Grenzen meiner Feldmark hinausreiche?"

„Gewiß nicht, lieber Fortis, das würde ich nie von dir verlangen," versetzte Rosa, ihre zarte Hand, wie beteuernd, aufs Herz legend, „aber nun einmal Scherz beiseite," fügte sie mit einer Anwandlung von Mutwillen hinzu, „glaubst du allen Ernstes, daß alle weiblichen Wesen, die dich kennen lernen, dich auch gleich lieben müssen?"

Fortis blickte bei dieser Frage Rosa eine Weile forschend in die Augen.

„Liebst du mich etwa nicht?“ fragte er darauf, wie jemand, der seiner Sache vollkommen gewiß ist.

„Natürlich liebe ich dich,“ lautete die mit holder Unbefangenheit gegebene treuherzige Antwort, „ich liebe dich als Freund, als Spielgefährten, ja, ich liebe dich, wie einen Bruder.“

„Gut, liebst du mich wie einen Bruder, würde gar nicht so viel dazu gehören, diese Liebe in eine Neigung zu verwandeln, die — nun in eine Neigung, wie du sie so vortrefflich zu schildern verstehst.“

„Wahrscheinlich würde viel mehr dazu gehören, als du denkst,“ versetzte Rosa in ihrer vertraulichen Weise, „ich glaube wenigstens, daß wenn ich dir, dem Freunde und Spielgefährten, so wie du dasitzest, mit allen deinen Fehlern und Schwächen recht herzlich zugetan bin, du mir als Bräutigam gerade deiner Fehler wegen weniger angenehm sein würdest.“

„Hm, das ist recht offenherzig von dir, aber so wie du, haben schon viele junge Mädchen gedacht und werden noch sehr, sehr viele denken, und dennoch ist es gewöhnlich anders gekommen. Daher halte ich denn auch für ratsam, Gabriele gegenüber mein Benehmen vorsichtig abzumessen, um nicht am Ende unabsichtlich Hoffnungen zu erwecken“ —

„Höre, Fortis,“ fiel ihm Rosa hier ins Wort, und wenn sie überhaupt je in ihrem Leben Unwillen empfand, so war es in diesem Augenblick, „so lange es sich nur um meine bescheidene Person handelte, hatte ich gegen deine seltsame Art, Schlüsse zu ziehen, nichts einzuwenden; jetzt aber, da du nicht nur ein ungerechtfertigtes, sondern auch ein höchst ungerechtes Urteil über Gabriele fällst und einen — du verzeihst — etwas anmaßenden Ton anschlägst, muß ich dir offen erklären, daß Gabriele viel zu gut für dich ist. Indem du dich aber in einer so lieblosen Weise über sie äußerst, bekundest du, daß du ihre Vorzüge gar nicht zu würdigen verstehst. Traue meinen Worten, wenn ich behaupte, daß du durchaus gar keinen Grund hast, in deinem Benehmen gegen Gabriele oder mich vorsichtig zu sein; du

brichst ihr Herz ebensowenig, wie das meinige; dagegen will es mir fast scheinen, als hätte Gabrielens Bild in deinem Herzen tiefer Wurzel geschlagen, als es gerade für deine Ruhe notwendig ist."

„Sieh, sieh doch, Kleine, wie du dich ereiferst," versetzte Fortis, gutmütig lachend, „und wie du es allerliebst verstehst, meine Waffen gegen mich selbst zu kehren! Bist indessen noch vollständig im Unklaren über meinen Charakter, oder du wüßtest, daß ein ganz anderes Mädchen, als Gabriele, dazu gehört, mein Blut auch nur um den tausendsten Teil einer Sekunde schneller kreisen zu machen. Übrigens, Rosa, sollte jemals in deiner Gegenwart die Rede davon sein, daß ich eine gute Partie sei, so erweise mir den Gefallen, kühn zu behaupten, noch mehr: zu beschwören, daß ich niemals heiraten würde."

„Ich werde mich hüten, dergleichen zweifelhafte Dinge zu beschwören, mein teuerster Herr Fortis."

„Kannst es immerhin mit ruhigem Gewissen tun, mein teuerstes Fräulein Rosa. Du erweisest mir sogar einen großen Gefallen damit; denn mir ist nichts widerwärtiger, als wenn die Leute, sobald sie mich erblicken, gleich flüsternd bemerken: ‚Welches junge Mädchen wird der einmal beglücken?' Daher wiederhole ich dir noch einmal ausdrücklich, und du kannst es Gabriele ebenfalls mitteilen: ich denke ebensowenig ans Heiraten, wie an einen Besuch auf dem Monde. Ich habe Wichtigeres auf der Welt zu tun, als ein philisterhaftes Ehestandsleben zu führen."

„O, das ist sehr schade," meinte Rosa mit neckischem Bedauern, „die Mädchenwelt wird untröstlich sein, sogar unserem kleinen Matrosen scheint dein Ausspruch nicht ganz zu gefallen, denn er winkt höchst bedenklich mit seinen Rudern," fügte sie hinzu, offenbar mit der Absicht, die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand überzulenken.

Fortis folgte mit den Blicken der angedeuteten Richtung und beobachtete eine Weile mit sichtbarem Interesse die komischen Bewegungen des kleinen Wichtes.

„Ich finde seine Bewegungen mehr zustimmend, als zweifelnd," sagte er endlich, ohne seine Blicke von dem Matrosen abzuwenden. „Sieh doch, wie er mit der rechten Hand bejahend winkt."

„Du nennst das bejahend?" lachte Rosa.

In demselben Augenblick wurde die nach dem Vorgarten hinaus liegende Tür hastig geöffnet und geschlossen, und gleich darauf erschallte aus dem Innern des Hauses eine helle Mädchenstimme, die eine heitere Melodie sang.

„Gabriele!" rief Rosa erfreut aus, indem sie sich erhob, während Fortis, als wären seine guten Vorsätze plötzlich erschüttert worden, sitzen blieb und nur die Lehne seines Stuhles etwas weiter dem Hause zu herumschob.

Sechstes Kapitel.

Das Kleeblatt.

Rosa hatte die Haustür noch nicht erreicht, als Gabriele ihr eiligentgegentrat und sie mit einem lauten „Gott sei Dank, daß ich den Fortis endlich treffe!" begrüßte. Bevor sie sich indessen dem Tisch näherten, flüsterte Gabriele mit überaus lebhafter Gebärde der Freundin etwas zu, was von dieser mit sichtbarem

Erstaunen hingenommen, von ihr selbst dagegen mit einem mutwilligen Lachen begleitet wurde.

Es war eine liebliche Gruppe, die die beiden Mädchen in dieser Stellung zeigten, denn waren sie auch von gleich schlankem und anmutigem Körperbau, der die gewöhnliche Mittelgröße noch um ein Geringes überragte, so bildeten sie doch einen so scharfen Kontrast zueinander, daß ein Murillo sich keine passenderen Modelle zu einer ernsten Jungfrau Maria und einer von Lebenslust gleichsam überströmenden Magdalena hätte wünschen können.

Denn wie Rosa, selbst während des heitersten Geplauders, beständig eine gewisse Sinnigkeit und den Ausdruck ruhiger Überlegung bewahrte, so strahlte Gabriele wieder nach allen Richtungen hin ihren Übermut aus.

„Er hat wohl wieder geklagt?" fragte Gabriele heimlich, als sie bemerkte, daß Fortis, offenbar mit vielem Bedacht, immer noch keine Miene machte, sie zu beachten; „so leid es mir auch tat, aber ich konnte nicht anders, ich mußte ihn abfertigen, um die Sache mit dem Vetter Theodor zum Abschluß zu bringen."

„Er hat mir alles eingestanden," entgegnete Rosa ebenfalls flüsternd, „er zeigte sich wohl noch etwas störrisch, allein ich ruhte nicht eher, als bis er endlich gelobte, sich mit dir auszusöhnen. Bei all seiner Eitelkeit bleibt er doch ein sehr guter Mensch, und nimmt man ihn nur von der rechten Seite, vermag man alles mit ihm aufzustellen."

„Nicht allein gut ist er, sondern auch recht klug," bekräftigte Gabriele ernsthaft, „wäre er nur nicht so erschrecklich von sich eingenommen," fügte sie sodann in ihrer mutwilligen Weise hinzu; „ich bin übrigens gespannt, wie er meinen Vorschlag aufnehmen wird. „Fortis," redete sie darauf den jungen Mann an, dem sie sich allmählich bis auf wenige Schritte genähert hatte, „Fortis, du glaubst nicht, wie ich mich freue, dich endlich zu finden; schon seit einer Stunde suche ich vergeblich nach dir."

Der Angeredete erhob sich langsam. Offenbar schwebte eine auf den stattgefundenen Streit bezügliche Antwort auf

seinen Lippen, doch besann er sich schnell eines anderen, als ein vorwurfsvoller Blick aus Rosas Augen ihn traf und Gabriele ihm mit unverkennbarer Herzlichkeit die Hand reichte.

„Du zürnst mir," begann er mit herablassender Freundlichkeit, „und ich räume gerne ein, daß du gerechten Grund —"

„Ach, Fortis, vergiß doch die alten Geschichten und Mißverständnisse," fiel ihm Gabriele lebhaft in die Rede, „und setze dich vor allen Dingen an meine Seite, wie es sich für uns geziemt; ich habe nämlich über sehr wichtige Angelegenheiten mit dir zu beraten, und ich bitte dich im voraus, nicht wieder so störrisch zu sein, sondern auf meine Vorschläge einzugehen; es hängt sehr viel davon ab."

Fortis setzte sich so hin, daß Gabriele sich an seiner Seite, Rosa sich ihm gegenüber befand, und nachdem er mit beiden einen freundlichen Blick gewechselt, wendete er sich an erstere.

„War ich nicht eben auf dem besten Wege, dich in aller Form um Verzeihung zu bitten?" hob er mit wachsender guter Laune an; denn bei aller seiner Eitelkeit war er doch nicht blind dafür, daß er zwischen zwei Mädchen saß, die an holder Schönheit gleichsam miteinander wetteiferten, noch unempfindlich dagegen, daß er mit ihnen auf dem vertrautesten Fuße stand und sie, wie ein Nachhall aus den frühesten Jugendjahren, auf seine Art und nach seinen Begriffen ungestraft tyrannisieren durfte.

„Ist alles überflüssig geworden, lieber Fortis," versetzte Gabriele schnell, und noch etwas näher an den Jugendgespielen heranrückend, sah sie ihm mit einem Gemisch von ernster Spannung und verhaltener Ausgelassenheit in die Augen.

„Kannst du wohl erraten," fuhr sie darauf hastig fort, „warum ich dich heute nachmittag auf so wenig zeremonielle Art entließ?"

„Wahrscheinlich wolltest du den Vetter Theodor ohne Zeugen sprechen?"

„Falsch, mein werter Fortis, der Herr Vetter wollte mich ohne Zeugen sprechen und hatte mich schon seit langer Zeit um eine Zusammenkunft ohne Zeugen gebeten. Um nun endlich seiner Quälereien überhoben zu sein, gab ich heute seinem Drängen nach. Und was glaubst du wohl, das der Herr Vetter von mir wollte?"

„Hm, es sollte mich nicht überraschen, wenn er dir einen Heiratsantrag gemacht hätte," entgegnete Fortis phlegmatisch.

Gabriele fuhr empor.

„Und das sagst du mit einer Ruhe, als spräche st du von dem Ausgraben eines Dachses oder einem neu entdeckten Wildwechsel?" rief sie halb schmollend, halb erstaunt aus, ohne darauf zu achten, daß Rosa sie ängstlich beobachtete. „Hast du denn ein Herz von Stein? Jawohl, er hat mir einen Antrag gemacht, hat in aller Form um meine Hand angehalten und mich sogar gebeten, gleich den Tag der Hochzeit zu bestimmen."

„Und du?"

„Und ich? Was hätte ich ihm wohl antworten sollen?"

„Nun, als ein verständiges Mädchen hast du ihn ohne Zweifel durch dein Jawort beglückt."

„Fortis, es ist zum Verzweifeln!" rief Gabriele, wie entrüstet über die wirkliche oder erheuchelte Unempfindlichkeit aus; „ich sollte den Vetter Theodor heiraten? Den Vetter Theodor, der beinahe mein Großonkel sein könnte, wie er bereits mein Onkel ist? Nein, Fortis, einen solchen Ausspruch hätte ich dir nie zugetraut; es kann auch unmöglich dein Ernst gewesen sein!"

„Mein vollkommenster Ernst, liebe Gabriele," bekräftigte Fortis mit einem schadenfrohen Lachen, das gerade das Gegenteil bewies.

„Du widersprichst nur aus einer unbesiegbaren Neigung zur Opposition," eiferte Gabriele, und ihr Antlitz glühte vor Erregung, „denn bei deiner sonstigen Anschauungsweise und unserer alten Freundschaft kann ich mir nicht

denken, daß es dich kalt lassen würde, stürzte ich mich durch einen solchen Schritt fürs ganze Leben ins Elend."

„Du hast recht, Gabriele," versetzte Fortis, indem er seiner Nachbarin zutraulich die Hand bot, „ich wollte dir in der Tat nur widersprechen. Im Grunde billige ich von Herzen, daß du dem alten Bauern einen Korb gabst. Wie verhielten sich der Herr Vetter dabei? Hat er geweint oder geflucht? Ich hätte seine komische Figur sehen mögen."

„Keins von beidem; er wurde zu meinem Schrecken nur noch dringender. Auf alle meine vernünftigen Einwendungen hatte er jedesmal eine unsinnige Antwort, ich sage dir, so unsinnig, daß es alle Begriffe übersteigt. Ich wies auf den bestehenden Altersunterschied hin; ich hob hervor, daß ich ihn nicht liebe und nie lieben könne. Ich wurde darauf ungeduldig und sagte ihm geradehin: er sei mir zu einfältig — und das ist doch wohl viel gesagt —, aber selbst diesen Einwand suchte er durch die Bemerkung: ich sei klug genug für uns beide, kaltblütig zu beseitigen; kurz, lieber Fortis, es blieb mir schließlich weiter nichts übrig, als zu einem letzten Gewaltmittel meine Zuflucht zu nehmen."

„Doch wohl keine Injurie?" fragte Fortis, der durch Gabrielens Erzählung immer mehr hingerissen wurde, entzückt.

„Aber, Fortis, wie magst du nur solchen Verdacht hegen? Und selbst damit hätte ich, dem Toren gegenüber, wahrscheinlich nichts erreicht. Nein, nein, Fortis, du errätst es nicht, obwohl du es von Rechts wegen ahnen solltest. Als ich nämlich gar keine Rettung mehr vor seinen Beschwörungen sah, erklärte ich ihm rund heraus, ich liebe bereits einen anderen" —

„Worauf er in Ohnmacht fiel?" warf Fortis triumphierend ein.

„Nichts weniger, als das," fuhr Gabriele hastig fort, er nahm sich nicht einmal die Mühe, nach dem Namen des Glücklichen zu forschen, dem ich mein Herz geschenkt habe, sondern meinte, eine harmlose Jugendliebe beeinträchtige

durchaus nicht das spätere Ehestandsleben, und auch er könne sich nicht von einigen Jugendextravaganzen ganz freisprechen.

„Jetzt aber war meine Geduld zu Ende. ‚Vetter Theodor,‘ rief ich aus, indem ich mich von ihm losmachte, ‚du zwingst mich dazu, ein Geheimnis zu offenbaren, das vorläufig noch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war; so höre denn: ich liebe nicht nur einen anderen, sondern ich bin auch verlobt und werde noch im Laufe dieses Jahres heiraten!‘“

„Bravo!“ rief Fortis jubelnd aus, während Rosa bald Gabriele, bald Fortis verwunderungsvoll anschaute, „das wirkte doch gewiß abkühlend auf den zärtlichen Vetter!“

„Etwas, ja, denn er fragte mit einem sehr kläglichen Gesicht, wen ich denn eigentlich vorläufig zu meinem Gatten auserkoren habe. Auf diese Frage war ich nicht vorbereitet, konnte es auch nicht sein, weil ich ihn für zu diskret gehalten hatte. Etwa eine halbe Minute sann ich nach, und dann antwortete ich mit einer tiefen Verneigung: ‚Lieber Vetter Theodor, wenn du noch nicht gemerkt hast, daß Fortis und ich auf einem sehr vertrauten Fuße stehen, mit anderen Worten: daß er mein Verlobter ist, dann muß ich deinen Scharfsinn mehr, als jemals, in Zweifel ziehen.‘“

„Das hast du gesagt?“ rief Fortis entsetzt aus, obwohl er den Triumph über des Vetters Demütigung nicht ganz zurückzudrängen vermochte.

„Ja, das habe ich gesagt, Wort für Wort,“ bekräftigte Gabriele mit reizender Entschlossenheit.

„Aber Kind, es ist ja nicht eine wahre Silbe an der Geschichte!“

„Schadet das etwa?“ fragte Gabriele, sich mit einer Mischung von Schalkhaftigkeit und Verdruß auf die Lippen beißend.

„Natürlich schadet es!“ antwortete Fortis, von Sekunde zu Sekunde ernster werdend, „der Vetter Theodor wird sich ein Vergnügen daraus machen, die Geschichte auszuposaunen, und du läufst Gefahr, gerade nicht sehr rücksichtsvoll beurteilt zu werden. O Gabriele, ich hätte dich für vor-

sichtiger gehalten; sage mir um alles in der Welt, wie soll das enden?"

Gabriele schien sich an dem von Fortis offen zur Schau getragenen Entsetzen innig zu ergötzen.

„Das Ende könnte schlimmsten Falles nur sein, daß der Vorwand, zu dem ich leichtsinnigerweise meine Zuflucht nahm, zur Wahrheit gemacht würde," sagte sie darauf, ihrer Freundin verstohlen einen neckischen Seitenblick zuwerfend, der von dieser mit einer stummen Bitte, ihr Spiel nicht zu weit zu treiben, beantwortet wurde.

„Unmöglich, Gabriele! Nein unmöglich!" rief Fortis entschieden aus, sobald er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte.

„Bin ich dir etwa nicht gut genug?" fragte Gabriele mit einer Anwandlung von Mißmut.

„Gut genug wärst du wohl —"

„Oder bist du etwa reicher, als ich?"

„Geld ist Nebensache —"

„Oder hast du vielleicht schon anderweitig gewählt?"

„Ich habe weder anderweitig gewählt, noch gedenke ich anderweitig zu wählen! Ein Mann, wie ich, dem sich eben erst das Leben erschließt, darf nicht eher ans Heiraten denken, als bis er den Gipfel seiner ihm vom Geschick zuerkannten Größe erstiegen hat. Eine Frau würde für mich dasselbe sein, was für einen Adler gebrochene Schwingen bedeuten; aber du siehst, Rosa," wendete er sich darauf an diese, „wie richtig ich vorhin urteilte."

„Und wie lautete dein Urteil, wenn ich fragen darf?" fiel Gabriele jetzt mit einer leichten Schärfe ein.

„Es war nichts, Teuerste, wenigstens nichts Wesentliches," beruhigte Rosa, die streitenden Parteien mit bittenden Blicken anschauend; „lenkt doch wieder ein und treibt den Scherz nicht zu weit. Dir aber, Fortis, kann ich nur mein Bedauern darüber ausdrücken, daß du nach unserem vorhergegangenen Gespräch dich wieder von deinen alten Fehlern fortreißen läßt. Verstehe doch Scherz, oder glaubst du wirklich, daß eine von uns auch nur im Traume daran

dächte, sich als Bleigewicht an deine hochfahrenden Hoffnungen zu hängen? Kehre doch die von Gabrielen gegen dich gerichtete Waffe einmal um und sieh zu, was sie dir antwortet."

„Ich werde nicht so unvorsichtig sein," entgegnete Fortis plötzlich milder gestimmt, denn die Herzensgüte, die in Rosas Stimme lag und ihrem Verweise die letzte Schärfe raubte, hatte ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt; „ich werde nicht so unvorsichtig sein, deinen Rat zu befolgen; Gabriele könnte, wenn auch nur, um mich zu bestrafen, auf den Gedanken kommen, einzuschlagen und" —

„Ängstige dich nicht, teuerster Fortis," fiel ihm Gabriele schalkhaft ins Wort, indem sie seine Hand ergriff und mutwillig seinen Arm auf den ihrigen legte, „ich liebe dich zwar sehr, ganz außerordentlich liebe ich dich — das heißt, wenn du nicht gerade von deinen unliebenswürdigen Launen heimgesucht wirst, den Weiberfeind heuchelst und Rosa sowohl, als mich, wie kleine Kinder behandelst — aber, Fortis, die Grenzen unserer Freundschaft möchte ich nicht überschritten wissen, und wären deine blonden Locken noch zehnmal so kraus und deine Augen noch zehnmal so blau. Übrigens bitte ich dich noch, zu beherzigen, daß ein Mädchen, wenn es wirklich liebt, meines Erachtens schwerlich mit dem Gegenstande ihres heimlichen Sehnens so sprechen würde, wie ich mit dir, was du hoffentlich in deinem Leben noch einmal recht deutlich empfinden wirst. Nach diesen Erläuterungen brauchst du dich also nicht mehr zu ereifern; aber ich stehe von meinem Verlangen nicht ab, daß du in den Augen des ungehobelten Vetters notgedrungen als mein Verlobter gelten mußt, — nein — es geht nicht anders — die Verfolgung beginnt sonst von neuem, während ich jetzt bei vorkommenden Gelegenheiten deine werte Person vorschieben kann."

„Aber die Leute, Gabriele, die Leute," wendete Fortis abermals ein.

„In den Augen der Leute benehmen wir uns in altgewohnter Weise, und hinter ihrem Rücken erst recht so,

und den möchte ich sehen, der daran etwas auszusetzen fände."

„Wenn Vetter Theodor aber nun dem Major alles haarklein erzählt?"

„So gestehe ich dem lieben alten Herrn die reine Wahrheit, und hat er je in seinem Leben herzlich gelacht, so lacht er ganz gewiß bei meiner Schilderung von des Vetters unbehaglichem Gesicht, als ich ihm deine hochachtbare Person entgegenstellte."

„Er wurde wohl grün und gelb vor Wut, als er hörte, daß du mich ihm vorzögst?" fragte Fortis mit einer so hervorleuchtenden Schadenfreude, daß Rosa nicht umhin konnte, ihm unbemerkt einen traurigen, vorwurfsvollen Blick zuzusenden.

„In der von dir angedeuteten Weise verriet er zwar nicht seine Chamäleonnatur," antwortete Gabriele nachdenkend, als hätte sie sich im Geiste noch einmal des Vetters Gesichtszüge vergegenwärtigt, „aber einen Blick schoß er auf mich, vor dem ich erschrak, was doch schon viel sagen will. Zorn, Haß und Rachedurst schienen aus ihm förmlich zu sprühen; doch was kann er uns anhaben? Wir sind zwei gegen einen und stehen beide unsern Mann."

„Wir stehen unsern Mann," wiederholte Fortis, dem es nicht entgangen war, daß Gabriele die letzten Worte mit seltsamem Ernst sprach, „und sollte dem Herrn Vetter nach einer anderen Lektion gelüsten, bin ich durchaus nicht abgeneigt, ihm einige Stunden zu opfern."

Ein längeres Schweigen trat ein; jeder schien den Gedanken nachzuhängen, die die jüngsten Erörterungen wachgerufen hatten. Bei den Mädchen war es Besorgnis vor den möglichen Folgen des von Gabriele eingeschlagenen Verfahrens, was sie sichtbar verstimmte, wogegen Fortis mit jugendlichem Trotz in der Erinnerung an die Demütigung schwelgte, die dem Vetter Theodor zuteil geworden war.

Der einzige, der durch das Gespräch nicht in nachhaltiger Weise berührt wurde, war der lustige Matrose auf seiner Stange.

Bald einmal, bald zweimal und noch öfter drehte er sich um sich selbst, und die Ruderblätter schwang er so gewandt in halben und ganzen Kreisen herum, als ob er sich auf dem Fechtboden befunden und nach allen Richtungen wohlgezielte Hiebe abzuwehren gehabt hätte.

Einer nach dem anderen hatten die Mitglieder des anmutigen Kleeblattes ihre Blicke auf den kleinen Burschen gerichtet. Seine seltsamen Bewegungen fesselten allmählich die Aufmerksamkeit mehr und mehr, so daß keinem das Schweigen drückend erschien.

Das Herbeirollen eines Wagens unterbrach die Stille.

„Die Eltern!" rief Rosa erleichtert und erfreut aus, und alle drei erhoben sich mit einer Hast, die das beste Zeugnis für die Innigkeit des Verhältnisses ablegte, das zwischen ihnen und den Predigerleuten bestand. —

Herr Stade, der Seelsorger des umfangreichen Kirchspiels, ein silberhaariger, jedoch noch in der Blüte geistiger und körperlicher Kraft stehender Herr, stieg zuerst aus dem Wagen. Nachdem er mit herzlichen Händedrücken und heiteren Scherzreden nach allen Richtungen hin gegrüßt und gedankt hatte, beeilte er sich, auch seiner „besseren Hälfte", einer ebenso heiteren, etwa fünfundvierzigjährigen runden Matrone, eigenhändig auf festen Boden zu helfen.

„Junges Volk versteht nicht mit dem gediegenen Alter umzugehen," schalt er zwischen die sich herandrängenden Lieblinge; „es hat keinen Begriff von der Gewichtigkeit einer gesunden Predigerfrau; sie machen Handreichungen, als ob sie mit Spinngeweben und Jugendträumen zu tun hätten, und das Nächste ist, daß sich die Frau Predigerin unter den Rädern ihres Wagens wiederfindet und es nur der verständigen Ruhe der Pferde verdankt, daß sie nicht gerädert wird — so," sprach er darauf zu seiner besseren Hälfte, die endlich auf der obersten Stufe des ziemlich unpraktischen Wagentrittes Fuß gefaßt hatte, „so, nun lege deine Arme um meinen Hals, und zwar so fest, wie damals, als eine gewisse Prediger-Rosa einem gewissen Kandidaten Stade um den Hals fiel und ihm beteuerte und alle guten

Dinge zu Zeugen aufrief, nicht eine Stunde mehr ohne ihn leben zu können!"

Die jungen Leute lachten und jubelten mit Ehrerbietung über die jugendliche Zuvorkommenheit des alten Herrn.

Auch die Frau Predigerin lachte, obwohl etwas ängstlich, indem sie die Arme um den Hals ihres Gatten legte.

Der Prediger ließ erst innerhalb des Gartens seine Last behutsam nieder, und ohne deren Entgegnung auf seinen scherzhaften Angriff abzuwarten, wendete er sich heiter an Fortis.

„Fortis!" rief er aus, „biete du der Frau Predigerin den Arm und eröffne den Zug; ich werde mich dafür der beiden Kinder bemächtigen und nachfolgen, wie eine alte Biene zwischen zwei lustigen Schmetterlingen," und dann war die ganze Gesellschaft im Innern des Hauses verschwunden. — —

Siebentes Kapitel.

Der Heidekrug.

Als Herzbusch und Magister Deus den Waldessaum erreichten, war das Tageslicht, obwohl die Sonne noch nicht unter die Linie des Horizonts hinabgesunken sein konnte, bereits in eine leichte Dämmerung übergegangen.

Die in den höheren Luftschichten hängenden Dunstmassen und die dem niedriger gelegenen Erdreich als Nebelstreifen entsteigende Feuchtigkeit vereinigten sich, die Tageshelle zu verdrängen, ohne indessen dadurch den Einbruch der Nacht wesentlich zu beschleunigen. Sie erzeugten jenes trauliche, lang anhaltende Zwielicht, das, schönen Herbsttagen folgend, als eine Mahnung an die kommenden langen Winterabende bezeichnet werden darf.

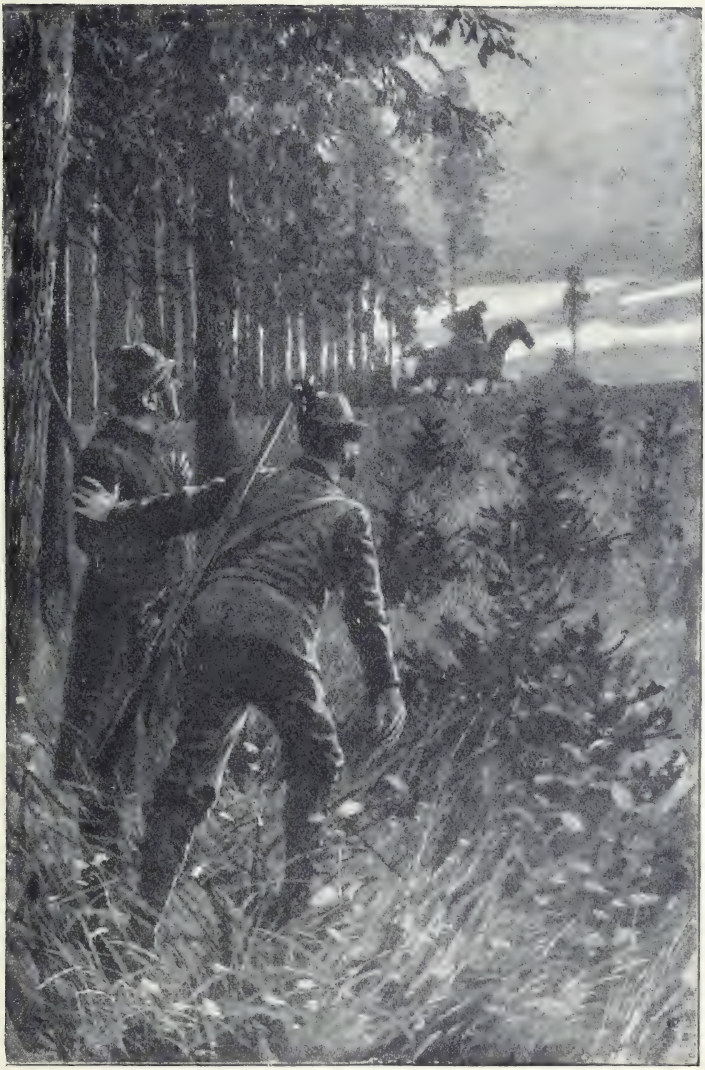
„Ein köstlicher Abend," sagte Deus zu seinem Gefährten, als sie, nachdem sie das verborgene Gewehr abgeholt hatten, wieder aus dem Walde auf das freie Feld hinaustraten und sein Blick die in bläulichen Duft gehüllte stille Landschaft überflog, „ein Abend, wie dazu geschaffen, um auf den Anstand zu gehen."

„Wir werden solcher Abende noch viele haben," tröstete Herzbusch, fast gerührt durch die Jagdleidenschaft seines Freundes, „verlaß dich fest darauf, es bläst kein Westwind über die Stoppeln, ohne daß ich mich zur rechten Zeit bei dir einstelle. Wäre es nicht zu weit für dich bis auf jene Seite des Waldes, würde ich —"

„O, des Sonnabend nachmittags möchte es schon gehen," fiel Deus dem Förster in die Rede.

„Wenn ich's nur weiß, Brüderchen, an mir soll es gewiß nicht fehlen," entgegnete Herzbusch, dann blieb er plötzlich stehen.

Der Magister riß das Gewehr von der Schulter. Er glaubte, daß des Försters geübtes Ohr die Annäherung von Wild vernommen habe, und hoffte, noch einen Schuß anzubringen.



„Donnerwetter! Wen haben wir denn da?“ unterbrach er sich hastig, als er plötzlich einen Blick auf den Reiter erhaschte, der eben den Waldrand erreicht hatte. (S. 106.)

Anstatt aber ihn durch einen Wink zum regungslosen Lauschen zu veranlassen, drängte Herzbusch ihn, wider alles Erwarten, in den Schutz der nächsten Sträucher des Waldrandes zurück.

„Still, Menschenkind," flüsterte er ihm zu gleicher Zeit zu, „ich glaube, der Teufel hat den Reiber dennoch auf den Fahrweg geführt, und obenein zu Pferde!"

Der Magister horchte eine Weile, bis er endlich gleichfalls das Geräusch eines scharf trabenden Pferdes unterschied.

„Wahrhaftig," flüsterte er zurück, „das muß er sein, denn dies ist ja der Weg, der von Hainfeld direkt nach dem Heidekrug führt."

„Er kann auch nach der Stadt reiten, denn der Weg dahin zieht sich ja auch am Kruge vorbei," versetzte Herzbusch, indem er sich vergeblich bemühte, zwischen Bäumen und Strauchwerk hindurch einen Anblick des fraglichen Reiters zu gewinnen; „ich bezweifle übrigens, daß es Reiber ist," fügte er sodann hinzu.

„Warum? Kann er sich nicht besonnen und dennoch ein Pferd genommen haben?" fragte Deus, dessen Jagdeifer merklich zu erkalten und sich dafür um so lebhafter dem in Aussicht stehenden Abenteuer zuzuwenden begann.

„Es ist noch zu früh, und am hellen Tage eine andere Richtung, als die von ihm angegebene einzuschlagen, ist er zu listig," entgegnete Herzbusch bedacht; „du weißt, ein vom Hofe aus ihm Nachspähender hätte keinen Augenblick über sein Ziel in Zweifel bleiben können. Um keinen Argwohn zu erwecken, hätte er entweder bis nach Einbruch der Nacht gewartet, oder den Umweg beim Hause seiner Schwester vorbei genommen. — Donnerwetter! Wen haben wir denn da?" unterbrach er hastig seine Erklärungen, als er plötzlich einen Blick auf den Reiter erhaschte, der eben das lichte Stangenholz des Waldrandes erreicht hatte.

„Der Reiber ist's nicht," flüsterte der Magister.

„Aber eins von des Majors Pferden," erwiderte Herzbusch. Der Reiter verschwand wieder hinter einigen niedri-

gen Tannenschößlingen, gelangte aber gleich darauf in der Entfernung von kaum sechzig Schritten von den Lauschern auf das freie Feld hinaus, wo die Schatten des Waldes die Fernsicht nicht mehr beeinträchtigten.

„Soll mich der wilde Jäger um die ganze Welt herumhetzen, wenn das nicht der Junker Theodor ist," fuhr Herzbusch beim Anblick des in einen weiten Mantel gehüllten Reiters auf, und zugleich ergriff er in seiner Leidenschaftlichkeit den Magister am Arm, daß dieser unter dem festen Druck vor Schmerz zusammenzuckte, „wahrhaftig, der Vetter Theodor, wie sie ihn nennen, der sich zu keinem anderen Zwecke hier aufhält, als um sich bei dem alten Major einzuschmeicheln und dafür von ihm im Testamente bedacht zu werden."

„Also auch einer von den hinterlistigen Blutsaugern?" bemerkte Deus, dem in scharfem Trabe Davoneilenden mit nichts weniger, als freundlichen Gesinnungen nachblickend.

„Ich sage dir, 's ist der Schlimmste von allen," bekräftigte der Förster; „kannst mir's glauben, dieser übermütige Junker, der, nebenbei gesagt, in seinem ganzen Schädel nicht so viel Vernunft hat, wie mein Hund in dem äußersten Zipfel seiner Rute, dieser verdorbene Edelmann, der keine andere Freude kennt, als seine Leute zu plagen, geht auf nichts anderes aus, als den jungen Herrn zu verdrängen, um darnach freies Spiel bei dem Major zu haben. Donnerwetter! Du solltest ihn nur sehen, wie er um den Major herumkriecht, und wie behaglich er lacht, wenn der alte Herr, der ihm nicht besonders zugetan ist, sich über ihn belustigt oder ihn unfreundlich behandelt. Dann scheint er gar nicht der gleiche Tyrann zu sein, der vom Pferde herab seinen Tagelöhnern die Reitpeitsche um die Ohren knallt, der eine arme Witwe, wegen einiger Taler rückständiger Miete, von seinem Gute hinunterjagt. Und dabei drohen seine Scheunen und Ställe einzufallen, und sie stürzen auch noch eines Tages über seinen halbverhungerten Pferden und Kühen zusammen, wenn der Major ihm nicht den Gefallen tut,

vorher zu sterben und ihm eine anständige Summe zu hinterlassen."

„Wohin er sich wohl begeben mag?" fragte der Magister, der während Herzbuschs eifriger Rede keinen Blick von dem Reiter gewendet hatte. „Sein Gut liegt in entgegengesetzter Richtung, nach der Stadt zu reiten ist es offenbar zu spät, und auf dem Heidekrug kann er schwerlich zu tun haben."

„Mann, du bringst mich auf einen Gedanken!" rief Herzbusch aus, und schlug sich in seiner lebhaften Weise mit der geballten Faust vor die Stirne, „der Kerl reitet gerade nach dem Heidekrug, und ich will ein ganzes Jahr lang nur Regenwasser über meine Lippen bringen, wenn sein Ritt nicht mit dem nächtlichen Ausfluge des Halunken, des Reiber, zusammenhängt! Komm, keine Minute haben wir zu versäumen, wenn wir ihn fassen wollen."

Der Magister pflichtete der Ansicht seines Freundes bei, und ohne Zögern und mit schnellen Schritten bogen sie schräg in den Wald ein.

Etwa eine Viertelstunde wanderten sie, nur selten das Schweigen durch eine kurze Bemerkung brechend, durch den hohen Forst dahin, dann schimmerte es ihnen zwischen den Stämmen der hundertjährigen Buchen und Eichen hindurch heller entgegen, und nach Zurücklegung von weiteren zweihundert Schritten traten sie wieder auf das freie Feld hinaus, wo das in Dämmerung gehüllte Rittergut Hainfeld mit seinen langen Gebäuden, den malerischen Baumgruppen und dem über diese hinausragenden Kirchturme in einiger Entfernung vor ihnen lag. Dadurch, daß sie, anstatt auf der Landstraße zu bleiben, mitten durch den Forst gedrungen waren, hatten sie einen Umweg von mindestens einer halben Stunde erspart.

Außerhalb des Waldes, aber noch unter dem Schutze der sie beschattenden Bäume blieben sie stehen, und aufmerksam spähten sie über die weiten Stoppelfelder, auf denen eine menschliche Gestalt selbst auf weitere Entfernungen zu entdecken, das Zwielicht noch immer gestattete.

„Um zu seiner Schwester zu gehen, muß er jene Waldecke berühren," brach Herzbusch das Schweigen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Felder nach allen Richtungen hin verödet und vereinsamt dalagen, „wogegen der Richtsteig nach dem Heidekrug einige hundert Schritte von hier in diesen Teil des Waldes einbiegt. Er wird also wohl bis an die Waldecke die Landstraße halten, dann aber seine Richtung ändern und, unter den Bäumen hinschleichend, zu uns herumkommen."

„Er befindet sich vielleicht schon im Walde," bemerkte der Magister zweifelnd.

„Sollte das der Fall sein, dann können wir nichts Besseres tun, als ruhig hier warten," entgegnete Herzbusch entschieden, „will er überhaupt nach dem Heidekrug, so steht ihm kein anderer Weg offen, als dieser hier, und so genau kennt er die Waldpfade nicht, daß er versuchen möchte, sich zur Nachtzeit quer durchzuschlagen. — Donnerwetter, Menschenkind!" unterbrach der Förster sich plötzlich selbst, als er in der Nähe der Waldecke die langsam einherschleichende Gestalt eines Mannes entdeckte, die, weil sie sich so lange auf der tiefer gelegenen Landstraße befunden hatte, seiner Aufmerksamkeit bisher entgangen war, „das muß er sein, drüben; kriecht er nicht seiner Wege, wie ein kranker Fuchs? Er hat offenbar kein gutes Gewissen."

„Möglich wäre es schon," erwiderte der Magister nachdenklich, „es kann aber ebensogut jeder andere sein; leider ist es zu dunkel, um sich über seine Person zu vergewissern."

Der beobachtete Wanderer, dessen Umrisse von Minute zu Minute mehr mit der Dämmerung zusammensanken, hatten unterdessen die Waldecke erreicht, wo er den Blicken der beiden Freunde entschwand.

„Komm, wir müssen ihm entgegengehen; dicht vor uns vorüber muß er, damit uns das Nachfolgen erleichtert wird," sagte Herzbusch.

Der Magister gab seine Zustimmung, und sich behutsam am Waldessaum hinbewegend, überschritten sie bald den

nach dem Heidekrug führenden Pfad, worauf sie ihre Wanderung noch so weit fortsetzen, um die Gefahr des Entdecktwerdens zu vermeiden.

Dort nun kauerten sie sich in einen Haselbusch nieder, und lange währte es dann nicht mehr, bis die Schritte eines sich nähernden Menschen ihre Spannung aufs äußerste steigerten.

Bald darauf befand sich der Wanderer ihnen gegenüber, und da seine Gestalt flüchtig vor den mit einem letzten Tagesschimmer geschmückten Abendhimmel trat, so wurde es den Verfolgern ziemlich leicht, den Kutscher des Majors mit Sicherheit zu erkennen. Aber nicht mehr matt und scheinbar durch körperliche Leiden entkräftet, wie er unter den Augen der Leute einherzuschleichen pflegte, sondern rüstigen und festen Schrittes eilte er auf dem bekannten Waldpfade dahin.

Eine kurze Strecke ließen sie ihn voraus; dann aber, als sie ihn fern genug glaubten, um sich unbesorgt im Flüsterton unterhalten zu dürfen, krochen sie aus ihrem Versteck hervor. Über die Richtung des Weges herrschte kein Zweifel; den bestimmten Zwischenraum hingegen zwischen sich und Reiber zu erhalten, wurde ihnen dadurch erleichtert, daß dieser alle fernere Vorsicht für überflüssig erachtete und seine mit schweren Stiefeln bekleideten Füße stampfend auf den schmalen, festgetretenen Pfad setzte.

Der Verbrecher ist Sklave der Sünde, sie peitscht ihn weiter und weiter. Von des Kutschers Stirne rann der Schweiß; seine Blicke waren nach vorn gerichtet. Auf seiner Spur folgten leichtfüßig und gewandt der Förster und der Lehrer. Ruhig und kalt kreiste ihr Blut, wie es guten Jägern geziemt, wenn sie sich auf der frischen Fährte der auserkorenen Jagdbeute befinden. — —

Gleich weit entfernt von dem Rittergute Hainfeld und dem Bauerndorfe Fliesow und in fast gleichseitigem Dreieck mit diesen liegt hart an der Chaussee der Heidekrug.

Hauptgebäude und Name des Heidekrugs stammen offenbar aus einer Zeit her, in der statt der wohlbestellten

Felder wilde Heide das kleine Gehöft umgab. Jene Zeiten sind aber längst entschwunden und in undurchdringliches Dunkel gehüllt ruht die Geschichte der Gründung des Krugs und seiner ersten Bewohner. Die von Feldsteinen massiv aufgeführten Mauern des Hauptgebäudes sind sauber abgeputzt und weiß angestrichen; statt des früheren Strohdaches erblickt man eine solide Doppellage von roten Ziegeln. An Stelle der kleinen Fenster mit den winzigen Scheiben sind größere, mit stattlichen Rahmen und Läden getreten, wie die auf den Trümmern verwitterter Lehmschuppen entstandenen Stallungen und Scheunen sehr festes und mit Ziegelsteinen ausgefülltes Fachwerk zeigen. Kurz, der Heidekrug trägt allein schon in seinem Äußern die Beweise dafür, daß er in dem allgemeinen Fortschritt der Zeit nicht hinter den an ihn gestellten Forderungen zurückgeblieben ist und die sich ihm bietenden Vorteile in jeder Beziehung sich zunutze zu machen gewußt hat.

Und erfreut er sich einer günstigen Lage, so nicht minder einer fleißigen und sich auf ihr Fach verstehenden Besitzerin. Denn abgesehen davon, daß die auf der Chaussee verkehrenden Leute, gleichviel ob Postillione oder Viehtreiber, Gutsbesitzer, Pächter oder reisende Handwerksburschen, kaum umhin können, im Heidekrug vorzusprechen und, jeder nach seiner Neigung und dem Bestande seiner Kasse, eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen, hat Frau Witwe Tiegel sich auch durch billige und gute Getränke und Speisen, durch prompte Bedienung und sehr strenge gehandhabte Hausordnung in ihrer Nachbarschaft so populär gemacht, daß ihr Etablissement weit und breit für einen höchst empfehlenswerten Vergnügungsort gilt.

Die jungen Leute treffen dort zusammen, um zu tanzen, die ehrbaren und bedächtigen Dorfväter, um ihren soliden Solo oder eine Partie Dreikart zu dreschen, wogegen die munteren Förster, Jägerburschen und Gutsverwalter sich dahin begeben, um in aller Stille ihre nächtlichen kleinen Zechgelage zu feiern.

Verschieden, wie die Besucher des Heidekruges, sind auch seine inneren Räumlichkeiten eingerichtet.

Da ist vor allen Dingen eine mächtige, allerdings niedrige Stube, die durch das Hinausräumen von Tischen und Stühlen schnell in einen Tanzsaal verwandelt werden kann.

Da ist ferner ein kleineres, tapeziertes Gemach mit zwar rauchgeschwärzter Decke, jedoch um so schöneren Rosen, Vergißmeinnicht, Feuerlilien und noch nicht botanisch bestimmten Phantasieblumen in allen Größen, Formen und Farben auf den Wänden. Es hat dieses Gemach die doppelte Aufgabe: den durchreisenden Fremden zum kurzen Aufenthalt, den Honoratioren der umliegenden Ortschaften dagegen als Spielsalon zu dienen.

Endlich liegt aber nach hinten, also ziemlich abgeschieden von den übrigen, dem öffentlichen Verkehr übergebenen Räumlichkeiten, ein kleines Stübchen, das seine Wichtigkeit weniger durch großblumige und grellfarbige Tapeten, als durch ein Sofa und mehrere mit Sitzkissen versehene Armstühle dartut. Es ist dies das Sanktuarium des Hauses, in dem die Jäger und Verwalter und ihre Freunde zusammentreffen, um dem berühmten Weinpunsch der Mutter Tiegel die gehörige Ehre angedeihen zu lassen.

An jenem Abende, an dem Reiber dem Kruge zustrebte, zeigte sich dieser zu Mutter Tiegels Genugtuung recht belebt.

In der großen Stube waren zwar nur Gäste niederen Ranges vertreten, Fuhrleute, Handwerksburschen und hausierende Juden, doch glich bei diesen die Zahl die Beschaffenheit aus. Frau Tiegel rechnete eben sehr richtig, daß sie bei zwölf Schnäpschen und ebenso vielen Butterbroten nicht weniger verdiene, als bei einer gebratenen Schweinsrippe und einigen Flaschen Bier.

In der Blumenstube saßen der Ortsschulze, der Krüger und der Schmied von Fliesow, die einen Viehhändler bis zum Heidekrug begleitet und, nach dessen Abschied, für angemessen erachtet hatten, noch ein Stündchen bei der Pfeife und einem Glase zu verplaudern.

Im Sanktuarium dagegen befand sich ein einzelner Mann, anscheinend ein Reisender, der nicht nur ein warmes Abendbrot zu sich genommen, sondern auch eine Flasche Wein von Mutters Tiegels Bestem vor sich stehen hatte und ihr mit einem unverkennbaren Ausdruck von Ungeduld tapfer zusprach. Er sah dabei häufig nach der alten mürrischen Wanduhr, murmelte auch wohl einen Fluch vor sich hin, worauf er gewöhnlich wieder ein Glas Wein hinunterstürzte, hastig das Licht schnäuzte, aufsprang und nach dem Fenster

hinschritt, um sich zu überzeugen, daß von außen kein Blick zwischen den geschlossenen Fenstervorhängen hindurchgeworfen werden könne.

Wie um sich zu beruhigen, wanderte er dann einige Male in dem engen Raume auf und ab.

Obwohl hoch gewachsen und von aufrechter und militärischer Haltung, lag in seinen Bewegungen eine gewisse Schlaffheit. Diese befremdete doppelt, wenn man in das gerötete Antlitz schaute und entdeckte, daß nicht das Alter, sondern nur eine ausschweifende Lebensweise das Mark in seinen Gliedern ausgedörrt und die ursprüngliche Frische und Glätte der einstmals gewiß nicht unschönen Gesichts-

züge zerstört haben konnte. Auch seine trüben grauen Augen, die durch kraftloses Herunterhängen der unteren, leicht entzündeten Lider um ein Erhebliches größer geworden zu sein schienen, verrieten einen, unedlen Leidenschaften ergebenen Menschen.

Sein Alter genau zu bestimmen, machten jene scharf ausgeprägten Spuren einer traurigen Vergangenheit unmöglich. Er konnte ebensogut dreißig, wie fünfzig Jahre alt sein. Jedenfalls ließ sich der frühere Soldat nicht verkennen, selbst auch dann nicht, wenn sein bereits stark ergrautes Haar nicht den altgewohnten, militärischen Schnitt beibehalten und ein unförmlich großer, roter Schnurrbart nicht so martialisch die sinnlich wulstigen Lippen vollständig verborgen hätte.

Den dunkelbraunen, fadenscheinigen Rock hatte er bis unters Kinn zugeknöpft, offenbar weniger aus soldatischer Gewohnheit, als um Weste und Wäsche fremden Augen zu entziehen; denn der schmale Streifen Weiß, der über das schwarz-seidene und fettig glänzende Halstuch hervorlugte, war gewiß nicht so beschaffen, daß man hätte wünschen mögen, die hagere, knochige Gestalt um ihrer selbst willen weniger zugeknöpft zu sehen.

Doch auch ohne dies war er eine Erscheinung, auf die man nicht hinblicken konnte, ohne von einer an Widerwillen grenzenden Scheu ergriffen zu werden.

Wie ganz anders sah es dagegen in der Rosen- und Vergißmeinnichtstube aus, in welcher die drei ersten Größen von Fliesow einander gegenüber saßen, mit selbstbewußter Haltung die Ellenbogen auf den Tisch und die würdigen Häupter auf die knochigen Fäuste stützten, während der Rauch ihrer kurzen Pfeifen sich über halb und ganz volle Gläser fort zu einer einzigen blauen und stark nach kohlenden Kirschblättern duftenden Wolke vereinigte.

Der Krüger hatte gerade das Wort ergriffen und erzählte mit Eifer eine Begebenheit aus seinem Leben, die seine beiden aufmerksamen Zuhörer ebensowohl zu einem behaglichen Lachen reizte, wie sie dadurch gelegentlich zum

geräuschvollen Ausbruch ihres Erstaunens hingerissen wurden.

„Ja, seht, Nachbarn," erklärte er, und seine Pelzmütze erhielt einen Stoß, daß sie auf das linke Ohr hinüberflog, „ich habe ein ganz normsches Gedächtnis für Physomien, das heißt, ich brauche einen Menschen nur einmal in meinem Leben gesehen zu haben, um ihn nach hundert Jahren auf den Momang wieder zu erkennen. Ja, nur einen einzigen Blick habe ich von der Küche aus durch die Thürritze geworfen, als Mutter Tiegel in die Kammer hineinging, und ich schwöre darauf, daß ich den Freund, der da drinnen sitzt, früher schon observierte."

Der Schulze und der Schmied wiegten bedächtig ihre Häupter, pafften einige Male laut den Tabaksdampf in die Luft, und der Krüger fuhr fort:

„Und jetzt weiß ich auch, wo ich ihn observierte; ich sollte eigentlich schweigen, allein ihr seid ja beide verheiratet, Nachbarn, und wißt daher ebensogut, als ich, daß Dinge arrivieren können, die man am besten vor der Frau geheim hält."

„Sehr richtig," bemerkte der Schulze kopfnickend.

„Der häusliche Friede geht über alles," fügte der Schmied mit einem breiten Lächeln hinzu, worauf der Krüger wieder das Wort nahm:

„Also, Nachbarn, ihr erinnert euch, daß ich im vorigen Jahre das braune, zweijährige Füllen nach der Stadt brachte und für hundertundzehn Taler verkaufte?"

„Brauchtest deshalb nicht zur Stadt zu reisen, Gevattersmann," bemerkte der Schmied spöttisch, „hättest von mir zwanzig Taler mehr haben können."

„Und von mir fünfundzwanzig," warf der Schulze erhaben ein.

„Und hätte ich's veraukschoniert, wäre ich um mindestens vierzig Taler besser dabei gefahren," erzählte der Krüger weiter, „und so will ich denn hier — das heißt unter uns — gestehen, daß ich den Braunen wirklich für hundertundfünfzig Taler verkaufte."

Die beiden Zuhörer blickten sich gegenseitig überrascht in die Augen und dann auf den Krüger, der, an ihrem Erstaunen sich weidend, noch einmal wiederholte:

„Hundertundfünfzig Taler und keinen Pfennig weniger. Ich hatte also den Braunen verkauft, vierzig Taler Handgeld empfangen und befand mich auf dem Wege, meinen auf hundertundzehn Taler lautenden Schein einzukassieren, als ich von einem fein gekleideten Herrn angesprochen und nach einer Straße gefragt wurde. Ich sagte ihm genau Bescheid; weil er sich aber gar nicht recht orimentieren konnte und so sehr vornehm tat, entschloß ich mich, ihm den Weg zu zeigen. Er bedankte sich schön für meinen guten Willen, faßte mich freundschaftlich unter den Arm — er hatte einen großen Siegelring am Finger —, und sehr gelehrt über den Wechsel der Zeiten plaudernd, gingen wir Straße auf, Straße ab. Plötzlich blieb er vor einem Frühstückskeller stehen. ‚Lieber Freund,‘ sagte er zu mir, als wenn wir uns schon seit Jahren gekannt hätten, ‚ich bin noch halb nüchtern, und wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollten, mein Gast zu sein —‘. Ich schlug auf meine Tasche, daß es klirrte, wischte mir den Mund, dachte: hast heute einen guten Handel gemacht, und sagte dann laut und ohne Devotschon: ‚Auch mir soll's auf 'ne Flasche Rotspohn nicht ankommen.‘ Eh' wir's uns versahen, saßen wir also in dem Keller in einem Hinterstübchen, wo sich außer uns noch zwei Herren befanden, die ebenfalls ihren Rotspohn tranken und Karten dabei spielten.

„Wir frühstückten nobel und sprachen dabei sehr politisch, was mich indessen nicht hinderte, die beiden Herren zu beobachten, namentlich den einen, der Geld auf Geld verspielte und dabei mörderisch fluchte.

‚Der scheint mehr Geld zu haben, als wir beide,‘ sagte mein Freund endlich leise zu mir, ‚ich möchte mal mein Glück mit ihm versuchen.‘

„Gesagt, getan; er setzt sich zu dem Herrn, läßt sich Karten geben, und kaum zehn Minuten sind vergangen, da returniert er mit zwölf blanken Talern in der Hand.

‚Das Frühstück wäre verdient,‘ sagte er leise, ‚es sollte mir aber doppelt willkommen sein, wenn auch Sie Ihr Schäfchen geschoren hätten.‘

„Ich kalkulierte eine Weile. Der eine Mann saß augenscheinlich im Unglück, und nachdem ich meinen Freund gebeten, mir etwas zu assistieren, rücke ich entschlossen zu den Spielern heran und bitte um die Permischon, mich beteiligen zu dürfen.

„Der Herr, der schon so viel verloren hatte, wollte zwar nicht recht, aber Zureden hilft und gleich darauf hatte ich meine drei Karten in der Hand.

„Wie das Spiel heißt, weiß ich nicht, aber es war nicht schwer zu erlernen, und da ich immer forsch meinen Taler setzte, konnte es nicht überraschen, daß ich trotz des Fluchens meiner Gegner im Umsehen zehn gewonnene Taler vor mir liegen hatte.

„‚Sie sind im Glück, mein Herr,‘ flüsterte mir mein Freund heimlich zu, ‚aber das Glück schlägt manchmal um; ich würde das Gewisse für das Ungewisse nehmen, die zehn gewonnenen Taler noch einmal auf eine Karte setzen und mit meinen zwanzig Talern davon gehen.‘

„Der Vorschlag findet meine Benehmigung, ich klappre die zehn Taler hin, die Karten fallen herum und ich bin mein Geld los.

„Innerlich insultiert, werfe ich einen Blick auf meinen Freund. Derselbe sah ganz rot vor Zorn aus, nickte mir aber doch zu, meinen Widerparten das Geld nicht zu lassen. Ich greife in die Tasche, lange zehn Taler heraus und lege sie auf den Tisch, aber auch nur, um sie in der nächsten Minute verschwinden zu sehen.

„Donner und Doria, jetzt aber wurde ich hitzig; meine zehn Taler mußte ich zurück haben, und ohne auf meinen Freund zu achten, der mich heimlich anstößt, spiele ich so lange, bis meine vierzig Taler zum Teufel sind.

„Ganz bleich vor Wut fasse ich in meine Tasche, in der ich nur noch ein Beutelchen mit einigen Groschen fühlte.

„Da neigt sich mein Freund zu mir und flüstert mir ins Ohr:

‚Hören Sie auf, um Gottes willen, wir sind in Hände geraten, die sich kein Gewissen daraus machen, Ihnen das Hemde vom Leibe abzugewinnen. Kommen Sie, bevor ein Malheur geschieht,‘ und eh’ ich mich noch recht besinne, stehe ich mit meinem Freunde auf der Straße.“

„Ich hätte die Polizei geholt,“ bemerkte der Schulze nicht ohne Schadenfreude, als der Krüger entrüstet schwieg und sich in eine fast undurchdringliche Dampfwolke einhüllte, „vielleicht hätte die dir dein Geld wieder verschafft.“

„Nicht einen blutigen Dreier!“ beteuerte der Krüger, indem er mit der Faust donnernd auf den Tisch schlug, „die Halunken wären verschwunden gewesen, noch bevor ich einen Polizeisergeanten gefunden hätte. Außerdem wäre die Geschichte mit meinem vollen Namen ins Amtblatt gekommen, und da meine Frau das Amtsblatt von Anfang bis zu Ende durchliest, da könnt ihr euch wohl denken —“

Hier blies der Krüger, anstatt den Nachsatz zu beendigen, die Backen bis zum Zerspringen auf, welche Gebärde von seinen Genossen verstanden und mit einem bedächtigen Kopfnicken beantwortet wurde.

„Und einer von diesen Vagabunden sitzt also in der Kammer?“ fragte der Schmied nach einer kurzen Pause ernsten Schweigens.

„Gerade der Hauptspieler,“ erwiderte der Krüger entschieden, „und ich grübele eben darüber nach, ob wir ihn nicht arretieren können.“

„Geht nicht,“ versetzte der Schulze, die Augen mit ortsbehördlicher Würde schließend, „fehlen Beweise, und ohne Beweise kann selbst ein Regierungspräsident nichts ausrichten.“

„Was braucht’s Beweise, wenn wir ihm in aller Stille das Leder gerben?“ fragte der Krüger unter den Beifallsbezeigungen des gleichgesinnten Grobschmieds, „’s Geld erlange ich ja doch nicht wieder, und da wäre es am billigsten, sich auf diese Art zu revanchieren.“

„'s geht nicht, Gevattersmann," wiederholte der Schulze mit Strenge, „wenigstens darf ich mit der Geschichte nichts zu tun haben."

In ihrem Gespräch wurden sie durch heftiges Klingeln der Haustür unterbrochen, mit dem sich ein fremder Gast anmeldete. Mutter Tiegel eilte durch die Blumenstube nach der Flur hinaus, ließ aber in ihrer Hast die Tür halb offen stehen.

Die drei Gevattersleute blickten ihr neugierig nach, und ihr Erstaunen fand keine Grenzen, als sie in dem Ankommenden den Vetter des Majors erkannten, den Mutter Tiegel, nach einigen im Flüsterton gewechselten Worten, ebenfalls nach dem Sanktuarium führte.

Der Glaube an die Richtigkeit von des Krügers Verdacht wurde durch diesen Umstand bei dem Schmied und dem Schulzen sehr erschüttert, indem sie die Behauptung aufstellten, daß ein vornehmer Herr sich schwerlich in näheren Verkehr mit einem Vagabunden einlassen würde. Ebenso fest berief sich aber auch der Krüger auf sein „normsches" Gedächtnis, wobei er sich hoch und teuer vermaß, nicht eher ruhen und rasten zu wollen, als bis er sich von der Persönlichkeit des geheimnisvollen Gastes überzeugt und für den erlittenen Schaden gerächt haben würde.

„Ist's nicht heute, so ist's ein andermal," versicherte er drohend, „denn wo der Lump einmal gewesen ist, kehrt er immer wieder zurück. Mutter Tiegel aber, so ehrbar und verschwiegen sie sein mag, müßte noch zehnmal schlauer sein, um zu verhüten, daß ich sie aushorche."

Mit diesem Ausspruch gab der Krüger sich vorläufig zufrieden. Karten wurden herbeigebracht, und bald darauf erdröhnte der Tisch unter den Schlägen, mit denen die eisenharten Knöchel das Holz trafen, indem die überstechenden Trümpfe und Matadors den schwieligen Fingern entglitten.

Achtes Kapitel.

Die beiden Vettern.

Herr Theodor von Lehmburg hatte Mutter Tiegel nur gefragt, wo sich der Herr befinde, der ihn zu sprechen wünsche, worauf diese ihn, die belebten Gaststuben umgehend, durch die geschwärzte Küche nach dem Sanktuarium hinwies und sich dann schnell wieder entfernte.

Was die beiden da drinnen verhandelten, kümmerte die diskrete Wirtin ja nicht, und daß die Zeche sowohl, als auch der Aufenthalt in dem abgeschiedenen Raume standesgemäß bezahlt werden würden, dafür gewährte ihr die Person des Herrn von Lehmburg die sicherste Bürgschaft.

Vetter Theodor, ein wohlgenährter Vierziger mit groben, jedoch verschmitzten Gesichtszügen und einem sehr dünnen Bärtchen um den breiten Mund und das runde Doppelkinn, hatte kaum die Tür hinter sich zugeklinkt, als der in der Kammer anwesende Gast sich erhob und ihm mit selbstbewußter Haltung entgegentrat.

„Hast mich verdammt lange warten lassen, mein lieber Vetter," hob er an, indem er die mechanisch dargereichte Hand derb schüttelte, „glaubte schon, du hättest mich vergessen."

„Bist während der Zeit des Harrens indessen nicht müssig gewesen," entgegnete Vetter Theodor, mit schlecht verhehltem Mißmut auf die letzten Überreste der Mahlzeit und auf eine leere und eine noch halbvolle Flasche weisend.

„Laß dir das nicht leid sein, lieber Vetter," lautete die mit vornehmer Haltung erteilte Antwort; „ich bin zwar augenblicklich nicht in der Lage, deine Gastfreundschaft zurückweisen zu dürfen, doch wird sich diese Kleinigkeit — abgesehen davon, daß wir leibliche Vettern sind und bei unserem gemeinschaftlichen Unternehmen mir der schwierigere und auch wohl gefährlichere Teil zugefallen ist — über kurz oder lang wieder ausgleichen."

Theodor betrachtete seinen Vetter Magnus mit einem verstohlenen Seitenblick, und ein Zug des Widerwillens glitt über sein breites, volles Gesicht, als er den traurigen Zustand seiner Bekleidung gewahrte.

„Sprechen wir nicht davon," sagte er sodann mit erzwungenem Gleichmut, „ich mache mir ein Vergnügen daraus, dir das Leben etwas zu erleichtern, kann indessen nicht umhin, zu bemerken, daß ich mich auf dem gleichen Standpunkte wie du befände, hätte ich wie du, auf eine so unsinnige Weise in den Tag hinein gelebt. Das Schlimmste ist, daß du dich bei unseren Verwandten schon seit vielen Jahren nicht mehr sehen lassen darfst und daher mein Verkehr mit dir auf die Nacht beschränkt bleiben muß."

Magnus zuckte die Achseln.

„Bah!" rief er aus, indem er seinen Schnurrbart empordrehte, „wer sollte mich hier noch kennen? Es ist wahr, meine Sünden, ent-

sprungen aus harmlosen Passionen, sind in die Öffentlichkeit gelangt und man hat mich deshalb gewissermaßen geächtet; und dennoch habe ich nicht mehr verbrochen, als die meisten anderen, die sich noch im Sonnenschein des Glücks wälzen. Gib mir heute hunderttausend Taler, und morgen spricht man von mir, als von einem famosen Edelmann, der zu leben weiß."

„Mit den hunderttausend Talern hat es noch Zeit," versetzte Theodor verdrießlich, und das Sofa krachte in allen seinen Fugen, indem er sich in dessen Ecke warf.

„Nun, wenn nur so viel Aussicht dazu vorhanden ist, daß dadurch ein neuer Kredit begründet wird, mag es meinetwegen noch zehn Jahre dauern," entgegnete Magnus, in der anderen Sofaecke Platz nehmend — „laß mich sehen," fuhr er darauf an den Fingern zählend fort, „der Major wäre dann vierundachtzig Jahre alt und nach menschlicher Berechnung kann er so lange nicht leben."

„Ja, Vetter!" rief Theodor mit bitterem Hohn aus, „ständen die Sachen so, wollte ich gern zufrieden sein. Es gelänge mir dann vielleicht, eine neue Hypothek aufzutreiben, während mir jetzt kein Mensch mehr borgt. Selbst der alte Jude nimmt Anstoß an dem schlechten Zustande meines Inventars."

„Du sprichst, als hättest du den Mut verloren," warf Magnus besorgt ein.

„Nach dem heutigen Experiment habe ich auch Ursache, mutlos zu werden."

„Du erschreckst mich, Vetter; was zum Teufel ist dir denn in die Krone gefahren?"

„Weiter nichts, als daß ich die Gewißheit erhalten habe, daß des Majors ganzes Vermögen dermaleinst in Gabrielens Besitz übergeht."

„Es ist nicht möglich, Vetter!" fuhr Magnus heftig empor, „da die Besitzung kein Majorat ist, der Major aber keinen leiblichen Erben hat, muß die Masse zur Teilung kommen. Gabriele, als die einzige Enkelin seines Bruders, wird nicht reicher bedacht werden, als einer von uns, die wir

die Brudersfinder seiner verstorbenen Frau sind, von der doch ein beträchtlicher Teil seines Vermögens herstammt. Was aber die andere weitläufige Verwandtschaft anbetrifft, da glaube ich nicht, daß sich einer unter ihr befinde, dessen Hoffnungen höher als auf ein lumpiges Legat geschraubt wären."

„Aber wie, wenn der Major in seinem Testamente Bestimmungen getroffen hätte, infolge deren auch wir nur mit Legaten abgefunden würden, während Gabriele, als erklärte Haupterbin, das Ganze zöge?"

„Es kann nicht sein, ist einfach nicht möglich; der Major ist, bei allen seinen Eigenheiten, immer noch zu gerecht, zumal er seit Jahren keinen Grund mehr gehabt hat, über mich zu klagen."

„Du meinst, weil du ihm seit Jahren nicht mehr unter die Augen getreten bist und er keine Schulden mehr für dich bezahlte? Sei indessen nicht zu sicher; es ist durchaus noch nicht erwiesen, daß er den über dich einlaufenden Nachrichten, trotz der Vorsicht, mit der ich sie ihm übermittele, traut. Wer weiß, er kann hinter meinem Rücken Nachforschungen über dich anstellen, die dann leider ein meinen Mitteilungen entgegengesetztes Resultat liefern."

„Auch dann noch bezweifle ich, daß er mich deshalb von der Erbberechtigung ausschließen würde," bemerkte Magnus, finster vor sich hinstarrend, „schon um meiner verstorbenen Mutter willen würde er es nicht tun."

„Darum handelt es sich jetzt nicht," versetzte Theodor verdrossen, „dergleichen Erörterungen können überhaupt nicht der Zweck sein, zu dem du diese Zusammenkunft herbeigeführt hast, und zwar hier draußen auf gefährlichem Boden, trotzdem du weißt, daß ich dich sehr gern in der Stadt aufgesucht hätte. Ich errate, du verlangst eine neue Unterstützung, und sie soll dir auch zuteil werden, bevor wir uns trennen, wenngleich nicht in dem Maße, in dem du sie vielleicht erwartest. Da wir indessen einmal zusammen sind, wollen wir nicht verabsäumen, unsere Ansichten gründlich auszutauschen und zu beraten, welche Mittel uns

zur Abwendung von Unglück zu Gebote stehen. Um also auf das Testament zurückzukommen: Du scheinst dich noch immer der bestimmten Hoffnung hinzugeben, daß Gabriele, du und ich uns dermaleinst in die ganze Hinterlassenschaft teilen?"

„Wer stände dem Major näher, als wir?" fragte Magnus, indem er besorgt aufschaute, „selbst eine uns ausschließende Testamentsklausel könnte angegriffen und umgestoßen werden."

„Denkst du nicht an Fortis?"

„Pah, mag der alberne Mensch immerhin dem Major einige tausend Taler abschmeicheln, so nahe steht er ihm hoffentlich nicht, daß er überhaupt als Erbe zu fürchten wäre. Wer weiß, ob er überhaupt die Ehre hat, mit uns verwandt zu sein; heißt er doch nur Hainfeld. Vielleicht hat bloß der Name den Major bestimmt, den verwaisten und verkommenen Burschen von der Straße aufzulesen und in seine Obhut zu nehmen. Kinderlose Leute haben manchmal ihre Schrullen."

„Aber wie, wenn Fortis ein natürlicher Sohn des Majors wäre?" fragte Theodor eintönig.

Magnus erbleichte bei dieser Frage und sah seinen Vetter starr an.

„Dann wäre er eben ein illegitimer Sohn," sagte er sodann mit heiserer Stimme, „und ein illegitimer Sohn hat ebensoviele Rechte, wie jeder beliebige Dorfjunge, namentlich wenn der Vater seine sehr verzeihliche Jugendsünde durch eine kostspielige Erziehung überreich bezahlte."

„Er kann ihn aber auch adoptieren oder rechtsgültig für legitim erklären lassen; du weißt, der Major hat einflußreiche Verbindungen."

„Dazu ist er zu stolz, er wird seiner Familie nie diese Schmach antun."

„Und er wird es, sage ich dir, er wird es, nach alledem, was ich beobachtete; selbst auch dann, wenn er den Burschen nicht adeln ließe, stände ihm noch ein anderer Weg offen, ihn mittelbar zu seinem Erben einzusetzen."

Magnus stierte wieder auf seinen Vetter hin, als habe er dessen Andeutungen nicht begriffen. Endlich ermannte er sich.

„Ist die verhaßte Brut denn wirklich sein Sohn?“ fragte er darauf ingrimmig. „Bedenke, der Mensch ist kaum dreiundzwanzig Jahre alt, und der Major steht hoch in den Siebzigen. Und dann seine verstorbene Frau, erinnere dich, sie behandelte den Knaben nicht, als ob sie ihrem Gatten eine Sünde zu verzeihen gehabt hätte.“

„Deine Einwände sind allerdings schlagend genug, auch besitze ich noch keine Beweise für eine derartige Verwandtschaft.“

„Was, zum Teufel, veranlaßt dich denn, solche widerwärtigen Gespenster an die Wand zu malen?“ unterbrach Magnus seinen Verwandten mit einem Seufzer, als sei eine schwere Last von seiner Brust gewälzt worden.

„Das will ich dir sagen, Vetter, der einfache Umstand, daß Fortis die Gabriele heiratet; der Major aber würde nie seine Einwilligung zu dieser Verbindung geben, wenn er nicht seine geheimen Gründe hätte, sie sogar zu wünschen. Gabriele wird die Frau seines natürlichen Sohnes, und er wendet diesem sein ganzes Vermögen zu, indem er Gabriele zur Universal-Erbin einsetzt und uns mit einem lumpigen Pflichtteil abfindet. Ist die Sache aber erst so weit geordnet, kann es ihm bei seinem Reichtum und Einfluß nicht schwer werden, den Herrn Fortis Hainfeld in einen Herrn von Hainfeld zu verwandeln.“

So lange Theodor sprach, hatte Magnus dagesessen, als wäre er durch die Wirkung eines Zaubers seiner freien Bewegung beraubt gewesen. Sobald Theodor aber schwieg, gab er seinen Gefühlen durch einen derben Fluch Ausdruck.

„Ist denn diese Brut eigens dazu geschaffen, nach allen Richtungen hin unsere Wege zu durchkreuzen!“ rief er bebend vor Wut aus; „aber du täuschest dich, Vetter, es ist unmöglich, der stolze Edelmann kann nicht ein Mitglied unserer Familie einem Bürgerlichen zur Frau geben wollen,

oder er müßte sich in den letzten Jahren merkwürdig geändert haben!"

„Du vergißt, daß dieser Bürgerliche wahrscheinlich sein Sohn ist," wendete Theodor höhnisch ein.

„Hat er dir das etwa selber gesagt?" fragte Magnus ebenso höhnisch.

„Gesagt mit klaren Worten allerdings nicht, allein die beschlossene Verbindung bekundet es glaubhafter, als wenn hundert Eide darauf abgelegt würden."

„Woher weißt du, daß die Verbindung beschlossen ist?" fragte Magnus noch immer heftig erregt.

„Weil Gabriele es mir selbst mitteilte."

„Als ob Gabriele dich zu ihrem Vertrauten auserkoren hätte! Hahaha! Geh' doch, lieber Vetter, du hast irgendwelche Gründe, mir ein Märchen aufzubinden!"

„Ich wiederhole dir, Gabriele hat mir eingestanden, daß sie mit Fortis versprochen sei. Schon längst ahnte ich dergleichen, hielt es indessen mehr für Kinderei, bis ich heute auf die schlaue Idee kam, ihr meine Hand anzutragen und sie so lange zu drängen, bis sie endlich in ihrer bekannten übermütigen Weise gerade heraus sagte, daß ich zu spät komme. Ich hätte mir übrigens kein Gewissen daraus gemacht, das Kind zu heiraten. Not bricht Eisen, und im ganzen ist sie so übel nicht."

„Daß es dir der Teufel gedankt hätte," bemerkte Magnus spöttisch, „das eine wäre so schlimm für mich gewesen, wie das andere — aber du hast mich durch deine Mitteilungen in eine solche Unruhe versetzt, daß ich fast bereue, mit dir Unglücksraben zusammengetroffen zu sein."

„Glaubst du etwa, ich befinde mich in einer angenehmeren Stimmung? Doch wie steht es? Hast dir ja wohl den Reiber hierher bestellt?"

„Nicht gerade hierher, sondern an einen Ort, wo ich sicher bin, nicht von unberufenen Zeugen im Verkehr mit ihm bemerkt zu werden."

„Der Reiber ist der gewissenloseste Schurke, der jemals seinen Brotherrn bestahl; er würde dich mit der gleichen

Kaltblütigkeit verraten, mit der er heute den Major bat, seine sterbende Schwester besuchen zu dürfen."

„Auch Schurken müssen sein, und den Reiber halte ich in meinen Händen."

„Sind wohl wichtige Umstände, die dich mit ihm zusammenführen?"

„Nicht so wichtig, um sie dir nicht mitteilen zu können. Ich stecke nämlich augenblicklich in einer argen Klemme und gebrauche mehr Geld, als du vielleicht Lust hast, mir auf mein Wort vorzuschießen. Da bin ich denn zu dem Entschluß gelangt, einige Dokumente, die sich auf unsere Vorfahren beziehen, dem Major durch den Kutscher, als von einer anderen Person herrührend, zum Kauf anbieten zu lassen. Der Major ist ein Narr in solchen Dingen und bezahlt lieber einen hohen Preis für die alten nutzlosen Scharteken, als daß er sie in fremden Händen weiß."

„Besitzest du den Trödel noch immer? Ich glaubte, du hättest ihn längst verschachert."

„Wer, außer dem Major, würde mir auch nur einen Pfennig dafür gegeben haben? Auch jetzt würde ich mich nicht davon trennen, wenn mir das Feuer nicht auf den Nägeln brennte; denn daß mich der Reiber bei dem Handel, trotzdem ich ihm einen erheblichen Anteil zusichere, bestiehlt, unterliegt wohl kaum einem Zweifel."

„Außerdem wolltest du dich unter der Hand nach dem Befinden und Treiben der Bewohner des Schlosses erkundigen?" bemerkte Theodor kalt.

„Beiläufig auch das," antwortete Magnus, „ich folge darin deinem Beispiel, denn du würdest über manches schwerlich so gut unterrichtet sein, wenn der Reiber nicht wäre. Doch wir schweifen ab, behalten wir lieber unser Ziel im Auge — wir müssen unbedingt in Erfahrung zu bringen suchen, in welchem Verhältnis Fortis zu dem Major steht. So viel schwöre ich dir indessen schon jetzt zu: In den Besitz der Herrschaft gelangt er nicht, und sollten wir alle dadurch zugrunde gerichtet werden."

Die letzten Worte sprach Magnus mit fester und drohender Stimme, so daß Theodor erschreckt auf ihn hinschaute und in seinen Augen zu lesen suchte.

Ein minutenlanges Schweigen trat ein.

„Zeige mir die Dokumente," nahm Theodor endlich wieder das Wort, und seine Stimme klang, als ob die Gedanken, die ihn so lange beschäftigten, plötzlich ihren Abschluß erhalten hätten.

Magnus, anfangs durch die Forderung überrascht, zog ein in Oktavform zusammengeschnürtes Paketchen aus der Brusttasche, und nachdem er das Band davon gelöst hatte, breitete er vor Theodor mehrere seltsam bemalte und beschriebene Pergamente auf den Tisch aus.

Theodor betrachtete sie mit prüfenden Blicken.

Es waren hundertjährige, wenig künstlerisch hergestellte Stammbäume „Derer von Hainfeld und Lehmburg", ferner ebenso alte, mit Frakturschrift ausgefertigte Ehekontrakte und Taufscheine, kurz, lauter Gegenstände, die eben nur für einen Sammler von Altertümern einigen, für die Nachkommen der Familie dagegen, auf deren Namen sie lauteten, höheren Wert haben konnten.

„Der Major wird die Geschichten unbedingt kaufen," bemerkte Theodor nach einer Weile sinnend.

„Und auch einen guten Preis dafür zahlen," fügte Magnus hinzu.

„Es muß nur auf die rechte Art vorgebracht werden," fuhr Theodor fort, „und dazu ist der Reiber nicht der Mann, ganz abgesehen davon, daß er dir kaum die Hälfte des gelösten Geldes einhändigen würde. Ich will dir einen Vorschlag machen: Du vertraust mir die Dokumente an, ich stelle sie dem Major als einen beim Antiquar entdeckten Schatz zur Verfügung, nenne dabei zwanzig Friedrichsdor als die geforderte Summe und händige dir dann bei nächster Gelegenheit den Erlös unverkürzt ein. Doch wohl verstanden, Reiber bleibt von dem Geschäft ausgeschlossen; kannst ja mit ihm über andere Dinge sprechen und ihm seinen Gang einfach bezahlen."

Magnus blickte nachdenklich vor sich nieder. Offenbar suchte er zu ergründen, was seinen Vetter zu dem Anerbieten veranlaßt haben könne und inwieweit er auf die Redlichkeit seiner Absichten bauen dürfe. Endlich schob er ihm die Dokumente hin.

„Ich bin es zufrieden," sagte er, „vorausgesetzt, du bringst meine heutige Zeche und das kleine Darlehn, das du mir eben noch zugedacht hattest, nicht von der gelösten Summe in Abzug."

„Nicht nur das verspreche ich dir, sondern auch noch weitere Aushilfe, wenn der Plan, der mir augenblicklich im Kopfe herumschwirrt, glückt. Ich hoffe nämlich,

mittelst dieser verschimmelten und verjährten traditionellen Lappen zu entdecken, wie es mit dem Fortis steht?"

„Wie wäre das möglich?"

„Frage mich jetzt nicht weiter; es kann dir nicht mehr, als mir darum zu tun sein, den richtigen Sachverhalt zu erfahren. Sei indessen immerhin gefaßt, daß dir ein Hauptteil der Arbeit zufällt."

„Wenn deine Befürchtungen sich als begründet herausstellen sollten, was dann?"

„Dann? Dann? Nun, dann muß auf alle Fälle, gleichviel mit welchen Mitteln, die Verbindung hintertrieben

werden," antwortete Theodor dumpf; „am besten wäre es freilich, der junge Mensch würde ganz beseitigt," fügte er noch leiser und kaum verständlich hinzu, worauf er hoch aufatmend und freier schloß: „Man hat erlebt, daß ein guter Pistolenschütze im ehrlichen Duell einen Stein des Anstoßes aus dem Wege räumte."

„Ich schieße auf zwölf Schritte das Aß aus einer Karte," bemerkte Magnus erheblich kaltblütiger, als früher.

„Und der Fortis hat noch immer die Studentengrillen im Kopfe; er ist eingebildet, aufbrausend und daher sehr leicht zu touchieren," versetzte Theodor mit einem lauernden Seitenblick auf seinen Vetter.

„Also besitzen wir ungefähr alles, was wir brauchen," murmelte Magnus vor sich hin.

„Den Reiber wirst du heute noch sehen?"

„Er versprach zu kommen, und bis jetzt hat er sich noch immer als zuverlässig ausgewiesen."

„Wir gebrauchen ihn eigentlich nicht mehr, allein man kann nicht wissen, wie der Zufall spielt; fertige ihn daher nicht zu kurz ab — der Schuft, er ist nicht blind dafür, daß der Major nicht sehr lange mehr leben kann, und möchte sich durch treue Dienstleistungen bei uns ein behagliches Gnadenbrot sichern."

„Hahaha! er würde uns ebensogut hintergehen, wie seinen jetzigen Herrn," lachte Magnus höhnisch auf.

Eine Handvoll Erbsen schlug, vom Hofe aus geworfen, gegen das Fenster.

„Da ist er," fuhr Magnus fort, indem er schnell nach dem Fenster hinschritt, seine Hand hinter den Vorhang schob und, das Signal beantwortend, an die Scheiben klopfte.

„So, er weiß jetzt, daß ich ihn verstanden habe, und wird warten," sagte er darauf, „wir brauchen uns also nicht zu übereilen. Doch ich dächte, wir wären fertig; was zu besprechen gewesen, haben wir besprochen, es gilt die Augen offen zu halten und im entscheidenden Zeitpunkte energisch aufzutreten. Du weißt, wo du mich findest, wenn du mir dringende Mitteilungen zu machen hast?"

„Ich weiß es; eine saubere Zufluchtsstätte, die du dir gewählt hast.“

„Gut genug, wenn man keine bessere bezahlen kann; laß mich erst wieder in besseren Verhältnissen sein, so beginne ich ein neues Leben.“

„Hast schon öfter so gesprochen; zwanzigtausend Taler wären bei dir ein Wassertropfen auf glühendes Eisen — doch das soll mich nicht kümmern, Vetter,“ fügte Theodor sodann in leichtem Tone hinzu, als er bemerkte, daß Magnus die Brauen finster zusammenzog. „Jeder auf seine Art, und hier sind zehn Friedrichsdor, die Hälfte davon als Abschlagszahlung auf den Erlös für die Dokumente.“

Magnus schob das Geld mit vornehm herablassendem Wesen in die Tasche, worauf er den Rest des Weines in das leere Glas eingoß und dieses feierlich an seine Lippen führte.

„Der Wein ist nicht schlecht,“ sagte er, nachdem er getrunken und seinen feuchten Schnurbart empor gedreht hatte, „weiß der Teufel, woher das Weib ihn bezieht. Doch beiläufig, lieber Vetter, ich glaube, ich bin dem Weibe noch ein paar Taler von meinem letzten Besuche her schuldig. Du kannst das gleich mit abmachen — und nun Gott befohlen.“

„Kehrst du heute abend noch zur Stadt zurück?“ fragte Theodor, seines Vetters Bitte, als eine vorhergesehene, nicht weiter beachtend.

„Aufzuwarten, mein lieber Junge.“

„Zu Fuß?“

„Zu Fuß; es sei denn, ich fände unterwegs eine geeignete Fahrgelegenheit. Die Nacht ist übrigens angenehm und ein Spaziergang von einigen Stunden fördert die Gesundheit. Also auf Wiedersehen unter besseren Auspizien, als heute,“ schloß er, indem er eine ziemlich abgetragene Militärmütze etwas schief auf sein Haupt setzte und Theodor die Hand reichte.

„Unter besseren Auspizien,“ wiederholte Theodor, seine Hand in die dargebotene legend, und festen Schrittes trat

Magnus in die Küche und von dort auf den Hof hinaus, von wo er auf einem Umwege auf die Chaussee gelangte. —

Als Magnus die Tür hinter sich zugedrückt hatte, verzog sich Theodors Gesicht zu einem häßlichen Grinsen.

„Da geht er hin, der Elende," murmelte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch, „da geht er hin, der Genosse von Gaunern und Betrügern. Er glaubt, mich nach Willkür als Mittel zu seinen Zwecken benutzen zu können, ohne zu ahnen, daß ich ihn fallen lasse, sobald er mir lange genug gedient hat. Pfui! mit einem solchen Menschen verkehren zu müssen! Aber warte, Herr Vetter, es kommt die Zeit der Abrechnung."

Auf seinen Ruf erschien Mutter Tiegel. Er bezahlte die Zeche seines Vetters, legte noch einen Taler für die Bedienung bei, und nachdem er in sehr herablassender Weise der über die vornehme Freigiebigkeit entzückten Wirtin für ihr verständiges und verschwiegenes Wesen gedankt hatte, verließ er das Haus. —

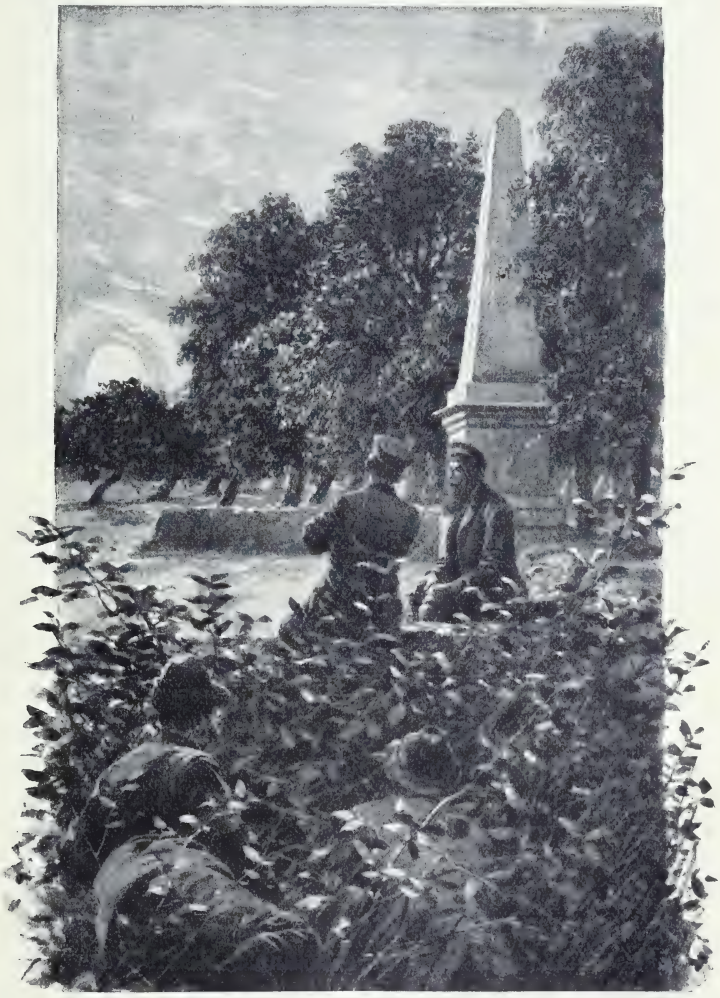
Ungefähr fünfhundert Schritte weit vom Heidekrug und zwar nach der nicht weit entfernten Stadt zu, war ein kleiner Obelisk aufgerichtet worden.

Vorn auf einer Bank saßen der Kutscher Reiber, eine mittelgroße dürre Gestalt mit unsteten Augen und einem mächtigen, rotbraunen Vollbart, und Magnus von Lehmburg, der Erbschleicher und verkommene Edelmann.

Sie saßen in vertraulichem Gespräch, jedoch jeder seine Stellung mit Sorgfalt beobachtend und behauptend: Magnus gemessen, ernst und herablassend; Reiber unterwürfig und jede schroffe Anrede mit der eines treuen Kutschers würdigen Ehrerbietung hinnehmend.

Hinter ihnen, auf der anderen Seite der Rasenbank, wohl versteckt zwischen Dornen und Stechapfelgestrüpp, und nahe genug, um jedes ihrer Worte verstehen zu können, lagen der Förster Herzbusch und der Magister Deus, beide ihre Atemzüge überwachend und zu lautlosen Hauchen mäßigend.

„Sie sind ein braver Mensch," hob Magnus in zufriedenem Tone an, „und verdienen wahrhaftig nicht, dermal-



einst nach dem Tode des Majors, der hoffentlich noch viele Jahre auf sich warten läßt, wie ein überflüssiges Stück Hausgerät zur Seite gestellt zu werden. Nein, mein lieber

Reiber, darüber beruhigen Sie sich, ich werde dergleichen nicht dulden, bei meinem Edelmannswort, und Sie sollen auf alle Fälle bei mir ein entsprechendes Unterkommen finden, denn ich weiß das wahre Verdienst zu schätzen — das heißt, mein lieber Reiber, solange mein Onkel noch lebt, wünsche ich, daß Sie nicht von ihm weichen und ihm bis an sein seliges Ende ein treuer Diener bleiben."

„Ach, mein gnädiger Herr, Sie sind ein wahrer Edelmann," entgegnete Reiber. „Ein so guter Herr, wie Sie, und dazu noch einer der nächsten Verwandten unseres Hauses, und ein Edelmann, wie die Welt keinen echteren aufzuweisen hat, muß sich kümmerlich durchhelfen, während ein anderer —"

„Was ist's mit dem anderen?" fragte Magnus, als Reiber mit einem tiefen Seufzer seine Klagen abschloß.

„O, gnädiger Herr, wenn er noch ein Edelmann wäre! Aber ein Mensch von gemeinem Stande, und zu erleben, daß seinetwegen die nächsten Angehörigen des gnädigen Herrn Majors so schändlich zur Seite geschoben werden, und das nur, weil er sich einzuschmeicheln versteht."

„So sagen Sie doch, mein lieber Reiber, wen meinen Sie eigentlich?" fragte Magnus dringender, obwohl er wußte, gegen wen sich in diesem Augenblick des Kutschers Haß am meisten kehrte.

„Wen anders, als den jungen Herrn? Ich meine den Herrn Fortis Hainfeld, gnädigster Herr, der sich das Ansehen gibt, als wäre er, und nicht der Herr Major, der Gebieter der Herrschaft."

„Allerdings ist das schlimm," entgegnete Magnus, „es ist sogar entwürdigend, und indem Sie mir Ihre Ansichten darüber anvertrauen, beweisen Sie nur, daß Sie ein über Ihren Stand hinausreichendes gesundes Urteil haben; ein wirkliches Unglück vermag ich indessen immer noch nicht zu entdecken. Wem kann es Nachteil bringen, wenn der gute Major ein verkommenes Kind zu sich ins Haus nimmt und es erziehen läßt?"

„Auch nicht, wenn der junge Herr ein Sohn des Herrn Majors wäre?“ fragte Reiber. „Der Herr Major waren immer ein schöner Mann, und überraschen könnte es nicht, wenn —“

„Leere Gerüchte, mein alter Freund,“ fiel Magnus dem Kutscher in die Rede, „natürlich muß uns allen darum zu tun sein, dergleichen schändende Gerüchte öffentlich zu widerlegen, und da freut es mich, in Ihnen jemand zu finden, dem wir bei unseren Nachforschungen unser vollstes Vertrauen schenken dürfen. Denn irre ich nicht, so wäre auch Ihnen sehr damit gedient, wenn der junge Schmarotzer plötzlich einmal entpuppt würde.“

„O, gnädiger Herr, auf meinen Knien würde ich es Gott danken, wollte er unser hochadeliges Haus vor dem ihm drohenden Schimpf bewahren.“

„Gut, gut, mein lieber Reiber, Sie sind ein treuer Mensch und verdienen ein besseres Los. Aber der junge Hainfeld war die eigentliche Ursache nicht, weshalb ich Sie hierher beschied; von ihm wollen wir bei einer späteren Gelegenheit sprechen, wenn die Sachen erst weiter gediehen sind. Heute beabsichtige ich nur, mich bei Ihnen zu erkundigen, wie sich mein Vetter Theodor mit dem Major steht.“

„Sehr gut, so weit ich einfältiger Mann es zu unterscheiden vermag,“ antwortete Reiber vorsichtig, „es muß dem Junker Theodor bei uns gefallen, denn immer ist er freundlich um den Herrn Major herum, mag dieser nun übel gelaunt sein oder nicht.“

„Dann würde er jedenfalls ein guter Herr werden, wenn er Hainfeld erben sollte?“ fragte Magnus lauernd.

„Das kann ich nicht beurteilen, gnädiger Herr,“ lautete die ebenso lauernde Antwort.

„Ach was, alter Freund,“ entgegnete Magnus, dem Kutscher herablassend auf die Schulter klopfend, „ziehen Sie nicht um den Berg herum, ich habe zwar eben erst, wie Sie wissen, eine Zusammenkunft mit ihm gehabt, doch kann dadurch weder mein Urteil, noch das Ihrige beeinflußt werden; sprechen Sie daher offen und vertrauensvoll;

errate ich doch, daß Sie gerade nicht mit zu großer Liebe an ihm hängen; es geht Ihnen gerade so wie mir."

„Nun, gnädiger Herr, wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll, dann möchte ich keinen anderen, als gerade Sie zum Nachfolger des Herrn Majors haben, wenn der gute Herr — was Gott verhüten möge — das Zeitliche segnen sollte. Auch unsereins hat seinen Stolz, und wohl möchte ich's erleben, daß nach dem Herrn Major wieder ein wahrer Edelmann ans Ruder käme, ein Edelmann, der, wie der Herr Major, auch den kleinen Leuten etwas gönnt und dabei ein Leben führt, wie es einem hochgeborenen Herr geziemt; denn unser armes Hainfeld ist seit dem Tode der seligen Frau Majorin ein Kloster geworden; alles viel zu bürgerlich, woran natürlich nur der junge Herr schuld ist."

„Nun, Reiber, was nicht ist, kann ja noch werden, und wenn mein Vetter Theodor nicht unredlich an mir handelt — er besitzt ja schon ein Rittergut — dann möchten sich Ihre Wünsche wohl erfüllen. Aber Sie müssen auf meiner Seite stehen; Sie müssen mir helfen, und das können Sie am besten auf folgende Weise: Es läßt sich nicht leugnen, daß Sie großen Einfluß beim Herrn Major besitzen und ihm manches sagen dürfen, was zu sagen andere nicht wagen."

„Ach, gnädiger Herr, ich diene schon so lange in unserer Familie, daß der Herr Major mich durch und durch kennen lernen mußten, und da ist er denn gnädig genug, hin und wieder auf meine Bemerkungen zu hören. Er weiß, er kann sich auf mich verlassen."

„Weiter ist auch gar nichts nötig, mein alter Freund. Sie können also eines Tages ganz beiläufig anbringen, daß Vetter Theodors Gut bis auf den letzten Strohhalm verschuldet ist, und er nur durch Hinweisung auf den baldigen Tod seines Onkels, den er zu beerben hofft, und gegen rasende Zinsverschreibungen ziemlich bedeutende Summen zu erheben vermochte."

„Ist das wirklich wahr?" fragte Reiber mit unverkennbarer Überraschung.

„Ich würde mir doch in Familienangelegenheiten keine Unwahrheiten zuschulden kommen lassen," antwortete Magnus verweisend, „ich könnte sogar den Mann nennen — ein wahrer Gauner —, von dem er das Geld borgte."

Magnus lachte spöttisch.

„Und dann hier, mein alter Freund, damit Sie sehen, daß ich erkenntlich bin," fuhr er fort, dem Kutscher ein Goldstück in die Hand drückend.

„Gold?" fragte Reiber mit freudigem Erstaunen.

„Goldene Treue kann man nur mit Gold würdig bezahlen," entgegnete Magnus, sich mit stolzer Haltung erhebend, „es scheint Ihnen vielleicht, als hätte ich über nur geringe Mittel zu gebieten, aber merken Sie sich, mein alter Reiber: wenn man seine wahren Freunde kennen lernen will, darf man nicht in Sammet und Seide gekleidet gehen. Ja ja, Sie sowohl, wie der Herr Major und Vetter Theodor würden erstaunen, hätten Sie einen wahren Begriff von meinen Verhältnissen. Einenteils liebe ich es aber nicht, zu prahlen, andernteils möchte ich nicht gerne in die Lage geraten, von meinem Vetter Theodor um ein Darlehen angesprochen zu werden, denn so hoch belaufen sich meine Mittel leider nicht, daß ich große Summen fortwerfen könnte. Doch, mein alter Freund, ich habe Sie schon zu tief in meine Karten blicken lassen, tun Sie, als hätten Sie nichts gehört; fahren Sie fort, meinem Onkel treu zu dienen und über die Ehre unseres Namens zu wachen, und nun leben Sie wohl."

Damit wandte Magnus sich hoheitsvoll von dem Kutscher ab, und beide entfernten sich.

„Was meinst du zu der Geschichte?" fragte der Förster seinen Freund.

„Eine saubere Gesellschaft," bemerkte Deus, „wenn du so denkst, wie ich, so begibst du dich morgen in aller Frühe zum Major und teilst ihm alles mit; mich kannst du als Zeugen vorschlagen."

„Menschenkind, wo denkst du hin?" fragte Herzbusch, „du kennst den Major nicht, oder du würdest mir schwerlich

einen solchen Rat erteilen! Nein, Brüderchen, wir behalten die Sache für uns und wachen dafür um so schärfer, um im entscheidenden Augenblick einzuschreiten. Ihre nichtswürdigen Zwecke dürfen und sollen sie nicht erreichen, oder es müßte der Teufel sich selber auf ihre Seite schlagen."

„Warum warten, wenn der Major ihnen durch ein einziges Wort das Handwerk legen könnte?" fragte der Magister befremdet.

„Du magst ein ganz gescheiter Schulmeister sein, das kann ich nicht genau beurteilen," belehrte Herzbusch mit entschiedenem Wesen, „du bist auch ein guter Schütze, was ich vor jedem Tribunal beschwören will, Brüderchen, allein das mußt du nicht übel nehmen, in dieser Geschichte hast du nicht mehr Einsicht, als der einfältigste deiner Dorfjungen. Du läßt dich eben ausschließlich von deinem Rechtlichkeitsgefühl lenken. Der Major ist nämlich ein merkwürdiger Mann: gütig bis zur Schwachheit, und dabei stolz, wie kein Kaiser sein kann. Ginge ich morgen zu ihm und erzählte, was wir entdeckt haben, so würde er unter allen Umständen sagen: ‚Mein Freund, ich erkenne Ihren guten Willen zwar sehr an, allein in diesem Falle haben Sie entweder geträumt oder sich verhört.' Bestände ich aber auf meiner Aussage, dann würde er noch ernster wiederholen: ‚Mein Freund, ich wünsche dringend, daß Sie sowohl, wie der Herr Lehrer sich getäuscht haben; teilen Sie das dem Herrn Deus mit, und sorgen Sie dafür daß Ihre närrischen Phantasien nicht als alberne Gerüchte in die Öffentlichkeit gelangen;' ja, das würde er mir kaltblütig zur Antwort geben, in demselben Atem von Jagd oder Waldkultur zu sprechen anfangen, und die Sache wäre für immer abgetan. Ja, ja, glaube mir, mein teuerster Magister Nimrodensis, der Major läßt sich lieber zehnmal ruinieren, bevor er einmal gestattet, daß Unberufene sich in seine Familienangelegenheiten, und namentlich in so wenig ergötzliche, hineinmischen."

„Ein seltsamer Charakter," bemerkte Deus, den Kopf schüttelnd.

„Ich sage dir, ein Edelmann, wie es keinen zweiten gibt," bekräftigte Herzbusch, „und dennoch, die Sache muß anders angefaßt werden; bedenke: kann er in diesem Falle nicht seine schwerwiegenden Gründe haben, sein Verhältnis zu dem jungen Herrn bis zu seinem Tode geheim halten zu wollen?"

„Du sprichst wie ein Kriminalrichter," bemerkte Deus, der den Erörterungen seines Gefährten mit gespanntester Aufmerksamkeit gelauscht hatte, „und im Grunde kann ich dir nicht unrecht geben. Es sollte mir nur leid tun, erwiese sich eine Verzögerung auf die eine oder andere Art als nachteilig."

„Befürchte nichts, Brüderchen," tröstete Herzbusch mit einem Anfluge von Heiterkeit, „keinem weidwund geschossenen Rothirsch kann behutsamer nachgespürt werden, als ich diesen Schurken auf die Finger sehen werde."

„Wäre es nicht ratsam, den jungen Herrn wenigstens zu warnen?"

„Um keinen Preis! Warnen wir ihn, so kann es nicht fehlen, daß er seinen hinterlistigen Feinden die Mitwissenschaft ihrer Pläne unabsichtlich verrät, und die nächste Folge ist, daß sie Wege einschlagen, auf denen wir ihnen nicht so leicht zu folgen vermögen."

Die beiden Freunde waren in der Nähe des Heidekrugs angekommen. Ein Frachtwagen stand vor dem Hause und um diesen herum bewegten sich mehrere Gestalten. Deus zögerte daher, dem Förster etwas zu erwidern. Schweigend wollten sie vorüberschreiten, als plötzlich zwei Männer gerade auf sie zutraten.

„Bei meiner Seele! Wenn das nicht unser Lehrer mit dem Förster ist, will ich mein Lebtag kein Lot Kaffee mehr verkaufen!" erschallte eine muntere Stimme, und zugleich streckten sich ihnen die Hände des Krügers und des Grobschmieds von Fliesow entgegen.

„Samiel hilf!" antwortete Herzbusch lustig. „Da sieht man, wo die soliden Gevattersleute stecken, wenn man denkt, sie sitzen ehrbar zu Hause bei ihren Familien!"

„Still, still, Herr Förster!“ lachte der Krüger behaglich, „wir sind eben im Begriff, nach Hause zu gehen, und machen's nicht, wie manche andere Leute, die um diese Zeit erst in den Heidekrug ‚entrieren‘, um Mutter Tiegel die ganze Nacht hindurch etwas vorzusingen, wie zum Exempel ein gewisser Grünrock! Seid wohl auf dem Anstand gewesen, Herr Deus?“

„Habe meinem Freunde Herzbusch den Gefallen erwiesen, ihn zu begleiten,“ antwortete Deus ausweichend.

„Glaub's wohl,“ entgegnete der Krüger; „aber Spaß apart jetzt, ihr kommt doch wohl die Chaussee herauf?“

„Nicht weit, ungefähr dreihundert Schritte,“ antwortete Herzbusch befremdet.

„Seid ihr nicht einem einzelnen Herrn begegnet?“ fragte der Krüger weiter.

„Nicht daß ich wüßte,“ erwiderte Herzbusch, halb zu dem Magister gewendet, „was sollte das für ein Herr gewesen sein?“

„Nun, ein eigentlicher Herr gerade nicht, aber ein Mann, den ich und Gevatter Schmied dringend unter vier Augen zu sprechen wünschten. Er befand sich im Krug, ist uns aber unter den Händen spurlos verschwunden.“

„Verdammt! Wie heißt denn das Subjekt?“

„Richtig, Herr Förster, es war ein Subjekt, aber sein Name? Ja, wenn ich den wüßte!“

„Hattet wohl ein Hühnchen mit ihm zu pflücken?“

„Hm, das gerade so richtig nicht, aber — jedoch — wenn — vielleicht — — wollen Sie mit nach Fliesow, Herr Förster?“ fragte der Krüger.

„Na nein, Gevatter, ich ziehe es vor, die Nacht im Walde zuzubringen. Aber hier ist der Richtsteig; gute Nacht euch allen; und du, Freund Magister, sprich nicht über den neuen Wechsel, den wir ausgekundschaftet haben, es möchte uns jemand zuvorkommen. Die Flinte nimm mit nach Hause und laß den Hund hinaus!“

Deus leistete das geforderte Versprechen; die Hände wurden noch einmal gereicht, worauf der Krüger, der Schmied und der Schulmeister rechts auf Fliesow zu abbogen, während Herzbusch in entgegengesetzter Richtung quer über die Felder wanderte.

Neuntes Kapitel.

Der Major von Hainfeld.

Das alte Schloß des Rittergutes Hainfeld bestand aus einem großen zweistöckigen Gebäude, dessen Front nach dem umfangreichen, von langen Scheunen und Ställen eingefaßten Hofe hinauslag. Auf der Gartenseite schlossen sich an das Hauptgebäude zwei Flügel an, und vor diesen wieder dehnte sich ein mit vieler Sorgfalt gepflegter Blumengarten aus, der allmählich in größere, mit malerischen Strauchgruppen geschmückte Rasenplätze, und endlich in die in einen Park umgewandelte Forst überging.

Wie gewöhnlich, punkt fünf Uhr, war der Major aus seinem Schlafkabinett in die mild durchheizte Wohnstube getreten; doch nicht etwa im Schlafrock, sondern angetan mit einem langen Gehrock und derben, bis zu den Knien hinaufreichenden Stiefeln, als ob er eben einen Spaziergang oder Frühritt ins Feld hinaus hätte unternehmen wollen.

Wie gewöhnlich hatte er, mit langsamen und festen Schritten auf und ab wandelnd, seinen Kaffee getrunken, den er mit dem Dampf aus einer langen Pfeife sehr bedächtig würzte, und wie gewöhnlich warf er ab und zu einen zufriedenen Blick auf den noch in Dämmerung gehüllten Hof hinaus, wo sich unter der Aufsicht seiner Vert. alter allmählich mehr und mehr Leben zu regen begann.

Er war eine stattliche Erscheinung, der alte, siebzigjährige Major. Hoch und schlank gewachsen hielt er sich noch immer so gerade, als seien keine vierzehn Tage verflossen, seit er seinen Abschied genommen.

Dabei waren seine Bewegungen, wenn auch nicht schnell, doch so sicher und entschieden, als hätte in seinen Adern nicht das Blut eines Greises, sondern das eines vierzigjährigen Mannes gekreist. Sein schneeweißes Haar, das nur auf dem Scheitel dünn geworden, paßte vortrefflich zu dem edel geformten Kopfe und der stolzen, selbstbewußten Haltung, und verlieh der ritterlichen Greisengestalt einen hohen Grad Achtung gebietender Würde. Seine Gesichtsfarbe war, trotz der unvermeidlichen Runzeln, zart und nur auf den eingefallenen Wangen leicht gebräunt. Den Mangel mehrerer Vorderzähne verdeckte ein bürstenartig zugestutzter weißer Schnurrbart.

Der Major war vor dem einen Fenster stehen geblieben und betrachtete mit Wohlgefallen die lange Reihe der kräftigen und wohlgenährten Arbeitspferde, die eben aus den Ställen gezogen wurden, als sich schwere Schritte in dem Vorzimmer vernehmen ließen und es gleich darauf an seine Stubentür klopfte.

„Herrrrein!“ rief der Major, ohne sich indessen nach

dem Eintretenden umzukehren, obwohl er an dem Schritt schon längst seinen Neffen Theodor erkannt hatte.

„Besten Gutenmorgen, mein lieber Onkel", hob letzterer an, indem er dicht neben den Greis hintrat, „ich hoffe, du hast gut geschlafen?"

„Heh, auch schon beiwege?" fragte der Major mit einem leisen Anflug von Spott zurück.

„Hahaha! bester Onkel, du beliebst zu scherzen!" entgegnete Theodor heiter, indem er seinen Arm einen Augenblick zärtlich um des Majors Schultern legte, was dieser hinnahm, als ob er die Berührung gar nicht gefühlt hätte, „sprichst du doch, als sei ich der verrufenste Siebenschläfer, der sich jemals mit Widerstreben von einem Daunenkissen trennte. Nein, lieber Onkel, ich hoffe, ich bin nicht aus der Art geschlagen."

„Ich hoffe es auch, mein Freund, heh," antwortete der Major; „heh" war ein Lieblingsausdruck des alten Herrn, den er in seinen Gesprächen häufiger anbrachte, als es eigentlich notwendig war; „es geht nichts darüber, zur rechten Zeit auf den Beinen zu sein, wenn auch nur, damit man von den Untergebenen nicht hinter dem Rücken der Trägheit beschuldigt wird, heh!"

Über Vetter Theodors breites Gesicht flog es wie eine Wolke des Mißbehagens. Er kannte den Major hinlänglich, um zu wissen, gegen wen dessen letzte Bemerkung gerichtet war. Er hielt es daher für geratener, das Gespräch auf einen anderen, erbaulicheren Gegenstand überzulenken.

„Kostbare Pferde," hob er an, mit der in seiner rechten Hand befindlichen brennenden Zigarre auf die hinter dem Torweg des Hofes verschwindenden Ackerpferde weisend, „ausgezeichnete Tiere," fuhr er lobend fort, als er, seitwärts spähend, ein zufriedenes Lächeln auf des alten Herrn Antlitz zu entdecken glaubte; „bräche einmal Krieg aus, ließe man dir kein einziges, weil alle durch die Bank schön und kräftig genug sind, den schwersten Garde-Kürassier zu tragen."

„Heh, meinst du?" fragte der Major, sich halb zu seinem Neffen umwendend, „König und Vaterland haben allerdings die gerechtesten Ansprüche auf meine tätige Beihilfe in einem solchen Falle, allein König und Vaterland können mich nicht zwingen, auch nur ein Büschel Kammhaare aus der Mähne meines schlechtesten Gaules mehr zu geben, als sie gesetzlich fordern dürfen, heh! Womit indessen nicht gesagt sein soll, daß ich aus freien Stücken das meinige nicht tun würde, und vielleicht mehr, als man von einem im Avancement übergangenen Stabsoffizier erwartet."

„Nun, lieber Onkel, ein solcher Fall wird schwerlich in den nächsten fünfzig Jahren eintreten," beschwichtigte Vetter Theodor, für den das Gespräch abermals eine unerwünschte Wendung genommen hatte.

„Deine Tiere können sich allerdings mit den meinigen nicht vergleichen," erwiderte der Major kurz, „aber auch die meinigen würden sich schwerlich in einem so guten Zustande befinden, wenn ich, anstatt hier nach dem Rechten zu sehen, mich auf Monate vom Hause entfernte."

Theodor fühlte den Vorwurf, doch gab er sich das Ansehen, als habe er ihn nicht verstanden.

„Meine Pferde werden sich bald erholen," sagte er nach kurzem Sinnen, „nur noch ein einziges Jahr, wie dieses,

und du wirst auf meinem Gute eine wunderbare Veränderung bemerken. Übrigens ziehe ich meinen Besuch vorzugsweise deshalb etwas in die Länge, weil es in deiner Musterwirtschaft manches für mich zu lernen gibt, was mir zu Hause sehr zustatten kommt."

„Heh, meinst du, mein Freund?" fragte der Major, indem er Theodor durchdringend ansah, „aber auch ich möchte noch etwas lernen, heh, und zwar, was du eigentlich auf dem Herzen hast; denn ein Zweck liegt jedenfalls vor, daß du mir so früh die Ehre deines Besuches schenkst und meine Pferde, überhaupt meine ganze Wirtschaft so unbändig lobst."

„Nun, einen Nebenzweck hatte ich allerdings, lieber Onkel," antwortete Theodor mit verstellter Verlegenheit, „doch das eilt ja nicht, und ich weiß nicht, ob ich recht tue, früh des Morgens —"

„Ach was, ziehe nicht um den Berg herum; für mich ist es bereits spät am Tage. Sage, was du zu sagen hast, mein Freund, gleichviel, ob es Angenehmes oder Unangenehmes ist, heh!"

„Es hängt ganz davon ab, von welchem Standpunkte aus du es auffaßt," versetzte Theodor, die ihm von Magnus eingehändigten Pergamente hervorziehend und auseinander schlagend.

„Was, Tausend Sapperment!" rief der Major aus, und seine Augen erhielten einen höheren Glanz, indem er die alten Familiendokumente entgegennahm, „das sind ja dieselben Sachen, um die ich meine verstorbene Schwägerin hundertmal vergebens gebeten habe, heh! Ich glaubte, sie wären längst verloren. — Du hast sie doch nicht von dem Magnus erhalten?" fragte er plötzlich, seine Stirn in drohende Falten legend, und zugleich ließ er seine Hände sinken, als ob er die Papiere hätte von sich werfen wollen.

„Nicht unmittelbar," erwiderte Theodor im Tone der Verachtung, „wo und wie sollte ich wohl mit dem zusammentreffen, der sich die Aufgabe gestellt zu haben scheint, unserer Familie immer mehr Schmach zu bereiten?"

„Sprich nicht so ausführlich von ihm," unterbrach der Major seinen Neffen kurz und entschieden, „du weißt, ich habe verboten, seinen Namen in meiner Gegenwart zu nennen; sage mir einfach, wie du in den Besitz der Papiere gelangt bist und was du mit ihnen beabsichtigst!"

„Ich beabsichtige, dir das Vorkaufsrecht einzuräumen," antwortete Theodor zuvorkommend, „denn erstens bist du das geehrte Oberhaupt der Familie Hainfeld und Lehnburg, und dann kenne ich auch deine Vorliebe für alte Dokumente, die sich auf unsere Vorfahren beziehen."

„Hat der Magnus sie dir angeboten?"

„Behüte der Himmel, bester Onkel, daß ich jemals mit ihm in so nahe Berührung käme," beteuerte Theodor mit einer Gebärde des Abscheus, „nein, Magnus und ich sind geschiedene Leute; ein glückliches Ungefähr hat mir diese Dokumente in die Hand gespielt, und zwar so, daß wir uns nicht zu scheuen brauchen, sie anzukaufen."

Bei dieser Erklärung trat der Major an den Tisch, und nachdem er die vergilbten Pergamente vor sich ausgebreitet hatte, betrachtete er mit einer an Verehrung grenzenden Aufmerksamkeit die altertümlichen, mit seltsamen Schnörkeln versehenen Schriftzeichen und Wappen.

„Fahre fort, mein Freund," sagte er nach einer Weile.

„Ein Bekannter von mir, der eine merkwürdige Leidenschaft für alte Kupferstiche hat," hob Theodor sogleich wieder an, „befand sich bei einem Antiquar, um dort nach neuer Beute zu forschen, als ein gewisser, ziemlich dürftig gekleideter Herr eintrat und dem Besitzer des Geschäftes diese Dokumente zum Verkauf anbot. Letzterer schien nicht geneigt, auf den Handel einzugehen, und stand schon im Begriff, sich in dieser Weise zu äußern, als meines Freundes Blicke zufällig das Blatt mit dem Hainfeldschen Wappen streiften. Er dachte an dich und auch an mich, und forderte den gewissen Herrn auf, die Dokumente bei dem Antiquar zu deponieren, darauf hinweisend, daß es ihm wohl gelingen dürfte, einen guten Käufer zu finden. Der Antiquar sowohl, als auch der Herr gingen auf das Anerbieten ein,

und mein Freund hatte nichts Eiligeres zu tun, als mich von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen. Gestern nun erhielt ich die Nachricht, und besorgt, die Dokumente könnten aus wer weiß, was für einem Grunde wieder abgeholt werden, ritt ich noch spät abends zur Stadt und hatte die große Genugtuung, sie unversehrt vorzufinden. Der gewisse Herr war indessen wirklich schon wieder bei dem Antiquar gewesen und hatte, wahrscheinlich die Person des mutmaßlichen Käufers ahnend, die unverschämte Summe von dreißig Friedrichsdor als festen Preis für die kleine Sammlung bestimmt."

„Für einen anderen, als für uns, hat sie nicht den Wert von fünf Silbergroschen," bemerkte der Major, noch immer in das Anschauen der vor ihm liegenden Schätze vertieft.

„Ich war entrüstet über die Forderung," fuhr Theodor mit einschmeichelndem Wesen fort, „allein lieber hätte ich mein letztes Pferd verkauft, ehe ich ohne die Papiere fortgegangen wäre."

„Recht, mein Freund, heh! sie wären sonst vielleicht zum Schlächter gewandert, um einem Stück Schinken oder Wurst als Hülle zu dienen heh!" sagte der Major, wie zu sich selbst sprechend. „Der arme Teufel muß in großer Not gewesen sein, denn der niedrigste Charakter kann sich unmöglich mit leichtem Herzen von derartigen Erbstücken trennen. — Hast ihm natürlich augenblicklich die geforderte Summe ungeschmälert eingehändigt, heh?"

„Ich bitte um Verzeihung, lieber Onkel, mit ihm persönlich verhandelt habe ich überhaupt nicht, es wäre dies gegen meine Grundsätze gewesen. Außerdem hatte ich nicht auf eine so unverschämte Forderung gerechnet und nur zehn Friedrichsdor zu mir gesteckt. Diese gab ich natürlich dem Antiquar, mit der Weisung, sie dem Magnus einzuhändigen, und zugleich versprach ich, den Rest nachzusenden. Übrigens enthüllt sich schon allein in der Forderung seine tiefe Gesunkenheit."

„Davon will ich nichts wissen, heh!“ grollte der Major vor sich hin, „weiß schon mehr, als zu viel.“

„Jedenfalls wird er sich glücklich schätzen, zwanzig Friedrichsdor zu erhalten,“ fiel Theodor mit einem lauernden Blick auf die geneigte Gestalt des alten Herrn ein. — —

„Heh, mein Freund, sprich nicht weiter,“ rief der Major, indem er sich schnell aufrichtete und sein von Zorn gerötetes Gesicht Theodor zukehrte. „Du hast dich um die Dokumente mit Eifer bemüht, und das gereicht dir und deinem Namen zur Ehre; verdirb den guten Eindruck, den du dadurch hervorgerufen hast, nicht gleich wieder, indem du mir zutraust, ich würde mich in dieser Angelegenheit aufs Feilschen einlassen. Erstens sind Familienangelegenheiten überhaupt kein Handelsartikel, zweitens würde es mir schlecht anstehen, gerade für solche Papiere eine geringere Summe, als die geforderte, geben zu wollen, und drittens endlich ist der Magnus ein unglücklicher Mensch — natürlich durch seine eigene Schuld — heh! Wenn die Dokumente in seinen Augen einen Wert von dreißig Friedrichsdor haben, so deutet das noch immer auf eine letzte Spur von Pietät; mir aber müssen sie dann mindestens doppelt so viel wert sein, und statt der dreißig wirst du ihm sechzig Friedrichsdor übermitteln oder durch den Antiquar übermitteln lassen, und zwar heute noch, verstehst du, mein Freund, heh? Und wer weiß, das Geld mag ihm gerade zum Segen gereichen; das heißt: kein Wort von mir, ich will ihn nicht wiedersehen, bin aber nicht unzufrieden, ihm auf diesem Wege eine Unterstützung zugewendet zu haben.“

„Die dahin gehen wird, wohin auch das andere gegangen ist,“ bemerkte Theodor achselzuckend, „doch dein Befehl soll ausgeführt werden, lieber Onkel; wünschest du eine Quittung über den Empfang des Geldes?“

„Nichts wünsche ich, nichts, als daß ich nicht mehr an ihn erinnert werde. Willst du dir eine Quittung geben lassen, so kümmert mich das nicht, heh! Aber komm, nimm das Geld gleich in Empfang, damit ich nichts mehr mit der Sache zu tun habe.“

So sprechend schritt der Major nach einem in die Wand gemauerten Schrank hin, und nachdem er aus einem kleinen Schlüsselbunde den größten ausgewählt hatte, öffnete er damit die massive eichene Tür.

Theodor, auf dessen Zügen eine heftige innere Erregung ausgeprägt war, trat schnell neben den alten Herrn hin. Während dieser aus einem mit Gold gefüllten Fache eine der schwersten Rollen auswählte, überflogen die Blicke des Zuschauers mit der Gier eines hungrigen Geiers die verschiedenen Fächer und Tragebretter, die mit mancherlei Paketen und Schriften angefüllt waren, bis sie endlich an einer kleinen verschlossenen Tür haften blieben, die gerade die Mitte des Schrankes bildete.

In der nächsten Minute standen beide wieder vor dem Tisch, und mit fieberhafter Hast, als ob es ihm zwischen den Fingern brenne, zählte der Major die Goldstücke ab.

„Sechzig!" sagte er endlich, wie erleichtert aufseufzend. „So, die Dokumente gehören jetzt mir; stecke das Geld fort, damit es mich nicht länger an das größte Unglück unseres Hauses erinnert, und dann wollen wir die alten Pergamente genau prüfen und mit einigen anderen vergleichen."

Theodor nahm das Geld an sich, mit der Miene eines Mannes, der ein gutes Geschäft gemacht hat. Dann folgte er dem Major nach, der sich unterdessen wieder an den Wandschrank begeben hatte und nun auch das mittelste Fach aufschloß. Dieses enthielt augenscheinlich den wichtigsten Teil seiner Habe.

„Kann ich dir nicht helfen?" fragte Theodor zuvorkommend, als der Major, der durch den Anblick der altertümlichen Pergamente gleichsam berauscht war, mit einiger Anstrengung die stark versicherte Schublade aufzog und zwischen den in ihr befindlichen Papieren und Paketchen eifrig zu kramen begann.

„Ich danke dir, mein Freund," antwortete der Major ungewöhnlich aufgeräumt, „es ist nun einmal meine schwache Seite, daß, solange ich lebe, keine fremde Hand, selbst nicht die eines Lehmburg, zwischen meinen Reliquien stöbern

darf, heh! Man wird sich nach meinem Tode recht wundern, wenn man sieht, mit welcher Sorgfalt ich alles, was sich auf die Genealogie unserer Häuser bezieht, gesammelt und geordnet habe. Nun, hoffentlich werden ja auch nach meinem Tode diese Sachen nicht getrennt, sondern hübsch in Ehren gehalten werden, heh!"

So weit war der Major mit seinen Äußerungen, die mehr einem Selbstgespräch glichen, gekommen, als er die in Briefform zusammengefalteten Schriften und Paketchen hinlänglich zur Seite geräumt hatte, um eine genau in das Fach passende Mappe, die bis aufs äußerste angefüllt war, mit Leichtigkeit hervorziehen zu können. Je näher er aber den gesuchten Gegenständen rückte, um so mehr vergaß er, daß er nicht allein sei, um so gleichgültiger behandelte er die übrigen Papiere und Dokumente, die sein sehr bedeutendes Vermögen betrafen, und um so weniger achtete er darauf, daß Theodor dicht neben ihm stand, mit atemloser Spannung jedes einzelne Paketchen förmlich mit den Augen verschlang und die verschiedenen Aufschriften zu erforschen und seinem Gedächtnis einzuprägen strebte. Noch weniger aber konnte er ahnen, daß Theodor, der seine fast an Schwäche grenzende Liebhaberei kannte, die ihm von Magnus eingehändigten Pergamente doppelt willkommen gewesen waren, weil er durch sie eine Szene, wie die gegenwärtige, herbeizuführen hoffte.

Der zwar nicht scharfsinnige, jedoch schlaue Neffe hatte sich in seinen Voraussetzungen nicht getäuscht: Der Major war in höherem Grade, als er je geglaubt hätte, hingerissen worden, und er erlangte infolgedessen eine Einsicht in dessen so wohlverwahrtes Familienarchiv, wie vor ihm kein Mensch.

Er bemerkte unter anderem ein mit sechs Siegeln verschlossenes großes Kuvert, das, indem der alte Herr es achtlos zur Seite stieß, die Aufschrift: „Mein Testament" zeigte. Ferner entdeckte er einen noch unversiegelten Briefumschlag, der anscheinend ein Papier von nur geringem Umfange barg; doch mit Freuden hätte er die vierzig Friedrichsdor, die ihm der Handel mit Magnus eingebracht hatte, hinge-

geben, wäre ihm dafür vergönnt gewesen, einen Blick auf den Inhalt zu werfen, als er auf dem Umschlage die Worte: „An Fortis“ las.

Obwohl Theodor eine derartige Entdeckung nicht zu den Unmöglichkeiten gerechnet hatte, schien er, sobald der Brief, den er als einen verhängnisvollen betrachtete, wirklich vor ihm lag, beinahe seine Fassung zu verlieren. Seine Augen unterliefen mit Blut; in seinen Schläfen hämmerte es, als hätten sie zerspringen wollen; in seinen Fingern und Händen zuckte es, als ob er nur unter Aufbietung seiner ungeteilten geistigen Kräfte davon abzustehen vermocht hätte, sich gewaltsam in den Besitz des von ihm so heiß ersehnten Geheimnisses zu bringen, und indem seine Blicke starr auf den Namen „Fortis“ gebannt blieben, überhörte er die Worte, die der Major, durch die Erlangung der letzten ihm fehlenden Dokumente ungewöhnlich redselig gestimmt, vor sich hin sprach.

Erst als der alte Herr sich in überzeugender Weise darauf berief, daß es noch jemand gäbe, der, wenn die Natur keine Fälschung begangen habe, die Heilighaltung seines Andenkens sogar bis auf seine Liebhabereien ausdehnen würde, erwachte Theodor wieder zum Bewußtsein, und nach besten Kräften eine äußere Ruhe erzwingend, fragte er eintönig:

„Wen meinst du, lieber Onkel?“

Der Major heftete einen forschenden Blick auf Theodor, der ihn nicht ganz zufrieden zu stellen schien. Dann warf er schallend die geöffnete Schublade in ihre alte Lage zurück, worauf er mit der Mappe in der Hand zu dem Tische hinschritt.

„Den Teufel und seine Großmutter meine ich,“ sagte er, wie im Unwillen über sich selbst, „übrigens, mein Freund, sind das Sachen, die jetzt nicht hierher gehören, heh! Nach meinem Tode habt ihr Zeit genug, über mich zu spotten. Solange ich aber noch unter den Lebenden weile, verbitte ich mir ernstlich jede Einmischung in meine Angelegenheiten, heh! Und nun komm hierher, und laß

uns die beiden Wappenbilder miteinander vergleichen. Das von dir lobenswerterweise angeschaffte muß ein Seitenstück zu dem bereits in meinem Besitz befindlichen sein; sie sind ohne Zweifel aus den Händen eines und desselben Meisters hervorgegangen."

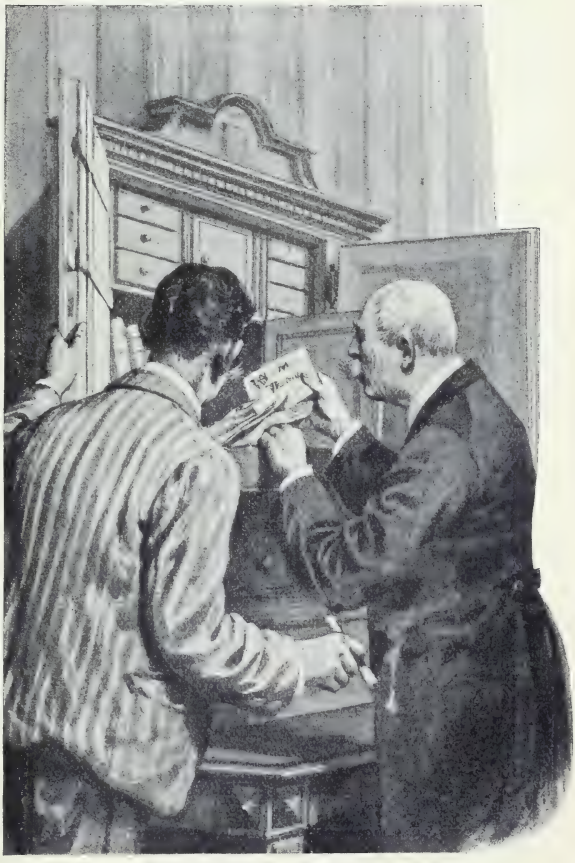
Theodors Stimmung war durch des Majors barsche Antwort, die er sich auf die ihm selbst am wenigsten wünschenswerte Art auslegte, keineswegs gehoben worden. Er beteiligte sich wohl an der Unterhaltung, sprach sich auch anerkennend über die Vorzüge der einzelnen Schriftstücke aus, allein seine Bemerkungen klangen, trotz der Mühe, die er sich gab, seine wahren Gefühle zu verheimlichen, kalt und wenig teilnahmvoll. Vor seinem Geiste schwebte unabläßig der Brief mit dem Namen, den er am meisten von allen Namen der Welt haßte, und immer mehr befestigte sich in ihm die marternde Überzeugung, daß Fortis der Sohn des Majors und als solcher dazu bestimmt sei, ihn aus einer Erbschaft zu verdrängen, die als sein dereinstiges unumschränktes Eigentum zu betrachten er schon seit Jahren gewohnt war.

Ohne daß der Major die eigentliche Veranlassung merkte, wurde auch er durch die Stimmung seines Neffen insoweit beeinflußt, daß die Wärme, mit welcher er sich seiner Lieblingsbeschäftigung hingegeben hatte, allmählich erkaltete. Rascher, als er sonst zu tun pflegte, ordnete er alle auf dem Tische liegenden Papiere mit ängstlicher Sorgfalt nach den Jahreszahlen, worauf er sie wieder in die Mappe einschnürte und diese auf ihren alten Platz zurückbrachte.

Sobald er aber seine Heiligtümer, deren Anblick zu jeder Zeit wie berauschend auf ihn einwirkte, nicht mehr vor sich sah, veränderte sich auch sein ganzes Wesen. Die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen ging in eine ernste, gemessene Ruhe ber; seine Augen schauten mit klarem und würdigem Selbstbewußtsein um sich, kurz, jeder Zoll an ihm war wieder der stolze Edelmann, der mit unnachsichtlicher Strenge gegen sich selbst, wie gegen andere, eher sein Leben, als auch nur

ein Titelchen der ihm von alters her eingeräumten Vorrechte aufgibt.

Aber auch Theodor hatte seine Überlegung wiedergewonnen. Die beim Anblick des geheimnisvollen Schreibens erwachten Gefühle waren in die Schranken der Vorsicht zurückgedrängt worden. Ähnlich einem Hunde, der auf die ihm zugeworfenen Brocken lauert, harrte er gierig auf weitere Andeutungen des alten Herrn, die dazu dienen konnten, das Bild, das er sich von dem Verhältnis des Majors zu Fortis bereits entworfen hatte, zu vervollständigen. Mit schlauer Berechnung suchte er sogar das Gespräch in eine Bahn zu lenken, die mehr Gelegenheit zu solchen Äußerungen bot.



„Fortis scheint recht großen Gefallen am Landleben zu finden", begann er nach kurzem Sinnen. „Fortis ist ein sehr braver Mensch,"

lautete die Antwort, „ich habe überhaupt längst die erfreuliche Entdeckung gemacht, daß er alles, was er treibt, mit Liebe und Eifer betreibt."

„Ich glaubte, er würde sich für die diplomatische Karriere entscheiden?" fuhr Theodor horchend fort.

„Mag er werden, was er will," versetzte der Major teilnahmvoller, „etwas Erfahrung in der Landwirtschaft kann ihm nie schaden. Schon öfter ist aus einem Legationsrat ein Gutsbesitzer geworden, heh."

Theodor biß sich auf die Lippen. Des Majors Stimmung erschien ihm indessen seinen Zwecken zu günstig, als daß er lange gezögert hätte, weiter zu fragen.

„Es wäre schade um seine Kenntnisse und hervorragenden Fähigkeiten," hob er an, „wenn er sich zu bald dem Landleben ganz hingeben wollte; ich glaube, er könnte es recht weit bringen, vorausgesetzt, daß er durch seinen Hang zu einem freien, ungebundenen Leben nicht zu lange und zu häufige Unterbrechungen seines ursprünglich gewählten Berufes eintreten läßt."

Um des Majors Lippen spielte ein feines Lächeln, das zu enträtseln Theodor sich vergeblich bestrebte.

„Heh, mein Freund," entgegnete der alte Herr endlich nach einer längeren Pause, „ich rühme mich zwar nicht, viel von Erziehung zu verstehen, jedenfalls aber traue ich mir ein richtigeres Urteil in solchen Dingen zu, als dir, der du die besten Jahre deines Lebens hast verstreichen lassen, ohne dich zu verheiraten" —

„Pah, lieber Onkel, ich müßte kein Lehmburg sein, wäre ich nicht imstande, das, was du als einen Fehler meines Lebens zu bezeichnen beliebst, alle Tage auszugleichen," fiel Theodor seinem Onkel lachend in die Rede, „es hat mir eben bis jetzt noch nicht behagt, mich in die Fesseln des Ehestandes zu zwängen."

„Was freilich für die Nachwelt kein großes Unglück ist," bemerkte der Major spöttisch, „doch das ist deine Sache, heh! Übrigens wollte ich davon nicht sprechen. Ich weiß,

der Fortis steht bei dir nicht gut angeschrieben; du tust ihm indessen unrecht. Er ist ein von Lebenslust und Lebensmut sprühender Junge, dem man nur schadet, wenn man ihm Zwang antut. Laß ihn immerhin etwas eitel sein und mit dem Kopf durch die Wolken fahren, das gereicht ihm durchaus nicht zum Nachteil. Er wird hier so lange reiten und jagen, wie es ihm gefällt und bis er eines Tages plötzlich die Idee faßt, sich die Welt etwas anzusehen — und ich sage dir, diese Zeit wird kommen — kehrt er dann aber nach einigen Jahren zurück, und hat er etwas Erfahrung gesammelt, so ist er ein Mann, vor dem ihr alle den Hut ziehen müßt, heh!"

„Oho, lieber Onkel, dein Wort in Ehren, aber ein von Lehmburg vor einem Hainfeld?"

„Ein von Lehmburg vor dem Teufel und seiner Großmutter, heh!" polterte der Major, indem er stehen blieb, und Theodor bemerkte zu seinem Mißvergnügen, daß dem alten Herrn die Röte des Zornes ins Gesicht stieg. „Ich will indessen mit dir nicht darüber rechten, mein Freund," fuhr er, in ruhigen Ernst verfallend, fort, „solltest du aber noch nicht im klaren darüber sein, daß der Adel, eine von uns heilig zu haltende Erbschaft unserer ritterlichen Vorfahren, uns keineswegs dazu berechtigt, wahre Verdienste zu unterschätzen, sondern uns verpflichtet, unser eigenes Leben mit den Bevorzugungen unseres Standes in Einklang zu bringen, dann muß ich dich sehr bedauern, heh! Und endlich, mein Freund," fügte er erregter hinzu, „wer steht dir dafür ein, daß sich der Fortis nicht einmal entpuppt und dir als ein Edelmann gegenübertritt, dessen Stammbaum weit höher hinaufreicht, als die Ahnen derer von Lehmburg, heh?"

„Nun, teurer Onkel," entgegnete Theodor begütigend, und er beschäftigte sich sehr angelegentlich mit dem gelösten Deckblatt seiner Zigarre, „du mußt meine Worte nicht von der schlimmsten Seite auffassen. Ich habe kein Interesse dabei, daß Fortis hier bleibt oder fort geht; besteht aber zwischen uns kein sehr inniges Verhältnis, so begründet sich

das nicht minder in der Verschiedenheit des Alters, als in der Abneigung, die Fortis stets gegen mich zur Schau trägt. Er ist indessen ein junger Mensch, dem ich gern kleine Schroffheiten vergebe, und glaube mir, teuerster Onkel, kehrt Fortis wirklich einmal als ein tüchtiger, gediegener und erfahrener Mann zurück, so bin ich der erste, der nicht nur den Hut vor ihm zieht, sondern ihm, als einem alten Freunde, mit den aufrichtigsten Gefühlen die Hand reicht."

Bei der letzten Erklärung war der Major wieder stehen geblieben und seine klaren blauen Augen hefteten sich einige Sekunden forschend auf die seines Neffen.

„Es hätte mich gefreut, ihr wäret jetzt schon Freunde gewesen," sagte er sodann, indem er seinen Spaziergang wieder aufnahm, „doch was euer längeres Zusammenleben nicht bewirkt hat, bewirkt vielleicht eine längere Trennung — ich wünsche es wenigstens — sollten meine Wünsche indessen unberücksichtigt bleiben, so betrachte ich das als kein großes Unglück; ihr müßt euch eben gegenseitig meiden, heh! und damit abgemacht."

„Ich hoffe von Herzen, daß sich deine Wünsche erfüllen mögen," versetzte Theodor mit erheuchelter Treuherzigkeit, „und geschieht es nicht, so soll die Schuld nicht auf meiner Seite liegen. Gebe nur Gott, daß Fortis, bevor er sich im Auslande Erfahrungen gesammelt hat, nicht auf die Idee kommt, sich zu verheiraten."

„Dummheiten, heh! Zum Heiraten gehören immer zwei," erwiderte der Major entschieden.

„Aber wie, wenn die zweite Person bereits gefunden wäre?"

Der Major blieb wieder stehen.

„Wo sollte die sich gefunden haben?" fragte er ungläubig.

„Nun, ganz in der Nähe."

„Du meinst doch nicht etwa auf dem Predigerhofe? Die Leute scheinen mir zu vernünftig, ein aufs Heiraten hinauslaufendes Verhältnis zu begünstigen."

„Noch näher, lieber Onkel."

„Dann könnte es nur Gabriele oder meine alte Cousine

sein," versetzte der Major sinnend, „letztere ist indessen um mindestens dreißig Jahre zu alt für ihn, und es bliebe daher nur noch Gabriele übrig. Heh! ein ganz hübsches Paar, wahrhaftig, mein Freund, deine Zusammenstellung ist nicht übel; sie leidet nur an einem Fehler, nämlich an dem, daß sie unausführbar ist."

„Auch, wenn sie bereits einig miteinander sind?"

„Auch dann, mein Freund, heh!" antwortete der Major, sich wieder in Bewegung setzend; „erstens denkt Fortis so wenig ans Heiraten, wie ich selber, und zweitens würde Gabriele schwerlich einem so jungen Burschen die Hand reichen, wenigstens vorläufig noch nicht. Später hingegen, wenn aus dem Fortis erst etwas geworden ist, dürfte es ihr ergehen, wie dir, ich meine, daß sie zum Heiraten zu alt geworden — und dennoch, mein Freund, da du dich für das Lebensglück der beiden jungen Leute zu interessieren scheinst, will ich dir offen gestehen, daß ganz besondere Glücksfälle eintreten können, die Fortis zu einer sehr guten Partie machen würden."

Theodor hatte genug gehört. Der Verdacht, daß der Major der Vater, und Fortis der Sohn sei, war fast bis zur Überzeugung gesteigert worden; auch bezweifelte er nicht länger, daß die Verbindung der beiden jungen Leute in der Tat beschlossen sei und nur besondere Rücksichten den Major abhielten, sich frei und offen darüber auszusprechen. Seine Seele war infolgedessen von Haß und Wut erfüllt, und die tollsten Pläne, sich Kenntnis von dem Inhalt des geheimnisvollen Briefes zu verschaffen, schwirrten in seiner erhitzten Phantasie. Die innere Aufregung überwältigte ihn zuletzt in so hohem Grade, daß er sie kaum noch vor dem Major zu verbergen vermochte und daher vorzog, sich zu entfernen.

„Ich werde meinen guten Willen sogleich beweisen," sagte er nachlässig, aber seine Stimme klang rauh und heiser, indem er langsam der Tür zuschritt, „ich will Fortis aufsuchen und ihn bitten, mich auf einem Spaziergange durch den Park zu begleiten."

„Heh, mein Freund, um Fortis zu sprechen, hättest du zwei Stunden früher aufstehen müssen," rief ihm der Major mit gutmütigem Spotte nach, „der Junge ist schon vor Tagesanbruch vom Hofe hinuntergeritten — wird wohl einen Dachsbau zu inspizieren haben, heh! Aber noch eins, lieber Neffe, ich fordere von dir, daß du über den von uns zuletzt verhandelten Gegenstand nicht sprichst."

„Wie würde ich auch nur eine Silbe von dem, was du für gut fandest, gegen mich zu erwähnen, über die Grenzen dieses Gemachs hinaustragen?" fragte Theodor, sich halb zurückwendend, und das Blut stockte ihm förmlich in den Adern, weil er in dieser Aufforderung eine neue Bürgschaft für die Richtigkeit seiner Vermutungen zu erkennen glaubte; „auf Wiedersehen!" fügte er noch hinzu, indem er die Tür öffnete, und gleich darauf verhallten seine Schritte in dem Vorzimmer.

„Es ist traurig," sprach der Major halblaut und sein greises Haupt leise schüttelnd; ein unversöhnliches Geschick scheint über den Lehmburgs zu walten. Auch in ihm wohnt kein gesunder Kern. Neid und Mißgunst sind die Hauptzüge seines Charakters, und nur seinem ganz verkehrten Hochmut und Adelsstolz ist es vielleicht zu danken, daß er nicht ebenso tief sinkt, wie der unglückliche —"

Den Namen sprach er nicht mehr aus; eine helle Mädchenstimme war aus dem Vorzimmer bis zu ihm gedrungen, und wie durch Zauber glätteten sich die sorgenschweren Falten auf seiner Stirn.

„Meine ewig heitere und lustig um mich herum summende Bremse," sprach er mit zärtlichem Ausdruck vor sich hin.

Sein Haupt richtete sich stolz empor, seine Schultern bogen sich zurück, Zug auf Zug flogen die blauen Dampfwolken über seine Schultern, und hastig trat er an das nächste Fenster hin, um, wie er so gern zu tun pflegte, irgendeine komische Szene mit seiner Großnichte aufzuführen, der er, von seinem Standpunkt als Pferdeliebhaber aus, die seltsame Bezeichnung „Bremse" beigelegt hatte.

Zehntes Kapitel.

Der Patriarch und sein Liebling.

„Ah, mein liebenswürdiger Herr Onkel," hatte Gabriele ausgerufen, das Wort „Onkel" scharf betonend, als sie, die Tür des Vorzimmers öffnend, plötzlich dem Vetter Theodor gegenüberstand, der in dem gleichen Augenblicke hinaustreten wollte. „Ist es deiner gehorsamen Nichte gestattet, sich nach deinem werten Befinden zu erkundigen? Aber ich sehe, du hast eine vortreffliche Nacht gehabt, oder du wärst mir mit deinem Morgengruß bei unserm Patriarchen nicht zuvorgekommen."

„Albernes Kind," murrte Theodor, indem er die Achseln zuckte und sich zur Tür hinausdrängte, „von dir kann man nie etwas Gescheites erwarten."

„Belieben der Herr Vetter diesen Glauben recht festzuhalten," bat Gabriele, sich tief verneigend, und dann ihr Kleid mit den Fingerspitzen zierlich aufhebend, tanzte sie auf die gegenüberliegende Türe zu.

Laut und herrisch klopfte sie an.

„Herrrrein!" erschallte es ihr noch viel lauter und herrischer entgegen, und gleich darauf trat sie bei dem Major ein.

Dieser stand unbeweglich vor seinem Lieblingsfenster und schaute auf den Hof hinaus. Seine Pfeife dampfte, wie der Schornstein eines Eisenhammers, und um recht gleichgültig zu erscheinen, trommelte er mit den Fingern der rechten Hand auf das Fensterbrett.

„Guten Morgen, mein lieber, einzigster Patriarch!" rief Gabriele aus, als sie bis in die Mitte des Gemachs vorgeschritten war, wo sie, ein Willkommen von dem alten Herrn erwartend, stehen blieb.

„Guten Morgen, Bremse," antwortete der Major barsch, ohne sich umzuschauen.

„Man scheint noch nicht ausgeschlafen zu haben," bemerkte Gabriele, „ich würde dem Herrn Patriarchen daher anraten, das Versäumte schnell nachzuholen."

Der Major antwortete nicht auf diesen Angriff; nur die Dampfwolken flogen in rascherer Folge über seine Schulter. Er unterdrückte offenbar einen geräuschvollen Ausbruch seiner Heiterkeit.

„In der Tat, Herr Patriarch, du scheinst in einer sehr liebenswürdigen Laune zu sein," grollte Gabriele neckisch, indem sie nach einem Wandtisch hinschritt, der des Majors sämtliche Rauchapparate trug, „hat Vetter Theodor dir bereits in aller Frühe die Laune verdorben, so mag er sich vor mir hüten."

Der Major schwieg noch immer hartnäckig.

„Jedenfalls finde ich es der Stellung eines Patriarchen durchaus nicht angemessen, seine schwefelgelbe Laune an einem bescheidenen jungen Mädchen auszulassen," fuhr Gabriele fort, als sie aus dem Zucken der Schultern des Greises erriet, daß er innerlich recht herzlich lachte, „ich bin daher gezwungen, um die Ehre des Hauses zu wahren, selbst die Rolle des Wirtes und Patriarchen zu übernehmen. Also: ‚Schönen, guten Morgen, meine liebe Bremse, ich freue mich sehr, dich so wohl und munter zu sehen, mein lieber Plageteufel, heh! Ist mir doch, als wenn bei deinem Eintritt sich mein ganzes Herz erwärmte, heh! und wahrhaftig, Bremse, wenn ich nicht dein Großonkel wäre, oder umgekehrt, wärest du nicht meine Großnichte, dann könnte ich wirklich auf den Gedanken kommen, dir mein liebeglühendes Herz anzutragen, heh!'"

Des Majors Schultern zuckten heftiger. Gabrielens Einfälle behagten ihm, er wünschte mehr zu hören.

Diese zögerte denn auch nicht und nahm ihr Selbstgespräch wieder auf:

„Genieren Sie sich nicht, Herr Patriarch," hob sie an, „sind Sie auch einige Jährchen älter als ich, so kann Ihnen doch niemand absprechen, daß Sie noch manchen stutzerhaften Adonis in den Schatten stellen.

„‚Möchtest wohl gern Frau Majorin werden, Bremse?'" übernahm sie darauf wieder des alten Herrn Rolle. „‚Verdenke dir's nicht, heh! Geht aber nicht, mein Kind, hast

zu wenig Respekt vor mir, heh! Doch soll mich das nicht hindern, dir mit der größten Gastfreundschaft zu begegnen. Mach' es dir also bequem; nimm dir Pfeife oder Zigarre, und dann komm her und laß uns plaudern, als ob wir — recht — ver — stän — dige — Leute wä — ren.'"

Die letzten Worte und Silben sprach Gabriele in Pausen, denn sie hatte wirklich eine Zigarre ergriffen, sie mit augenscheinlich nicht ungeübter Hand abgeschnitten, zwischen ihre rosigen Lippen geschoben und demnächst angeraucht.

Nachdem sie sich überzeugt, daß die Zigarre sehr schön brannte, drängte sie sich neben den Major hin, und bevor dieser noch begriff, was sie bezweckte, hatte sie das Fenster geöffnet und sich hinausgelehnt.

„Recht schönes Wetter heute," bemerkte sie, sich halb nach dem Major umwendend, und zugleich blies sie mit zierlich gespitzten Lippen den Dampf von sich, „aber es ist Platz für uns beide, mein lieber Patriarch."

So lange hatte der Major seine äußere Ruhe notdürftig zu bewahren vermocht. Als er aber in die schönen blauen Augen schaute, die ihm so zärtlich, so dankbar und dabei doch so mutwillig entgegen leuchteten, da war es mit seiner Ruhe zu Ende.

„Bremse, Bremse!" rief er aus, indem er sich neben Gabriele auf das Fensterbrett lehnte, „du merkst wohl einen warmen Herbsttag, daß du schon so früh anfängst, den Leuten um die Ohren zu sumsen? Hast aber recht, Kind, genieße dein Leben, solange du noch jung bist — wärst wirklich eine Frau für mich, heh, um mich auf meine alten Tage noch etwas aufzuheitern."

„Heh!" wiederholte Gabriele lachend des Majors Lieblingswort, „was hindert uns denn, unsern Neigungen zu folgen? Rosas Vater erweist uns gewiß den Gefallen, uns zu trauen."

Der Major lachte, Gabriele blickte mit erheucheltem Gleichmute den blauen Dampfringen nach, die sich, wie mit Widerstreben, ihren roten Lippen entwanden, und dann nahm ersterer wieder das Wort:

„Wie findest du die Zigarre?“ fragte er.

„Ich habe schon bessere geraucht.“

„Es ist jammerschade, meine liebe Bremse, daß du kein Junge geworden bist.“

„Wäre ich ein Junge, hättest du vielleicht allen Grund, zu wünschen, daß ich ein Mädchen sei.“

„O, gewiß nicht — für einen Jungen wärst du wahrhaftig nicht zu still gewesen.“

„So meinte ich es nicht.“

„Wie denn anders?“

„Nun, mein gestrenger Herr Patriarch, erstens würde ich als Junge alle deine Pferde zuschanden geritten haben —“

„Daß dich der Teufel dafür geholt hätte!“ fiel der Major dem mutwilligen Mädchen mit Zärtlichkeit in die Rede.

Gabriele ließ sich indessen durch diese Unterbrechung nicht stören und fuhr fort:

„Zweitens hätte ich so viel Schulden gemacht, daß einem gewissen Patriarchen von Hainfeld darob die Augen übergegangen wären.“

„Schulden? Wofür, heh? wenn ich fragen darf?“

„Pah! ich hätte nur Champagner getrunken, gewilddiebt, wofür ich hätte Strafe zahlen müssen, die beste und teuerste Loge im Theater wäre mir noch nicht gut genug gewesen, an den Wettrennen hätte ich mich beteiligt, kurz, ich würde schon Mittel und Wege gefunden haben, dir zuweilen recht unbequem zu werden.“

„Hm, das traue ich dir schon zu, und drittens?“

„Drittens? — Drittens — je nun, ich würde mich mit Fortis schon mindestens zehnmal geschossen und geschlagen haben.“

„Warum aber gerade mit Fortis?“ fragte der Major, und ein Schimmer von Besorgnis flog über sein gutes Antlitz.

„Einfach deswegen, weil wir uns nicht vertragen können,“ antwortete Gabriele, verstohlen lächelnd, „er will

stets dominieren, ich dagegen will von ihm nicht wie ein sechsjähriges Kind behandelt werden, und eh' wir uns dessen versehen, sitzen wir, wie zwei Feuer, aneinander. Außerdem wird er mir aber auch dadurch unausstehlich, daß er sich einbildet, die ganze Mädchenwelt müßte vor Liebe zu ihm vergehen, und es gäbe auf Erden kein weibliches Wesen, das gut genug für ihn wäre."

„Das ist freilich ein unverzeihliches Verbrechen," schmunzelte der Major, „und ich beginne wirklich die weise Fügung zu begreifen, infolge deren du eine Gabriele und kein Gabriel geworden bist. Doch bleibt es immer zu bedauern, daß du den Fortis nicht leiden kannst."

„Das habe ich gerade nicht gesagt, ich liebe ihn sogar schwärmerisch, das schließt indessen nicht aus, daß wir uns zuweilen recht derbe zanken — wir vertragen uns aber immer wieder."

„Heh, das tut ihr doch?" fragte der Major, und aus seinen Augen sprach ein sinnender Ernst, „hm, das ist ja recht lobenswert, heh! Dann möchtest du ihn am Ende wohl gar heiraten?"

„Ihn noch immer lieber, als manchen anderen," antwortete Gabriele, den Kopf nachlässig emporwerfend und zugleich ein dichtes Rauchwölkchen in die stille Luft hinaussendend. Plötzlich aber wendete sie sich mit einer kurzen und heftigen Bewegung dem Major zu. „Ich errate," sagte sie ernst, „der edle Vetter, um sich an mir zu rächen, hat geplaudert! Das sieht ihm ganz ähnlich, er hat geplaudert, ohne zu berechnen, daß er sich dadurch selbst an den Pranger stellen würde. Nicht wahr, er hat dir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, daß Fortis und ich übereingekommen seien, uns zu heiraten?"

„Dergleichen hat er nicht gesagt," entgegnete der Major befremdet, und etwas wie Unzufriedenheit sprach aus seinen erstaunten Blicken, „er hat nur auf die Möglichkeit eines solchen Schrittes hingewiesen — aber heh! wie soll ich mir deuten, was du da offenbarst? Es ist hoffentlich nur ein Scherz, den du dir wieder einmal mit deinem alten

Großonkel erlaubst? Mädchen, Mädchen, ich sage dir, vergiß nicht, daß du elternlos und ich gewissermaßen verantwortlich für deine Zukunft bin."

Ein Zug von Wehmut glitt über Gabrielens holdes Antlitz, um im nächsten Augenblick wieder dem Ausdruck jugendlichen Frohsinns zu weichen.

„Lieber Patriarch!" rief sie aus, indem sie ihren Arm um des alten Herrn Hals legte und das ehrwürdige Haupt zu sich heranziehend, einen Kuß auf seine Wange drückte, „lieber Patriarch, glaube doch nicht solchen Unsinn! Wenn ich nicht Frau Majorin von Hainfeld werden kann, heirate ich nie, und am allerwenigsten den zanksüchtigen, eitlen, von Weisheit strotzenden Fortis. Aber höre nur zu, ich will dir erzählen, wie die Geschichte sich verhält, und du sollst deine Freude darüber haben, wie deine wilde Bremse sich schlau aus der Klemme zu ziehen verstand!"

Der Major seufzte, als sei eine Last von seiner Brust gewälzt worden. Sein Gesicht drückte wieder inniges Wohlbehagen aus, und während Gabriele mit lebhaften Farben schilderte, wie sie, unter dem Vorwande ihrer beabsichtigten Verbindung mit Fortis, Theodors Antrag zurückgewiesen, ferner, wie sie erst nach längerem Hin- und Herreden Fortis dazu vermocht habe, auf ihren Plan einzugehen, lauschte er mit sichtbarem Ergötzen auf die bizarren Einfälle des von Lebenslust sprühenden Lieblings.

„So stehen also die Sachen," schloß Gabriele endlich ihren Bericht, „in Vetter Theodors Augen sind wir Bräutigam und Braut, während sich in Wirklichkeit nichts in unserem alten Verhältnis geändert hat, höchstens, daß wir uns noch etwas öfter zanken, wenn Fortis sich einbilden sollte, daß mein ihm geschenktes Vertrauen ihn dazu berechtigte, in erhöhterem Grade, als bisher, meinen Protektor zu spielen."

„Du bist und bleibst ein Wildfang," versetzte der Major wohlgefällig, „es ist übrigens ein guter Scherz, den du dir ausgedacht hast, um den zudringlichen Menschen fern von dir zu halten. Aber sieh einer den schlauen Vetter an

heh! Das wäre so etwas für ihn gewesen. Treibe indessen deinen Mutwillen nicht zu weit, Kind; er hat seine Strafe fort und damit fertig, heh! Ich wünsche nicht, daß durch fernere Neckereien die Sache auf die Spitze geschraubt werde."

„Mit keiner Silbe soll von meiner Seite des unglücklichen Heiratsprojektes gedacht werden," beteuerte Gabriele.

„Ich verlasse mich darauf, meine lustige Bremse, daß du dich als ein gescheites Mädchen ausweisest, und zwar nicht nur dem Theodor gegenüber, sondern auch in deinem Verkehr mit Fortis," versetzte der Major, sein greises Haupt bedenklich wiegend.

„Mit Fortis?" fragte Gabriele überrascht, und sie vergaß eine Weile das Rauchen.

„Ja, Bremse, gerade mit dem Fortis; ich meine, daß aus euren Spielereien kein Ernst wird. Ihr seid beide jung, hübsch und lebhaft, und eh' ihr euch dessen versieht, stehen eure Herzen in lichterlohen Flammen, heh! Da aber aus der ganzen Geschichte niemals etwas werden könnte, so möchten für uns alle recht viel Verdrießlichkeiten daraus erwachsen. — Sieh mich nicht ungläubig an, Bremse," schaltete der alte Herr hier mit der Zärtlichkeit einer Mutter ein, indem er Gabrielens jugendfrische Wange klopfte, „ich merke recht gut, es schwebt dir wieder eine deiner verdammt lustigen Bemerkungen auf der Zunge, mit der du deinen alten Patriarchen in die Enge zu treiben gedenkst. Aber glaube mir, Kind, ich spreche allen Ernstes: Du und Fortis dürft nur gute Freunde bleiben, ich habe meine Gründe, es so zu wünschen, Gründe, die dich nicht weniger betreffen, als den Fortis."

„Du setzest mich ja förmlich in Schrecken, liebster Patriarch," erwiderte Gabriele mit einem verhaltenen Lachen, „und dennoch hast du nicht die geringste Veranlassung zur Besorgnis. Übrigens, du scheinst heute von nichts anderem, als nur von Herzensangelegenheiten sprechen zu wollen, also gerade von Dingen, die für mich die verabscheuungswürdigsten sind."

„Der Fortis ist sicher ein ganz vernünftiger Mensch," bemerkte der Major, den letzten Teil von Gabrielens Rede nicht beachtend, „ich habe ihn hin und wieder in seinem Verkehr mit dir und Pastors Rosa beobachtet und mich wirklich im stillen über sein kluges Benehmen gefreut."

„Du nennst vielleicht klug, was andere Leute grob und unfreundlich nennen?" fragte Gabriele, ihre Lippen leicht emporkräuselnd.

Das Geräusch eines in scharfem Trabe gehaltenen Pferdes schnitt des Majors Antwort ab. Der bis jetzt noch unsichtbare Reiter kam von der rechten Seite, wo ein schmaler Fahrweg zwischen den Gärten und den Wirtschaftsgebäuden hinführte. Er mußte also, um vor das Haus oder zum Pferdestalle zu gelangen, vor dem Fenster des Majors vorüberreiten.

„Da kommt er selbst," sagte Gabriele, sobald sie zwei große Windhunde gewahrte, die mit langen Sprüngen dem Reiter voraufeilten, und zugleich hüllte sie sich in eine dichte Dampfwolke ein.

„Immer früh auf den Beinen," murmelte der Major zufrieden. „Heh! 's sitzt Feuer in dem Jungen."

„Herzlichen guten Morgen, Herr Major!" rief Fortis in diesem Augenblick aus, und gleich darauf hielt er vor dem kleinen Vorgarten an, der das Schloß von dem eigentlichen Hofe trennte.

„Guten Morgen, mein Freund," rief der Major zurück, wobei ihm verging, daß Fortis sich stellte, als bemerke er Gabriele nicht, infolgedessen diese sich mit einer noch dichteren Rauchwolke umgab.

„Nichts Neues?" fragte der Major darauf, als Fortis seine Hauptaufmerksamkeit dem schönen Pferde zuwendete und dessen feucht schimmernden Hals liebkosend klopfte.

„Nichts Neues, wenigstens nichts von Belang," lautete die Antwort. „Die Hunde störten einen Fuchs auf, er entkam ihnen aber in den Bau."

„Hast du die Röhren verwittert?"

„Freilich, Herr Major."

„Dann sage dem Herzbusch, er möge sich einige Leute mitnehmen und den Spitzbuben ausgraben. Dem Satan muß das Handwerk gelegt werden, heh."

„Ich werde selbst mitgehen, wenn Sie keine anderen Befehle für mich haben."

„Ich danke dir," antwortete der Major, den Zeigefinger der rechten Hand, militärisch grüßend, flüchtig an seine Schläfe

führend, „sage mir nur, wenn du aufbrichst. Vielleicht gehe ich mit, oder ich komme euch nach.“

„Sehr wohl,“ entgegnete Fortis; das Pferd setzte sich in kurzen Galopp, und in der nächsten Minute schwang der junge Mann sich leicht aus dem Sattel, dem herbeieilenden Reitknecht die Zügel zuwerfend.

„Ein prächtiger Junge,“ bemerkte der Major, als er gewahrte, daß Fortis sich sogleich auf den Weg begab, um den Förster aufzusuchen. „Besitzt das feurige Temperament eines echten Vollblutpferdes — heh!“ Das „Heh“ sprach er indessen sehr gedehnt und ungewöhnlich leise aus, als ob die Bezeichnung „Vollblut“ trübe Gedanken in ihm wach gerufen hätte.

„Sehr prächtig, lieber Patriarch,“ pflichtete Gabriele bei, „nur schade, daß er so kurzsichtig ist.“

„Kurzsichtig, Bremse? heh?“

„Nun ja, kurzsichtig, weil er mich nicht gesehen hat und, anstatt mich anständig zu begrüßen, seinen Gaul liebkoste.“

„Habt ihr euch heute noch nicht Gutenmorgen gesagt?“

„Heute noch nicht.“

„Du wirst ihm die kleine Unaufmerksamkeit doch nicht übelnehmen?“

„Nehme ihm schon gar nichts mehr übel; er interessiert mich überhaupt viel zu wenig,“ entgegnete Gabriele nachlässig.

„Kind, sei doch gescheit! Er hat dich gewiß nicht gesehen. Ich werde ihn fragen, und dann soll er um Verzeihung bitten, denn wer meine Bremse beleidigt, der beleidigt mich, heh! Aber du mußt's ihm auch nicht nachtragen. Das fehlte noch, daß zwischen euch beiden offene Fehde ausbräche, heh!“

„Du denkst wohl, wenn du mir gute Worte gibst, dann sei ich um den Finger zu winden?“ fragte Gabriele mit so lieblichem Trotz, daß der Major nicht umhin konnte, dem

verzogenen Lieblinge abermals die Wangen zu klopfen, „da irrst du indessen sehr, mein Herzens-Patriarch," fuhr sie gleich darauf fort, „deine Erklärung zu Fortis' Gunsten stellt mich nicht zufrieden, kann mich nicht zufriedenstellen. Fortis gedachte, durch seine Vernachlässigung der Pflichten der Höflichkeit mich wieder einmal so recht zu hofmeistern."

„Das ist also deine unmaßgebliche Ansicht, heh?"

„Meine maßgebliche Ansicht, heh!" spöttelte Gabriele zu des Majors Ergötzen.

„Wenn du so altklug bist, wirst du dein Urteil jedenfalls mit guten Gründen belegen können?"

„Nichts leichter, als das, mein teuerster Patriarch. Wenn ich Fortis zum Beispiel fragte, warum er mich nicht gegrüßt habe, würde er ruhig behaupten, er habe mich nicht gesehen. Er würde sogar die Dreistigkeit besitzen, hinzuzufügen, er habe wohl eine Tabakswolke bemerkt, jedoch, in dieser einen zugereisten Studenten vermutend, es für überflüssig gehalten, mit ihm vom Pferde herab Bekanntschaft zu schließen."

„Wenn er dergleichen behauptet, begeht er ein unverzeihliches Verbrechen," polterte der Major; „denn so dichten Rauch gibt es nicht, daß deine grellen Augen nicht wie ein Paar Karfunkel hindurchstrahlten, und wer deine Augen sieht, kann über deine Person keine Sekunde in Zweifel bleiben."

„Das sollte ich wohl meinen, lieber Patriarch," entgegnete Gabriele mutwillig; „er wollte mich aber nun einmal nicht sehen, und zwar gerade deshalb nicht, weil ich rauchte. Hat er mir doch schon früher ins Gesicht gesagt, Rauchen sei eine unweibliche Beschäftigung und passe sich für einen Dragoner, aber nicht für ein sittsames Mädchen; und dabei weiß er doch, daß du die einzige Veranlassung meines Rauchens gewesen und ich mir nur in deiner Gesellschaft gelegentlich eine Zigarre anzünde. Ich finde, es plaudert sich viel besser, wenn man dabei raucht."

„Unstreitig, liebes Bremslein, und an deiner Stelle

würde ich mich gar nicht um des Jungen unüberlegte Bemerkungen kümmern, heh?"

„Das tu' ich auch nicht. Als ich ihn kommen sah, rauchte ich, ihm zum Trotz, so stark, wie ich nur immer konnte. War ihm sein Pferd wichtiger, als ich, war mir die Zigarre doppelt — nein, Million Male so wichtig, als er. Mich ärgert fast, daß ich dem Vetter Theodor das Märchen aufband."

„Nu, nu, Bremschen, wenn kein Ernst dahinter steckt, ist's weiter kein Unglück; und wenn du es wünschest, kann man ihm ja gelegentlich reinen Wein einschenken."

Gabriele sann eine Weile nach; dann warf sie die Zigarre von sich.

„Vorläufig noch nicht, lieber Patriarch," sagte sie endlich mit einem Ausdruck, der bewies, wie genau sie wußte, daß ihr einmal ausgesprochener Wille nie unberücksichtigt blieb; „lassen wir ihn bei seinem Glauben; er verdient es nicht besser. Warum ist er so blind? Gehört doch kein übermäßiger Scharfsinn dazu, zu entdecken, daß Fortis und ich nicht sehr füreinander schwärmen."

„Ganz nach deinem Belieben, Kind; aber ernstlich, Bremse, ich sehe es nicht gern, wenn Mißhelligkeiten zwischen dir und Fortis bestehen. Der arme Junge verdient nicht, schnöde behandelt zu werden; im Gegenteil, die Welt hat manches an ihm gut zu machen. Zeige daher auch du ihm kein unfreundliches Gesicht."

Gabriele blickte dem Major forschend und befremdet in die Augen. Sie dachte offenbar über den Sinn seiner Worte nach, und da sie keine andere Deutung fand, legte sie sie so aus, als habe der alte Herr bloß für Fortis bitten wollen. Sie beantwortete daher auch nur den letzten Teil seiner Rede.

„Ich ihm ein unfreundliches Gesicht zeigen?" rief sie lachend aus, „ein unfreundliches Gesicht, damit er denkt, ich sei untröstlich darüber, daß er mich zu kränken suchte? O, mein lieber Patriarch, achte nur darauf, wie liebenswürdig und zuvorkommend ich gegen ihn sein werde! Ich werde

mich stellen, als habe ich seine Absicht gar nicht bemerkt, und damit kränke ich ihn gerade am tiefsten."

„Heh, also gekränkt muß auf alle Fälle werden?" entgegnete der Major, indem er vom Fenster zurücktrat und seine Pfeife fortstellte.

„Auf alle Fälle, lieber Patriarch," versetzte Gabriele, sich an des alten Herrn Seite begebend und ihren Arm in den seinigen legend.

Der Major blickte freundlich in die vertrauensvoll zu ihm aufschauenden Augen.

Ein Gefühl wehmütiger Rührung beschlich ihn.

„Die letzte Hainfeld," sprach er in Gedanken, „möge in ihr das alte Geschlecht, wenn auch unter verändertem Namen, noch einmal gesegnet emporblühen."

„Du siehst mich so seltsam an, Großonkel," sagte Gabriele, des Greises Hand küssend, „du zürnst mir doch nicht?"

„Hast wohl kein gutes Gewissen, Bremschen? heh?" fragte der Major scherzend, „und was mein seltsamer Blick bedeutet?" fügte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „heh, Bremse, der bedeutet, daß ich einen recht gesunden Appetit verspüre."

„Das Frühstück ist längst angerichtet und gewiß wartet man schon auf uns."

„So laß uns gehen," versetzte der Major, indem er Gabrielens Arm noch weiter durch den seinigen zog, und plaudernd entfernten sie sich durch das Vorzimmer.

Sie schritten dahin, ein reizendes Paar. Die süßeste Zeit der Jugend in ihrem lieblichsten Gewande, das schneeige Alter, umflossen von freundlicher, Ehrfurcht gebietender Würde. Zwischen beiden aber, sich verkündigend durch Wort und Blick mit zum Herzen dringender Wärme: der holde Genius der zärtlichsten verwandtschaftlichen Liebe, gepaart mit väterlicher Besorgnis und kindlicher Dankbarkeit.

Elftes Kapitel.

Beim Uhrmacher.

Zwei Wochen waren verstrichen; der Wind spielte mit abgestorbenen Blättern und pfiff zwischen den zum größten Teil entlaubten Zweigen hindurch.

Alles hatte sich verändert; sogar die Wohnungen der Menschen waren durch den Umschlag des Wetters sehr nachhaltig berührt worden. Sie hatten durch die geheizten Öfen und dadurch, daß man die Türen nicht länger offen stehen ließ, als gerade notwendig, gleichsam einen anderen Charakter erhalten.

Nur der lustige Matrose auf seiner Stange hatte sich als unempfindlich gegen Witterungseinflüsse bewährt und nach wie vor seinen wichtigen Posten mit anerkennungswerter Gewissenhaftigkeit verwaltet. Je toller es stürmte, je kälter und rauher das Wetter, um so eifriger arbeitete er, gerade als hätte er durch heftige Körperbewegung sich erwärmen und sein Blut in Wallung versetzen wollen. Die Ruderblätter handhabte er so leicht, als wären es Schwungfedern des häufig in seiner Nähe umherschlüpfenden Zaunkönigs gewesen, und mochte er sich nun gegen Süden oder Norden, gegen Osten oder Westen kehren, er zeigte stets die gleiche ernste, unveränderliche Miene, stets dieselbe frische und gesunde Gesichtsfarbe. Höchstens bei Regengüssen veränderte sich seine Physiognomie etwas, indem es den Anschein gewann, als ob ihm, infolge der übermäßigen Anstrengung, der Schweiß von der Stirne rinne und er ihn gar zu gern mittelst der Zipfel seines schwarzen Halstuches entfernt hätte, wenn nicht eben so entsetzlich viel zu tun gewesen wäre. Ereignete es sich doch, daß der Sturm ihm ein feuchtes Lindenblättchen gerade in das nasse Gesicht und quer über die Augen trieb, wo es dann festklebte, wie um ihn zu blenden und ihn nicht alles sehen zu lassen, was in seiner Nachbarschaft vorging. Eine durchaus überflüssige Vorsicht, denn der kleine Kerl war treu

wie Gold, verschwiegen wie das Grab, und diskret wie der Sekretär eines Staatsministers.

Und er hatte nicht einmal Ursache, so ausgesucht verschwiegen zu sein, denn was in seinem Gesichtskreise vorging, das durfte jeder wissen, und hätte er ein regelmäßiges Tagebuch geführt, so würden darin gewiß recht viele Wiederholungen der alltäglichsten Dingen zu finden gewesen sein.

Manche müssige Stunde verwendete der diskrete Matrose darauf, in Rosas Gemach hineinzuspähen und sich nicht nur an der zierlichen Einrichtung, sondern auch an dem stillen Walten der lieblichen Nachbarin zu ergötzen.

Welch anmutiges Bild bot sie ihm zum Beispiel, wenn sie des Abends spät, nachdem die übrigen Bewohner des Hauses bereits zur Ruhe gegangen waren, vor ihrem Tischchen saß, beschäftigt mit einer von Perlen, Seide und farbiger Wolle schillernden Handarbeit, die, zu Geburtstags- oder Weihnachtsüberraschungen bestimmt, ganz heimlich angefertigt werden mußte. Welch anmutiges Bild, wenn sie ihre Andenken und Reliquien ebenso heimlich einer neuen Durchsicht unterwarf, dem einen und dem anderen, oftmals unscheinbaren Gegenstande teilnahmvollere Aufmerksamkeit schenkte und sich dabei sehr ernsten und tiefen Betrachtungen hingab. Da lag unter anderem das Stammbuch vor ihr, ein uraltes Geschenk ihres Freundes Fortis, und weit über die Hälfte hinaus waren die Blätter beschrieben von jungen und von alten Händen, und jedes Blatt und jeder Schriftzug erzählten ihr lange, lange Geschichten.

Aber außer den Stammbuchblättern fanden sich da auch noch andere Erinnerungszeichen, für deren große Wichtigkeit schon allein die Sorgfalt sprach, mit der jedes einzelne noch besonders in Seidenpapier eingewickelt worden war. In einsamen Stunden öffnete sie die kleinen Paketchen gern der Reihe nach, um sie recht andächtig zu betrachten und sich im stillen darüber zu wundern, wie merkwürdig sich im Laufe der Jahre ihre Anschauungsweise geändert habe und wie sie doch jetzt so ganz anders denke, als früher, als sie den ersten Grund zu der kostbaren Sammlung legte.

Sie öffnete ein in Briefform zusammengefaltetes Papier. Ein Bildchen lag darin, eine Zeichnung, das Predigerhaus, von Fortis angefertigt.

Rosa lächelte. „Zehn Jahre sind es her, als er es zeichnete," dachte sie, „ich war damals noch ein kleines Kind, und er besuchte die Schule. Was er wohl sagen würde, wenn ich ihm das Kunstwerk jetzt zeigte? Er würde es ohne Zweifel zerreißen, und darum ist es besser, daß es in seinem Verstecke bleibt."

Das Papier, wieder sorgfältig zusammengelegt, verschwand, und ein anderes wurde geöffnet.

Der Matrose kehrte sich unwillig ab und schlug wütend mit den Ruderblättern um sich.

Eine Locke hellblonder Haare war aus dem Paketchen gefallen.

„Wie kindisch!" rief Rosa diesmal mit halblauter Stimme beim Anblick der seltsamen Reliquie aus; „ebenfalls von ihm," fügte sie leiser hinzu, die Locke von allen Seiten betrachtend, „und ebenfalls schon zehn Jahre alt. Mein guter Vater schnitt ihm damals selbst das Haar ab und ich brachte dieses heimlich beiseite, um zu sehen, ob seine Locken mit der Zeit dunkler werden würden, wie er stets behauptete. Möchte sie wirklich einmal mit seinen jetzigen vergleichen! Allein er würde mich kaltblütig um das harmlose Andenken bringen, vielleicht gar eine spöttische Strafpredigt folgen lassen, und zum Fortwerfen gebrauche ich seine Hilfe nicht, das verstehe ich ohne ihn."

Sie legte die Haarlocke abseits auf den Rand des Tisches, um anderweitig darüber zu verfügen.

„Ach, damals war er ein so guter Mensch," sprach es deutlich aus ihren Blicken, die noch immer an der Locke hafteten, „aber auch heute noch ist er gut und sanft, wenn man seinen kleinen Schwächen einige Rechnung trägt."

Der Matrose drehte sich grimmig einige Male um sich selbst, drohte zuerst mit dem einen, dann mit dem anderen Ruder, aber was half's? Die Locke wanderte wieder, behutsam eingepackt, auf ihren alten Platz zurück.

„Ah, hier haben wir einen seiner ersten poetischen Versuche," fuhr Rosa fort, indem sie ein anderes Papier entfaltete, „neun Jahre alt, und mir überreicht in Begleitung einer Puppe. Die Puppe ist gestorben, allein sein Lied bleibt unsterblich."

Ein mutwilliges Lächeln spielte auf ihrem Antlitz.

„An Pastors Rosa,"

las sie sodann.

Röschen auf dem Pastorhof,
Röschen unter der Linde,
Eine Puppe bring' ich Dir
Heut' zum Angebinde.
Röslein, Röslein, Röslein wild,
Röslein auf dem Pastorhof.

„Vortreffliche Verse," sprach es aus Rosas dunkeln Augen, „schade, daß er sie zum größten Teil einem alten Liede entnahm. Damals hielt ich sie für sein eigenes Machwerk, ihn selbst aber für den klügsten Jungen der ganzen Welt. Nun, er ist immer ein sehr kluger und wohlunterrichteter Mann geworden, und seine kleinen Fehler? Wer dürfte sich wohl rühmen, fehlerlos zu sein!"

Ein anderes Briefchen wurde geöffnet; eine Einladung zum Erntefest.

Rosa zählte damals, als sie diese erhielt, erst elf Jahre.

„Wie schön war dieser Tag," klang es leise, indem sie sich jener Zeit erinnerte; „tanzte er doch fast ausschließlich mit mir, und Gabriele weinte vor Zorn über die absichtliche Vernachlässigung. Es war wieder einmal ein Zwist zwischen ihnen ausgebrochen, und ich fühlte durchaus gar keine Gewissensbisse, gleichsam als Mittel zur Rache zu dienen. Den Tränen folgte kurzes Schmollen, und das Ganze schloß mit einer feierlichen Versöhnungsszene ab."

Mit einem halb mißbilligenden, halb neckischen Kopfschütteln wurde das Briefchen zusammengefaltet und wieder ein anderes zur Hand genommen; und so ging es fort, wohl eine halbe Stunde lang. Jedes neue Blatt, jede welke Blume, die sich vorfand, hatte ihre besondere Bedeu-

tung, und jedes einzelne Erinnerungszeichen wurde mit ungeschwächter Aufmerksamkeit betrachtet. Diesem wurde ein Lächeln zuteil, jenem ein Blick der Wehmut; vorzugsweise aber schenkte sie innige Teilnahme den jüngsten Reliquien, die, erst zwei Jahre alt, sich auf ihre Einsegnung bezogen und ebenfalls zum Teil von Fortis herrührten.

Es war schon spät, und Rosa begann mit vorsichtiger Hand das gefüllte Stammbuch in seinen Behälter zurückzubringen. Der Matrose schien mit diesem Entschluß außerordentlich einverstanden zu sein, denn er quälte sich entsetzlich, durch energisches Winken mit den Ruderblättern seine Billigung zu erkennen zu geben.

Rosa stellte das Licht auf das neben ihrem Bette befindliche Tischchen und verschwand hinter dem Fensterpfeiler.

Der Matrose, eine augenblickliche Windstille benutzend, spähte und spähte; seine Ruderblätter winkten auf und nieder, allein alles war vergeblich. Rosa war und blieb verschwunden.

Nur so viel bemerkte er, daß ein weißer, runder Arm sich hinter dem leichten Bettvorhange hervorschob und eine kleine Hand sich dem Lichte näherte.

Der Matrose warf sich, wie toll, herum. Der arme Kerl! Als er das Gesicht dem Giebelstübchen wieder zukehrte, herrschte undurchdringliche Finsternis in dem Gemach.

Wie vor Schreck erstarrt, blieb er stehen. Nur seine Hände bewegten sich langsam auf und nieder, als hätte er sie gern nachdenklich ineinander gerieben, wäre er durch den fatalen Mechanismus nicht daran verhindert gewesen.

Ein Windstoß fuhr um den Giebel des Hauses und weckte ihn aus seinem Brüten. Wie Windmühlenflügel warf er die Arme herum, ob nun vor Freude oder vor Ärger, das war nicht ersichtlich. Es war aber, als sei er zufrieden damit gewesen, daß Rosa sich nicht mehr ausschließlich mit den alten Andenken ihres Jugendfreundes beschäftigte, mochte sie auch träumen, was und von wem

sie wollte. Träume sind Schäume, und der Matrose hatte genau dasselbe Recht, wie jeder andere Sterbliche, sich in

ihre Träume einzuschleichen und ihr mit seinen Ruderblättern Kühlung zuzufächeln.

Schnurrend drehte er sich samt seinem runden Fußgestell auf dem glatten eisernen Stift, nach allen Richtungen hin durch die finstere Nacht spähend und forschend,

die leisesten Abweichungen in der rauhen Luftströmung sorgfältig beobachtend, gerade als ob er vor Rosas Fenster Schildwache gestanden habe und sich der großen Verantwortlichkeit seines Postens so recht bewußt gewesen wäre.

Und dennoch, gegen wen hätte er die gute Rosa, die von allen Menschen geliebt wurde, bewachen und verteidigen sollen! Wenn er doch einmal wachen und zum Rechten sehen wollte, dann hätte er sich nach der Stadt verfügen müssen, und zwar vor eines der Haupttore, bis dahin, wo die Beleuchtung der spärlichen zerstreuten Laternen nur noch matt wirkte und man alle Ursache hatte, die zu so später Stunde Begegnenden mit einer gewissen Vorsicht zu betrachten und ihnen höflich auszuweichen.

Während einer Viertelstunde war die breite chaussierte Straße vor dem Tore vollständig verödet gewesen, als von der Stadt her aus dem dichten Herbstnebel zwei Fußgänger auftauchten, die es recht eilig zu haben schienen, aus dem Bereiche der letzten Häuser hinauszugelangen.

Sie gingen Arm in Arm, doch fiel nur selten ein Wort zwischen ihnen. Auch mieden sie den Schein der Laternen, der diese in dem modrig duftenden Nebel wie ein schwefelgelber Hof umgab.

Wer einige Wochen früher einen flüchtigen Blick in Mutter Tiegels „Gemach für geschlossene Gesellschaften" geworfen hätte, als Theodor und Magnus von Lehmburg dort in wenig erbaulicher Weise verhandelten, würde gewiß letzteren sogleich wieder erkannt haben; denn nicht nur sein Gesicht mit den markierten Zügen und dem mächtigen Schnurrbart war dasselbe geblieben, sondern auch in seinem übrigen Äußeren hatte er sich wenig oder gar nicht verändert.

Seine Begleiterin, deren Kopfbedeckung gerade mit seinen Schultern abschnitt, war noch jugendlich; sie konnte kaum das sechsundzwanzigste Jahr erreicht haben, doch sprach ihr schlaffes, sehr bleiches, dagegen nicht unschönes Gesicht für ein höheres Alter, welcher Eindruck indessen wieder durch ein Paar dunkler, sehr lebhafter, unruhig umherblitzender

Augen erheblich abgeschwächt wurde. Ihre Bekleidung bot ein seltsames Gemisch von Glanz und Dürftigkeit: Das eigentümliche Rauschen ihres großgewürfelten Kleides verriet einen kostbaren Stoff. Ein ähnliches Rauschen erzeugte bei ihren schnellen Bewegungen der jackenartige, schwarze Überwurf. Dagegen hätte man bei zureichenderer Beleuchtung leicht entdeckt, daß beide Teile, sehr abgetragen, höchst wahrscheinlich schon alt in einem Trödlerladen erstanden worden waren.

Trotz des bedauerlichen Zustandes, in dem sich die einstmals gewiß sehr kostbar gewesene Robe befand, war sie doch, um sie zu schonen, hoch aufgesteckt worden, wodurch Unterkleider und Schuhe sichtbar wurden, die ebenfalls nicht von Wohlhabenheit und hervorragender Ordnungsliebe zeugten.

Mit dem übrigen Anzuge stand der strohgeflochtene, mit verschossenem seidenem Band durchzogene und mit zerknitterten Schleifen verzierte Hut in Einklang, der indessen weniger die Blicke auf sich zog, als das sehr schöne starke Haar, das sich in herausfordernder Weise übermäßig hoch über der Stirne emportürmte. Kurz, die ganze Persönlichkeit bot eine Erscheinung, wie man solchen vielfach in größeren Städten begegnet und die man nicht anzublicken vermag, ohne zugleich Widerwillen und das tiefste Mitleid zu empfinden.

Die beiden Wanderer waren bei der vorletzten Laterne angekommen, und nachdem sie einige Sekunden in die Ferne gelauscht hatten, traten sie dicht unter die Gasflamme hin.

Das Mädchen zog den Arm von dem ihres Begleiters zurück und begann, ihre Kleider noch höher aufzuschürzen.

„Es ist eigentlich etwas viel von mir verlangt, bei solchem Hundewetter einen Spaziergang aufs Land zu machen," hob sie mit einer auffallend tiefen, männlichen Stimme an, die ein langes, trauriges Register von Sittenlosig- und deren Folgen in sich barg, „allein dir, mein hochgeborener Herr, tue ich schon manches zu Gefallen."

Die letzten Worte klangen spöttelnd, jedoch nicht boshaft. Es lag in ihnen eine schwache Spur freundlicher Hin-

neigung, die man selbst bei den gesunkensten Geschöpfen zuweilen noch vertreten findet.

Magnus zuckte die Achseln und zündete sich eine Zigarre an.

„Wenn du glaubst, mir einreden zu können, Cornelia, daß du auch ohne die winkende Belohnung mich begleitet haben würdest, so irrst du," entgegnete er trocken, „aber wie steht es? Folgen wir der Chaussee noch eine Strecke nach, oder getraust du dir, ohne Laterne den Richtsteig durch die Felder nach der Höhle deines Cousins zu finden?"

„Beunruhige dich nicht, nobler Freund meines Herzens," entgegnete Cornelia gleichmütig, „ich sehe im Dunkeln so gut, wie am Tage, und werde dich sicher führen; oder wäre dir vielleicht damit gedient, wenn ich mit einer Handlaterne voranleuchtete?"

„O, ich traue dir zu, daß du einen Weg wiederfindest, den du vielleicht schon tausendmal in deinem Leben zurückgelegt hast."

„Sieh' da, mein eifersüchtiger Ritter; nicht zehnmal habe ich ihn in meinem Leben zurückgelegt," erwiderte Cornelia heiser lachend, „und auch heute will ich gern davon abstehen, wenn du damit zufrieden bist. Komm, laß uns umkehren; dein Geschäft ist ohnehin etwas verzweifelter Natur; man kann dabei auf eine Weise abwärts geraten, daß man in den ersten sechs Monaten keine freie Luft mehr atmet."

„Unsinn," versetzte Magnus, sich räuspernd, um die Unsicherheit seiner Stimme zu bemänteln, „mein Name und meine Stellung, sind sie dir nicht Bürgschaft genug?"

„Schöne Bürgschaft," höhnte Cornelia; „wenn wir abgefaßt werden, gebe ich keinen Pfennig für deinen Namen."

„Darum handelt es sich übrigens jetzt nicht," lenkte Magnus ein, „mir liegt nur daran, daß wir deinen Cousin, wie du den Menschen zu nennen beliebst, nicht verfehlen."

„Wir werden ihn zu Hause finden."

„Woher weißt du das so genau?"

„Weil er ein ehrlicher Mann ist, der den Tag über arbeitet und die Nacht dazu verwendet, wozu sie da ist, ich meine zum Schlafen."

Hätte Cornelia die Züge ihres Gefährten genau zu unterscheiden vermocht, so würde ihr der Ausdruck der Ungläubigkeit nicht entgangen sein, der aus ihnen hervorleuchtete.

„So, jetzt bin ich fertig," sagte sie darauf in sorglosem Tone, indem sie Magnus' Arm ergriff, „halten wir uns nicht auf und wählen wir den kürzesten Weg. Nasse Füße werden dir ebensowenig schaden, wie mir."

„Ist es noch weit?" fragte Magnus, als sie bereits von der Straße in einen schmalen Fußweg eingebogen waren.

„In zehn Minuten können wir dort sein," lautete die Antwort, und schweigend verfolgten sie wieder ihren Weg.

Cornelia schmiegte sich fest an ihren Begleiter an, wie um ihn nicht entfliehen zu lassen, während Magnus mit aller Macht gegen die ihn beschleichenden unheimlichen Gefühle ankämpfte und sich für das, was auszuführen er nun einmal beschlossen hatte, stählte.

Ein kleiner Hund schlug nur wenige Schritte von ihnen an, und gleich darauf trennten sich vor ihren Blicken die Umrisse einer Hütte von dem schwarzen Hintergrunde.

„Wir sind zur Stelle," sagte Cornelia mit unterdrückter Stimme, indem sie an den nächsten, von innen verriegelten Fensterladen anklopfte, „aber du siehst, ich hatte recht; man schläft hier und erwartet nichts weniger, als noch in später Nacht gestört zu werden".

Als auf das erste Klopfen keine Antwort erfolgte, pochte Cornelia zum zweiten Male, jedoch stärker und anhaltender.

„Wer ist da, zum Teufel?" erschallte eine unmelodische männliche Stimme hinter den Fensterladen hervor.

„Cousin, öffne!" rief Cornelia, „ich bin es, Cornelia, in Begleitung eines Herrn, der dich notwendig zu sprechen hat."

„Hol' dich der Satan samt deinem Herrn!" hieß es noch unwirscher zurück, und durch die Ritzen des Fenster-

laden hindurch wurde Lichtschimmer sichtbar, „sind denn die Tage nicht lang genug, daß du zu so ungelegener Zeit kommen mußt?“

„Beruhige dich, Cousin,“ rief Cornelia zurück, „beruhige dich und lasse uns nicht so lange draußen stehen und frieren.“

Man hörte das Rücken eines Stuhles und das Schurren schwerer Pantoffel; der Lichtschimmer verschwand von den Fensterladen und erschien hinter den schmalen, über der Haustür angebrachten Scheiben; doch bevor noch der Schlüssel im Schloß klirrte, hatte Cornelia Zeit gefunden, ihrem Gefährten einige Verhaltungsregeln zu erteilen.

„Er ist schlecht gelaunt heute,“ sagte sie geheimnisvoll, „wir müssen behutsam mit ihm umgehen, oder wir haben den Weg vergeblich gemacht, was um so mißlicher wäre, weil ich keinen anderen Menschen kenne, dem wir in einer so bedenklichen Angelegenheit trauen dürften. Verschweigen wir ihm daher lieber deinen Namen und Stand so lange, bis er sich entschieden hat, uns Beistand zu leisten. Sollte er grob und unfreundlich sein, so kümmere dich nicht darum — es ist einmal seine Art — und überlasse es mir, die Geschichte einzuleiten.“

Die Tür schob sich knarrend nach innen und Magnus gewahrte bei der unzureichenden Beleuchtung, wenigstens an den Teilen, die ihm sichtbar waren, daß nicht eine zerfallende, höhlenartige Hütte, wie er vermutet, vor ihm lag, sondern ein einstöckiges Häuschen, das bei Tage vielleicht das Bild bäuerlicher Einfachheit bot, die kaum dazu geeignet war, die argwöhnischen Augen der Polizei auf sich zu lenken.

Auf ihn selbst wirkte diese Entdeckung ermutigend; weniger Vertrauen erweckend erschien ihm dagegen der in die halb geöffnete Tür tretende Mann, der ihm mit einer gewissen Unverschämtheit gerade ins Gesicht leuchtete.

Der Mann war klein und hager gebaut. Seine Gestalt verschwand fast in einem weiten, grauen, mit reichlichen Spuren eines langen Gebrauches versehenen Schlafrock, der widerwärtig um seine dürren Glieder schlotterte.

Sein Gesicht war das eines frühgealterten Knaben, welcher Ausdruck noch durch dünn gesäte, hellrote Barthärchen auf Oberlippe und Kinnspitze erhöht wurde. Seine kleinen Augen waren geschlitzt und blinzelten falsch über die unmäßig vorspringenden Backenknochen hinweg; eine krankhafte Entzündung verlieh ihnen etwas Katzenartiges, nicht minder das lange, rotblonde Haupthaar, das wirr und mähneähnlich den dreieckigen Kopf und die niedrige Stirn einrahmte.

Bei allen diesen Unregelmäßigkeiten, die sich in der Gestalt des Hauseigentümers zu einem abstoßenden Ganzen vereinigten, entdeckte man doch leicht, daß er das dreißigste Jahr kaum erreicht hatte und sich also in der Blüte seiner Kraft befand.

Als Magnus ihn zuerst erblickte, bezweifelte er, daß dieser die gesuchte Persönlichkeit sei. Seine Zweifel wurden indessen schnell beseitigt, als der Mann, ohne eine Anrede abzuwarten, sich an Cornelia wendete.

„Bin ich etwa ein Doktor," fragte er verdrossen, „daß ich mir gefallen lassen muß, bei Nacht und Nebel aus dem Bett gestört zu werden? Oder besitzt der Herr vielleicht eine Uhr, die er ausgesucht noch vor morgen repariert zu haben wünscht?"

Er unterwarf Magnus' Äußeres einer flüchtigen Prüfung und wechselte zugleich mit Cornelia heimlich einige Zeichen.

„Eigentlich verstößt es gegen meine Hausordnung, noch in später Nacht Besuch bei mir aufzunehmen," sagte er dann grämlich, „denn der gute Ruf meines Hauses geht mir über alles, und gerade die abgelegensten Wohnungen werden am meisten und argwöhnischsten beobachtet. Da du aber einmal hier bist, magst du ebensogut drinnen in der Stube, als hier draußen, deine und des fremden Herrn Wünsche anbringen."

Cornelia bedeutete Magnus, vorauszugehen, und während dieser der geöffneten Stubentür zuschritt, der Uhrmacher aber den Schlüssel in der behutsam zugeschobenen

Haustür herumdrehte, fand sie Gelegenheit, letzterem einige Worte zuzuflüstern, die dieser mit einem Kopfnicken entgegennahm. Schnell folgten sie darauf Magnus nach, der auf der Schwelle zögernd stehen geblieben war.

Bei seinem Eintritt gewahrte Magnus, daß er sich wirklich in der Behausung eines Uhrmachers befand; wenigstens sprach der vor einem der Fenster stehende Tisch mit den auseinander genommenen Uhrwerken, den feinen Instrumenten, den abgeschlagenen Weingläsern, die zum Schutz gegen Staub als Glocken über Räderwerk und Ölbehälter gestürzt waren, für ein solches Gewerbe. Einige silberne Uhren hingen über dem Tische an dem Fensterbrett und zwei kleine schwarzwälder Uhren innerhalb der Fensterwölbung. Alles war jedoch verstaubt und vernachlässigt und legte den Gedanken nahe, daß die scheinbar wohl eingerichtete Werkstatt nur als deckendes Schild für irgendein anderes und einträglicheres Gewerbe diene.

Cornelia war die erste, die nach ihrem Eintritt in die Werkstatt die Unterhaltung eröffnete.

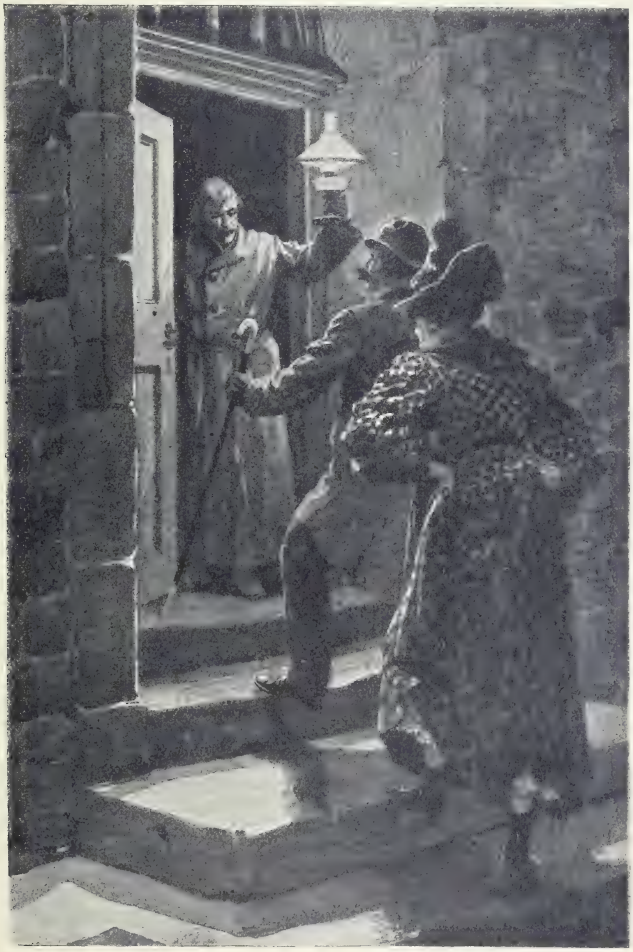
„Wo ist deine Frau?“ fragte sie.

„Meine Alte schläft mit dem Kinde in der Kammer,“ antwortete der Uhrmacher gedehnt, und zugleich drängte er sich auf ein Sofa. „Aber lassen wir die Familienangelegenheiten, derentwegen ihr doch wohl nicht den Spaziergang hierher unternommen habt. Sagt gerade heraus, was ihr wollt, denn hat man sich den Tag über gequält und geschunden, sehnt man sich des Nachts nach Ruhe.“

„Sie wohnen allein hier?“ fragte Magnus, der nicht recht wußte, wie er sein Anliegen vorbringen sollte.

„Ganz allein,“ erwiderte der Uhrmacher, die Achseln ungeduldig zuckend, „'s gab' 'ne Zeit, in der ich die Hälfte meines Hauses vermietete; aber die paar lumpigen Taler, die mir das einbrachte, wogen nicht halb den Ärger auf, den mir die Mieter bereiteten. Mein Gewerbe ernährt mich notdürftig, und da Sie aus keinem anderen Grunde gekommen sein können, als mich 'ne Kleinigkeit verdienen zu lassen, so sagen Sie, was Sie wollen.“

„Ja, sprich offen," ermutigte Cornelia lachend, „mein alter Cousin Sauer ist nicht ganz so sauer, wie sein Name besagt und wie er sich stellt."



Magnus warf einen scheuen Blick durch das Gemach und rückte mit seinem Sessel etwas näher zu dem Uhr-

macher heran. Darauf begann er mit einer gewissen vornehm herablassenden Würde:

„Ich habe den Schlüssel von einem Schranke verloren und wollte ihn gern ersetzt haben, ohne daß ich genötigt wäre, einen Schlosser zu mir ins Haus zu rufen —"

„Zum Henker! Bin ich ein Schlosser oder ein Uhrmacher?" fiel Sauer Magnus in die Rede, „ich kann wohl Uhrschlüssel anfertigen und reparieren, allein Schrankschlüssel? Herr, wofür halten Sie mich?"

„Nun, Cousin," besänftigte Cornelia, indem sie Sauer heimlich mit dem Fuße stieß; „mach' du auch keine Umstände; du bist ein Tausendkünstler, und es wäre nicht das erstemal, daß du dich einer derartigen Arbeit unterzögest. Mein Freund bezahlt gut."

„Ich lebe vom Verdienst," sagte der Uhrmacher darauf, mit seinen entzündeten Augen zwinkernd, als ob ihm Sand hinein geschleudert worden wäre, „ich leugne es nicht, und habe auch keinen Grund, es zu leugnen, daß, wenn die Uhrmacherei nicht ausreicht, ich auch zu anderen Beschäftigungen meine Zuflucht nehme — allein wie kann ich einen Schlüssel anfertigen, wenn ich das Schloß nicht vor mir habe?"

Magnus warf einen fragenden Blick auf Cornelia; diese nickte zustimmend, worauf er sich wieder an Sauer wendete.

„Ich habe das wohl bedacht," hob er an, indem er eine kleine, in Papier gewickelte Schachtel aus der Tasche zog und diese ihrer Umhüllung zu entledigen begann, „ich glaubte nämlich, Ihre Geschicklichkeit reiche so weit, daß Sie nach einem Wachsabdruck einen passenden Schlüssel anzufertigen verständen."

Sauer nahm den Wachsabdruck entgegen, den er sehr aufmerksam prüfte.

„Das wäre das erstemal, daß ich mich an einem solchen Kunststück versuchte," sagte er, sein zottiges Haupt bedächtig wiegend, „allerdings würde es sich machen lassen,

aber es käme vorher doch immer darauf an, was dabei zu verdienen wäre —"

„Sie sollen zufrieden sein," warf Magnus hastig ein, denn nachdem einmal das Eis gebrochen war, wurde es ihm leichter, die letzten schwachen Bedenken zu besiegen.

Sauer betrachtete Magnus, ihn gleichsam taxierend, vom Kopf bis zu den Füßen.

Magnus verstand den Blick, und der Zorn trieb ihm das Blut bis in die Schläfen hinauf.

„Ich weiß, was Sie meinen," sagte er unwillig, „Sie trauen mir nicht zu, Sie angemessen belohnen zu können; hätte ich mir vorher einen Leibrock angezogen und einige Ringe an die Finger gesteckt, wären Sie vielleicht weniger schwierig gewesen. Vergessen Sie nicht, mein Freund, daß es Orte gibt, wohin unsereins sich nur verkleidet begeben darf."

Cornelia biß die Lippen zusammen, um nicht in ein Lachen auszubrechen. Sauer dagegen, der seinen Zweck, Magnus durch Aufstachelung seines falschen Ehrgefühls redseliger zu machen, erreicht hatte, fuhr fort:

„Ich traue Ihnen schon zu, daß Sie nicht abgeneigt sind, ein hübsches Sümmchen an den Schlüssel zu wenden; allein das genügt mir nicht. Sehen Sie, ich bin ein ehrlicher Mann und nähre mich von meinem Verdienst; da man aber erlebte, daß Herren — und ein vornehmer Herr scheinen Sie mir trotz Ihrer Verkleidung zu sein —, um zu den Geldspinden ihrer reichen Verwandten zu gelangen, sich Nachschlüssel anfertigen ließen und auf der Tat ertappt wurden, infolgedessen die Verfertiger der Schlüssel ebenfalls in Ungelegenheiten gerieten, so bin ich nicht ganz sicher, daß es mir mit Ihnen nicht ähnlich ergehen könnte."

„Mit anderen Worten, Sie hegen den Verdacht, ich würde mich zu einem gemeinen Diebstahl herabwürdigen?" entgegnete Magnus mit einem letzten Anflug von Scham und Entrüstung.

„Nun, stehlen kann man es gerade nicht nennen, wenn jemand sich im voraus aneignet, was ihm über kurz oder

lang ohnehin zufällt; allein zu trauen ist dem Frieden immer nicht. Ich muß die Garantie haben, daß es sich nicht um ein Unternehmen handelt, das meinen Begriffen von Ehre widerspricht, und wobei ich noch in des Teufels Garküche geraten dürfte."

Über Magnus' erregtes Gesicht flog ein Schimmer von Verachtung.

„Sie wollen mich zwingen, rückhaltlos zu Ihnen zu sprechen," entgegnete er. „Ich tue es, ich würde es auch ohne Ihr Drängen getan haben, denn es handelt sich hier nicht um ein strafwürdiges Verbrechen, sondern einfach um den sehr zu entschuldigenden Zweck, einen Blick in gewisse Familienpapiere zu werfen, die von dem zeitigen Besitzer mit kindischem Eigensinn verborgen gehalten werden."

„Die Papiere sind von großer Wichtigkeit?" fragte Sauer gähnend.

„Nur für einzelne Mitglieder der Familie, insoweit sich diese nach einer flüchtigen Durchsicht gegen ungerechte Benachteiligungen zu schützen vermögen."

„Hm, Sie würden die Papier also, nachdem Sie sie gelesen, wieder an ihren alten Ort zurücklegen?"

„Unbedingt."

„Befinden sich bei den Papieren noch sonstige Gegenstände von Wert?"

„Ich weiß nur von nicht unerheblichen Geldsummen."

„Wer steht mir dafür, daß Sie sich nicht auch an dem Gelde vergreifen? Deuten Sie die Frage nicht falsch — aber es hat etwas Verführerisches, wenn man die Hand nur auszustrecken braucht, um sich in den Besitz einiger Goldrollen zu bringen. Ich bin ein ehrlicher Mann und suche nur da meinen Verdienst, wo es sich mit Pflicht und Gewissen verträgt."

„Bei einem solchen Verdachte wird Ihnen mein Ehrenwort kaum genügen," erwiderte Magnus, sich ungeduldig und offenbar mit unbehaglichen Gefühlen auf seinem Sessel hin und her schiebend; „sind Sie damit zufrieden, wenn ich

Ihnen einen Revers ausstelle, daß Sie in gar keiner Beziehung zu mir und meinen Handlungen stehen?"

„Wozu sollte mir ein Revers helfen, wenn ich Ihnen dennoch die Mittel verschaffe, eine sträfliche Handlung zu begehen, ohne daß jemand Sie daran zu hindern vermöchte?" fragte Sauer mit bedenklicher Miene. „Erstens wüßte ich nicht, in welcher Form ein solcher Revers auszustellen wäre, und zweitens erscheint es mir notwendig, bevor ich mich entscheide, zu wissen, wann, wie und wo Sie den kleinen, unter Verwandten allerdings zu entschuldigenden Einbruch zu begehen gedenken. Ich nehme an, Ort und Zeit werden so gewählt, daß eine Überraschung nicht gut möglich ist?"

„Verlassen Sie sich darauf, es steht für mich zu viel auf dem Spiele, als daß ich leichtsinnig dabei zu Werke gehen dürfte."

„Wo befindet sich das zu untersuchende Spinde oder der Schrank?"

„In einem Zimmer, dessen Bewohner verreist sein wird; es ist eingemauert."

„Und eine starke Tür davor, die nur mittelst dieses Schlüssels geöffnet werden kann?" fragte Sauer, den Wachsabdruck emporhaltend.

„Ganz richtig; doch mit diesem einen Schlüssel ist es nicht abgetan; hinter der Haupttür liegt noch eine kleinere, die ebenfalls geöffnet werden muß, wenn nicht alle Mühe und Arbeit vergeblich sein sollen."

„Wie gedenken Sie, diese zu öffnen?"

„Ebenfalls mit einem Schlüssel, der nach einem Wachsabdruck angefertigt werden muß."

„Wo haben Sie den zweiten Wachsabdruck?"

„Ich kann ihn nur anschaffen, wenn ich den ersten Schlüssel in Händen habe."

„Ah, dann dürfte noch einige Zeit darüber hingehen?"

„Ich habe Geduld; besser nach längerem Harren, als niemals."

Sauer, der wieder die Fußspitzen Cornelias fühlte neigte den struppigen Kopf.

„Ich vertraue Ihrer Ehrenhaftigkeit," sagte er sodann, die kaum bemerkbaren Brauen hoch emporziehend, „und rechne darauf, daß ich durch Sie nicht kompromittiert werde. Auf Ihren Vorschlag gehe ich daher insoweit ein, daß ich Ihnen Gegenvorschläge mache, von deren Annahme mein tätiger Beistand abhängen soll. Vor allen Dingen dürfen nicht zwei Angriffe auf den Schrank stattfinden, sondern beide Türen müssen sich Ihnen gleich beim ersten Versuch öffnen."

„Angenommen," versetzte Magnus, der sich allmählich so tief in seine Aufgabe hineingedacht hatte, daß er darüber die letzte Spur von Scheu verlor, „mir ist nicht besser gedient, als wenn die Sache auf einmal abgetan wird; doch dürfte das seine Schwierigkeit haben."

„Nicht die geringste," erwiderte Sauer. „Nachdem die erste Tür mit einem Schlüssel geöffnet worden, möchte die zweite, die nur mit einem kleinen und einfachen Schloß versehen sein dürfte, wohl einem anderen Instrumente nachgeben. Sie werden begreifen, daß ein Uhrmacher weit feinere Arbeiten auszuführen hat, als das Öffnen eines Schlosses, und wenn es sich um das Wohl und Wehe betrogener Familienmitglieder handelt, kann man aus christlicher Liebe schon ein übriges tun."

„Sie würden mich im Gebrauch des betreffenden Instrumentes unterrichten?"

„Zum Teufel, Mann, wo denken Sie hin? Sie mögen einen ganz ehrenwerten Charakter besitzen, allein Ihnen die Mittel in die Hand geben, die öffentliche Sicherheit zu beeinträchtigen? Nein, das können Sie von mir nicht verlangen. Verstehe ich selbst notdürftig, den Mechanismus eines Werkes oder Schlosses zu erraten und zu zerlegen, so weiß ich auch, daß ich mit meiner Kunstfertigkeit keinen Mißbrauch treibe, wogegen ich für einen anderen nicht bürgen kann. Ich sage Ihnen, und wären Sie unser Herrgott selber, Gelegenheit macht Diebe."

„Wie anders soll ich denn zu meinem Zweck gelangen?"

„Nichts leichter als das," antwortete Sauer langsam,

„Sie garantieren mir, daß wir während der Arbeit nicht überrascht werden, und dafür — begleite ich Sie an Ort und Stelle, um das Öffnen selbst zu besorgen. Erstens geht die Sache auf diese Weise schneller vor sich, und zweitens überzeuge ich mich, daß Sie das Papier oder was es sonst sein mag, nachdem Sie es gelesen, wieder an die gewohnte Stelle legen, ohne irgend etwas anderes anzurühren oder gar mit fortzunehmen."

Magnus wußte in seiner Überraschung nicht, was er zu diesem Anerbieten sagen sollte, und blickte fragend auf Cornelia. Diese nickte zustimmend, und dann fügte sie laut hinzu:

„Mein Cousin ist nun einmal eine sonderbare Natur; du kannst ihm nicht verargen, daß ihm seine Sicherheit höher gilt als alles. An deiner Stelle ginge ich auf seine Bedingungen ein, wenn auch nur, damit die Türen, ohne Hinterlassung sichtbarer Spuren, wieder geschlossen werden."

„Es bedarf deines Zuredens nicht," bemerkte Sauer in seiner verdrießlichen Weise, „geht er nicht auf meine Bedingungen ein, so bedauere ich, um nichts und wieder nichts mitten in der Nacht gestört worden zu sein."

„Was verlangen Sie für Ihre Bemühung?" fragte Magnus, nachdem er eine Weile vor sich niedergeschaut hatte.

„Je nun, die Gefahr einer Entdeckung mit hinzugerechnet, dürften zwanzig Taler nicht zu viel sein," antwortete Sauer, „'s ist überhaupt ein Geschäft, das meinem Geschmack nicht sonderlich entspricht."

„Zwanzig Taler," wiederholte Magnus nachdenklich; „das ist allerdings eine beträchtliche Summe, doch bin ich bereit, sie zu zahlen, wenn das Unternehmen glücklich zu Ende geführt ist."

„Möchte aber doch bitten, die Hälfte vorauszubezahlen," bemerkte Sauer, heftig mit den Augen zwinkernd.

„Auch dazu verstehe ich mich," erwiderte Magnus, der den Rest der ihm von Theodor eingehändigten zwanzig Friedrichsdor noch nicht verausgabt hatte, „wenn Sie mir vorher den Plan, nach dem Sie zu handeln gedenken, klar

machen, und ich mich dadurch überzeugt habe, daß er ausführbar ist."

„Nicht mehr, als recht und billig," stimmte Sauer zu, „doch um überhaupt einen Plan zu entwerfen, muß ich genau über die örtlichen Verhältnisse unterrichtet sein. Sprechen wir daher offen miteinander, und sagt dem einen oder dem anderen nachher die Geschichte nicht zu, so ist es ja noch immer erlaubt, zurückzutreten."

Nachdem Magnus sich mit dem Vorschlage einverstanden erklärt hatte, rückten die drei Genossen näher zusammen. Eine Flasche Branntwein, die Sauer herbeiholte und der alle drei ziemlich frei zusprachen, half die Zungen lösen, und bald waren sie so vertieft in eine lebhafte, mit halblauter Stimme geführte Unterhaltung, als ob es sich um das Wohl und Wehe des ganzen Weltgebäudes gehandelt hätte.

Mit Tagesanbruch verließ Magnus unsicheren Schrittes die Behausung des Uhrmachers. Es war verabredet worden, daß er, um nicht in Cornelias Gesellschaft gesehen zu werden, allein zur Stadt zurückkehren solle.

Letztere hatte ihm eine kurze Strecke das Geleite gegeben. Als sie wieder in Sauers Werkstatt eintrat, fand sie den Uhrmacher in einem anscheinend sehr heiteren Gespräch mit seiner Frau, einer frech dareinschauenden Person, die ein schwächliches, krankhaft aussehendes Kind auf den Armen trug.

Ohne Überraschung zu verraten, beteiligte sie sich an der Unterhaltung, die in ihrem Verlauf das Kind betraf. Sie nahm letzteres sogar auf den Arm und fragte spöttisch, ob sie eine gute Mutter repräsentiere, was von den beiden anderen mit Gelächter und widerwärtigen Beteuerungen beantwortet wurde.

Das Kind wurde darauf mit häßlicher Rücksichtslosigkeit in einen Winkel gelegt, wo nur ein zerrissener Rock es vor dem kalten Fußboden schützte, und noch keine halbe Stunde war verstrichen, da dampfte auf dem Tische zwischen dem Kleeblatt ein anscheinend stark gebrauter Kaffee.

Zwölftes Kapitel.

Die Bettlerin.

Herr Pastor Stade, auf dem Kopfe eine altmodische Mütze mit unförmlich großem Schirm, zwischen den Lippen eine lange Pfeife, am linken Arme die würdige Frau Pastorin, und zu seiner rechten Seite seine Tochter Rosa, hatte einen weiteren Spaziergang durch die herbstlichen Felder unternommen.

Den rauhen, nassen Tagen war wieder freundliches Wetter gefolgt. Die nächtlichen Nebel schmiegten sich vor Anbruch des Morgens als Reif an die gebleichten Stoppeln und die fröstelnd zusammenschauernden Saaten, um von der höher steigenden Sonne in Milliarden von Tautropfen verwandelt und gierig aufgetrunken zu werden; oder sie verschleierten noch auf einige Stunden die Fernsicht, um sich vor der Wirkung der goldenen Sonnenstrahlen, wenn auch erst kurz vor Mittag, demütig zu senken. Doch auf welche Weise sich der Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht ausgleichen mochte, den frischkalten Morgen folgten Nachmittage so schön, so warm und klar, als hätte in der Reihenfolge der Jahreszeiten der Winter übersprungen werden und gleich wieder der belebende Frühling beginnen sollen.

In weitem Bogen waren die drei Wanderer an die Landstraße gelangt. Ein Graben trennte sie von dieser. Rosa übersprang ihn leichten Fußes, während ihre Eltern auf dem Ufer langsam dem Dorfe zuwanderten, wo sie in geringer Entfernung eine Überbrückung gewahrten.

Bei der Übergangsstelle angekommen, bemerkten sie eine Frau, die wenige Schritte davon zusammengekauert in dem Graben saß und zu schlafen schien. Schon vom Felde aus hatten sie eine Fußgängerin auf der Landstraße gesehen, ihr aber keine größere Aufmerksamkeit geschenkt. Jetzt aber, als sie entdeckten, daß die Fremde nur mit einer dürftigen Lumpenhülle bekleidet war, traten sie, von Mitleid ergriffen, dicht zu ihr heran.

„Sie sind wohl sehr erschöpft, gute Frau?“ fragte der Pastor teilnehmend.

Die Angeredete richtete den Oberkörper empor, und jetzt erst gewahrten die guten Predigerleute, daß ein kleines Kind auf ihrem Schoße ruhte.

Die Frau selbst war noch jung und zeigte Spuren von früherer Schönheit, die durch einen scharf ausgeprägten Zug tiefen Leidens nicht ganz hatten verwischt werden können. Die noch immer feine Haut war mit einer Staublage bedeckt, ebenso das starke dunkle Haar, das ungeordnet unter einem zerlumpten Kopftuche hervorquoll. Ihre großen, von blauen Rändern umgebenen Augen schienen vom Weinen gerötet und tiefer in ihre Höhlen zurückgesunken zu sein; indem sie sich aber auf die freundlichen Leute richteten, sprach eine verzweiflungsvolle Bitte um Erbarmen aus ihnen.

„Sie müssen sehr unglücklich sein, gute Frau,“ wiederholte der Prediger seine Anrede, als die Fremde noch immer schwieg und mit dem Ausdruck einer Träumenden die Blicke von dem einen zum anderen schweifen ließ.

„Ja, ich bin unglücklich,“ antwortete die Frau jetzt, und indem sie sich über ihr Kind hinneigte, erstickten Tränen ihre tiefe, fast männliche Stimme.

„Welcher Art Ihre Leiden auch immer sein mögen,“ versetzte der Pastor gerührt, „sie werden gelindert werden; sagen Sie, wie und wo wir Ihnen helfen können, und nicht vergeblich sollen Sie unsern Beistand angerufen haben.

Die Fremde schluchzte heftiger, und indem sie das Kind fester an sich drückte, begann auch dieses zu wehklagen.

„Ich bitte Sie, liebe Frau,“ hob der Pastor von neuem und dringender an, denn der sichtbare Kummer der Unglücklichen schnitt ihm durchs Herz, „haben Sie Vertrauen; sprechen Sie offen aus, womit Ihnen zunächst geholfen werden kann; wir sind bereit und dazu berufen, alles zu tun, was in unseren Kräften steht, Ihre Not zu mildern.“

Die Fremde blickte wieder empor; die Tränen des Mitleids in Rosas und ihrer Mutter Augen, zusammen mit den

Die Angeredete richtete den Oberkörper empor, und erst jetzt gewahrten die guten Predigerleute, daß ein kleines Kind auf ihrem Schoße ruhte. (S. 194).

gütigen, teilnehmenden Worten des Predigers schienen ihr die Fassung einigermaßen zurückzugeben, doch dauerte es noch einige Zeit, bevor sie Worte fand.

„Wie Sie mich hier sehen," hob sie endlich an, „mich und mein armes Kind, sind wir das einzige, was von einer einst glücklichen Familie übrig geblieben ist. Den Gatten, den Vater, den Ernährer entriß uns der unerbittliche Tod, und ich bin gezwungen, die Wohltätigkeit edelherziger Menschen anzuflehen, wenn mein armes Kind nicht elend verderben soll."

„Heimatlos, ohne Obdach," sagte der Prediger leise, wie zu sich selbst sprechend, „doch fassen Sie Mut, gute Frau," fuhr er darauf lauter fort, „ohne Obdach und Speise sollen Sie nicht bleiben. Denn wie der Herr die Lilien auf dem Felde kleidet, soll es auch Ihnen und Ihrem Kinde nicht an dem Nötigsten fehlen. Kommen Sie mit ins Dorf hinab, Sie sollen gepflegt und gestärkt werden, und dann wollen wir beraten, wie Ihnen weiter geholfen werden kann."

„Nur noch einige Minuten gestatten Sie mir, zu rasten," bat die Fremde klagend, „ich bin vor Erschöpfung zusammengesunken — ich konnte nicht weiter — nur einige Minuten, und ich werde imstande sein, Ihnen zu folgen."

„Wir haben keine Eile, liebe Frau, und um Ihnen das Gehen zu erleichtern, wird meine Tochter Ihr Kind tragen."

„Gern," versetzte Rosa, indem sie schnell in den Graben hinabstieg, der nur mit Widerstreben einwilligenden Frau das Kind vom Schoße nahm und sich mit ihm auf den Grabenrand niedersetzte, „im Dorfe befindet sich kaum ein Kind, das ich nicht auf meinen Armen getragen hätte," fügte sie aufmunternd hinzu, „es ist also keine ungewohnte Beschäftigung für mich."

Die Fremde sah mit einem seltsamen Blick auf das warmherzige junge Mädchen hin, zu dem sich die Frau Prediger mit mütterlicher Zärtlichkeit niedergeneigt hatte. Ein Kampf schien in ihrem Innern stattzufinden, denn über ihr

bleiches Gesicht breitete sich eine leichte Röte aus, die indessen ebenso schnell wieder verschwand.

„Sie haben gewiß einen weiten Weg zurückgelegt?“ unterbrach der Pastor das eingetretene Schweigen.

„Ich komme von der Stadt,“ antwortete die Fremde schluchzend, „von der Stadt, wo man mir das Obdach versagte. Es sind kaum anderthalb Meilen, die ich zurücklegte, allein die Schwäche übermannte mich und ich mußte liegen bleiben.“

„Wohin beabsichtigen Sie zu gehen? Sie können sich unmöglich mit Ihrem kränklichen Kinde ohne ein bestimmtes Ziel in die Welt hinausbegeben haben?“

Die Fremde starrte mit tränenschweren Blicken in die auf sie gerichteten Augen, und dann schauderte sie heftig zusammen.

„Und dennoch wurde ich von einem grausamen Geschick in die weite Welt hinausgestoßen,“ antwortete sie, die Hände ringend; „doch erst als die heimatliche Stätte hinter mir lag, bildete sich der Entschluß, mich, um Barmherzigkeit flehend, an den Herrn Major von Hainfeld zu wenden. Ich kenne den Herrn Major nicht, allein ich habe so viel Gutes und Edles über ihn vernommen, daß ich glaubte, schon meines armen Kindes wegen, mich ihm nahen zu dürfen.“

„Sie haben recht, gute Frau,“ pflichtete der Prediger bei, „Sie können sich an keinen Besseren wenden. Der Major ist zu jeder Stunde bereit, Notleidende mit vollen Händen zu unterstützen, mit echt christlichem Sinne die Tränen unglücklicher Mitmenschen zu trocknen. Leider treffen Sie ihn nicht zu Hause; er ist verreist und der Tag seiner Heimkehr noch nicht bestimmt.“

„Ich hörte es von einem mir Begegnenden,“ versetzte die Fremde, indem sie stier vor sich niederblickte, „und diese Nachricht trug wohl mit dazu bei, meine Kräfte zu lähmen. Ich hatte mich so fest an die Hoffnung geklammert, Beistand von ihm zu erlangen. Besitzt er aber nicht Angehö-

rige, an die ich mich während seiner Abwesenheit wenden könnte?"

„Er besitzt Angehörige, gute Frau, allein sie sind mit ihm gereist — doch lassen Sie sich dadurch nicht beängstigen. Ich bin der Ortsgeistliche, durch welchen der Herr verkündet: ‚Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch aufrichten.' Und wenn ich dazu berufen bin, dies zu lehren, sollte es da nicht eine Pflicht für mich sein, selbst nach solchen Vorschriften zu handeln? Noch befindet sich eine geeignete Räumlichkeit in meinem Hause, in der Sie die Ihnen und Ihrem Kleinen gebührende Pflege und Bequemlichkeit nicht vermissen werden, und noch habe ich ein Stück Brot, um es mit Leuten zu teilen, die dessen bedürftiger sind, als ich. Dies sind meine Frau und meine Tochter," fuhr er darauf in einen heiteren und aufmunternden Ton verfallend fort; „ich kann ihnen das Zeugnis geben, daß sie gerade so denken, wie ich. Sie werden sich bemühen, Ihre Lage zu erleichtern und, ich weiß es, mit Erfolg. Betrachten Sie sich also mit Ihrem Kleinen als unsere Gäste und sorgen Sie nicht für den folgenden Tag. Wenn der Major heimkehrt, ist es reichlich früh genug, an Ihre Zukunft zu denken."

Die Fremde starrte noch immer schweigend vor sich nieder, die Lippen preßte sie krampfhaft zusammen, als habe sie sich gescheut, abermals in die wohlwollenden Augen zu blicken.

„Sie sollten nicht so lange auf der kalten, feuchten Erde sitzen," brach die Frau Prediger fürsorglich zuerst wieder das Schweigen, „schon einem gesunden und kräftigen Menschen ist es nicht zuträglich, um so weniger Ihnen, die Sie krank und leidend sind."

Ein tiefes, heiseres Lachen, das fast wie Hohn klang, entwand sich der Brust der Fremden, und dann sah sie mit hastiger Bewegung empor. Ihre Augen funkelten in unheimlichem Glanze, in der nächsten Sekunde hatten sie aber wieder ihren traurig flehenden Ausdruck angenommen.

„Hätten Kälte und Feuchtigkeit mir schaden sollen," erwiderte sie bitter, „dann läge ich längst in meinem Grabe — aber ich habe mich jetzt erholt und bin imstande zu folgen," fuhr sie fort, indem sie, anscheinend mit größter Anstrengung, nach der Straße hinaufstieg.

Befremdet blickte der Prediger auf die hohe und schöne, in Lumpen gehüllte Gestalt, deren Füße nur notdürftig durch abgerissene Strümpfe und Schuhe gegen die Unebenheiten des Erdbodens geschützt waren. Wohl berührte das unstete Wesen, welches so sehr in Widerspruch zu ihrem ersten Auftreten stand, ihn seltsam, doch wie seine Gattin und Tochter, schrieb auch er es dem übermäßigen, an Verzweiflung grenzenden Kummer zu, der die Unglückliche darniederdrückte. Ebenso entging ihm, daß deren Zärtlichkeit für ihr Kind nur zeitweise und dann mit rätselhaftem Ungestüm durchbrach, worauf jählings wieder andere Gedanken ihren Geist zu erfüllen schienen.

„Sehr, sehr elend muß die Ärmste sein," sagte er leise zu Gattin und Tochter, als diese sich mit dem Kinde an ihm vorbei dem Dorfe zu in Bewegung setzten, „allein sie ist keine gewöhnliche Person. Sucht daher so viel, wie nur irgend möglich, ihre Gefühle zu schonen."

Rosa und ihre Mutter nickten kaum merklich zum Zeichen des Verständnisses; der Pastor trat neben die Fremde hin, und langsam wanderte die kleine Gesellschaft dem zwischen entblätterten Baumgruppen auftauchenden Pfarrgehöft zu; Mutter und Tochter liebreich beschäftigt mit dem blassen, hageren Kinde und eifrig erwägend, was von ihrem eigenen Kleidervorrate sich wohl am besten zu Anzügen für ihre Schutzbefohlenen eignen dürfte; der Pastor dagegen seine Begleiterin mit freundlichen Worten aufrichtend und deren gelegentlich hingeworfene Fragen über den Major und seine Häuslichkeit gewissenhaft beantwortend.

Niemand bemerkte die spähenden Blicke, die die Fremde unter ihren gesenkten Lidern hervor umhersandte, wie um die Lage des Dorfes ihrem Gedächtnis genau einzuprägen; noch weniger gewahrten die Arglosen das halb mitleidige,

halb boshafte Lächeln, das um ihre Lippen zuckte, wenn Rosa oder die Predigerin das Kind mit freundlichen Namen ansprachen.

Als sie bei dem Vorgarten des Predigerhauses eintrafen, warf die Fremde zufällig einen Blick auf den Matrosen. Der stand steif und starr auf seiner Stange, mit dem einen Ruderblatt gen Himmel, mit dem anderen zur Erde weisend.

Ein schwacher Luftzug wehte über das Haus. Die Fremde erschrak und senkte betroffen die Augen. Ihr war, als habe der Matrose sie grimmig angeschaut und ihr dazu mit seinen Waffen gedroht.

Sie hielt es für Täuschung und blickte abermals verstohlen hinauf. Doch nein, es war Wirklichkeit; da stand er, der kleine merkwürdige Mann mit den stieren Augen und den ernsten Gesichtszügen, und drohend bewegte sich der gen Himmel weisende Arm, als hätte er warnen wollen vor Verderben bringenden Schritten.

„Albernheiten," sprach es im Herzen der Fremden, und wie um sich zu ermannen, schüttelte sie leise ihren Oberkörper.

Der Pastor sah die Bewegung, und tiefes Mitleid leuchtete aus seinen Augen. Er glaubte, Fieberfrost habe die Unglückliche durchrieselt, und trieb zur Eile. Erst als er sie mit ihrem Kinde in einer wohleingerichteten Kammer bequem untergebracht wußte, beruhigte er sich.

„Und nun versuchen Sie zu schlafen," sagte die Predigerin, als sie im Begriff stand, in Rosas Begleitung das Kämmerchen zu verlassen, „die warme Milch hat Ihrem Kleinen wohl getan, er schläft fest. Wir wollen hingehen und für Kleidung sorgen, doch sehen wir uns heute noch wieder. Ich muß wissen, ob Ihr Zustand wirklich derart ist, daß wir, wie Sie behaupten, keinen Arzt zu Rate zu ziehen brauchen."

„Ich danke Ihnen," versetzte die Fremde mit ihrer tiefen Stimme. Sie wollte noch mehr sagen, doch ihre freund-

lichen Pflegerinnen waren verschwunden und hatten die Tür hinter sich zugezogen.

Als die Fremde sich allein sah, wich plötzlich der leidende Ausdruck aus ihren Zügen, wofür ein unverkennbares Mißvergnügen zum Durchbruch kam. Mit Heftigkeit warf sie die wollene Decke, die man sorgfältig über sie hingebreitet hatte, zurück, worauf sie in ihre Schuhe schlüpfte und leise nach der Tür schlich, um zu lauschen.

Nichts rührte sich auf der Seite des Hauses, auf der man sie untergebracht hatte.

Nach längerem Horchen begab sie sich an das Fenster.

Dieses lag auf der Giebelseite nach dem Garten hinaus und etwa drei Fuß hoch über dem Erdboden, wo es von zwar laublosen, jedoch dicht verschlungenen Ziersträuchern halb versteckt wurde.

„Ich hätte mir kein geeigneteres Quartier aussuchen können," sprach sie in Gedanken, indem sie vorsichtig in den Garten hinausspähte, „ich befürchtete schon, man würde mir eine Bodenstube anweisen. 's ist aber das erste- und letztemal, daß ich mich zu solchen Geschäften hergebe," fuhr sie fort, wie unbewußt ihren Bedenken Worte verleihend, und als sie in den kleinen, dicht vor ihr an der Wand hängenden Spiegel sah, da strahlte ihr das freche und vom Laster scharf gezeichnete Gesicht Cornelias in seinen gewöhnlichen, unverstellten Formen entgegen, „ja, wahrhaftig das letztemal," wiederholte sie entschieden. „Einesteils ist es keine Freude, in Lumpen gekleidet sich mit anderer Leute Haltekindern herumzuschleppen, und dann — ja, und dann will ich doch lieber mit der Polizei der ganzen Welt auf dem Kriegsfuße leben, als auch nur eine Stunde lang so einfältige Leute täuschen und hintergehen, die womöglich die linke Wange darreichen, wenn sie auf die rechte einen Streich erhalten haben."

Sie lachte heiser und rauh.

„Spott und Hohn ertrüge ich — aber diese Beweise von blindem Wohlwollen," lauteten ihre Betrachtungen weiter, „huh! ich mußte mir Zwang antun, um bei ihren herzlichen

Worten ruhig zu bleiben — mindestens nicht davon zu laufen. — Wer sollte denken, daß überhaupt von Menschen so liebreiche Worte an ein Bettelweib gerichtet werden könnten? Und dann die freundlichen, redlichen Gesichter, vor allem das junge Mädchen. Ich könnte ebenso sein," flüsterte sie niedergeschlagen, und wie ein Ausdruck von Trauer flog es über ihre schlaffen Züge. Gleich darauf fuhr sie aber, wie von einer giftigen Schlange gebissen, empor und ein häßlicher Hohn verzerrte ihr Antlitz.

„Zum Henker mit diesen Gedanken!" zischte es zwischen ihren zusammengepreßten Zähnen hervor, „es ist doch alles Lug und Trug. Geht es ihnen besser, als mir, so haben sie nur mehr Glück gehabt, und mir steht es zu, mich dafür an ihnen zu rächen! Pah, was gilt mir ihre gute Meinung? Auch ich will leben — alle Menschen wollen leben — der eine auf diese, der andere auf jene Art, und die wenigen Tage, die mir überhaupt noch vergönnt sein können, die will ich genießen, so gut genießen, wie es mir nur immer die Mittel erlauben! Und nach diesem Leben? Unsinn! Was ich hier habe, weiß ich, was mir drüben bevorsteht, hat noch niemand gesehen. Ein Hügel Sand ist alles, was ich hoffe und wünsche nach einem lustigen irdischen Dasein!"

„Ein lustiges Dasein?" flüsterte sie heiser und wie eine Verzweifelnde lachend, und zugleich warf sie sich mit einer Gewalt auf das Bett, daß es laut krachte und das schlummernde Kind erschreckt zusammenfuhr, „ein lustiges Leben, so lange man nicht zu hungern braucht. — Wäre ich nur nicht diesen Predigerleuten begegnet — sie haben mir meine Seele noch mehr vergällt mit— mit ihrer — bah — mit ihrer kindischen Nächstenliebe!"

Cornelia schloß die Augen. Sie wollte schlafen, allein vergeblich suchte sie sich in Vergessenheit zu versenken. Die hehren Gestalten des Predigers, seiner Gattin und seiner lieblichen Tochter tauchten immer wieder vor ihrer heftig erregten Phantasie auf, und hinter diesen erschien,riesengroß und furchtbar, der Matrose, der drohend seine Ruder gegen sie schwang.

Dreizehntes Kapitel.

Der Besuch im Schlosse.

Schwerer Nebel, erzeugt durch die Berührung der kalten Atmosphäre mit der erwärmten Erdoberfläche, verdichtete die nächtliche Dunkelheit.

Die Mitternachtstunde hatte geschlagen. In tiefer Ruhe lagen Dorf und Rittergut Hainfeld da. Nirgends ein Schimmer von Licht; alles schlief nach des Tages Last und Arbeit.

Der Dorfwächter hatte durch zwölfmaliges Stoßen ins Kuhhorn seine Obliegenheit erfüllt und war in seine Wohnung zurückgekehrt. Nach Ablauf einer Stunde wollte er wieder zum Vorschein kommen, um den Beginn des neuen Tages und die vollständige Sicherheit der Umgebung des Dorfes gewissenhaft zu verkündigen.

Er mochte sich kaum auf sein Lager hingestreckt haben, da öffnete sich leise das in entgegengesetzter Richtung von dem Matrosen befindliche Giebelfenster des Pfarrhauses, und vorsichtig lehnte Cornelia sich ins Freie. Einige Minuten lauschte sie in die Ferne. Als sie von keiner Seite her ein verdächtiges Geräusch vernahm, stieg sie mit sicheren und gewandten Bewegungen in den Garten hinaus. Das Kämmerchen hatte sie von innen verriegelt, dem Kinde dagegen einige Tropfen Opium eingegeben, um ihm einen recht festen Schlaf zu sichern.

Was hinter ihr lag, flößte ihr daher keine Besorgnis ein, sie konnte ihre ungeteilten Kräfte einzig und allein der ihr vorliegenden Aufgabe zuwenden. Diese nun wieder wurde ihr dadurch erleichtert, daß sie seit zwei Tagen im Predigerhause die zwangloseste Gastfreundschaft genoß und nicht versäumt hatte, sich ebensowohl mit allen Örtlichkeiten, als auch mit den Tagesgewohnheiten der Leute, mit denen sie in Berührung kam, vertraut zu machen.

In dem gleichen Grade aber, in dem die ihr erteilten geheimnisvollen Aufträge ihre geistige Tätigkeit anspann-

ten, hatte das menschenfreundliche und gütige Entgegenkommen ihrer Gastfreunde seine Wirkung auf ihr Gemüt verloren.

Als sie zwischen den Sträuchern festen Fuß gefaßt hatte, blieb sie wieder einige Sekunden lauschend stehen, worauf sie die Fensterflügel behutsam in ihre Fugen hineinzog und von außen befestigte.

Leise schlich sie um das Haus herum. Der Hofhund sprang ihr dort schweifwedelnd entgegen. Dankbar für die Liebkosungen der letzten beiden Tage, schmiegte das gute Tier auch jetzt seinen Kopf zutraulich an sie an und duldete gern, daß sie es schmeichelnd klopfte und sogar eine Schlinge durch den Ring seines Halsbandes zog, um es mit sich fortzuführen.

Eiligen Schrittes begab sie sich dann auf dem Hauptwege des Gartens nach dem Hinterpförtchen. Eine kurze Strecke vor dem Pförtchen mäßigte sie ihre Eile. Der Hund hatte nämlich unwirsch geknurrt, der sicherste Beweis, daß diejenigen, die sie dort zu erwarten gedachte, schon eingetroffen waren.

Auf ihren Zuspruch beruhigte der Hund sich wieder und schnell trat sie durch die angelehnte Tür ins Freie hinaus.

„Was soll der Hund?“ fragte Sauer, der so lange neben der Pforte an den Zaun gelehnt dagestanden hatte.

„Ich will ihn hier anbinden,“ entgegnete Cornelia, zu gleicher Zeit ihre Absicht ausführend, „er kennt mich zwar gut genug, allein bei meiner Heimkehr möchte er auf den Gedanken kommen, mich anzubellen.“

„Du bist eine schlaue Hexe,“ versetzte Sauer gleichmütig, „schlauer, als ich glaubte.“

Cornelia lachte verstohlen und zog die Schleife zu, mit der sie den Hund an eine Latte des Zauns festgeschnürt hatte, worauf sie an des Uhrmachers Seite trat. Unverzüglich schlugen die beiden Genossen sodann den Weg hinter den Gärten des Dorfes herum ein, auf dem sie in die Hauptstraße gelangen mußten.

„Wo ist Lehmburg?“ fragte Cornelia, nachdem sie einige Schritte schweigend zurückgelegt hatten.

„Er ging geraden Wegs nach dem Schloßgarten, um mit Reiber zusammenzutreffen und uns zu erwarten. Ob der andere Junker dort sein mag?“

„Ich weiß es nicht, doch vermute ich es fast. Mit Hilfe

des Kutschers haben wir wenigstens alles so gedreht und gewendet, daß er die Überzeugung gewinnen mußte, das ganze Unternehmen sei von ihm allein angezettelt worden."

„Dem Reiber trau' ich am wenigsten," bemerkte Sauer zweifelnd.

„Laß ihn nur," fiel Cornelia ihrem Gefährten in die Rede, „ein Verrat von seiner Seite würde zuerst auf ihn selbst zurückfallen."

„Wann kehrt der Major heim?"

„In zwei bis drei Tagen. Reiber ist wenigstens beauftragt, wenn nicht Briefe an den Verwalter einlaufen, die es ändern, übermorgen abend nach der Stadt zu fahren und im Gasthofe auf ihn zu warten."

„Sonst ist alles sicher hier herum?"

„Vollkommen; der einzige, der uns in die Quere hätte kommen können, ist der naseweise Förster."

„Wie so?"

„Nun, einfach deshalb, weil er auf die Zeit, während der der Major mit seinen nächsten Hausgenossen abwesend ist, aus dem Wirtschaftshause nach dem Schloß übersiedelte. Küche und Küchenpersonal befinden sich nämlich ganz abgesondert in dem einen Flügel, und man könnte vorne das ganze Schloß forttragen, ohne daß man hinten etwas davon merkte."

„Der Förster kann uns also den Spaß noch immer verderben?"

„Möglich wäre es allerdings, jedoch nicht wahrscheinlich, indem er diese Nacht ebenfalls abwesend sein wird, — er sowohl, wie sein bissiger Hund, nebenbei gesagt, die einzige Kreatur dieser Art, die Reiber nicht in seiner Gewalt hat."

„Wie habt Ihr es angefangen, den Förster zu entfernen?"

„Nichts leichter, als das. Reiber, der sich sehr angelegentlich nach meinem Befinden erkundigte, besorgte nämlich ein von mir geschriebenes Zettelchen an den nächsten Förster, durch das ich diesen davon in Kenntnis setzte, daß

man in dieser Nacht einen großartigen Holzfrevel auf seinem Revier beabsichtige. Reiber half mir mit seiner Ortskenntnis aus, und da richtete ich es so ein, daß der Holzfrevel gerade auf der Grenze zwischen dem benachbarten Revier und dem des Majors stattfinden sollte. Was ich bezweckte und erwartete, ist eingetroffen. Der Nachbarförster war heute zu Pferde hier und hat, wie ich durch den Kutscher selber weiß, den hiesigen Förster aufgefordert, sich an der Jagd auf Holzdiebe zu beteiligen, was dieser auch bereitwillig zusagte."

„Du bist und bleibst eine verschlagene Satanshexe," bemerkte Sauer wohlgefällig, indem er hinter dem letzten Garten hervor in die Dorfstraße einbog, „aber zum Teufel, das Kind wird sich doch während deiner Abwesenheit ruhig verhalten?"

„Ich gab ihm eine Dosis Opium," antwortete Cornelia beruhigend.

„Nimm dich in acht und gib ihm nicht eines guten Tages so viel, daß es gar nicht wieder aufwacht."

„Ängstige dich nicht, deinem Vaterherzen soll dieser Schmerz erspart bleiben."

„Was weiß ich von Vaterschmerzen und Vaterfreuden," grollte Sauer, „'s ist nur, daß man solch' unglückliches Wesen zuweilen braucht, sonst hätte ich es längst seinem ursprünglichen Eigentümer zurückgegeben, denn bei zwei Talern monatlich ist wahrhaft nichts zu verdienen. Doch still, wir befinden uns zwischen den Häusern, und der Teufel hat manchmal sein Spiel, daß man gerade da, wo man es am wenigsten erwartet, Gefahr läuft, behorcht zu werden."

Cornelia antwortete nicht mehr und schweigend wanderten sie durch das Dorf, bis sie endlich die Stelle erreichten, wo die gemauerte Einfriedigung eines großen Gemüsegartens mit der Ecke einer die Straße begrenzenden Scheune zusammenstieß.

Leicht stiegen sie über das aus unbehauenen Feldsteinen bestehende Gemäuer hinüber, und mit überraschender Ortskenntnis schlug Cornelia die Richtung ein, in der sie am

schnellsten in die Parkanlagen und dicht hinter das Schloß gelangten.

Gerade an der Ecke des unbewohnten Flügels wurden sie plötzlich von einer Stimme angeredet, die aus den Mauern des Hauses selbst hervorzudringen schien, zu einer so undurchdringlichen Finsternis vereinigten sich die Dunkelheit, der Nebel und die Schatten der Gebäude und Baumgruppen.

„Wohin des Weges?" fragte die Stimme, welche Sauer und seine Genossin kaum für die Magnus' erkannten.

„Als Arzt zu einem Kranken," antwortete Sauer ebenfalls mit gedämpfter Stimme.

„Tretet leise auf," hieß es zurück, worauf alle drei, Magnus voran, ganz um den Flügel herumschritten und sich der Mitteltür des Hauptgebäudes näherten.

Diese schien verschlossen zu sein. Bevor Sauer die nach dem Vorbau hinaufführenden Stufen betrat, blieb er noch einmal stehen.

„Sind Sie sicher, daß die Luft auf allen Seiten rein ist?" fragte er flüsternd, indem er Magnus leicht am Rocke zupfte.

„Vollkommen sicher," flüsterte Magnus zurück.

„Auch vor dem Förster?" fragte Sauer weiter.

„Der Förster steckt im Walde; außerdem steht mein Vetter, der heute abend frei und offen hier eintraf, um zu übernachten, dafür ein, daß wir nicht belästigt werden."

Sauer zögerte nicht länger und gefolgt von Cornelia trat er neben Magnus hin.

Auf ein leises Klopfen des letzteren wurde die Tür nach innen gezogen. Wenige zugeraunte Worte genügten als Erkennungszeichen, und nachdem die Tür wieder zugeschoben und verriegelt worden war, schlich die ganze Gesellschaft in den finsteren Gängen den Gemächern des Majors zu.

Keiner sprach ein Wort; erst als man aus dem Vorzimmer in des Majors Wohnstube getreten war, befahl Theodor dem Kutscher, Licht anzuzünden.

„Sind die Fenster verhangen?“ fragte Sauer hastig, sobald er die Anordnung vernahm.

„Die Laden sind geschlossen, außerdem ist die kleinste Ritze sorgfältig geschützt,“ entgegnete Theodor laut, denn er wußte, daß von keinem Teile des Schlosses aus seine Stimme gehört werden konnte. „Übrigens bitte ich Sie,“ fuhr er in befehlendem Tone fort, „sich nicht zu gebärden, als beabsichtigten wir, ein strafwürdiges Verbrechen oder gar einen Diebstahl auszuführen. Wenn ich das strengste Geheimnis beobachtet haben will, so ist dadurch nicht in Frage gestellt, daß ich mich in meinem Recht befinde. Selbst das Erscheinen des Majors würde höchstens einen kurzen Wortwechsel zur Folge haben; er würde vielleicht selber einsehen, daß ich, die wichtigsten aller Familienverhältnisse berücksichtigend, nicht anders handeln konnte und durfte.“

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr,“ entgegnete Sauer unterwürfig, „nicht mit Rücksicht auf Ihre geehrte Person wagte ich die bescheidene Bemerkung, sondern weil im Entdeckungsfalle mein ehrlicher Name auf dem Spiele stände.“

In demselben Augenblick flammte das Licht auf, und indem Sauer blinzelnd, als sei er geblendet, um sich spähte, entdeckte er, daß Theodors Äußere bei weitem nicht seinen Worten entsprach. Sein breites Gesicht war fahl, als ob er eben erst von einer schweren Krankheit erstanden sei, während seine Augen, wie vor einem heftigen Blutandrange, aus dem Kopfe hervorzuquellen schienen. Auch seine Bewegungen waren so unstet und ängstlich, als sei er sich bewußt, daß er sich auf gefährlichem Boden befinde. Eine weite Jagdmütze bedeckte sein Haupt, seine Stirn und sogar die Ohren; ebenso hatte er den Kragen seines Rockes emporgeschlagen. Offenbar trachtete er, so viel wie nur irgend möglich, sein Gesicht vor Sauer und dessen Begleiterin zu verbergen, um bei einem späteren Zusammentreffen nicht wiedererkannt zu werden. Es war eine unnütze Vorsicht, denn Augen, wie die Sauers, die trotz ihrer scheinbaren Blödigkeit gewohnt waren, jedermann mit leicht erklärlichem

Mißtrauen zu betrachten, brauchten nur einen kleinen Teil eines Gesichtes flüchtig gesehen zu haben, um die ganze Physiognomie unauslöschlich dem Gedächtnis einzuprägen.

Magnus hatte sich weniger verändert. Auch er fühlte das Gewagte seines Unternehmens, doch wurden bei ihm, der sich bewußt war, selbst den äußern Schein der Ehre nicht mehr verlieren zu können, alle anderen Bedenken durch eine finstere Entschlossenheit zurückgedrängt. Außerdem traf er auch nicht mit fremden Menschen zusammen, wogegen Theodor dem beängstigenden Eindruck unterworfen war, den Sauers unheimliche Gestalt, die so sehr das Gepräge der verworfensten Gesinnungen zur Schau trug, auf ihn ausübte. Die Anwesenheit einer weiblichen Person diente ebenfalls nicht zu seiner Beruhigung, und er bekundete dies, indem er Magnus heimlich fragte, zu welchem Zwecke er diese mitgebracht habe.

Leicht gelang es diesem, ihn zu überzeugen, daß Cornelia als Vermittlerin des Verkehrs zwischen ihm selbst und Reiber unumgänglich notwendig gewesen und es nur ihrem Scharfsinn zu danken sei, wenn sie nicht von dem wachsamen Förster gestört würden.

Reiber endlich hielt sich beständig im Hintergrunde. Er zeigte das demütig kriechende Wesen eines verschlagenen Hundes; er sprach nicht anders, als wenn er gefragt wurde; die Hände hatte er gefaltet, die Augen mit leidendem Ausdruck gesenkt.

Das Licht warf einen matten Schein durch das Gemach, und gespannt harrten alle darauf, daß das Werk, zu dem man sich vereinigt hatte, in Angriff genommen würde, als Theodor wiederum das Wort ergriff:

„Ich mache noch einmal aufmerksam darauf," hob er an, indem er sich in die Brust warf, „daß ich mir Ihren Beistand zu einem Unternehmen ausbedungen habe, das sich streng in den Grenzen der Rechtlichkeit bewegt. Ich brauche also nicht zu erinnern, daß niemand wagen darf, die ihm von mir erteilte Befugnis zu überschreiten, oder Gegenstände anzurühren, die anzutasten wir kein Recht be-

sitzen. Ursprünglich gegen eine größere Anzahl von Zeugen gestimmt, habe ich mich schließlich dennoch damit einverstanden erklärt. Es ist dies besser, weil ich in die Lage versetzt werden könnte, durch Zeugen zu beweisen, daß es mir einzig und allein darum zu tun gewesen, den Inhalt eines mir rücksichtslos vorenthaltenen Schriftstückes kennen zu lernen."

Magnus nickte zustimmend, Reiber verbeugte sich untertänig, wogegen Sauer, wie beleidigt, erklärte, daß er ein ehrlicher Handwerker sei und, nachdem er die eingegangene Verpflichtung gelöst, nichts mehr da zu suchen habe.

„Sie haben den Schlüssel mitgebracht?" fragte Theodor.

„Hier ist er, gnädiger Herr," erwiderte Sauer, einen Schlüssel mit seltsam geformtem Bart aus der Tasche ziehend, „wenn der gnädige Herr mir gefälligst das Schloß zeigen und zugleich leuchten wollen, will ich versuchen, ob er schließt."

Theodor ergriff das Licht und begab sich an den Wandschrank, Sauer trat an seine Seite und prüfte blinzelnd das Schlüsselloch. Dicht an diese beiden heran aber drängten sich Cornelia und Magnus, während Reiber, einer lauernden Katze ähnlich, an der Türe stehen blieb.

Totenstille trat ein; nur das gepreßte, erwartungsvolle Atmen des einen und des anderen war vernehmbar.

Leise knackend wand sich der Schlüssel unter Sauers geschickter Hand tiefer in die Öffnung hinein, bis er endlich nach rechts um eine Vierteldrehung nachgab.

„Jetzt muß es sich entscheiden," flüsterte Sauer; zugleich umklammerte er den Griff des Schlüssels fester, und klingend wich der Riegel unter dem auf ihn ausgeübten Drucke zurück.

„Aha, ein doppelter Schnepper," bemerkte Sauer triumphierend, als die Tür noch nicht aus ihren Fugen weichen wollte, und fast gleichzeitig knackte das Schloß zum zweiten Male, worauf die Tür sich fast von selbst öffnete.

„Niemand rührt etwas an," befahl Theodor, den die Spannung fast zu ersticken drohte, als er sich so nahe an

seinem Ziele sah, „nur Sie allein sollen Ihre Kunst jetzt an dem zweiten Schloß erproben," wendete er sich an den Uhrmacher.

Dieser neigte den Kopf bis dicht vor das verschlossene Fach, scheinbar, um aus der Form des Schlüssellochs den Mechanismus des Schlosses zu erraten, in der Tat aber, um die Aufregung zu verbergen, die sich beim Anblick der nur wenige Zoll von ihm liegenden Geldrollen seiner bemächtigt hatte.

„Es gehört eine gute Hand dazu, das kleine Werk zu öffnen," sagte er, wie zu sich selbst sprechend, während seine Augen hinter den geröteten und zuckenden Lidern hervor die Geldrollen gleichsam verschlangen; „aber wir wollen sehen, was sich tun läßt; 's kann kaum schlimmer sein, als eine Feder in eine Zylinderuhr einzusetzen."

So sprechend nahm er ein großes Bund mittelst eines Drahtringes zusammengehaltener Instrumente zur Hand, wie sie die Schlosser zum Öffnen schadhaft gewordener Schlösser bei sich zu führen pflegen. Mit kundigem, sicherem Blick fand er das seinen Zwecken entsprechende Werkzeug heraus, und unter den vor Erwartung glühenden Augen der beiden Vettern schob er es in das Schlüsselloch hinein.

Es war nur ein einfacher Doppelhaken, dessen er sich bediente, doch keine zwei Minuten hatte er mit ihm in dem Schloß herumgetastet, als er plötzlich einen festen Halt fühlte und auf einen verhältnismäßig leichten Druck der Riegel zurücksprang.

Prüfend zog er an der Schublade, und diese gab nach; doch öffnete er sie nur einen halben Zoll weit.

„Meine Herren, ich habe mein Versprechen gelöst," sagte er sodann, indem er bescheiden einen Schritt zurücktrat und unbemerkt mit Cornelia einen Blick des Einverständnisses austauschte, „ein jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, daher erlaube ich mir, die gnädigen Herren daran zu erinnern, daß ich in keinen glänzenden Verhältnissen lebe und einzig und allein auf meinen Verdienst angewiesen bin."

Theodor ergriff das Licht und begab sich an den Wandschrank, Sauer trat an seine Seite und prüfte blinzelnd das Schlüsselloch. (S. 211.)

Ohne zu antworten, wollte Magnus sich vor Sauer hindrängen; da legte Theodor seine Hand auf das Schubfach.

„Halt!“ gebot er, „es wird nicht eher geöffnet, als bis ich weiß, daß alles wieder so verschlossen werden kann, wie es gewesen ist.“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete Sauer grinsend, „es käme nur darauf an, mein Honorar auf einige Taler zu erhöhen.“

„Das ist Nebensache,“ versetzte Theodor, „auch ohne Ihr Fordern hätten wir Ihnen die kleine Mühe reichlich vergolten — gehen wir also ans Werk.“ Bei diesen letzten Worten, die seinem Vetter galten und mehr geröchelt als gesprochen wurden, zog er das Fach so weit heraus, daß er einen vollen Anblick des Inhaltes gewann. Magnus stand neben ihm, gierig zwischen den wohlgeordneten Papieren spähend. Keiner wagte zu sprechen oder die Hand nach den frei daliegenden Gegenständen auszustrecken. Es war, als hätte im entscheidenden Augenblick noch eine letzte Probe von Scheu sie an der Ausführung der schmachvollen Tat hindern wollen. Doch nur einige Minuten dauerten die Zweifel.

„Mein Testament,“ las Theodor, indem er mit bebender Hand ein doppelt und dreifach versiegeltes Paket emporhob, es aber sogleich wieder beiseite legte.

„An Fortis,“ las Magnus auf einem anderen, durch die Entfernung des Testamentes sichtbar gewordenen Schreiben, und gierig griffen beide Vettern zugleich nach diesem.

„Untersuchen wir gemeinschaftlich, was der Brief enthält,“ flüsterte Theodor, der ebensowenig, wie Magnus, die Beute fahren lassen wollte.

Letzterer faßte den Umschlag an dem äußersten Zipfel, Theodor fuhr mit der Hand hinein und zog einen in Briefform zusammengefalteten Bogen hervor.

„Wenig,“ versetzte Theodor, „wahrscheinlich aber dafür um so wichtiger.“

Behutsam stellte er das Licht auf den Eckrand der Schublade, worauf er den Brief entfaltete.

Ein zweites zusammengefaltetes Papier fiel ihm dar-

aus entgegen, und wiederum griffen beide Vettern zugleich darnach.

Diesmal war Magnus der Glückliche. Er hielt das Papier kaum zwischen seinen Fingern, als er es auch schon auseinandergeschlagen hatte.

„Verflucht!“ rief er aus, nachdem er einen Blick auf die gebleichte Schrift des zerknitterten, offenbar mit vieler Vorsicht wieder geglätteten, unvollständigen Papierstreifens geworfen hatte, „eine fremde Sprache, — und wir sind so klug, wie vorher!“

„Ruhig, Vetter,“ flüsterte Theodor, „wir sind nicht allein,“ und er sandte einen bedeutungsvollen Blick rückwärts auf Sauer und Cornelia, die, gleich Reiber, mit Spannung zu ihnen hinüberschauten. „Französisch ist es nicht,“ fuhr er fort, nachdem er das in Magnus' Händen befindliche Papier flüchtig geprüft.

„Aber leider englisch,“ versetzte Magnus, mit dem Finger auf ein ihm bekanntes Bindewort weisend, „hol's der Teufel! Jedenfalls hat der Wisch eine hohe Bedeutung, oder er wäre nicht so sorgfältig aufbewahrt worden. Außerdem scheint es nur der Teil eines zerrissenen Briefes zu sein; zeige her, vielleicht steckt die andere Hälfte noch in dem Bogen.“

Theodor öffnete den Bogen ganz, ohne etwas anderes zu entdecken, als daß der auf ihm von des Majors Hand geschriebene Brief nicht beendigt worden war, also auch hier eine voraussichtlich nur unzureichende Aufklärung zu erwarten sei.

„Wer weiß, — das Blatt mag gar keinen Zusammenhang mit Fortis haben,“ bemerkte Theodor enttäuscht, „vielleicht das letzte Andenken irgendeiner Person, die in näherer Beziehung zu dem Burschen gestanden hat; möglich, der Onkel gibt uns hier Aufschluß darüber.“

Nach diesen Worten hob er den Brief empor, und beide lasen ihn still für sich.

„Mein lieber Fortis,“ begann das Schreiben, „meine Absicht, Dich an Deinem mutmaßlich fünfundzwanzigsten

Geburtstage, dessen Datum ich auf gut Glück bestimmte, über Deine Vergangenheit, soweit sie mir selbst bekannt, aufzuklären, könnte durch meinen Tod hintertrieben werden. Ich will daher sicher gehen und alles, was ich von Dir und über Dich weiß, niederschreiben und damit eine heilige Pflicht erfüllen, die ich Dir gegenüber auf mich nahm. So lange ich Dich kenne, bist Du stets ein dankbarer, anhänglicher Mensch gewesen. Wie ich Dich allmählich von Herzen lieb gewann und es nie bereute, Dich in meinen Schutz genommen zu haben, brauche ich hier wohl kaum zu wiederholen; ich deute nur an, daß mich oft genug der heimliche Wunsch beschlich, daß Du wirklich mein Sohn sein möchtest, wofür Du ohnehin, jedoch mit Unrecht, von vielen Seiten gehalten wirst. Uns beiden hat das Geschick einen innigen Wunsch unerfüllt gelassen. Mir, indem es mir versagte, meinen Namen auf einen leiblichen Erben übertragen zu können; Dir, indem es Dir den engeren Verkehr mit Deinen leiblichen Eltern nicht gönnte. Trösten wir uns; gegen den Willen der Vorsehung kämpfen Sterbliche vergeblich."

Hier blickten die beiden Vettern, von den gleichen Gefühlen beseelt, sich gegenseitig triumphierend in die Augen.

„Also doch nicht sein Sohn," bemerkte Theodor, tief aufseufzend.

„Nein, nicht sein Sohn," bekräftigte Magnus, und ihre Blicke senkten sich wieder auf den Brief. Dieser aber lautete weiter:

„Nicht einmal einen Namen hast Du, armes Kind, der Dir ermöglichte, Nachforschungen nach Deinen Eltern anzustellen; denn den Namen, den Du jetzt führst, habe ich Dir gegeben. Es ist ein guter Name, dem Du Ehre machen wirst und der Dir nicht zum Nachteil gereicht. In meinem Testamente habe ich mich ausführlicher darüber ausgesprochen, außerdem Bestimmungen getroffen, die Dir beweisen werden, daß meine Zuneigung zu Dir auch noch über das Grab hinaus reicht.

„Ich wiederhole diese Anordnungen hier nicht, ebenso

wie ich vermieden habe, in meinem von fremden Augen zu lesenden Testamente mich betreffs Deiner Herkunft zu äußern. Dein Herkommen ist Dein Geheimnis und kümmert sonst niemand; lebe hinfort glücklich und zufrieden als Fortis Hainfeld. Sollte indessen der Zufall Dich insoweit begünstigen, daß Du noch einmal auf die richtige Spur Deiner Eltern gelangtest oder sie gar wiederfändest, so kannst Du ja noch immer tun, was Dir am angemessensten erscheint. Eine Dir sodann notwendig erscheinende Änderung Deines Namens beeinflußt in keiner Weise meine testamentarischen Verfügungen.

„Ich wünsche, auch nach meinem Tode von Dir in gutem Andenken behalten zu werden; daher will ich vor allen Dingen den Vorwurf abschwächen, den Du mir darüber machen könntest, nicht früher Deine Vergangenheit zum Gegenstand ernster Erörterungen zwischen uns gemacht zu haben. Ich sage Dir die Gründe, weshalb ich es vorzog, dies nicht zu tun, und Du wirst begreifen, daß ich verständig und mit Überlegung handelte.

„Meine Hauptaufgabe war, Dir eine gediegene Schulbildung angedeihen zu lassen, die Dich dazu befähigt, in allen Lagen des Lebens auf Dich und Deine eigene Kraft zu bauen. Du erleichtertest mir diese Aufgabe, indem Du Dich mit dem Märchen: Du seist eine Waise, der Sohn entfernter Verwandter, den ich des Namens wegen zu mir genommen, in kindlichem Vertrauen begnügtest, sorglos und heiter in den Tag hinein lebtest und Dich nebenbei als einen fleißigen und gewissenhaften Zögling auswiesest. Hätte ich Dir die Wahrheit in ihrem vollsten Umfange früher eingestanden, würde es ohne Zweifel anders, aber nicht besser gekommen sein. Wie ich Deinen Charakter beurteile, der, eine seltsame Mischung von jugendlicher Leichtfertigkeit und achtungswertem, männlichem, jedoch zuweilen etwas übertriebenem Stolze, gern zum Enthusiasmus hinneigt, würdest Du wahrscheinlich Deinen Frohsinn eingebüßt und Dich mit ganzer Seele an das Hirngespinst gehangen haben: die schwachen und höchst unzuverlässigen Spuren, die anzugeben ich im-

stande bin, zum Zweck der Auffindung Deiner Eltern, bis ans Ende der Welt zu verfolgen. Deine Studien wären dadurch unterbrochen worden, Deine besten Lebensjahre hättest Du hingegeben, um endlich nach vielen bitteren Täuschungen einzusehen, daß Du einem leeren Phantom nachgejagt. Von mir selbst will ich nicht sprechen, nicht davon, daß es mich schmerzlich berührt hätte, mich von Dir trennen zu müssen, und zwar zu einer Zeit, in der Deine Ausbildung gerade die größte Aufmerksamkeit erforderte.

„Nachdem Du Dein mutmaßlich fünfundzwanzigstes Jahr zurückgelegt hast — und auch jetzt schon, wenn ich vorher sterben sollte — üben die erwähnten Entdeckungen hoffentlich keinen nachteiligen Einfluß mehr auf Dein Gemüt aus. Du besitzest genug Ernst und überlegende Ruhe, um nicht blindlings in die Welt hineinzustürmen. Du wirst die Sachen nehmen, wie sie sind; nach einigen mißglückten Versuchen nicht mit dem Geschick hadern, nicht Dich zu neuen Tollheiten hinreißen lassen. Nachdem du begriffen, daß alle Deine Mühe fruchtlos, wirst Du Dich als Mann in das Unabänderliche fügen und allmählich zu der Überzeugung gelangen, daß man als Fortis Hainfeld ebenfalls glücklich leben kann. Und wer vermag's zu entscheiden, lieber Fortis? Es ist zuweilen recht gut, wenn wir nicht zu viel wissen. Wird uns durch das Geschick irgend etwas vorenthalten, so hat es seine Gründe, weshalb es dies tut. Eigne Dir diesen von der Lebensweisheit diktierten Spruch an, und Du wirst finden, daß er nicht wenig zur Ruhe des Gemütes beiträgt.

„Es bleibt mir nur noch übrig, Dir mitzuteilen, wo und wie Du in meine Hände kamst, und wo die Spuren beginnen, die Dich im günstigsten Falle in das Haus Deiner Eltern führen. Ich hebe mir das indessen für eine andere Zeit auf — heute oder morgen werde ich ja wohl nicht sterben — für eine andere Zeit, in der ich mich in einer entsprechenderen Stimmung befinde, die mir heute durch das viele Schreiben und den Inhalt des Geschriebenen in eine zu ernste verwandelt worden ist."

Es erfolgte eine Pause, während deren sich die beiden Vettern mit den Augen maßen.

„Das wäre also die Geschichte," bemerkte Theodor, indem er den Bogen von allen Seiten betrachtete, ob ihm nicht irgendeine Nachschrift entgangen sei, „schade, daß das Ende fehlt."

„Was kümmert es uns, auf welcher Straße der Bursche aufgesammelt wurde," entgegnete Magnus mit boshaftem Hohn, „wir wissen jetzt alles, was zu wissen wir nur wünschen können, und mehr als genug, um für unsern ziemlich kostspieligen Besuch belohnt zu sein. Welches Recht hätte der verlorene Sprößling eines Handwerkers oder Tagelöhners?"

Theodor blickte Magnus eine Weile sinnend an. Auch aus seinen Augen leuchtete ein heller Triumph, jedoch vermischt mit Zweifeln.

„Aber hier?" fragte er so leise, daß Sauer und Cornelia ihn nicht verstanden, und zugleich tupfte er leicht mit dem Finger auf das Testament.

„Sei's, — er wird ihm zehn- oder zwanzigtausend Taler vermacht haben, und damit fertig," erwiderte Magnus achselzuckend.

„Oder auch mehr," warf Theodor besorgt ein, „und selbst zwanzigtausend Taler ist eine erhebliche Summe, wenn man sie verlieren soll."

„Wer weiß, ob er jemals einen Pfennig erhält?" versetzte Magnus, und seine Stimme erstarb in einem unheimlichen, röchelnden Kichern. „Der Onkel, in seiner freundlichen Fürsorge für den zweideutigen Findling, hat uns, ohne es zu ahnen, eine Waffe in die Hände gegeben, die, richtig geführt, entscheidend treffen muß."

„Ich verstehe dich nicht," flüsterte Theodor, seine geschwollenen Augen vor Überraschung weit aufreißend.

„Laß nur jetzt," entgegnete Magnus geheimnisvoll, mit dem Daumen der rechten Hand nach rückwärts weisend. „Später, wenn wir allein sind, mehr; beeilen wir uns, alles

wieder an Ort und Stelle zu bringen; ich fühle mich nicht sicher, bevor ich das Schloß im Rücken habe."

Auf solche Weise an die Gegenwart gemahnt, schob Theodor hastig den Brief, in den er das zerrissene und beschriebene Papier eingeschlagen hatte, wieder in das Kuvert zurück, worauf er sich dem nahe der Tür stehenden Sauer zuwendete.

„Seht her," erklärte er mit feierlichem Ernst, „dieser Brief war nicht versiegelt; was ich zu erfahren wünschte, habe ich teilweise erfahren, und unversehrt lege ich alles an seinen gewohnten Platz. Tretet näher und überzeugt euch."

Die Angeredeten leisteten der Aufforderung Folge. Theodor ergriff das Licht, und nachdem er die Briefschaften genau so geordnet, wie sie gelegen hatten, drückte er die Schublade vorsichtig in ihr Fach hinein.

„Tun Sie jetzt Ihre Schuldigkeit," wendete er sich an Sauer, der hinter ihm stand und, wie vor Ungeduld, mit seinen Dietrichen klingelte.

Magnus trat zurück, um Sauer nicht in seinen Bewegungen zu hindern, Theodor stellte sich leuchtend etwas zur Seite, und schneller, als ihm das Aufschließen gelungen war, schob der Uhrmacher den Riegel wieder vor. Kaum aber verkündete das laute Knacken, daß die Schublade verschlossen sei, da drängte Cornelia sich mit allen Zeichen des Entsetzens vor den Wandschrank hin.

„Man kommt, man belauscht uns!" rief sie mit gepreßter Stimme, und zugleich blies sie das in Theodors Hand befindliche Licht aus, „retten wir uns! Um Gottes willen, — oder wir sind verloren!"

Totenstille trat nach diesen Worten in dem verfinsterten Gemache ein. Ein lähmender Schrecken hatte sich aller bemächtigt; niemand wußte, wohin er sich wenden sollte, um der drohenden Entdeckung zu entgehen. Nur Sauer, der innerlich über seinen und Cornelias Kunstgriff jubelte, behielt seine Überlegung.

„Rühre sich niemand von der Stelle," flüsterte er in dringendem Tone, und das leise Klirren der Dietriche über-

tönte das reibende Geräusch, das er durch das Hervorziehen mehrerer Geldrollen erzeugte, deren Lage er sich vorher genau gemerkt hatte; „verliere niemand die Ruhe!“ ermahnte er noch dringender, indem er der hinter ihm stehenden Genossin seinen Raub darreichte. „Werden wir in Gesellschaft der Herren in der Wohnung des Herrn Majors angetroffen, so ist's immer noch kein Unglück — was will man uns anhaben — allein den Schrank darf man nicht offen finden, und außerdem muß es hell hier sein, damit man nichts Böses von uns denkt!“

„Ich werde das Licht wieder anzünden,“ stammelte Theodor, vor Entsetzen kaum noch fähig, ein Wort hervorzubringen.

„Noch nicht, noch nicht,“ entgegnete Sauer, der sich seiner Überlegenheit sehr wohl bewußt war und nicht bezweifelte, daß seine Anordnungen mit ängstlicher Pünktlichkeit ausgeführt werden würden, „der Schrank muß erst wieder verschlossen sein; ich werde es schon im Dunkeln machen können; nur ein halber Blick durch die kleinste Ritze in das erhellte Gemach, so lange diese Tür offen steht, und wir sind verloren.“

Absichtlich hatte Sauer seine Rede so sehr in die Länge gezogen, denn die Gelegenheit war zu günstig, als daß er nicht immer wieder die Hand nach den in seinem Bereich befindlichen Rollen hätte ausstrecken mögen. Bei den letzten Worten aber schob er die Tür behutsam zu, den bereit gehaltenen Schlüssel führte er tastend in die Öffnung, und zweimal hintereinander klang der von festen Federn gehaltene Riegel unter seinem geübten Griff.

„Gott sei Dank,“ flüsterte er tief aufatmend, „die Gefahr ist abgewendet, mag jetzt kommen, wer will, eine Ausrede wollen wir schon finden, und nun können der gnädige Herr immerhin das Licht anzünden.“

In der nächsten Minute flackerte das Licht auf, spärlich beleuchtend fünf Physiognomien, in die das durch den empfundenen Schrecken verjagte Blut noch nicht wieder zurückgekehrt war.

Sauer und Cornelia, die ein so kühnes Spiel mit den beiden Vettern getrieben hatten, schienen am meisten von Furcht heimgesucht zu sein und äußerten das dringende Verlangen, baldmöglichst aus der Falle geführt zu werden.

Sauer wandte sich mit einem grimmigen Fluche an Reiber.

„Mann, wenn Euch etwas an Eurer und unserer Ehre gelegen ist, so schleicht hinaus und späht, von welcher Seite die Gefahr droht! Ich kann mir nicht denken, daß du dich getäuscht hast," wendete er sich schließlich an Cornelia, die auf den Zehen nach dem nächsten Fenster hingeeilt war und dort mit erheuchelter ängstlicher Spannung lauschte.

„Und dennoch habe ich mich wohl getäuscht; ich hörte das gleiche Geräusch eben jetzt wieder," entgegnete Cornelia, wie erleichterten Herzens, „es muß davon herrühren, daß draußen ein Zweig gegen die Fensterladen reibt."

„Vorsicht ist zu allen Dingen gut," versetzte Theodor, durch Cornelias Erklärung beruhigt, und mit der Beruhigung stellte sich auch wieder jener hervorragende Zug vornehmen Stolzes ein, „wir haben uns zwar keine sträfliche Handlung zuschulden kommen lassen, allein es braucht doch niemand zu wissen, was hier vorgegangen ist. Gehen Sie daher hinaus, mein lieber Reiber, und harren Sie vor der Hintertüre auf uns."

„Sehr wohl, gnädigster Herr," antwortete Reiber, sich tief verneigend.

„Achten Sie genau auf die Umgebung," fügte Theodor noch hinzu, „und lassen Sie alle Türen hinter sich offen; wir werden gleich bei Ihnen sein."

„Sehr wohl, gnädigster Herr," wiederholte Reiber unterwürfig und verschwand rasch in der Dunkelheit.

„Und nun zu Ihnen, mein Freund," wendete Theodor sich darauf an den Uhrmacher, indem er ihn herablassend an der Schulter berührte. „Sie haben Ihre Sache gut gemacht; ich bin zufrieden mit Ihnen, und in der Erwartung, daß Sie mir durch unzeitiges Plaudern keine — nun, wie soll ich sagen — keine Unbequemlichkeiten bereiten,

lege ich Ihnen noch die Hälfte zu dem ausbedungenen Preise zu."

So sprechend zählte er das Geld auf den Tisch, und nachdem Sauer die Münzen mit seinem einfältigsten Grinsen zu sich gesteckt, machte Theodor Miene, das Licht wieder auszulöschen.

„Geht jetzt hinaus," sagte er zu Magnus, der in der letzten Zeit in tiefes Brüten versunken dagestanden hatte und alles um sich her vergessen zu haben schien, „der Sicherheit wegen will ich euch bis auf die Straße begleiten, wo dann jeder die ihm beliebige Richtung einschlagen kann. Wir müssen uns in den nächsten Tagen sprechen," flüsterte er darauf seinem Verwandten noch besonders zu, als dieser, dem Uhrmacher und Cornelia nachfolgend, an ihm vorüberschritt, „die Entdeckungen sind zu wichtig; wir müssen uns über unsere Handlungsweise verständigen; denn geschehen muß etwas, solange es noch Zeit ist."

„Es muß und wird etwas Entscheidendes geschehen," erwiderte Magnus ebenso heimlich, „ich bedarf nur einiger Zeit, um mir die Geschichte gehörig zu überlegen."

Theodor blickte den sich Entfernenden so lange nach, bis sie die Hausflur erreicht hatten. Einen flüchtigen Blick warf er durch das Gemach, prüfend, ob sich alles in gewohnter Ordnung befinde; dann verlöschte er das Licht, und die Tür sorgfältig hinter sich ins Schloß ziehend, folgte er den Vorausgegangenen nach.

Auf der Stufenerhöhung vor dem Hinterhause traf er mit den Genossen zusammen, wo er zu seinem Schrecken gewahrte, daß alle wie festgebannt dastanden und keiner sich von der Stelle zu rühren wagte.

„Was ist vorgefallen?" fragte er besorgt, seine Stimme zum leisesten Flüstern herabdämpfend.

„Der Förster!" antwortete Sauer, dem jetzt vor wirklicher Furcht die Knie schlotterten.

„Wo?" fragte Theodor, wie vom Donner gerührt.

„Er selbst ist noch nicht da," sagte Reiber, indem er

dicht an Theodor herantrat, „ich hörte aber seinen Hund schnuppernd durch das Gebüsch brechen."

„Kann es nicht einer von den Hofhunden gewesen sein?"

„Nein, nein, gnädigster Herr," lautete Reibers Antwort, „die Hofhunde habe ich selbst an die Ketten gelegt; außerdem kommen die nicht in diesen Teil des Gartens."

Ein scharfer Pfiff drang aus dem Park herüber. Er galt offenbar dem umherstreifenden Hunde, den der heimkehrende Förster an sich lockte.

„Vorwärts!" flüsterte Magnus, der noch am wenigsten die Besinnung verloren hatte, „dreihundert Schritte ist er mindestens noch entfernt, und bevor er heran ist, können wir längst in Sicherheit sein. Reiber, gehen Sie gleich nach Hause; Sie dürfen um keinen Preis bei uns getroffen werden. Sauer und Cornelia, ihr entflieht auf demselben Wege, den ihr gekommen seid, wir folgen euch langsamer nach, um den Rückzug zu decken. Aber vorwärts jetzt und schnell!"

Doch dieser Mahnung bedurfte es nicht. Reiber, der vor allen Dingen auf seine eigene Sicherheit bedacht war, hatte sich schon entfernt, noch bevor Magnus ausgesprochen; aber auch Sauer und Cornelia vernahmen nicht sobald den ihnen erteilten Rat, als sie von der Erhöhung hinunterschlüpften und flüchtigen Fußes auf dem bekannten Wege um den Schloßflügel herumeilten.

„Der verfluchte Förster," murmelte Theodor zaghaft, indem er an Magnus' Seite ebenfalls die von Sauer innegehaltene Richtung einschlug, „wo er nicht sein soll, da ist er; überall steckt er seine Nase hinein. Hätten ihm doch lieber die Wilddiebe eins auf den Pelz gebrannt."

„Wäre von seiner Seite Verrat zu befürchten, könntest du da nicht selber die Rolle eines Wilddiebes übernehmen?" fragte Magnus mit schneidender Kälte. „Jedenfalls wäre es besser, der Teufel holte die Kanaille, als daß du an den Pranger kämst, was dich höchstwahrscheinlich aus der Liste der Erben des Onkels streichen würde."

„Wäre dir wohl damit gedient," entgegnete Theodor, „wollen indessen hoffen —"

Was er weiter sagen wollte, schnitt der Hund ab, der plötzlich vor die beiden Verbündeten hinsprang, dann aber, nachdem er Theodor erkannt hatte, wieder blitzschnell in der Dunkelheit verschwand.

Herzbusch pfiff abermals. Der Ton kam schon vom Schlosse her, während die beiden Vettern erst in dem Obstgarten dicht an den langen Wirtschaftsgebäuden hinschritten, Sauer und Cornelia dagegen kaum die den Garten von der Straße trennende Mauer erreicht haben konnten.

Auf den Pfiff des Försters schlug der Hund plötzlich grimmig an, und die Vettern errieten zu ihrem Entsetzen aus dem Geräusch, daß das wachsame Tier der Mauer zustürmte.

„Nimrod! Hier heran!" rief Theodor, der das Schlimmste befürchtete.

Doch der Hund hörte nicht auf ihn, sondern setzte seinen Angriff fort, der damit endigte, daß zuerst ein Angstschrei und darauf ein mit gepreßter Stimme hervorgestoßener Fluch durch die Nacht schallten.

Gleich darauf ertönte aber auch die Stimme des Försters, der, spornstreichs um den Flügel des Schlosses herumeilend, den Hund an sich lockte.

Auf den Ruf seines Herrn kam der Hund zwar zurück, doch wurde Herzbusch dadurch nicht abgehalten, sich schleunigst nach der Stelle hinzubegeben, von woher er zuerst Theodors Stimme und demnächst den Schmerzensruf vernommen hatte.

„Wer ist da?" fragte er laut und drohend, sobald er sich überzeugt hatte, daß in geringer Entfernung von ihm Leute gingen.

Theodor, der einsah, daß die Entdeckung unvermeidlich war, blieb stehen, dagegen ließ Magnus, infolge einer flüchtig getroffenen Verabredung, sich dadurch nicht an der Fortsetzung seiner Flucht hindern.

„Aber mein lieber Herzbusch, wie können Sie so unvorsichtig sein, Ihrem bekanntlich sehr bösen Hunde zu gestatten, frei herumzurevieren?“ fragte ersterer als Antwort zurück. „Wenn ich mich nicht täusche, hat er auf offener Landstraße friedliche Wanderer angegriffen!“

„Ah, Sie sind es, Herr von Lehmburg,“ versetzte Herzbusch befremdet, indem er näher trat, „entschuldigen Sie, ich glaubte, Sie seien bereits wieder abgereist, und konnte daher nicht erwarten, Sie hier zu treffen.“

„Es war ursprünglich meine Absicht, mich nur einige Stunden aufzuhalten, um meine Pferde verschnaufen zu lassen, da mich aber der Abend überraschte, zog ich es vor, zu übernachten.“

„Das konnte ich freilich nicht wissen, Herr von Lehmburg,“ bemerkte der Förster höflich, indem er sich langsam der Mauer zu in Bewegung setzte, wohin Theodor ihm zögernd folgte, „aber verzeihen Sie, ich kenne meinen Hund, er ist nur gegen Fremde bösartig, und auch dann nicht einmal, wenn sie sich im Wege befinden. Er würde schwerlich den Lärm erhoben haben, wären die Leute, die er dort drüben erschreckte, nicht auf dieser Seite der Mauer gewesen, — Herr von Lehmburg müssen es ja selbst gehört haben.“

„Ja, ja, mein lieber Herzbusch, ich hörte ein verdächtiges Geräusch,“ erwiderte Theodor mit eigentümlicher Hast, „und da ich Sie fern wußte, ging ich hier heraus, um mich von dessen Ursache zu überzeugen. Es scheint jedoch nichts gewesen zu sein — vielleicht ein verspätetes Liebespärchen —“

„Es steigt jemand über die Mauer,“ fiel der Förster Theodor in die Rede, seine Schritte beschleunigend, denn sein geübtes Ohr unterschied, daß die obersten, lose übereinander geschichteten Steine der Mauer unter einer sie ungleichmäßig beschwerenden Last knirschten. „Ich will wenigstens wissen, wer sich zu so ungewöhnlicher Stunde hier eingedrängt hat!“

„Bleiben Sie, mein lieber Herzbusch,“ versetzte Theodor unruhig, indem er den Förster am Arme zurückhielt, „man

muß nicht zu diensteifrig sein, alter Freund. Leute meines Schlages haben manchmal ihre kleinen Abenteuer — Sie werden mich verstehen — die sie nicht gern der Öffentlichkeit preisgeben möchten — ich schlage deshalb vor, wir kümmern uns nicht weiter um den Urheber des Geräusches und suchen unsere Lager auf."

„Ah," sagte Herzbusch verwundert und wie zum Zeichen des Einverständnisses — doch war er keineswegs von dem unbestimmten Argwohn befreit, der in ihm wachgerufen worden war, „unter solchen Umständen habe ich allerdings dort drüben nichts zu suchen; es sollte mir nur leid tun, wenn der Hund es nicht beim Erschrecken hätte bewenden lassen."

„Nun, es wird wohl nicht viel zu sagen haben," entgegnete Theodor, jetzt ohne Verzug den Rückweg nach dem Schlosse einschlagend, „erweisen Sie mir nur den Gefallen, nicht weiter über die Geschichte zu sprechen; Sie wissen, der Major versteht in solchen Dingen keinen Spaß."

„Herr von Lehmburg können überzeugt sein, daß ich mich nicht in fremde Angelegenheiten mische," versetzte Herzbusch. Doch ebensowenig, wie dieser sein tiefgewurzeltes Mißtrauen zu überwinden vermochte, fühlte Theodor sich mit der Versicherung des Försters zufriedengestellt. Es hatte für ihn etwas im Tone der Stimme gelegen, das weit entfernt davon war, ihm Beruhigung zu gewähren.

Den Rest des Weges bis zum Schlosse legten sie schweigend zurück, und mit kurzem Gruß trennten sie sich auf dem Hausflur voneinander.

Erst als es zu tagen begann, sank Theodor, den die furchtbarste geistige Aufregung so lange wach gehalten hatte, in einen unruhigen Schlummer. Der Förster hatte um diese Zeit schon ausgeschlafen und benutzte das erste Morgenlicht, um die nächste Umgebung des Schlosses, namentlich aber den an die Wirtschaftsgebäude stoßenden Obstgarten und die diesen einfriedigende Mauer genau abzuspüren.

Ungefähr zu derselben Stunde erreichten Magnus und Sauer die Vorstadt. Sie waren nur langsam gewandert. Sauer gab vor, sich beim Hinüberklettern über die Mauer den Fuß verstaucht zu haben, was Magnus willig glaubte; denn daß die von Cornelia dem Uhrmacher heimlich wieder eingehändigten Geldrollen, zusammen mit den Diebesinstrumenten dessen Taschen zu schwer belasteten und ihn am schnellen Gehen hinderten, konnte er nicht ahnen.

Auch sie waren von Unruhe und Besorgnis gequält. Cornelia hatte den ersten Angriff des Hundes auszuhalten gehabt; sie erklärte zwar die an der Hüfte empfangene Verletzung für unerheblich; allein die Möglichkeit lag doch vor, daß die Wunde sich bei mangelnder Pflege in hohem Grade verschlimmerte und dadurch zur Entdeckung des nächtlichen Ausfluges führte.

Vierzehntes Kapitel.

Der bekämpfte Verdacht.

Der Major war mit seiner betagten Verwandten und den beiden jungen Leuten in der heitersten Stimmung von der Reise zurückgekehrt, und in gewohnter Weise verstrichen auf dem Edelhofe die Tage.

Bald auf dem Pfarrhofe, bald auf dem Schlosse trafen die drei jugendlichen Genossen zusammen; es wurde gescherzt und gelacht, es wurde gestritten und wieder ewiger Friede geschlossen, kurz, es war ein Leben, reich an den verschiedenartigsten Empfindungen, reich an Genüssen, deren einer in der anderen Gesellschaft sich erfreute.

Selbst die Meinungsverschiedenheiten, erzeugt durch Fortis' hochfahrendes Wesen und Gabrielens aufflammenden Zorn, die zuweilen einen unheilbaren Bruch hervorzurufen drohten, jedoch stets rechtzeitig von der verständigen Rosa ausgeglichen wurden, mußten ihre Reize haben, indem sie sich, trotz der heiligsten Versprechungen, gelegentlich immer und immer wieder erneuerten.

Nur nach einer Richtung hin — außer in ihrer tiefen Verehrung für die guten alten Leute — herrschte zu allen Zeiten eine seltene Übereinstimmung, nämlich in allem, was die Pflege der noch immer im Predigerhause krank darniederliegenden unglücklichen Fremden und deren schwächlichen Kindes betraf.

Cornelia war am dritten Tage nach ihrem Eintreffen des Morgens nicht aufgestanden und hatte seitdem, also schon seit fünf oder sechs Tagen, das Bett nicht verlassen.

Seltsamerweise hatte sie den ihr angebotenen ärztlichen Rat mit unerklärlichem Eigensinn streng zurückgewiesen. Sie gab vor, nur an einer furchtbaren Entkräftung, den nächsten Folgen der schweren Seelenkämpfe, die sie in jüngster Zeit zu bestehen gehabt, zu leiden, und daß einige Tage Ruhe sie wieder in den Stand setzen würden, sich frei zu bewegen.

Im Verkehr mit ihren Wohltätern wurde übrigens von Tag zu Tag eine größere Wandlung an ihr bemerkbar. Die wilden Ausbrüche des Schmerzes, die sie in der ersten Zeit, vorzugsweise wenn sie die dem kränklichen Kinde zugewendete Sorgfalt beobachtete, zur Schau trug, wiederholten sich seltener und räumten einem dumpfen Brüten ihre Stelle ein. Die fortgesetzten Beweise des Wohlwollens schien sie zwar noch mit innerlichem Widerstreben entgegenzunehmen, aber zugänglicher wurde sie doch den Worten des Trostes, die der Prediger ihr täglich bei seinen Besuchen spendete.

Solch rätselhaftes Benehmen befestigte natürlich bei allen, die mit ihr in Berührung kamen, die Überzeugung, daß sie noch weit elender sei, als zu offenbaren sie sich getraute. Um daher nicht ihren Kummer zu erhöhen, oder sie unabsichtlich zu kränken, vermied man mit Bedacht, die Zukunft zum Gegenstande der Unterhaltung mit ihr zu wählen.

Um so freudiger wurden dafür alle Hausgenossen überrascht, als am sechsten Tage ihrer Anwesenheit ein Brief eintraf, den sie, nachdem sie ihn gelesen, dem Pastor selbst einhändigte.

Der Brief war von einem Bruder ihres verstorbenen Gatten unterzeichnet, der den dringenden Wunsch aussprach, nachdem er endlich wieder von ihr gehört habe, sie zu sich in sein Haus zu nehmen, um sie weiterer Nahrungssorgen zu überheben. Neben den Worten der innigsten Dankbarkeit für ihre Wohltäter enthielt der Brief die Bitte, die vom Geschick so hart betroffene Frau, im Fall sie zum Gehen zu schwach sei, baldmöglichst zu Wagen nach der Stadt zu schicken, wo im Hause ihres Schwagers ihrer die herzlichste Aufnahme harre.

Freilich befremdete es den einen und den anderen, daß der Schwager nicht selbst kam, um sich persönlich von dem Ergehen seiner Verwandten zu überzeugen, doch erklärte Cornelia dies dadurch, daß ihr vorgeblicher Schwager im Besitz eines zwar nur kleinen Geschäftes sei, aus dem er sich indessen nicht auf einen ganzen Tag entfernen könne, ohne Nachteil zu erleiden.

Letzteres offenbarte sie mit sichtbarem Widerstreben; während sie sprach, stockte ihre Stimme oft, die Röte der Verwirrung breitete sich über ihr krankhaft bleiches Antlitz aus, und ängstlich vermied sie, den auf sie gerichteten teilnahmvollen Blicken zu begegnen.

Wie von allen erwartet sprach sie den dringenden Wunsch aus, sobald als möglich in die Stadt geschickt zu werden, und daher wurde der folgende Tag zur Abreise bestimmt.

Der Major, der auf die Mitteilungen über die im Predigerhause weilende Unglückliche dieser eine namhafte Unterstützung zugewendet hatte, beteiligte sich auch am letzten Morgen noch insoweit an dem gemeinschaftlichen Liebeswerke, daß er der Fremden einen bequemen Wagen zur Verfügung stellte und Reiber selbst ans Herz legte, recht vorsichtig zu fahren und nicht zu vergessen, daß eine Kranke im Wagen sitze.

Die Stunde des Aufbruchs war da; vor dem Vorgarten des Prediger-Hauses hielt der Wagen.

Schwer auf den Pastor gestützt trat Cornelia aus der Tür. Nur unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte gelang es ihr, sich vorwärts zu bewegen, denn bei jedem neuen Schritt hätte sie laut aufschreien mögen vor Schmerz, den ihr die verheimlichte und durch Vernachlässigung bösartig gewordene Verletzung in der rechten Seite verursachte.

Da fielen ihre Blicke auf Reiber, den Genossen und Mitwisser ihres jüngsten Verbrechens. Sie schauderte und drohte zusammenzubrechen.

„Es wird Ihnen schwer," sagte freundlich zuredend der Pastor, der die Bewegung gewahrte, jedoch falsch deutete, „noch ist es Zeit, andere Anstalten zu treffen; bleiben Sie noch einige Tage, Sie sollen mir in meinem Hause von neuem herzlich willkommen sein."

Wiederum erschütterte ein heftiges Zittern Cornelias Gestalt. Es war, als ob des Predigers gütige Worte sie bis in die Seele hinein getroffen hätten. Dann aber richtete sie sich freier empor, ihre Augen erglühten in ersterbendem Feuer: „Ich will fort, ich muß fort," erwiderte sie mit fester Stimme, „ich werde ruhiger werden daheim, wenn mich der Gedanke nicht mehr foltert, mit immer neuen Wohltaten überhäuft zu werden, die ich — die ich so wenig verdiene und nie in meinem Leben vergelten kann."

„Sprechen Sie nicht so, liebes Kind," entgegnete der Prediger sanft verweisend. „Sind wir doch alle darauf angewiesen, Wohltaten hinzunehmen, die wir nicht verdienen. Oder gibt es jemand, der auftreten dürfte und sagen: ich verdiene die Wärme und das Licht, die dort von der emporsteigenden Sonne so herrlich ausstrahlen und so mildtätig auf die Natur und die sie belebenden Geschöpfe einwirken? Wir nehmen die von Gott uns gebotenen Wohltaten hin, ohne ein Gefühl der Scham und des Unbehagens — sollten wir da gegen unsere Mitmenschen anders denken?"

„Ich muß fort, ich kann nicht länger warten," murmelte Cornelia, wie von den Furien der Hölle gegeißelt, und von dem Prediger liebevoll und schonend unterstützt, gelangte sie in den Wagen hinein.

Hinter dem Prediger drängte sich Rosa heran. Sie trug das Kind behutsam auf den Armen. Wie Cornelia, war auch dieses sauber, wenn auch nur einfach, eingekleidet worden.

Auch die Predigerin trat an den Wagenschlag, um ein Bündel mit Kleidungsstücken neben Cornelia auf den Sitz zu legen und ihr Geschenk mit den herzlichsten Segenswünschen zu begleiten.

Cornelia hatte das Gesicht abgewendet; in ihren Augen brannte es wie Feuer, aber sie blieben trocken; ihre Brust zerriß ein Schmerz, gewaltiger, qualvoller, als die heftig entzündete Verletzung in ihrer Seite.

Der Prediger empfand das innigste Mitleid mit dem Gemütszustande Cornelias und schloß leise den Wagenschlag. Reiber zog auf seinen Wink die Zügel straff und war im Begriff davon zu fahren, als eine neue Zögerung eintrat.

Gabriele erschien, offenbar in größter Eile, und winkte dem Kutscher, daß er warten möge.

Cornelia erbebte. Die Furcht vor der gesetzlichen Strafe war es indessen nicht mehr, was sie unablässig marterte; die feuchten Kerkermauern hatten für sie sogar ihre Schrecken verloren; denn lieber hätte sie eine zehnfache Strafe erduldet, als vor den Augen derjenigen, die sie so schmählich hinterging, entlarvt zu werden.

Ein flüchtiger Blick auf das heitere, im Sonnenschein der Unschuld strahlende Antlitz der herbeieilenden Gabriele beruhigte sie zwar wieder, aber ein neuer jäher Schmerz durchzuckte sie, als das liebliche Mädchen, noch ganz erregt von der schnellen Bewegung, ihr einen sinnig geordneten Blumenstrauß in den Wagen hineinreichte.

„Ich konnte Sie nicht abreisen lassen, ohne Ihnen noch ein Lebenszeichen von mir gegeben zu haben," sagte sie fast atemlos. „Ich weiß, in der Stadt sind Blumen nicht so leicht zu erschwingen, wie auf dem Lande, und die Blumen sind doch so schön."

Reiber, der ahnen mochte, daß im längeren Verkehr mit den gütigen Menschen Gefahr verborgen sei, überhob

Cornelia der Antwort, indem er die Spitze seiner Peitsche, wie zufällig, auf den Rücken der feurigen Pferde tanzen ließ, infolgedessen diese scharf anzogen.

„Glückliche Reise!“ hieß es von allen Seiten, und dahin rollte der Wagen in scharfem Trabe; vorn auf dem Bock das Verbrechen in demütiger und doch selbstbewußter Haltung, hinten im Wagen dagegen die Sünde in tiefster Zerknirschung. —

„Wohin befehlen das gnädige Fräulein?“ fragte Reiber mit giftigem Hohne in den Wagen hinein, nachdem alle Versuche, mit Cornelia auf dem Wege zur Stadt eine Unterhaltung anzuknüpfen, an deren Unbeweglichkeit gescheitert waren.

Cornelia nannte eine Straße.

Auf der bezeichneten Stelle angekommen, stieg sie mühsam aus, und auf dem einen Arme das Kind, in der anderen Hand das Bündel und den Blumenstrauß schwankte sie davon.

Reiber spähte ihr nach, bis sie endlich durch die ab- und zugehenden Leute seinen Blicken entzogen wurde. Seine Bemühungen, Cornelias Zufluchtsstätte zu entdecken, waren vergeblich.

Kopfschüttelnd wendete er den Wagen zur Heimkehr.

„Mir könnte angst und bange werden, wären die Herren nicht in Person dabei beteiligt,“ murmelte er vor sich hin, und ein Peitschenschlag traf die Pferde, daß sie sich hoch aufbäumten. —

Der Major von Hainfeld wandelte um diese Zeit in seiner Wohnstube nach alter Weise langsam auf und ab. Irgendein wichtiger und nichts weniger als angenehmer Gedanke mußte ihn beschäftigen, denn die Hände hatte er auf dem Rücken ineinander gelegt, die Blicke gesenkt, und schärfer traten die Falten auf seiner hohen Stirne hervor. Ja, recht trübe Gedanken mußten es sein, denn sogar die Pfeife, mit der er sonst die ersten Morgenstunden zu verbringen pflegte, hatte er vernachlässigt.

Schon seit einer Stunde war er auf und ab gewandelt, ohne Ärger oder Ungeduld zu verraten, obwohl er seit fast eben so lange den Förster Herzbusch erwartete, der sich bereits vor Anbruch des Tages in den Wald begeben hatte.

Endlich wurden Schritte in dem Vorzimmer laut, und gleich darauf klopfte es.

Auf des Majors Ruf öffnete sich die Tür, und Herzbusch trat mit einem freundlich höflichen Morgengruß ein.

„Ah, mein Freund, ich habe Sie rufen lassen," begann der Major sogleich, indem er sich etwas höher aufrichtete und vor den Förster hintrat. „Da ist nämlich mancherlei, worüber ich mit Ihnen zu sprechen wünsche. Es schlägt gerade nicht in Ihr Fach, allein Sie sind ein verständiger Mensch, und ich scheue mich daher nicht, mit Ihnen über Dinge zu reden, die ich — heh, Sie verstehen mich, mein Freund?"

Herzbusch verneigte sich zustimmend, und der Major, nachdem er noch einmal ans Fenster getreten und wieder zurückgekehrt war, fuhr fort:

„Sagen Sie, mein Freund, Sie haben während meiner Abwesenheit im Schlosse geschlafen?"

„Zu Befehl, Herr Major."

„Sind Sie nicht einzelne Nächte auswärts gewesen?"

„Ganze Nächte nicht; ich kam zuweilen spät, ging ein andermal wieder früh, je nachdem ich meine Anwesenheit in dem Forste für notwendig hielt. Nur einmal, als mir ein beabsichtiger, jedoch nicht ausgeführter Holzfrevel angezeigt worden war, entfernte ich mich vor Einbruch der Dunkelheit und traf erst nach Mitternacht wieder ein. Es war in der Nacht, die Herr von Lehmburg hier zubrachte."

„Haben Sie eine Ahnung, heh, weshalb ich diese Fragen an Sie stelle, mein Freund?" hob der Major nach kurzem Sinnen wieder an, und zwar mit so auffallend veränderter Stimme, daß Herzbusch befremdet zu ihm emporschaute.

„Nein, Herr Major, keine," lautete die zögernd erteilte Antwort.

„Heh, mein Freund, Sie können es auch nicht wissen," fuhr der Major erregter fort, „und daher will ich es Ihnen sagen, jedoch nicht, damit Sie es an die große Glocke hängen, sondern nur, weil ich den Zusammenhang einer mir bis jetzt unerklärlichen Geschichte kennen lernen möchte. Ich bin nämlich bestohlen worden!"

„Herr Major, wie wäre das möglich?"

„Ja ja, mein Freund, gröblich bestohlen, heh, schöne Geschichten, und zwar hat man mir eine namhafte Summe aus dem Schranke dort entwendet."

„Aber die Tür scheint unversehrt zu sein?" wagte Herzbusch dem alten Herrn ins Wort zu fallen.

„Ganz recht, mein Freund, man hat die Tür geöffnet, so viel genommen, wie man gebrauchte, und sie darauf wieder geschlossen, heh! Man hat sich also wohl eines Nachschlüssels bedient."

„Und das ist während der Abwesenheit des Herrn Majors geschehen?"

„Während meiner Abwesenheit. Ich merkte es am ersten Tage nach meiner Heimkehr, habe aber nicht darüber gesprochen, um nicht den Verdacht auf Unschuldige zu lenken, heh! Ich rechnete darauf, den Täter zu entdecken, ohne daß es Aufsehen im Hause oder am Ende gar gerichtliche Weitläufigkeiten gäbe. Das könnte ich eben noch brauchen, daß mir die Polizei ihre Hilfe aufdringen wollte. Die Geschichte geht mir aber im Kopfe herum, nicht des lumpigen Geldes wegen, denn die paar Taler genieren mich nicht — allein ich habe meine geheimen Gründe, verstehen Sie mich, mein Freund, geheime Gründe, heh! das Mögliche zu versuchen, ob der Täter nicht zu ermitteln ist; das heißt, nicht um ihn zur Strafe zu ziehen, sondern — sondern um mich selbst zufrieden zu stellen. Da Sie nun während meiner Abwesenheit das Schloß bewacht haben, so sind Sie auch der einzige, der mich auf die richtige Spur führen könnte. Außerdem möchte ich lieber hundertmal so viel Geld verlieren, als daß ich mit einem anderen, als mit Ihnen, darüber spräche. Der Major von Hainfeld darf nicht bestohlen wor-

den sein, heh! Verstehen Sie mich, mein Freund. Gleichviel, wer den Diebstahl begangen hat, mag er seinen Raub mit Gesundheit verzehren — nur über seine Person möchte ich im klaren sein!"

„Haben der Herr Major irgendwelche Vermutungen?" fragte Herzbusch, der, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte, einen unbestimmten Verdacht in sich aufsteigen fühlte.

„Gar keine, mein Freund," polterte der Major heftig heraus, und dann mit der Hand, wie um eine böse Vision zu verscheuchen, über seine Stirn streichend, fuhr er milder fort: „Auch wünsche ich nicht, daß Sie gegen jemand Verdacht fassen, oder vielmehr mir gegenüber einen solchen aussprechen, heh! Sie sollen mir nur einige Fragen genau beantworten, und das übrige mir überlassen.

„Also, mein Freund, außer meinem Neffen, dem Herrn Theodor von Lehmburg, hat niemand, während meiner Abwesenheit das Schloß, namentlich diesen von mir bewohnten Teil des Gebäudes, betreten?"

„Das kann ich nicht fest behaupten," antwortete Herzbusch, „im Gegenteil, es erscheint mir glaubhafter, daß Herr von Lehmburg gerade in jener Nacht Besuch erhielt, und zwar Besuch, den er zu verheimlichen wünschte."

„Woraus schließen Sie das, mein Freund, heh?" fragte der Major streng.

„Weil Herr von Lehmburg es mir selbst mitteilte, als ich gegen drei Uhr morgens mit ihm im Garten zusammentraf, wo er sich eben von dem Besuch getrennt hatte. Ich bitte indessen den Herrn Major, gütigst zu berücksichtigen, daß ich den Vorfall nicht erwähnt haben würde, wenn nicht ein gewaltsames Eindringen zu dem wohlverschlossenen Eigentum des Herrn Majors vorläge."

„Ganz recht, mein Freund," versetzte der Major, dessen Gesicht allmählich eine erschreckend fahle Farbe angenommen hatte, „unter anderen Umständen würde ich ebenfalls nicht gefragt haben. Sie hassen wohl den Herrn Theodor von Lehmburg, heh?"

„Wenn ich offen sein darf —“

„Sprechen Sie offen, mein Freund, ich verlange es von Ihnen, und es bleibt dabei, daß die hier gewechselten Worte nicht über die Mauern dieser Stube hinausgetragen werden.“

„Sehr wohl, Herr Major; ich hasse den Herrn von Lehmburg gerade nicht, allein ich bin auch nicht für ihn eingenommen, weil ich vielfache Beweise habe, daß er es ebensowenig mit dem Herrn Major, wie mit dem jungen Herrn ehrlich meint.“

Der Major biß sich auf die Lippen, beobachtete aber eine strenge äußerliche Ruhe.

„Ich liebe es nicht, wenn man sich in meine Familienangelegenheiten mischt, mein Freund, namentlich Notiz von kleinen Mißhelligkeiten nimmt, die zuweilen zwischen einzelnen Familienmitgliedern zum Durchbruch kommen,“ versetzte er sodann wie verweisend, doch fügte er milder hinzu: „Sie sind indessen zu entschuldigen, mein Freund. Der junge Herr Hainfeld ist ein guter Schütze und Jagdgenosse, — für Sie der triftigste Grund, sich bei jeder Gelegenheit auf seine Seite zu stellen — er ist auch in der Tat ein sehr achtungswerter junger Mann — doch darum handelt es sich ja nicht, heh! Wir schweifen von dem eigentlichen Zwecke ab, zu dem ich Sie habe rufen lassen! Ich wünschte zu wissen, ob Sie die Person oder Personen gesehen haben, die meinen Herrn Neffen in jener Nacht besuchten.“

„Nein, Herr Major, ich sah sie nicht, indem ich auf Herrn von Lehmburgs Wunsch davon abstand, ihnen nachzufolgen.“

„Ganz recht gehandelt von Ihnen; Sie können also nicht ahnen, wer es gewesen ist?“

Bei diesen Worten richtete er seine klaren blauen Augen, aus denen eine tödliche Spannung sprach, durchdringend auf den Förster, als hätte er in dessen Innern lesen wollen.

Dieser hielt den Blick ruhig aus und entgegnete:

„Herr Major, wenn ich die Leute auch nicht von Angesicht zu Angesicht sah, so stand es mir doch frei, nach Tagesanbruch die Umgebung des Schlosses abzuspüren, und das habe ich getan.“

Der Major horchte auf.

„Und was fanden Sie, mein Freund?“ fragte er darauf zögernd, als ob er von Furcht vor der zu erwartenden Antwort erfüllt gewesen wäre.

„Dicht hinter dem Schlosse auf dem festgetretenen Sande waren keine Spuren zu entdecken, wenigstens nicht mit Sicherheit zu bestimmen; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Spuren, die ich im Obstgarten fand, gerade ins Schloß hinein- und auch wieder herausstanden.“

„Sie sprechen von mehreren Spuren?“

„Zu Befehl, Herr Major; die Spuren eines Mannes und eines Frauenzimmers liefen von der Straße über die Gartenmauer dicht an der Scheune hin, dagegen waren sie auf dem Rückwege nach der Straße noch um die eines Mannes vermehrt worden.“

„Daraus ginge hervor, daß ein Mann mehr das Schloß verließ, als Personen hineingegangen waren?“

„Wie wenigstens auf dem bezeichneten Wege hineingegangen sind, Herr Major.“

„Ganz recht, mein Freund. Sagen Sie mir jetzt, haben Sie eine Vermutung über den Charakter der geheimnisvollen Besucher?“

„Von der empfehlenswertesten Art scheinen sie eben nicht gewesen zu sein, Herr Major, wenn ich mich so ausdrücken darf.“

Der Major nickte zustimmend; ein Zug des tiefsten Seelenschmerzes breitete sich über sein edles Greisenantlitz aus, und längere Zeit währte es, bevor er die ihn bestürmenden Gefühle so weit niedergekämpft hatte, um mit erzwungener Ruhe fortfahren zu können.

„Weshalb nicht von der besten Art, mein Freund, heh?“ fragte er.

„Das Frauenzimmer trug, wie die Spuren deutlich bekundeten, breit ausgetretene und schadhafte Schuhe, wie man sie zuweilen an den Füßen städtischer Bettlerinnen bemerkt; sie konnte also wohl am allerwenigsten in die Gesellschaft des Herrn von Lehmburg passen.“

„Sie meinen: in meinen Garten passen," unterbrach der Major den Förster verweisend, jedoch mit schmerzlich zuckenden Lippen.

„Sehr wohl, Herr Major," versetzte dieser ehrerbietig und teilnahmvoll, denn er mochte ahnen, was in diesem Augenblicke die Brust des alten Herrn bewegte. „Ebenso verhielt es sich mit den Spuren der beiden Männer. Derjenige nämlich, der zuerst in Begleitung des Frauenzimmers in den Garten hineingestiegen war, trug feste, grobe Wasserstiefel, wie sie bei den Tagelöhnern gebräuchlich sind, wogegen der andere mit hochhackigen, ursprünglich sehr feinen Stiefeln bekleidet war, die, selbst wenn sie nicht schief getreten und geflickt gewesen wären, sich kaum zu einem Spaziergang durch betautes Gras und über feuchten Acker geeignet haben dürften."

„Das spricht freilich nicht sehr zugunsten der fremden Eindringlinge," bemerkte der Major scheinbar gleichgültig, „doch sind wir dadurch der Sache noch um keinen Zoll näher gerückt, heh! Die Leute sind hier gewesen, haben auch vielleicht das Schloß betreten, wer sie aber waren, bleibt nach wie vor ein Geheimnis."

„Wenn der Herr Major vielleicht Herrn von Lehmburg fragten," bemerkte Herzbusch bescheiden, „dürfte wohl Aufschluß zu erwarten sein."

„Ich brauche niemand weiter zu fragen," entgegnete der Major kurz, jedoch nicht unfreundlich, „wer viel fragt, erhält viele Antworten, heh, und so wichtig ist die ganze Geschichte nicht, daß ich deshalb zu Hans und Kunz hinlaufen möchte. Auch Sie sollen die Sache nicht für zu wichtig halten, mein Freund, heh! verstehn Sie mich? Haben Sie noch irgendeinen Verdacht betreffs der erwähnten Personen, so sprechen Sie ihn jetzt aus, und damit ist der ganze Vorfall dann abgetan."

„Nur über die eine Person habe ich meine Mutmaßungen, Herr Major, jedoch mehr mit Rücksicht auf frühere Begebenheiten, als daß gerade jetzt besondere Kennzeichen mich geleitet hätten."

„Und wer sollte darnach die eine Person gewesen sein?"

„Ich müßte mich sehr täuschen, wäre der Mann mit den hochhackigen Stiefeln nicht Herr Magnus —"

„Sprechen Sie den Namen nicht aus, mein Freund," fuhr der Major empor, als hätte ihn eine scharfe Waffe getroffen, obwohl die Nennung dieses Namens ihn kaum überraschen konnte, „sprechen Sie nicht aus, was Sie nicht verantworten, nicht beweisen können. Wollte der, den Sie im Auge haben, nach Hainfeld kommen, so würde er den hellen Tag und nicht die Mitternachtstunde zu seinem Besuche wählen. Merken Sie sich das, mein Freund, die Herren von Lehmburg stehen in nahem verwandschaftlichem Verhältnis zu mir und sind erhaben über den Verdacht einer niedrigen Tat!"

„Herr Major," hob Herzbusch wieder an, der jetzt den Zeitpunkt für geeignet hielt, endlich seine früheren Entdeckungen und Beobachtungen offen darzulegen, „über das, was hier in diesem Gemach vorgefallen ist, erlaube ich mir nicht, einen Verdacht auszusprechen; allein wollten der Herr Major mir gestatten, das zu berichten, was früher zu entdecken ich Gelegenheit hatte?"

„Ich will nichts hören, mein Freund," antwortete der Major mit einer Entschiedenheit, die jeden Widerspruch abschnitt. „Haben Sie irgend etwas Verfängliches beobachtet, so können Sie sich leichter getäuscht haben, als nicht, heh! Welcher Art auch Ihre Beobachtungen gewesen sein mögen, behalten Sie sie für sich und lassen Sie nie ein Wort darüber verlauten; ich wünsche es so, heh! Auch ich kann mich getäuscht haben! — Ich bin sogar überzeugt, daß in dem Schranke alles in gewohnter Ordnung ist. Wer würde wagen, hier einzudringen und — pfui! Ja, ja, mein Freund, die Sache hat ihre Richtigkeit, ich hätte gar nicht nötig gehabt, Sie zu inkommodieren, und was den Besuch meines Herrn Neffen anbetrifft, so ist das — seine Sache. Hat er aber um Geheimhaltung gebeten, so sind wir verpflichtet, seine Wünsche zu berücksichtigen. Übrigens erkenne ich Ihre treuen Gesinnungen an und erwarte von Ihnen,

daß Sie die auch fernerhin bewahren, heh, und nun guten Morgen, mein Freund!"

„Guten Morgen, Herr Major," sagte Herzbusch, mit der üblichen Verbeugung, und dann trat er in das Vorzimmer hinaus.

„Der arme, gute Herr," sprach er kopfschüttelnd vor sich hin, indem er sich entfernte, „er weiß ebensogut, wie ich, was er von den sauberen Herren Vettern zu halten hat, aber sein Stolz läßt nicht zu, daß er einräumt, ein Herr von Lehmburg könne eine ehrlose Tat begehen. Aber wir sind auch noch da," schloß er mit einer Anwandlung von Trotz sein Selbstgespräch, „Recht muß Recht bleiben, und sollte meine schöne Brotstelle noch heute der Teufel holen!" —

Als Herzbusch den Major verlassen hatte, blieb dieser noch eine Weile, wie angewurzelt, in der Mitte der Stube stehen. Nicht mehr gezwungen, den äußeren Schein zu wahren, gab er sich unbewußt den Wirkungen der Gefühle hin, gegen die er so lange mit Anspannung seiner ungeteilten geistigen Kräfte angekämpft hatte. Der Ausdruck des Stolzes wich aus seinem schönen Antlitz, sein Haupt neigte sich auf die Brust, und entkräftet sank die hohe Gestalt in sich zusammen.

„Sie haben mich bestohlen, die Träger des Namens von Lehmburg," flüsterten seine von innerem Weh entfärbten Lippen, „sie haben mich bestohlen und mir ein neues, furchtbares Geheimnis zu tragen auferlegt. Sie können meinen Tod nicht erwarten, um die paar Tausend Taler, die ich ihnen zugedacht,

dahin zu senden, wohin schon so viel durch ihre Hände gegangen ist. —

Eine Träne zitterte an den grauen Wimpern.

„Alles, alles, selbst mein Leben hätte ich mit Freuden geopfert, wäre mir dadurch diese grenzenlose Schande erspart geblieben," grübelte der Major weiter. „Die Elenden, sie wußten, daß sie die schmachvolle Handlung ungestraft begehen durften, daß ich nie als Ankläger gegen sie auftreten würde. O, mein Gott! ich und ihr Ankläger! Verheimlichen muß ich die Schmach und mich sogar vor meinen eigenen Untergebenen scheuen. Wären sie noch bei der Tat allein gewesen; doch sie hatten Genossen, die ihnen keine Ruhe gönnen, Genossen, die ihnen drohen werden und sie durch ihr Drängen noch tiefer in den Pfuhl des Verderbens hinabzureißen vermögen! O, ein schöner Lebensabend, dessen ich mich erfreue!"

Er lachte bitter.

Gekränkter Stolz, tiefer Seelenschmerz und eine unheimliche Selbstverspottung sprachen aus diesem Lachen; aber es schien, als sei seine Niedergeschlagenheit dadurch von ihm gewichen.

Mit sicherer Bewegung erhob er sich; stolz und selbstbewußt richtete er das Haupt empor. Wer aber jetzt in die klaren Augen geschaut, wer beobachtet hätte, wie der ehrwürdige Greis mit festen Schritten und straffer militärischer Haltung das Gemach durchmaß, wie er sogar nach einigen Minuten die lange Pfeife wieder zur Hand nahm und anrauchte, der hätte nicht geahnt, daß hinter dem ruhigen Äußern ein zerrissenes Herz krampfhaft zuckte und blutete, schmerzliche Gedanken einander jagten und die durch gedemütigten Stolz wild aufgeregten und hochgehenden Wogen sich unter dem Einfluß desselben eisernen Stolzes wieder ebneten. —

Fünfzehntes Kapitel.

Im goldenen Baum.

Ein rauher, von eisigen Regenschauern begleiteter Novembersturm fegte durch die Straßen. Obgleich die Laternen erst seit einer Stunde brannten, waren die Straßen, namentlich in den Vorstädten und den von den reicheren und vornehmeren Bezirken abgelegeneren Teilen nur wenig belebt.

Wer nicht die Mittel besaß, sich eines Wagens zu bedienen, der schlüpfte mit emporgezogenem Rockkragen, tief in die Stirn gedrückter Mütze und gesenkten Hauptes unter dem Regen hindurch.

Geeignet, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, war eine weibliche Gestalt, die, in einen weiten Bauermantel gehüllt und einen großen Marktkorb am Arm, durch das Tor in die Vorstadt hinauseilte.

Sie beschleunigte ihre Schritte, und dennoch kam sie nur langsam von der Stelle, und zwar, wie man leicht gewahrte, infolge eines Leidens, das sie zwang, schwer zu hinken.

Nur wenn sie zufällig unter einer Laterne rastend stehen blieb und sich umwendete, beleuchtete die flackernde Gasflamme flüchtig Cornelias bleiche Gesichtszüge, die im Laufe der letzten Tage fast bis zur Unkenntlichkeit abgezehrt waren, und aus denen die großen, dunkeln Augen mit düstrer Glut und einem Mitleid erregenden Ausdruck der Verzweiflung hervorschauten.

Etwa zehn Minuten war sie vom Tore aus gewandert, als sie plötzlich vor einem einstöckigen Hause stehen blieb, das durch einen offenen Torweg in zwei gleiche Hälften geteilt wurde.

„Gasthof zum goldenen Baum", las sie die mit mächtig großen Buchstaben ausgeführte Inschrift des Schildes.

Ohne zu zögern, trat sie in die Gaststube ein. Nur vier Landleute befanden sich als Gäste anwesend. Sie saßen um einen eichenen Tisch und spielten Karten. Zwischen ihnen

standen leere Gläser, und ein starker Alkoholduft, der sich mit dem dichten Tabaksdampf vermischte, deutete darauf hin, daß sie sich rücksichtslos allen Genüssen hingaben, die sich nur immer an einem Spieltische vereinigen ließen.

„Ein Glas Grog," bestellte Cornelia. „Ich will hier meine Leute erwarten; sie sind noch in der Stadt, werden aber innerhalb einer Stunde spätestens eintreffen."

„Platz genug zum Warten," erwiderte der Bursche gähnend.

Cornelia hatte unterdessen einen forschenden Blick durch die Gaststube geworfen und schnell die Stelle entdeckt, die sich am besten zu ihren Zwecken eignete.

Wohl eine Viertelstunde war verstrichen, als zwei Männer unter den Torweg traten und durch Schütteln und Stampfen mit den Füßen das Wasser aus ihren Kleidungsstücken zu entfernen suchten.

Die Männer traten ein. Cornelia fühlte das Verlangen, zwischen den Falten ihres Mantels hindurch einen Blick auf die Ankommenden zu werfen, allein sie bemeisterte sich und harrte gespannt auf die ersten Worte, an denen sie ihre Leute erkennen mußte.

„Kann man im goldenen Baum einen guten, starken Grog erhalten?" fragte eine Stimme, die Cornelia alles Blut zum Herzen trieb; denn hätte er nur einen leisen Laut von sich gegeben, würde sie Magnus, ihren langjährigen Gefährten, unter Tausenden erkannt haben.

„So vielen und so starken Grog, wie die Herren befehlen," antwortete der Bursche hinter dem Schänktisch, indem er emporsprang, denn diese Gäste schienen ihm größere Aufmerksamkeit zu verdienen, als kurz vorher die ärmlich gekleidete Bäuerin.

„Vorläufig zwei Gläser," befahl Magnus.

Kaum hatten sie Platz genommen, da blickten beide forschend zu der etwa drei Schritte weit von ihnen entfernten Bäuerin hinüber.

„Das Weib besitzt entweder einen gesunden Schlaf, oder hat sich etwas übernommen," bemerkte Magnus zu seinem

Gefährten, indem er auf Cornelia wies, „entgegengesetztenfalls würde sie schwerlich ihren Grog kalt werden lassen."

„Sicherer wäre es allerdings gewesen, wir hätten deine Stube zum Aufenthalt gewählt."

„Nicht sicherer, Vetter, denn abgesehen davon, daß wir dort mit trockenem Munde hätten sitzen müssen, wäre uns auch das Mädchen beständig im Wege gewesen."

„Cornelia?"

„Ja, und ich weiß nicht, ob ich ihr noch so recht trauen darf. Sie ist wie umgewandelt von ihrem ländlichen Ausfluge zurückgekehrt; nicht zehn Worte spricht sie während des ganzen Tages."

„Der Hundebiß wird sie etwas inkommodieren," versetzte Theodor gleichgültig.

„Das tut er wohl," pflichtete Magnus bei, „und zwar in so hohem Grade, daß ein anderer Mensch in ihrer Lage das Bett nicht verließe und an seinem Aufkommen zweifelte. Sie besitzt indessen ein so starren Sinn, daß ich ihr verändertes Wesen unmöglich auf Rechnung der Verletzung schreiben kann."

„Ich an deiner Stelle hätte die Person schon längst zum Teufel geschickt; ihre Reize können dich doch wahrhaftig nicht mehr fesseln."

„Das sagst du wohl, Vetter," bemerkte Magnus sinnend, indem er seinen Schnurrbart bedächtig drehte, „weiß Gott, ich möchte sie auch gern los sein, allein sie besitzt etwas, das mir das Fortschicken jedesmal wieder verleidet, so oft ich es mir auch vorgenommen habe."

„Höre, Vetter, du bist verdammt tief gesunken, daß du dich von einer solchen Kreatur ernähren läßt."

„Was soll ich machen? Not bricht Eisen. Du wirst indessen daraus ersehen, daß es ehrlos von mir wäre, mich von ihr zu trennen, bevor ich mit Zinsen zurückgezahlt habe, was sie für mich auslegte. Übrigens, lieber Vetter, wie ich mich um deine Familienangelegenheiten nicht kümmere, brauchst du auch die meinigen nicht einer Kritik zu unterwerfen — ich denke, wir sind hier nicht zusammenge-

troffen, um Kindereien zu verhandeln. Doch jetzt zur Sache: du bist also in Hainfeld gewesen?"

„Ich bin dort gewesen, zum erstenmal wieder seit — du weißt ja — habe mich indessen dort so unbehaglich gefühlt, daß ich es keine zweimal vierundzwanzig Stunden aushielt."

„Was Teufel! Du warst sonst ein Herz und eine Seele mit dem alten Schweden?" fuhr Magnus überrascht auf, „man weiß doch nicht etwa um unsern Besuch? Dem Reiber ist nicht zu trauen und noch weniger dem unverschämten Förster."

„Nein, das befürchte ich nicht; Reiber weiß zu genau, daß ein unvorsichtiges Wort ihn um Brot und Stelle bringen kann, während Herzbusch auf das Märchen, das ich ihm aufband, das Abendmahl zu nehmen sich nicht scheuen würde."

„Eine gute Idee von dir!" warf Magnus lachend ein.

„Wenigstens eine glückliche," fuhr Theodor selbstgefällig fort, „doch höre weiter, — mir ist durchaus nicht zum Lachen zumute. Also ich fühlte mich in des Onkels Gesellschaft höchst mißgestimmt, nicht weil er vielleicht unfreundlich gegen mich gewesen wäre, nein, keineswegs, sondern weil er mich mehrfach mit einem so merkwürdig traurigen und dabei doch forschenden Ausdruck ansah, als hätte er in meinem Innern lesen wollen, so daß ich nicht umhin konnte, seinem Blick auszuweichen. Und um nicht wie ein verkappter Sünder dazustehen, hielt ich es für das Gescheiteste, meinen Besuch abzukürzen."

„Wie ich dich vorhin verstand, hast du deinen Zweck dennoch erreicht?"

„Ich habe ihn erreicht, wenn auch nur durch einen glücklichen Zufall."

„Und Gabriele, wie zeigte sie sich?"

„Wie immer, voller Ränke und Schliche und um den Onkel herum, wie ein Ohrwurm. Der Alte scheint jetzt noch viel weniger, als früher, ohne sie leben zu können, und mit Fortis spricht er in einer Weise, daß man diesen wirklich für seinen Sohn halten möchte — wenn wir es nicht

besser wüßten. Ich bin überzeugt, der hergelaufene Bengel wird uns vorgezogen, und die Heirat kommt dem Alten sehr gelegen, um seinen beiden Schoßhunden alles das zuzuwenden, was er uns zu entziehen beabsichtigt."

„Dann wäre es freilich die höchste Zeit, eine Bombe dazwischen zu werfen!" bemerkte Magnus in seiner Aufregung so laut, daß die Bauern verwundert zu ihm hinüberschauten, wodurch er wieder zur Vorsicht gemahnt wurde. „Gegen den unberechtigten Findling dürfen wir uns noch alles erlauben, gegen den Gatten oder auch nur den Verlobten unserer Cousine Gabriele, der Großnichte des Majors dagegen nichts, wenn wir nicht den Teufel auf unsern Nacken laden wollen."

„Gerade so dachte auch ich, und daher erfüllt es mich mit um so größerer Genugtuung, dir mitteilen zu können, daß schon morgen Verlobung und Hochzeit gefeiert werden müßten, wenn es ein Verwandter von uns sein sollte, gegen den wir uns übermorgen einige Zuvorkommenheiten erlauben."

„Alle Teufel! So nahe hätte ich die Krisis nicht geglaubt," rief Magnus überrascht aus, „mein Plan scheint also doch nicht ganz sinnlos gewesen zu sein?"

„Ein ausgezeichneter Plan, Vetter," pflichtete Theodor mit feindseligem Ausdruck bei, „so ausgezeichnet, daß ich übermorgen früh um neun Uhr in dem Hainfelder Forst beim steineren Kreuz mit Fortis zusammentreffe."

„Um dich mit ihm zu schlagen?" fragte Magnus lauernd.

„Pistolen sind zwischen uns verabredet worden," erwiderte Theodor gelassen.

Über Magnus' Gesicht flog ein Schatten ernster Überlegung; im nächsten Augenblick leuchtete es aber wieder in hellem Triumphe auf, und Theodors Hand ergreifend, drückte er diese mit großer Wärme. „Der Anfang ist gemacht," sagte er widerlich lachend, „möge das Ende das Werk krönen; aber erzähle: wie machte sich die Geschichte mit dem Burschen?"

„Schneller, als ich dachte. Mit unbestimmten Absichten forderte ich ihn höflich auf, nachdem ich mich beim Alten und bei Gabriele verabschiedet hatte, mich noch eine Strecke zu begleiten. Wahrscheinlich glaubend, ich wünsche ihn unter vier Augen zu sprechen, ging er bereitwillig auf meinen Vorschlag ein, und wie gute Freunde ritten wir vom Hofe hinunter. Ich eröffnete sogleich die Unterhaltung und fragte mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, ob man zu seiner Verlobung mit Gabriele gratulieren dürfe, wobei ich sein Gesicht scharf beobachtete. Er mochte nun antworten, was er wollte, die eigentliche und wahre Antwort hoffte ich aus seinem Mienenspiel herauszulesen.

„Bei meiner unverhofften Frage fuhr der Schlingel erschreckt zusammen, der sicherste Beweis, daß Gabriele nicht ihr Spiel mit mir getrieben; im nächsten Augenblicke aber stieg ihm das Blut bis in die Schläfen hinauf, und auf seinen Zügen stand geschrieben, wie unlieb es ihm sei, daß ich um sein Geheimnis wisse. Nachdem er eine Weile verlegen zwischen den Ohren seines Pferdes hindurchgeschaut, wendete er sich plötzlich mir zu, und dann lachte er — natürlich erzwungen — so hell und spöttisch, daß ein weniger scharfer Beobachter dadurch hätte getäuscht werden können.

„Herr Vetter Theodor, rief er aus — die Vetterschaft wird ihm übrigens nächstens gekündigt werden — dies Geheimnis konnte Ihnen nur Gabriele selber verraten. Fand sie es für gut, Sie zu ihrem Vertrauten zu wählen, so habe ich keinen Grund, anders zu denken. Ich leugne nicht, es besteht zwischen uns eine Vereinbarung — hier lachte er wieder mit schlecht erheucheltem Spott — doch wünschen wir beide dringend, vorläufig die Angelegenheit noch nicht unter die Leute zu bringen.

„Das sagte der alberne Schmarotzer mit einer Sicherheit, die sehr stark an die bereits erteilte Einwilligung des Alten erinnerte.

„Dieses nun zusammen mit seinem höhnischen Lachen hatte meinen Grimm aufgestachelt; ich dachte schon daran, durch einige väterliche Lehren einen Wortwechsel herbeizu-

führen, der dann leicht eine ernstere Wendung erhalten hätte, als ich plötzlich im Vorbeireiten die Tochter des Pfaffen im Garten erblickte.

„Die kommt mir gerade gelegen, sprach ich bei mir selbst, und näher zu Fortis heranreitend, sagte ich halblaut, indem wir beide zugleich grüßten: die arme Pasterrose, was sie wohl sagen wird, wenn sie die Geschichte erfährt?

„Fortis zuckte hochmütig die Achseln und erwiderte: ich

bin weder Rosa Stade, noch sonst jemand Rechenschaft über meine Handlungsweise schuldig.

„Nun, entgegnete ich recht beißend, es wäre nicht das erstemal, daß eine Pastordemoiselle die zärtlichen Aufmerksamkeiten eines jungen Mannes von Stande — von Stande, sagte ich — für bare Münze genommen und sich Hoffnung auf seinen Besitz gemacht hätte.

„Donnerwetter, das zog! Fortis wurde bleich wie eine Wand; offenbar fürchtete er, daß ich Gabriele durch ähnliche Bemerkungen zur Eifersucht reizen würde, denn seine Faust riß in die Zügel, daß sein Pferd sich bäumte, und die Zähne vor ohnmächtiger Wut fest zusammenbeißend, sagte er leise:

„Herr von Lehmburg, ich muß dringend und ernstlich bitten, mit mehr Achtung von der jungen Dame dort drüben zu sprechen, widrigenfalls —

„Widrigenfalls? fragte ich mit höflichster Zuvorkommenheit.

„Widrigenfalls ich mich veranlaßt sehe, Sie öffentlich der Roheit zu bezichtigen," antwortete er zitternd vor Wut.

„Bravo!" rief Magnus, der so lange aufmerksam gelauscht hatte, schadenfroh aus.

„Er befand sich also in einer Stimmung, bei der es nur noch einiger wohlüberlegter Worte bedurfte, um seine Wut bis zur Raserei zu steigern.

„Sieh, sieh, mein junger Hahn, versetzte ich daher ruhig, hast wohl manche süße Stunde bei der schönen Rose genossen, daß du dich ihrer so warm annimmst? Daraufhin und deine Jugend berücksichtigend, will ich großmütig sein und deine alberne Bemerkung nicht gehört haben — —

„Als ich geendigt, glaubte ich, er würde den Verstand verlieren, mit einem solch' tollen Ausdruck waren seine Augen auf mich gerichtet. Herr von Lehmburg! rief er aus, die Jahre, in denen Sie das Recht des Älteren gegen mich in Anspruch nehmen durften, liegen hinter uns — nur das verwandtschaftliche Verhältnis, in dem Sie zu dem Herrn Major stehen, hält mich zurück, Ihnen zu beweisen, daß aus dem Knaben ein Mann geworden ist, und Sie so zu behandeln, wie Sie es verdienen, nämlich wie einen rohen Menschen, den nur die Furcht vor körperlicher Züchtigung in Schranken zu halten vermag!

„Ich sage dir, Vetter, es war eine Lust, den einfältigen Jungen zu beobachten, wie er sich Schritt für Schritt in die kriegerische Stimmung hineintreiben ließ.

„Seine beleidigende Antwort kam mir nicht unerwartet, und um ihn noch mehr zu reizen, befleißigte ich mich eines äußerst ruhigen Benehmens. Du kennst ja das unfehlbare Mittelchen.

„Herr Hainfeld, entgegnete ich kalt — das Herr betonte ich etwas stärker — tragen Sie Verlangen, ich stehe Ihnen gern zu Diensten.

„Sie sollen von mir hören, polterte er mir entgegen, und zugleich wandte er sein Pferd, um davonzureiten.

„Auf ein Wort, rief ich ihm darauf in weniger drohendem Tone zu, und als er anhielt, sagte ich so ungefähr:

„Das Hin- und Herschicken ist manchmal eine langweilige Geschichte, und die Gemüter erkalten, bevor man zum Zweck gelangt. Machen wir daher kurzen Prozeß. Haben Sie wirklich die Idee, mir auf neutralem Boden zu begegnen, so bestimmen Sie nur Ort, Zeit und Waffen, und Sie werden alle Ursache haben, meine Pünktlichkeit zu bewundern. Ich setze dabei voraus, daß Sie nicht gerade meinen alten ehrwürdigen Onkel zum Sekundanten wählen, fügte ich mit glücklicher Geistesgegenwart hinzu, denn ich glaubte zu bemerken, daß sich eine Art von Reue bei ihm einstellte, die mein künstlich aufgeführtes Gebäude wieder zusammenzustürzen drohte; der alte Herr hat seine eigenen Ansichten über das Duell und würde mit Güte oder Gewalt vermitteln wollen, was doch nicht zu unserem Übereinkommen paßte — es sei denn, Sie zögen eine gütliche Ausgleichung und Abbitte einem gefährlichen Kampfe vor.

„Fürchten Sie nicht, daß ich hinter dem Herrn Major Schutz suche, antwortete der Schlingel jetzt mit ruhigerem Anstande, der, ich gestehe es offen, ein ziemlich aristokratisches Gepräge trug, ich gehe auf Ihren Vorschlag ein, obwohl seine Form gegen die allgemeine Sitte verstößt. Am dritten Tage von heute an gerechnet, früh um neun Uhr am steinernen Kreuz. Dieser Punkt ist nicht zu verfehlen und liegt fast auf Ihrem Wege. Sie bringen Ihre Pistolen mit; um unerwünschten Störungen vorzubeugen, werde ich zu Fuß, wie jagend, erscheinen. — Sind Sie damit einverstanden?

„Einverstanden, antwortete ich, am steinernen Kreuz um neun Uhr früh; und dann ritt ich, eine heitere Melodie pfeifend, von dannen."

„Glaubst du wirklich, daß er sich mit dir schlagen wird?" fragte Magnus, sobald Theodor schwieg.

„Warum nicht?" — fragte Theodor zurück. „Glaube mir, wenn ich ihm die Gelegenheit dazu böte, schösse er mir mit größter Seelenruhe eine Kugel in den Leib."

„Du wirst ihm die Gelegenheit aber nicht bieten, indem du ihm zuvorkommst," versetzte Magnus leise, jedoch mit hämisch lauernden Blicken.

„Ich ihn niederschießen, um hinterher von dem Alten enterbt zu werden?" entgegnete Theodor mit einem Ausdruck von Verachtung die Achseln zuckend.

Hier neigten die beiden Vettern die Köpfe näher zueinander hin. Hatten nun die spielenden Bauern die Veranlassung dazu gegeben, oder Cornelia, die in ihrer tödlichen Spannung nicht hinlänglich Herr ihrer Bewegungen gewesen war, genug, sie sprachen fortan nur noch in so leise flüsterndem Tone, daß Cornelia kein einziges Wort mehr von ihrer Unterhaltung zu erhaschen vermochte.

Erst ganz zuletzt, nachdem sie wohl eine halbe Stunde in ein ernstes Gespräch vertieft dagesessen hatten und zu einem endgültigen Entschluß gekommen zu sein schienen, wurden ihre Stimmen wieder lauter.

„Wir treffen uns also beim steinernen Kreuz," sagte Theodor, indem er eine Bewegung machte, die Zusammenkunft aufzuheben; „mache du dich nur gehörig mit deiner Rolle vertraut, denn du bist derjenige, auf den es am meisten ankommt, soll unser Verfahren die beabsichtigte Wirkung haben."

Bei dieser Ermahnung lächelte Magnus bedeutungsvoll in sich hinein und nahm sein Glas.

„Auf guten Erfolg," sagte er, und nachdem er das berauschende Getränk bis auf den letzten Tropfen hinabgestürzt, fuhr er fort: „Wir hätten also einander genau verstanden und sind auf alle Fälle vorbereitet."

Etwa fünf Minuten später galoppierte ein scharf gesporntes und dabei kurz gehaltenes Pferd vom Hofe durch den geräumigen Torweg auf die Straße hinaus. Der scharfe

Hufschlag war noch nicht in der Ferne verhallt, da trat Magnus wieder in die Gaststube ein, und nachdem er ein neues Glas Grog für sich bestellt, setzte er sich in den warmen Ofenwinkel, in dem eben noch die Bäuerin geschlafen hatte.

Theodors Aufbruch war für Cornelia das Zeichen gewesen, sich heimlich zu entfernen. Vor dem Hause wartete sie im Schatten eines Wagens nur so lange, bis sie durch einen Blick in die Gaststube sich überzeugt hatte, daß Magnus für's erste noch nicht heimkehre; dann war sie in der Richtung nach der Stadt davongehinkt. Ein weiter Weg lag vor ihr; der vom Sturm gepeitschte Regen sank in Strömen nieder; sie achtete nicht der Kälte, nicht der Nässe, noch der Schmerzen, die ihr jeder einzelne ihrer Schritte verursachte.

„Ich darf nicht dulden, daß das Verbrechen begangen wird," sprach sie zerknirscht fast laut, „ein schändliches Verbrechen an harmlosen Menschen, die nur die unbegrenzte Liebe zu ihrem Nächsten kennen. Und wenn ich eine Unselige bin, die zum Auswurf der Menschheit gehört, habe ich nicht noch ein Herz in der Brust? Ich habe es noch! Und wenn ich dem zur Last geworden bin, der meine Unschuld tötete, der mich mißhandelte und mich mit sich hinabriß in Elend und Verbrechen — tief und immer tiefer — eine Last — zu schlecht für ihn — zu schlecht fürs Leben — — zur Sühne bin ich noch nicht zu schlecht — nicht zu schlecht —"

Sie schauderte und lachte im Weiterhinken mit wahnwitzigem Ausdruck vor sich hin. —

Haha! eine Last für ihn, für den Spieler, für den Verbrecher, für den Gewissenlosen, der sie selbst skrupellos ins Verderben gestürzt hatte und der mit dem andern, dem gleich Braven, eben an der Arbeit war, mit giftigen Krallen sich auf neue Opfer zu stürzen. Auf den jungen Fortis Hainfeld und auf die mit, die er liebte — Gabriele, das Fräulein vom Schloß.

Haha! den sie geliebt hatte, den sie noch immer nicht hassen konnte — vor dem sie aber die Ehrlichen, die Reinen, und Guten bewahren wollte.

Haha, vielleicht würde er die Last nicht lange mehr zu tragen haben . . .

Sechzehntes Kapitel.

Ein Sühnegang.

Zwei Tage hatte das stürmische Regenwetter angehalten, und noch immer sah der Himmel aus, als hätte er sich sintflutartig auf die triefende Erde senken wollen.

Der Sturm umbrauste sie rauh, als Cornelia sich mühsam auf der schlüpfrigen Landstraße dem Dorfe Hainfeld zu bewegte und einzelne erleuchtete Fenster ihr dessen Lage bezeichneten.

Erst spät, nachdem Magnus sie, vorgeblich auf mehrere Tage, verlassen hatte, war es ihr möglich gewesen, ihre Wanderung anzutreten. Wohl sank ihr das Herz bei dem Gedanken an den weiten Weg, der vor ihr lag; allein gern wollte sie ihre letzten Kräfte daran setzen, das zu erfüllen, was auszuführen sie sich am vorhergehenden Abend heilig gelobt hatte. Und dennoch wäre sie bei ihren körperlichen Leiden ihrer Aufgabe schwerlich gewachsen gewesen, hätte das Glück sie nicht insoweit begünstigt, daß sie dicht vor dem Tore von einem leichten Bauernwagen eingeholt worden war, dessen Besitzer sich auf ihre Bitte freundlich bereit erklärte, sie so weit, wie ihr Weg der gleiche, also bis hinter den Heidekrug, mitzunehmen.

Der Zufall, der so oft über die Geschicke der Menschen entscheidet, hatte es hier gefügt, daß sie mit dem Krüger von Fliesow zusammentraf.

Er fragte sie, wohin sie zu reisen gedenke, was Cornelia ihm offen eingestand. Ein Wort gab das andere, und da sich herausstellte, daß der Krüger die Verhältnisse und Leute in Hainfeld ziemlich genau kannte, so benutzte auch sie die Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen und sich über manches, was ihr noch fremd war, zu unterrichten. Das Urteil, das sie sich über die Bewohner von Hainfeld gebildet hatte, bekräftigte der Krüger in allen Teilen, indem er mit aufrichtiger Wärme sowohl die Mitglieder der Predigerfamilie, als auch den Major und seinen häuslichen Kreis als ganz „extraordinärsche Leute“ pries. Namentlich erfüllte es sie mit

einem Gefühl innerer Befriedigung, daß er den jungen Hainfeld einen sehr braven Menschen nannte, der wohl verdiene, noch einmal recht glücklich zu werden.

Eh' ihre Wege sich voneinander trennten, fragte sie den Krüger, ob er das steinerne Kreuz im Walde kenne, und als dieser versicherte, es von seiner Haustür aus in einer halben Stunde erreichen zu können, bat sie ihn, sich am folgenden Morgen um neun Uhr dort einzustellen, wenn ihm daran gelegen sei, ein großes Unglück zu verhindern. Auf seine weiteren Fragen antwortete sie, sich näher darüber auszusprechen sei sie nicht imstande, woran sie die Erklärung knüpfte, daß ihr Besuch in Hainfeld in naher Beziehung zu der angedeuteten Angelegenheit stehe und daß die Anwesenheit rechtsgültiger Zeugen zum allermindesten sehr erwünscht sein dürfte.

Ohne es zu ahnen, hatte sie dadurch, daß sie alles in das Gewand eines Geheimnisses kleidete, den sichersten Weg gewählt, den Krüger für ihre Pläne zu gewinnen, denn Neugierde gehörte zu seinen schwachen Seiten; und als er ihr an der Stelle, wo der Weg nach Hainfeld abbog, vom Wagen half, da erklärte er unumwunden, daß er zwar nicht an die „Reellität der Geschichte" glaube, jedoch nicht davor retiriere, einen umsonstigen Spaziergang in den Wald zu machen; denn er sei ein Mann, dem es nichts verschlage, ein paar Stunden Zeit zu vertrödeln.

Nach dieser Versicherung knallte er höchst selbstzufrieden mit der Peitsche, die Pferde griffen aus, und lustig rollte der Wagen dahin, während Cornelia pochenden Herzens die Richtung nach Hainfeld weiter verfolgte.

Zögernd, als habe sie sich auf verbotenem Wege befunden, trat sie in den Garten des Pfarrhauses ein, und vorsichtig drückte sie die Pforte hinter sich zu.

Ängstlich schweiften ihre Blicke nach den erhellten Fenstern hinüber. Niemand in dem Gemach aber rührte sich.

Die anhaltende Ruhe im Hause und daß man nicht, wie bei einer drohenden Gefahr, verstört hinauseilte, was

sie in ihrer Aufregung für unvermeidlich gehalten hatte, ermutigte sie wieder, und gefaßter näherte sie sich der Tür.

Bescheiden klopfte sie an, doch mußte sie das Klopfen lauter wiederholen, bevor es im Hause vernommen wurde.

Endlich öffnete sich im Innern eine Tür, und zugleich erkannte sie Rosas freundliche Stimme.

„Fräulein — Fräulein Rosa! Erschrecken Sie nicht vor einer Unglücklichen!" rief Cornelia, indem sie auf dem Hausflur in die Knie sank.

Rosa erkannte die Fremde nicht sogleich, und erschreckt über deren seltsames Benehmen, wich sie einen Schritt zurück. Gleich darauf hatte sie sich aber wieder gefaßt; was das Auge nicht unterschied, das sagte ihr der tiefe Klang der Stimme, und sich nach ihren Eltern umwendend, rief sie: „Guter Gott, die Frau mit dem Kinde ist zurückgekehrt!" Dann sprang sie Cornelia bei und suchte sie aufzurichten, während die bestürzte Mutter ihr leuchtete und der Prediger sich ebenfalls zu der Unglücklichen niederbeugte.

„Erbarmen!" flehte Cornelia, „haben Sie Mitleid mit mir. Nicht meinetwegen, sondern um anderer und besserer Menschen willen — ich komme hierher unter dem Gebote einer heiligen Pflicht!"

„Ihres armen Kindes wegen kommen Sie? Was ist mit dem Kinde? Sie haben es nicht bei sich?" fragte Rosa, als Cornelia zwischen ihr und ihrem Vater der Tür des Wohnzimmers zuschwankte.

„Es ist in Sicherheit," stöhnte Cornelia kaum vernehmbar, und zum erstenmal seit vielen Jahren ergoß sich über ihr Antlitz die Röte einer peinigenden Scham, die sie darüber empfand, ihren Wohltätern gegenüber auf der einmal ausgesprochenen Täuschung beharren zu müssen.

„Gott sei Dank," sagte der Prediger, die Unglückliche neben dem Ofen sanft auf einen Stuhl niederdrückend, „Sie leben, Ihr Kind lebt; was aber sonst noch Ihr Herz bekümmern mag, da wollen wir auf des Allmächtigen Barmherzigkeit bauen, der uns beistehen wird, Ihre Lage zu erleichtern und Sie wenigstens von den nächsten Sorgen zu befreien."

„Ach, wie naß Sie sind," bemerkte Rosa, den aufgeweichten Hut von Cornelias Haupt entfernend, was diese mit stummer Resignation duldete.

„Und so kalt und durchgefroren," fügte die Mutter sorglich hinzu.

„Ich fühle die Kälte nicht," flüsterte Cornelia, wie im Traume vor sich hin.

„Und dennoch muß etwas geschehen, daß Sie später nicht um so heftiger von Fieberfrost heimgesucht werden,"

nahm die Predigerin wieder das Wort, „Ihr Kämmerchen ist noch gerade so, wie Sie es verlassen haben, — kommen Sie. Rosa führt Sie."

Scheu, als ob ihre Berührung Verderben bringen könne, legte sie die Hand in die ihr zur guten Nacht dargebotene Rechte des Predigers und seiner Gattin, und leicht gestützt auf Rosas Arm entfernte sie sich.

Als sie in das wohnlich eingerichtete Kämmerchen eintraten, in dessen Ofen ein Feuer lustig brannte, wies Rosa auf das saubere Bett. „Sie müssen sich gleich niederlegen," sagte sie in freundlichem Tone. „Hier ist trockenes Zeug. Aber werden Sie sich ohne Hilfe entkleiden können? Sie sind so sehr geschwächt, und ich wäre gern bereit —"

„O nein, nein," fiel Cornelia ihr hastig in die Rede, und ihre letzten Kräfte zusammenraffend, schritte sie mit sicherer Haltung bis in die Mitte des Zimmers, „ich fühle mich stärker und ruhiger, — es wäre das erstemal in meinem Leben seit meiner Kindheit — nein, ich bin nicht an solche Aufmerksamkeiten gewöhnt — ich verdiene sie auch nicht."

Während sie dies sagte, ruhten ihre Blicke mit einem seltsam forschenden Ausdruck auf Rosa. Allmählich verlor er aber seine Schärfe; der Anflug von Härte, der im Ton ihrer Stimme gelegen hatte, wich vor einer gewissen, durch innere Erregung hervorgerufenen Weichheit, und als sie schwieg, fühlte sie, daß ihre Augen in Tränen schwammen.

„Liebes Fräulein," hob sie mit einer Verwirrung wieder an, die ihr lange, unendlich lange fremd gewesen, „wenn Sie gütig genug sein wollen, noch einmal hierher zurückzukehren, dürfte ich dann hoffen, daß Sie mir auf eine halbe Stunde Gehör schenkten?"

„Eine halbe Stunde und länger will ich Ihnen Gesellschaft leisten, so lange, wie Sie wünschen, — in der Tat, so lange, bis Sie eingeschlafen sind," antwortete Rosa mit ihrem lieblichen Lächeln.

„Nicht um mir Gesellschaft zu leisten, Fräulein," erwiderte Cornelia, ihre Hände, wie unbewußt, flehentlich erhebend, „nein, so weit versteigt sich meine Anmaßung nicht.

Ach, meine Gesellschaft! Sie ahnen nicht, können nicht ahnen, wen Sie unter Ihrem Dache beherbergen und wie wenig ich eine Gesellschaft für Sie sein kann."

„Urteilen Sie nicht so grausam über sich selbst," fiel ihr Rosa ins Wort, „Sie müssen nicht sprechen, als ob das Unglück den Menschen herabwürdige."

„Nicht von meiner Person lassen Sie uns sprechen, liebe junge Dame," bat Cornelia, „denn welches Recht besäße ich noch, Ansprüche auf Mitleid und Teilnahme erheben zu dürfen? Aber von Leuten, die, wie ich weiß, Ihnen nahe stehen, Ihnen teuer sind, und von denen durch Ihre Vermittelung große — Unannehmlichkeiten abgewendet werden sollen. Doch das ist nicht mit wenigen Worten gesagt, und nur deshalb bat ich Sie um eine Unterredung, und zwar um eine Unterredung ohne weitere Zeugen."

„Leute, die mir teuer sind?" fragte Rosa sinnend, denn sie gedachte in diesem Augenblick nur ihrer Eltern.

„Ja, mein Fräulein; meine Mitteilungen beziehen sich auf die jungen Herrschaften im Schlosse —"

„Auf Fortis?" fragte Rosa besorgt.

„Auf Herrn Fortis und Fräulein Gabriele."

„Sind Sie zu diesem Zwecke zu uns gekommen?" fragte Rosa erstaunt.

„Aus keinem anderen Grunde."

„Dann müssen Ihre Mitteilungen sehr ernster Art sein."

„So ernst und wichtig, daß ich meine dringende Bitte um die Unterredung zu erneuern wage."

„Soll ich nicht lieber meinen Vater rufen?" fragte Rosa mit beklommener Brust.

„Nein, nein, Ihnen nur kann ich mich anvertrauen. Halten Sie es dann für angemessen, Ihre Eltern mit ins Geheimnis zu ziehen, so bin ich weit entfernt, Ihnen davon abzuraten. Ich hätte sogar bereits mit Ihrem Vater darüber gesprochen, allein ich habe Rücksichten zu nehmen auf jemand — der diese Rücksichten vielleicht nicht verdient — und Männer gehen oft so jäh zu Werke — und ist erst die — Gerichtsbarkeit — wachgerufen, dann dürfte es zu spät sein,

von manchen Personen die traurigen Folgen ihrer Handlungen abzuwenden. Ihnen gegenüber fühle ich mich aber freier, und ich werde offener sprechen können; was dann Ihr Vater durch Ihren Mund erfährt, das hat seinen Stachel verloren, bittet selbst für Unwürdige um Milde und Nachsicht."

„Sie erschrecken mich," versetzte Rosa, die bei den dunkeln Andeutungen in Verwirrung geriet, „ich bin noch nie Mitwisserin eines Geheimnisses von so drohender Natur gewesen. Aber ich werde kommen," sagte sie und ein mattes Lächeln eilte flüchtig über ihr Antlitz, „ich werde sicher kommen. Aber nun beruhigen Sie sich auch und berücksichtigen Sie Ihren armen, vom Wetter so hart getroffenen Körper. Fühlen Sie sich äußerlich erst behaglicher, wird Ihnen gewiß manches, was Sie jetzt noch beängstigt, minder schwarz erscheinen."

Mit einem freundlichen: „Auf Wiedersehen!" entfernte sie sich, und fast geräuschlos drückte sie die Tür hinter sich ins Schloß.

Siebzehntes Kapitel.

Die Enthüllungen.

Eine halbe Stunde verrann. Gleich nach Rosas Entfernung war die Predigerin noch einmal mit Erfrischungen bei Cornelia erschienen, ihre freundlichen Ermutigungen mit wohlgemeinten Ratschlägen: mehr auf ihr körperliches Wohl bedacht zu sein, begleitend, und seit dieser Zeit hatte sie sich allein und ungestört befunden.

Sie saß auf ihrem Bette. Nur das mit den Spuren ihrer Wanderung reichlich bedeckte Oberkleid hatte sie abgeworfen, das feuchte Haar aufgelöst, daß es in langen Strähnen Gesicht und Schultern umfloß. Die Arme stützte sie auf die Knie, das Haupt auf die Hände, die sich in das üppige Haar eingruben. Vertieft in ihr Brüten, bemerkte sie nicht, daß die Tür sich leise öffnete und wieder schloß. Erst als Rosa sie anredete, fuhr sie erschreckt empor, und wie von wirren Träumen umfangen, stierte sie zerstreut um sich.

„Sie Ärmste!“ rief Rosa, da sie gewahrte, daß Cornelia noch immer nicht zur Ruhe gegangen war. „Ihre Kräfte müssen ja aufgerieben werden, wenn Sie in solch grausamer Weise mit sich selbst verfahren.“

Nach einigen vergeblichen Versuchen, Cornelia zum Niederlegen zu überreden, schlug Rosa vor, sich in der Nähe des eine starke Wärme ausstrahlenden Ofens niederzulassen. Bereitwillig ging Cornelia auf diesen Vorschlag ein, worauf sie mit kalter, unheimlicher Ruhe das Gespräch eröffnete:

„Ich hegte den Wunsch, vorläufig nur Ihnen allein mich anzuvertrauen, stellte Ihnen aber anheim, Ihre Eltern zu Rate zu ziehen, weil ich Ihr kindliches Gefühl nicht verletzen wollte. Mich leitete dabei die Furcht, daß ein zeitraubendes Verfahren eingeschlagen werden könnte, und in der Angelegenheit, auf die ich mich beziehe, ist die größte Eile und Entschiedenheit geboten, wenn es nicht zu spät werden soll.“

„Mein Gott, was ist es? Was haben Sie?“ rief Rosa angstvoll aus, denn je ruhiger Cornelia sprach, um so tiefer war der Eindruck, den deren Worte auf Rosa ausübten.

„Auf dem Schlosse lebt ein junger Mann namens Fortis Hainfeld,“ sagte Cornelia darauf.

„Fortis Hainfeld, ein entfernter Verwandter des Herrn Majors — Sie haben ihn bei Ihrer ersten Anwesenheit in unserem Hause gesehen — ja, der lebt auf dem Schlosse,“ bestätigte Rosa beklommen.

„Ebenso Fräulein Gabriele, die Großnichte des Majors, die der alte Herr besonders liebt und die den größten Teil des Jahres bei ihm zubringt.“

Rosa nickte zustimmend, worauf Cornelia fortfuhr:

„Es besteht ein Verhältnis zwischen den beiden jungen Leuten. Oder sollten Sie, als die nächste Freundin, nicht darum wissen?“

„Ein Verhältnis?“

„Ich meine ein Übereinkommen, laut dessen sie als verlobt betrachtet werden können.“

Rosa seufzte erleichtert auf. „Ein solches Übereinkom-

men besteht allerdings," antwortete sie mit einem weichen Lächeln. „Ich sollte eigentlich nicht darüber sprechen, allein da Sie bereits darum wissen, ist es kein Unrecht, wenn ich Ihnen erzähle, wie es sich damit verhält."

Bevor sie indessen fortzufahren vermochte, nahm Cornelia wieder das Wort:

„Hat der junge Herr Hainfeld Feinde?"

„Feinde? Nein, die kann er nicht haben. Liegt es doch nicht in seinem Charakter, so mit anderen Menschen zu verkehren, daß dadurch feindliche Gesinnungen gegen ihn aufkommen könnten. Nein, Fortis hat seine kleinen Fehler und schwachen Seiten, allein Feinde nicht."

Cornelia blickte überrascht empor. Eine eigentümliche Befremdung sprach aus ihren Zügen, indem sie ihre Augen forschend auf Rosas Antlitz heftete, das durch den Eifer, mit dem sie gesprochen hatte, leicht gerötet war.

„Ich meine auch nicht eigentliche Feinde," sagte sie endlich zögernd, „ich wollte nur fragen, ob es Leute gäbe, die ihm nicht wohlwollen und auf deren Einfluß man die Widerwärtigkeiten, die sich gegen ihn vorbereiten, zurückführen dürfte?"

Rosa sann eine Weile nach, ihre Gesichtszüge erhielten einen besorgten Ausdruck, und dann antwortete sie: „Der einzige, dem ich unfreundliche Gesinnungen gegen Fortis zutraue, ist ein Verwandter des Herrn Major."

„Herr Theodor von Lehmburg," fiel Cornelia dem jungen Mädchen in die Rede.

Rosa erschrak, sowohl weil sie diesen Namen von einer Fremden aussprechen hörte, wie über die Gehässigkeit und Verachtung, die aus dem Tonfall hervorklangen.

„Sie kennen Herrn von Lehmburg?" fragte sie erstaunt.

„Nur von Ansehen," lautete die schnelle Antwort.

„Sie scheinen anzudeuten, daß Fortis von ihm mehr als unfreundliche Gesinnungen zu befürchten habe?"

„Mehr, viel mehr, liebes Fräulein; man bezweckt nichts Geringeres, als ihn für immer von der Seite des Majors zu verdrängen."

„Fürchten Sie das nicht," versetzte Rosa, ihre Besorgnisse hinter ein heiteres Wesen verbergend, „Fortis besitzt einen so vortrefflichen Charakter, ein so edles Gemüt, daß ein Verdrängen nicht möglich wäre. Und dann — der Herr Major, der ihn am genauesten kennen muß, liebt ihn zu sehr."

„Der junge Herr soll einen an Hochmut grenzenden Stolz besitzen?"

„Das läßt sich nicht ganz leugnen," entschuldigte Rosa, „es wäre freilich besser für ihn, er besäße ihn in weniger hohem Grade; allein sein gutes Herz gleicht immer schnell wieder aus, was sein Stolz verdirbt."

„Haben Sie nie bemerkt," fragte Cornelia weiter, „daß zwischen dem jungen Herrn Fortis und Herrn von Lehmburg Meinungsverschiedenheiten in ernsten Zwist auszuarten drohten?"

„Nein, ich entsinne mich nicht, denn die kleine, durch meine Freundin hervorgerufene Mißstimmung ist sehr bald wieder vergessen worden. In neuerer Zeit habe ich überhaupt keine Gelegenheit gehabt, die beiden Herren in ihrem Verkehr näher zu beobachten."

„Besinnen Sie sich, liebes Fräulein."

„Ich sinne nach, allein ich muß bei meiner Behauptung stehen bleiben; nur ganz flüchtig sah ich beide, als sie vor einigen Tagen hier vorüberritten und wie die besten Freunde miteinander plauderten."

„Also doch," versetzte Cornelia, „er hat also nicht zu viel gesagt."

„Wer?" warf Rosa ein.

„Herr Theodor von Lehmburg zu einem andern Manne, der, obwohl tief gesunken in Verderbnis, doch ein Engel ist im Vergleich mit ihm, der nicht mehr Gefühl in seiner Brust birgt, als ein hungriger Wolf, der von dem Fleische seiner Angehörigen zehrt."

„Um Gottes willen, wen meinen Sie? Sie flößen mir Furcht ein; Ihre Worte sind so unheimlich — Sie halten ein Unglück vor mir verborgen!"

„Fragen Sie nicht, wer der andere Mann ist," antwortete Cornelia, „denn seinen Namen kann ich nicht nennen, wenigstens jetzt nicht. Es ist der Mann, an dessen Dasein mein vergangenes und zukünftiges Leben gekettet ist; ein Mann, vor dem ich zittere und für den ich bebe; ein Mann, der die treue Anhänglichkeit selbst einer Ausgestoßenen nicht verdient, und den ich trotzdem, und sollte es mich das Leben kosten, davor bewahren möchte, sich an der Ausführung eines furchtbaren Verbrechens zu beteiligen."

„Sie foltern mich mit Ihren dunkeln Andeutungen," flüsterte Rosa entsetzt, indem sie Cornelia starr anschaute, „es kann Ihr Ernst nicht sein, daß Sie den Namen Theodor von Lehmburg in Verbindung mit einer schwarzen Tat bringen."

„Mein heiliger Ernst," beteuerte Cornelia, und aus ihren Augen leuchtete eine unheilvolle Glut, „mein Ernst, so wahr ein barmherziger Gott über uns lebt, zu dessen Antlitz ich nicht mehr aufzublicken wage. Möge er aber gnädig mit mir zu Gericht gehen, um der Qualen willen, die mich fortan unablässig verfolgen werden — doch ich martere Sie," fuhr sie darauf milder und mitleidig fort, als sie auf Rosas erregten Zügen einen sprechenden Ausdruck von Todesangst gewahrte, „ich martere Sie, indem ich mich nur zu unbestimmten Andeutungen hinreißen lasse; verzeihen Sie mir aber; in meinem Kopfe schwirrt alles durcheinander — ich weiß nicht, wo ich mit meinem Bericht beginnen soll! Auf der einen Seite die drohende Gefahr für das Glück und Wohlergehen guter, arglofer Menschen, auf der andern meine Angst um jemand, der — doch ahnen Sie noch immer nichts? Sagt Ihr guter Engel Ihnen nicht, was es war, das die beiden Herren besprachen, als sie vor zwei Tagen an Ihrem Garten vorüberritten und Sie aus der Ferne höflich begrüßten? Nein, nein, Sie können es nicht ahnen, und so will ich es Ihnen verraten," hier sank ihre Stimme wieder zu einem Flüstern herab: „es wurde ein Übereinkommen zwischen ihnen getroffen, sich gegenseitig zu morden! Morgen vormittag um neun Uhr treffen sie auf einer verabrede-

ten Stelle im Walde mit todbringenden Waffen aufeinander!"

„Es ist nicht möglich, es kann nicht sein!" rief Rosa aus, während Leichenblässe ihr Antlitz bedeckte.

„Armes Kind," erwiderte Cornelia, „ich habe in meinem Leben Schlimmeres getan, als mit der Wahrheit ein freventliches Spiel getrieben; ich darf mich daher nicht beklagen, wenn meine Worte keinen Glauben bei Ihnen finden. Ich war darauf gefaßt und suchte Sie auf das Schlimmste vorzubereiten; allein alles war umsonst, und wenn Sie meine Angaben jetzt noch bezweifeln, nachdem ich Gott zum Zeugen angerufen" —

„Halten Sie ein!" rief Rosa, und sie erhob ihre Hand warnend gegen Cornelia, „rufen Sie nicht den Allmächtigen in einer Sache an, von der er sein Antlitz abwenden muß! Sprechen Sie weiter. So unglaublich es auch klingen mag, ich will mich bemühen, Ihnen zu glauben — und dennoch, wie wäre es zu erklären, daß ihre unfreundlichen Gefühle füreinander plötzlich einen so furchtbaren Charakter angenommen hätten? Sie täuschen sich vielleicht in Ihren Voraussetzungen — denn hätte Fortis auch mit seinem aufbrausenden Temperament sich zu einem unüberlegten Schritte hinreißen lassen, so würde Herr von Lehmburg, der doch so viel älter, als jener, gewiß seine Besonnenheit bewahrt haben. Ich traue Herrn von Lehmburg wohl unfreundliche Gesinnungen zu, allein einer solchen Torheit — nein — mehr, als das — einer solchen, allen menschlichen und göttlichen Gesetzen zuwiderlaufenden Handlung ist er nicht fähig!"

„Er ist deren fähig! Ich habe es mit meinen Ohren gehört! Derjenige aber, den Sie Fortis nennen, braucht nicht notwendig aufbrausend zu sein, um ihn mit kalter Berechnung auf eine Bahn hinlocken zu können, auf der seinen Feinden die Gelegenheit geboten wird, ihn vollständig zu vernichten."

„Das wäre ja Mord!" entgegnete Rosa starr vor Entsetzen und kaum vernehmbar.

„Ha, liebes Fräulein," lachte Cornelia mit wahnwitzigem Ausdruck, „Sie wissen nicht, daß bei Menschen, die ihre ganze Ehre nur auf der Spitze ihres Degens tragen, das für ein Privilegium gilt, was jeder Vernünftige, gleichviel, ob aus der Hefe des Volkes, oder aus dem Zusammenfluß von Geist und Gelehrsamkeit hervorgegangen, als eine nichtswürdige Handlung verdammt. Der Bandit, um seinen Raub zu sichern, der Wilde, um seinem Rachedurst zu fröhnen, greift zum Messer, um hinterher als Verbrecher verfolgt zu werden, während diese Menschen, die auf Schritt und Tritt mit ihrer Scheinehre prahlen, als erste Waffe scharf zugespitzte Worte gebrauchen, um den Gegenstand ihres Hasses hinterlistig dahin zu führen, wo ihm kein anderer Ausweg bleibt, als sich vor die Mündung ihrer Pistolen hinzustellen!"

„Welch grausiges Bild entrollen Sie vor mir," sagte Rosa, mit aller Kraft der Seele gegen einen lauten Ausbruch ihrer Angst ankämpfend.

„O, ich könnte noch andere Bilder vor Ihnen entrollen," fuhr Cornelia in derselben höhnischen Weise fort, „Bilder, daß Ihr reines, jugendliches Herz sich vor Entsetzen zusammenkrampfen würde — doch warum sollte ich Ihren Glauben an die Tugend der Menschen erschüttern? Fragt es sich doch nur, ob Sie dulden wollen, daß man Ihre Lieben auf dem Schlosse ins Verderben stürzt?"

„Ich — dergleichen dulden?" entgegnete Rosa, die das Vernommene nicht zu fassen vermocht hatte und unausgesetzt auf Cornelia, wie auf eine dem Traumreich entstiegene gespenstische Erscheinung hinstarrte, „ich sollte dulden, daß man verderbliche Anschläge gegen Fortis und Gabriele ins Werk setzt, ohne einzuschreiten? Nein! Nimmer!" rief sie aus, und indem sie emporsprang, rötete tiefempfundene Entrüstung ihr liebliches Antlitz. „Meine Zuversicht befremdet Sie vielleicht," fuhr sie mit derselben Erregtheit fort, „allein sie ist eine Frucht der festen Überzeugung, daß ich einen hinlänglichen Einfluß auf Fortis besitze, um dem von Ihnen angedeuteten Unglück vorbeugen zu können. Wie er so oft

getan, wird er auch dieses Mal auf mich hören, wenn ich ihm von dem feindlichen Zusammentreffen mit einem Verwandten abrate. Nein, es soll kein Blut vergossen werden — schon das Wort allein auszusprechen, erscheint mir als ein Verbrechen."

Wie ein durch schwere Regenwolken begrenzter Sonnenblick glitt es über Cornelias Züge, als sie Rosa im Bewußtsein ihres entscheidenden Einflusses so überzeugend sprechen hörte, als sie erkannte, wie ein unerschütterliches Rechtlichkeitsgefühl dem jungen Mädchen, das kaum den Kinderjahren entwachsen war, eine so außerordentliche Kraft verlieh. Und dennoch mußte sie darüber lächeln, daß Rosa sich stark genug hielt, durch ihr Dazwischentreten den Frieden zwischen Männern zu vermitteln, die sich in dem Wahne befanden, eine Beleidigung nur durch Blut ausgleichen zu können.

Schwermütig schüttelte sie das Haupt.

„Das Duell ist eingeleitet und wird auch stattfinden," hob sie an, „sollte der Kampf indessen nicht zustande kommen, so geschieht es nur, um noch schändlichere Mittel gegen den jungen Mann in Anwendung zu bringen."

„Wie wäre das möglich?" fragte Rosa mit ersterbender Stimme, indem sie die Hand, wie beschwichtigend, auf ihr heftig pochendes Herz legte.

„Armes gutes Kind," versetzte Cornelia zögernd, „seinen Stolz hat man zum Bundesgenossen gegen ihn auserkoren, seinen Stolz, der ihn nicht in einer Umgebung weilen lassen wird, in der er sich rücksichtslos seinen jugendlich hochfahrenden Träumen hingab, um schließlich mit grausamer Hand von seiner Höhe hinuntergestürzt zu werden. Leider bin ich nur teilweise unterrichtet; ein unglücklicher Zufall verhinderte mich, die verderblichen Anschläge in ihrem ganzen Umfange zu erlauschen. Doch die Bedingungen, unter denen der Kampf unterbleibt, sind ohne Zweifel noch nichtswürdiger, als das Duell selbst. Ich vernahm nur eine einzige leise Anspielung, allein in dem Tone ihrer Stimmen, in ihrem giftigen Lachen ruhte eine furchtbare Drohung,

und ein dunkles Gefühl sagte mir, daß man sich über die allerschändlichsten Mittel zur Erreichung eines bestimmten Zweckes einige. Doch Sie sollen erfahren, auf welche Weise ich Kenntnis von dem verderblichen Gewebe erhielt; Sie sollen so genau unterrichtet sein, wie ich selbst, und dann — dann wollen wir beraten über die Mittel, die uns zu Gebote stehen, das Schrecklichste zu verhüten. Es ist indessen eine lange Erzählung, und um verstanden zu werden, muß ich ausführlich sein. Werden wir noch gestört werden?"

„Meinen Eltern sagte ich bereits Gute Nacht," antwortete Rosa bebenden Herzens, „sie kennen und billigen mein Hiersein; ich bereitete sie darauf vor, daß ich vielleicht einige Stunden bei Ihnen weilen würde."

Cornelia warf einen dankenden Blick auf Rosa, und dann begann sie ohne Säumen, ihre Begegnung mit den beiden Männern im „Goldenen Baum" zu schildern. — —

„Und das alles geschieht nur, weil man befürchtet, der Major könne ihm von seinem Reichtum etwas zuwenden?" fragte Rosa traurig, sobald Cornelia innehielt, um ihre Gedanken wieder zu ordnen; „der arme Fortis; als ob ihm an Geld und Gut mehr gelegen wäre, als an der Liebe seines Wohltäters. Wie falsch sie ihn beurteilen — aber noch ist es nicht zu spät, ihn vor dem Verderben zu bewahren! Wir müssen alles aufbieten, und Gabriele, die mit so herzlicher Liebe an ihm hängt, wird uns beistehen — wir dürfen selbst davor nicht zurückschrecken, die Hilfe des Majors in Anspruch zu nehmen."

„Es muß uns allein gelingen," wandte Cornelia ein, die bei der Erwähnung des Majors erschrak, „und darum, teuerstes Fräulein, seien Sie edelmütig gegen mich und gegen den, für den ich zittere. Ziehen Sie den Herrn Major nicht mit in das Geheimnis; auch keinen anderen, durch den es in die Öffentlichkeit getragen werden könnte, oder es tritt der Fall ein, daß einzelnen Beteiligten die Rückkehr zu einem gesitteten Lebenswandel unwiderruflich abgeschnitten wird. Haben Sie daher Mitleid mit mir, oder vielmehr mit ihm! Ich selbst kann alles ertragen, denn ich verdiene mein Los,

und sei es noch so elend, tausendfach; aber müßte er sich dem Urteile eines Richters beugen, müßte er eine Strafe erdulden, die ihn auch vor der Welt als ehrlos brandmarkte, so wäre das mein Tod — doch warum zögere ich, die Wahrheit auszusprechen, wenn gerade die rückhaltloseste Offenheit Sie vielleicht am meisten in Ihren Entschlüssen bestimmt? Derjenige, der sich an Herrn von Lehmburgs verderblichen Anschlägen beteiligte, derjenige, für den ich jetzt aus dem tiefsten Grunde meiner Seele zu Ihnen flehe und den ich vor einem furchtbaren Ende zu bewahren wünsche, ist — Magnus von Lehmburg, der Neffe des Herrn Major!"

„Magnus von Lehmburg?" rief Rosa erbleichend aus, „Magnus, der Verstoßene, der Geächtete? O, dann Wehe über den armen Fortis, wenn wir mit unserer Hilfe zu spät kommen sollten. Doch fassen wir Mut," fuhr sie gleich darauf mit ernster Würde fort; „schon allein der Name Theodor von Lehmburg wäre genügend gewesen, möglichst vorsichtig zu Werke zu gehen, um die Gefühle des edlen alten Herrn zu schonen. Daß sich seine beiden nächsten Verwandten aber gegen ihn und seine Anordnungen verschworen haben, daß sie ihn schändlich hintergehen, ihm die Freude seines hohen Alters rauben und seine letzten Tage verbittern wollen, das darf er um so weniger wissen, oder der Kummer beugt ihn bis ins Grab hinein."

Cornelia seufzte erleichtert auf. Zu sprechen wagte sie nicht, denn sie fühlte, daß sie durch die Offenbarung ihrer Anhänglichkeit für Magnus Rosa einen richtigeren Begriff von sich selbst gegeben, als alle vorhergegangenen Beteuerungen ihrer Unwürdigkeit vermocht hatten. Sie wagte sogar nicht mehr, das nach ihrer Überzeugung zwischen Gabriele und Fortis bestehende Verhältnis zu berühren, obwohl es ihr wunderbar erschien, daß Rosa stets kühl darüber hinwegging.

Doch Rosa wendete sich nur Dingen zu, die ihr verständlich waren und ihrem Herzen am nächsten lagen. Alles übrige um sich her vergessend, neigte sie sich näher zu Cor-

nelia hin, um jeden nur denkbaren Schritt genau zu erwägen, bevor sie seine endgültige Entscheidung traf.

Mit wunderbarer Sicherheit zeichnete sie sich selbst und Cornelia das zu beobachtende Verfahren vor, das nicht nur Fortis gegen weitere Nachstellungen sichern sollte, sondern auch darauf berechnet war, alle Parteien zu schonen, die Sache selbst aber nicht über die nächsten Grenzen hinaus in die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. —

Mitternacht war längst vorüber, als Rosa ihr Lämpchen anzündete, um sich nach ihrem Gemach hinauf zu begeben. Ein tiefer Ernst ruhte auf ihrem lieblichen Antlitz; es war auf ihm das Bewußtsein der Verantwortlichkeit ausgeprägt, die sie damit übernommen hatte, daß sie, außer Gabrielen, keine andere Seele mehr mit in das Geheimnis zu ziehen wünschte. Die heilige, in einem kindlich frommen Herzen gekeimte Überzeugung: daß dem Recht der Sieg bleiben müsse, verlieh ihr jene Ruhe, mit der sie beim Abschiede Cornelia die Hand reichte und sie sogar lächelnd bat, den Mut nicht zu verlieren, sondern auf Gottes Beistand zu bauen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Zweikampf.

Schon in aller Frühe hatte Reiber die beiden besten Pferde des Majors vor den leichten Jagdwagen gespannt. Er wunderte sich zwar sehr und murrte auch, so lange es niemand hörte, daß der alte Herr, so ganz gegen seine Gewohnheit, einen frühen Ausflug zu machen gedenke, doch ließ er es deshalb an der gewohnten Eile nicht fehlen. Die Uhr hatte noch nicht acht geschlagen, als er sehr

würdig auf dem Vordersitz Platz nahm und in kurzem Galopp am Schloß vorfuhr.

Der Major stand am geöffneten Fenster und musterte mit Wohlgefallen das Gespann. Allein zu Reibers Überraschung rauchte der alte Herr noch immer seine Morgenpfeife. Er war überhaupt noch nicht zu einer Ausfahrt gerüstet, was um so auffälliger war, als er militärische Pünktlichkeit liebte und die Pferde nur höchst ungern warten ließ.

„Kennt Er das steinerne Kreuz im Walde?" fragte der Major kurz.

Reiber fühlte, daß er erbleichte, doch verbarg er seine Verwirrung geschickt hinter einem Hustenanfall und antwortete:

„Zu Befehl, gnädigster Herr."

„Weiß Er den Weg dahin zu finden?"

„Zu Befehl!"

„Heh, wird Ihm wohl sauer, so zeitig zu fahren? Kann das sehen. Wird aber vorsichtig fahren und mir das Kind wohlbehalten nach Hause bringen; werde mich genau erkundigen. Und wenn das Fräulein selbst fahren will, gibt Er die Leinen ab, verstanden, heh?"

„Zu Befehl, gnädigster Herr."

„'s ist eigentlich nichts für die Bremse, zu so früher Morgenstunde in den Wald zu kutschieren," sprach der Major jetzt zu sich selbst, „was soll man aber machen? Sie führt nun einmal das Kommando. Aber pünktlicher sollte das Persönchen sein."

In seinen Betrachtungen wurde er durch Gabriele unterbrochen, die, gefolgt von dem Diener des Majors, in der Haustür erschien, hastig die steinernen Stufen hinuntereilte und ebenso hastig in den Wagen stieg.

„Liebe Bremse," rief ihr der Major zu, indem er mit dem Finger drohte, „ich bitte mir aus, daß, wenn man spazieren fahren will, man die Pferde ein andermal nicht stundenlang vor der Thür halten läßt!"

„Lieber Patriarch!" rief Gabriele dagegen hinauf, „seit wann ist es Sitte geworden, zwei Minuten in ebenso viele

Stunden zu verwandeln?" und dabei lachte sie, daß der Major nicht umhin konnte, mit einzustimmen, obwohl ihre Fröhlichkeit erzwungen klang und die bleiche Farbe ihres Antlitzes sowie der Ausdruck einer heftigen inneren Erregung ihre Heiterkeit Lügen strafte.

„Erfriere mir nur nicht, Bremse," warnte der Major, „siehst überhaupt aus, wie zehn kalte Winter zusammengenommen."

„Wofür mein Patriarch zehn lebensfrischen Frühlingen auf ein Haar ähnlich sieht!" erwiderte Gabriele, ihre Worte mit einem Kußfinger begleitend, und auf ihr „Vorwärts!" zogen die Pferde an.

„Bremse, Bremse!" versetzte der Major, abermals mit dem Finger drohend, obwohl Gabriele seine Stimme nicht mehr hören konnte. „Aber warte, — ein Stündchen verziehen wir noch, um unsere Pfeife zu beendigen, und dann folgen wir der Kleinen nach. Was kann es sein, was sie am steinernen Kreuz zu suchen hat? Hirsche wechseln sehen! heh! Schliche. Bin Jäger genug, um das zu durchschauen. 's geht irgend etwas hinter meinem Rücken vor. Fortis schon seit fünf Uhr wer weiß wohin auf den Anstand, Herzbusch verschwunden und wahrscheinlich mit ihm —"

Er schloß das Fenster, um seinen unterbrochenen Spaziergang von dem einen Ende der Stube nach dem andern hinüber wieder aufzunehmen. —

Gabriele war unterdessen vor das Predigerhaus gefahren, und Reiber glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als Rosa in Cornelias Begleitung durch den kleinen Vorgarten schritt und erstere an Gabrielens Seite, letztere neben ihm Platz nahm.

Ein entsetzlicher Verdacht stieg in ihm auf. Er hatte von Theodor die Weisung erhalten, gerade an diesem Tage dafür zu sorgen, daß der Major nicht etwa, vom Zufall geleitet, seinen Weg in die Nähe des steinernen Kreuzes nehme, und nun trat die Notwendigkeit an ihn heran, nicht nur die beiden jungen Mädchen, sondern auch Cornelia eben dorthin zu fahren. Welche Absicht Theodor verfolgte, als er ihm die

Weisung heimlich übermittelte, ahnte er nicht; wohl aber begriff er, daß das unerwartete Erscheinen derjenigen, die hinter ihm im Wagen saßen, zum mindesten nicht in Theodors Plan paßte. Eine unbestimmte Furcht beschlich ihn. Mit der Furcht aber stellte sich auch das Gefühl der Selbsterhaltung ein, und indem er grämlich und ohne Cornelia zu beachten auf die Pferde hinsah, überlegte er, wie es ihm gelingen dürfte, ohne Nachteil für sich selbst allen Parteien gerecht zu werden.

Auf Gabrielens: „Nach dem steinernen Kreuz!“ trieb Reiber die Pferde an, und im scharfen Trabe ging es zum Dorfe hinaus. Die Lage des bezeichneten Punktes kannten die Mädchen nicht; es blieb also Reiber anheimgestellt, nachdem er den Wald erreicht hatte, solche Wege einzuschlagen, die nicht nur weit um ihr Ziel herumführten, sondern auch wegen ihrer Beschaffenheit ein schnelles Fahren nicht gestatteten. —

In der Nähe von Hainfeld, ungefähr in der Mitte des zur Herrschaft gehörigen Forstes, weit abwärts von den dem öffentlichen Verkehr dienenden Straßen liegt das steinerne Kreuz. Es besteht aus einer Anzahl mächtiger Granitblöcke, den letzten Überresten eines heidnischen Grabmals, die zum Teil in das Erdreich eingesunken und mit einer Grasnarbe überwuchert sind.

Nur einzelne der bemoosten Steine ragen noch über den Rasen empor und bilden, seltsamerweise, die Figur eines unregelmäßigen Kreuzes, die natürlich zerstört würde, sobald sich jemand die Mühe gäbe, auch die anderen Steine bloßzulegen. Jedenfalls war die Ordnung, in der die alten Felsblöcke lagen, hinreichend, den Namen: „Steinernes Kreuz“ entstehen zu lassen. Eine höhere Wichtigkeit hatte es dadurch erlangt, daß es zum Mittelpunkt oder vielmehr zur Grenze zwischen vier verschiedenen Waldschlägen gewählt wurde, die durch schnurgerade Wege voneinander getrennt sind.

Die beiden Waldwege oder Gestelle laufen über das steinerne Kreuz fort, sich auf diesem im rechten Winkel durch-

schneidend. Es entstehen dadurch vier Ecken, von denen die eine zu der erwähnten Zeit mit zwölfjähriger niedriger Tannenschonung bedeckt war, die angrenzende Stangenholz trug, während diesen beiden Schlägen gegenüber sich hohe und schön bestandene Laubholzwaldung hinzog, deren verschiedene Altersklassen ebenfalls durch das eine Gestell voneinander geschieden wurden.

Dies war also der Ort, den Theodor zur Ausführung seines arglistigen Planes auserkoren hatte und wohin er sich in Begleitung seines gleichgesinnten Vetters bereits in aller Frühe auf den Weg begab.

Neun Uhr war die Zeit, zu der die Gegner sich treffen sollten; halb neun war vorbei, als die bei dem steinernen Kreuz herrschende Einsamkeit unterbrochen wurde.

Von Fliesow her näherten sich mehrere Männer, die, beständig die Grenze zwischen Schonung und Stangenholz haltend, augenscheinlich den Wunsch hegten, unbemerkt zu bleiben. Erst als sie bei dem steinernen Kreuz eingetroffen waren und sich überzeugt hatten, daß nach keiner Richtung hin ein menschliches Wesen sichtbar war, wurden ihre Bewegungen freier. Doch auch jetzt beobachteten sie noch die Vorsicht, einige Schritte weit in die Schonung hineinzutreten, um nicht von einem der sich vor ihnen kreuzenden und fast unabsehbaren Gestelle aus entdeckt zu werden.

Letzteres geschah auf den Rat des Magisters Deus, der den Krüger, den Schmied und den Ortsschulzen von Fliesow auf ihren Wunsch begleitet hatte.

Cornelias Bitte an den Krüger war die Veranlassung zu dem frühen Spaziergange gewesen, und teils der Gesellschaft wegen, teils um auf alle Fälle mit Zeugen ausgerüstet zu sein, hatte dieser seine Freunde und Nachbarn aufgefordert, sich an dem Ausfluge zu beteiligen.

Obwohl der Ortsschulze und sein Nachbar Schmied die Köpfe zu dem Vorschlage bedenklich schüttelten und sehr weise über die Unzuverlässigkeit der von einer mutmaßlichen Landstreicherin herrührenden Angaben urteilten, war der Krüger, dessen Neugierde durch Cornelia gereizt worden, doch dabei

stehen geblieben, daß man die Sache nicht zu leicht nehmen dürfe und ein vergeblicher Spaziergang in den Wald immer noch kein Unglück für Männer von „Haus, Hof und Kap'tal" sei.

„Hier ist also das steinerne Kreuz," belehrte Deus, „niemand kann uns von den Gestellen aus bemerken, dagegen sind wir imstande, genau zu beobachten, was bei dem Kreuze vorgeht."

„Wenn überhaupt 'was vorgeht," versetzte der Ortsschulze, eine seltsam geformte Flasche entkorkend und, nachdem er durchs eigene Beispiel bewiesen, daß sie trinkbaren Stoff enthalte, sie seinem nächsten Nachbarn darreichend.

„Wird schon was arrivieren," tröstete der Krüger, mit dem Rücken der Hand über seinen breiten Mund hinfahrend, „und ist's weiter nichts, so arriviert, daß wir unser Frühstück hier verzehren und auf dem Retourwege bei Mutter Tiegel eine kleine Visitation machen."

„Still," mahnte Deus dringend, „ich glaube, man kommt."

Alles lauschte gespannt. Das Rasseln eines Wagens ließ sich aus der Ferne vernehmen.

„Der fährt auf der Chaussee," bemerkte der Schmied.

„Nein, nein," wendete Deus ein, „die Chaussee ist zu weit, außerdem stoßen die Räder gegen die Achsen, als wenn es über unebenen Boden ginge. Bleibt ruhig hier, ich will vorschleichen und sehen, ob die Gestelle leer sind."

Bei den letzten Worten war er schon unterwegs und gleich darauf schob er seinen entblößten Kopf ins Freie hinaus, aufmerksam nach allen ihm offen stehenden Richtungen spähend.

Plötzlich wich er mit hastiger Bewegung zurück, und sich seinen Gefährten wieder zugesellend, rief er aus: „Donnerwetter! man kommt von zwei Seiten!"

„Wer kommt?" hieß es zurück.

„Von der einen Seite ein Wagen in scharfem Trabe, und von der andern zwei Fußgänger."

„Ob sie's wohl sein mögen?" fragte der Krüger triumphierend.

„Wer?" fragte der Schmied schwerfälliger.

„Nun, ich meine diejenigen, von denen mir die Frau gestern abend sagte," antwortete der Krüger.

„Gleichviel, wer es ist," nahm Deus das Wort, „in nächster Zeit muß es sich entscheiden. Ich rate daher dringend, daß wir unsere Plätze wieder einnehmen."

Die drei Bauern gaben ihre Zustimmung zu erkennen, und nachdem sie noch einige Schritte tiefer in die Schonung eingedrungen waren, legten sie sich nebeneinander hin, wobei jeder dafür Sorge trug, daß er unter den untersten, zum Teil abgestorbenen Zweigen der niedrigen Tannen hindurch, eine Öffnung vor sich hatte, durch die ihm eine schmale Aussicht auf das steinerne Kreuz offen stand.

Der Wagen rollte unterdessen näher, und kaum fünf Minuten waren verstrichen, als er in der Entfernung von etwa hundert Schritten von dem steinernen Kreuze anhielt.

„Werden die Pferde ohne Aufsicht stehen?" fragte eine tiefe männliche Stimme, die den verborgenen Lauschern vollständig fremd war.

„Löse die Stränge; die Leine werde ich hier um den Baum schnüren," gab eine andere Stimme zurück, die der Magister zu erkennen glaubte, und dann erfolgte wieder eine längere Pause.

Bis jetzt hatten Bäume und Strauchwerk die Ankommenden noch immer vor den Spähern verborgen. Ebenso waren deren Stimmen durch die dazwischen liegenden Hindernisse gedämpft worden. Der Lehrer aber, durch die Entdeckung, daß Theodor von Lehmburg in der Nähe sei, von einem unbestimmten Verdacht erfüllt, benutzte die Gelegenheit, durch nicht mißzuverstehende Zeichen seinen Gefährten nochmals die größte Vorsicht anzuempfehlen.

In demselben Augenblick gewahrte er aber auch, daß des Krügers Gesichtszüge kirschbraun anliefen, und daß ihm, indem er nach dem Gestell hinüberstierte, die Augen beinahe aus dem Kopfe zu treten drohten. Er hatte nämlich in Mag-

nus den Gauner wiedererkannt, der ihn einst um einen Teil des Kaufgeldes für sein Pferd brachte, und wie ein Tiger, der durch unübersteigliche Hindernisse zurückgehalten wird, sich auf die in seinem Bereich befindliche Beute zu stürzen, konnte er nur durch Theodors Gegenwart verhindert werden, sich des ihm verhaßten Mannes zu bemächtigen und ihn in aller Form seinem Freunde, dem Ortsschulzen, zu überantworten. —

„Er ist pünktlich," bemerkte Theodor mit höhnischem Ausdruck, als sie bei den ersten Steinen des Kreuzes eintrafen. Es soll mich nur wundern, wen er mitbringt. Kennst du ihn nicht?"

„Was kümmert es uns, wen er mit sich schleppt," entgegnete Magnus, indem er ein Kästchen auf den nächsten Stein stellte, „wenn's nur ein Zeuge ist, der deutsch versteht."

Hier lachten beide unheimlich.

„Ich bin überzeugt, er ist mit schwererem Herzen hierher gegangen, als einer von uns," höhnte Theodor weiter.

„Ein rechtes Kunststück, daß wir unsere Ruhe bewahren," versetzte Magnus. „Du weißt so gut, wie ich, daß wir unverletzt aus der Affäre hervorgehen, während er in dem guten Glauben kommt, daß binnen wenigen Minuten einer von euch zu seinen Vätern versammelt sein wird."

Theodor verzog sein Gesicht zu einem unbehaglichen Grinsen.

„Wer weiß, wo e r seine Väter zu suchen hat," bemerkte er ingrimmig, „aber still jetzt und die dem Ernste der Sache entsprechende Haltung angenommen. Ich erkenne übrigens jetzt seinen Begleiter, der Rittmeister Wilford von den Dragonern ist's. — Gerade nicht meine Passion — aber gut genug für das, was wir vorhaben."

Es erfolgte eine Pause. Der Magister, der die Unterredung mit Ausnahme weniger Worte verstanden, namentlich aber die Bemerkung gemacht hatte, daß es sich nicht um einen wirklichen Zweikampf zu handeln scheine, rief sich einzelne früher gemachte Entdeckungen ins Gedächtnis zurück

und gelangte zu dem Schluß, daß der Zeitpunkt nahe, den Fortis' Feinde gewählt hatten, ihre ganze Erbitterung in entscheidender, vielleicht gar vernichtender Weise gegen ihn auszuschütten. Wie das geschehen konnte, war ihm unklar, doch pries er sich glücklich, vom Zufall dahin geführt worden zu sein, von wo aus er in jedem Augenblick einzuschreiten und Fortis über das gegen ihn angestellte Komplott aufzuklären vermochte. Er bedauerte dabei nur die Abwesenheit seines Freundes Herzbusch, der ihm nicht sowohl als Zeuge früherer Ereignisse, sondern auch als ein mit den Eigentümlichkeiten des Majors vertrauter Ratgeber zur Seite gestanden hätte.

Eine stumme Verbeugung der beiden Vettern bewies ihm, daß Fortis und sein Begleiter eingetroffen seien. Sie befanden sich indessen noch außerhalb seines Gesichtskreises; in der nächsten Minute aber begegneten sich Magnus' und Fortis' Sekundant auf der Mitte des steinernen Kreuzes, wo sie den Spähern nicht nur sichtbar waren, sondern von wo auch ihre Worte größtenteils deutlich vernehmbar zu ihnen herüberschallten.

Nach einem höflichen, aber kalten Gruß nahm der Rittmeister, ein nicht mehr ganz junger Mann von stattlicher Figur und offener, ansprechender Miene, das Wort:

„Ich bin verpflichtet und folge darin nicht minder meiner eigenen Neigung, mein möglichstes aufzubieten, eine friedliche Ausgleichung herbei zu führen. Ich erlaube mir daher, auf die Beziehungen aufmerksam zu machen, in denen die Duellanten zu dem Herrn Major von Hainfeld stehen, und bin überzeugt, daß mit Rücksicht darauf die in zorniger Erregung gesprochenen Worte viel von ihrer Bitterkeit und von ihrem verletzenden Charakter verlieren. Erweisen Sie mir die Ehre, auf nähere Erörterungen einzugehen?"

Magnus verbeugte sich zustimmend.

„Die Beziehungen, auf die Sie freundlich genug sind, sich zu berufen," entgegnete er gemessen, „würdigt niemand mehr und besser, als ich selbst, indem auch ich die Ehre habe,

mich einen Neffen des Herrn Majors nennen zu dürfen. Mein Name ist von Lehmburg —"

„Herr Hainfeld hatte bereits die Güte, mir den Namen von Lehmburg zu nennen," unterbrach der Offizier Magnus, „er war überrascht, gerade Sie hier zu sehen."

„Vielleicht unangenehm überrascht," versetzte Magnus, seine Verwirrung hinter ein zweideutiges Lächeln verbergend, „doch gleichviel, durch meine Berufung auf das Verhältnis, in dem ich zu dem Herrn Major stehe, beabsichtigte ich nur, zu bekunden, daß niemand, leichter als ich sich in meines Herrn Vetters Lage hineinzudenken vermag. Von diesem Standpunkte aus glaube ich daher durchaus in seinem Sinne zu handeln, wenn ich zum Zweck einer Ausgleichung die Bedingung aufstelle, daß Herr Hainfeld sein gegen einen ihm an Jahren und Einsicht weit überlegenen Edelmann begangenes Unrecht als ein solches anerkennt und sein unehrerbietiges Benehmen —"

„Genug," schnitt der Offizier Magnus' Rede kurz ab. „Versäumen wir keine Zeit und bringen wir die Sache auf anderem Wege zum Abschluß. Ich sehe, Sie haben Pistolen mitgebracht. Wir verließen uns darauf und sind ohne Waffen gekommen."

„Gute Pistolen," bekräftigte Magnus, zu dem Stein hinschreitend und das Kästchen öffnend, worauf er dem Rittmeister die Waffen zur Auswahl darreichte.

„Prüfen wir, ob sie ihre Schuldigkeit tun," bemerkte Wilford, ein Kupferhütchen auf das Piston der von ihm ergriffenen Pistole schiebend, welchem Beispiel Magnus gleichzeitig folgte.

Die Hähne wurden aufgezogen, und indem sie niederschlugen, erzeugte die explodierende Zündmasse jenes hohle Klatschen, woraus mit Sicherheit zu erkennen, daß die Verbindung zwischen Zündröhre und Lauf frei ist.

Mit größter Vorsicht wurden alsdann die Pistolen geladen, worauf Magnus den Offizier bat, sich abzuwenden.

Die Pistolen lagen wieder in dem Kasten; Magnus wies auf die eine und fragte: „Für wen ist diese bestimmt?"

„Bedienen Sie sich ihrer," antwortete der Offizier, indem er sich umwendete und nach der anderen Pistole griff.

Schweigend wurde die Entfernung abgeschritten, worauf die Sekundanten die Gegner baten, sich auf ihre Posten zu begeben.

Theodor leistete der an ihn gerichteten Aufforderung mit einem Lächeln Folge, während Fortis mit dem ganzen, durch die Sachlage bedingten Ernste zu seinem Freunde hinschritt und die dargebotene Waffe empfing.

„Wenn ich bitten darf — fertig!" kommandierte Fortis' Sekundant.

„Eins!"

Die Hände mit den Pistolen hoben sich, jedoch so, daß die Mündungen nach oben wiesen.

„Zwei!" kommandierte der Offizier, doch ebenso schnell rief Magnus ein donnerndes Halt dazwischen, wodurch das leise Geräusch übertäubt wurde, das Magister Deus erzeugte, indem er den Ortsschulzen, der eben in heiligem Amtsfieber emporspringen wollte, mit Gewalt zurückhielt.

Die bewaffneten Hände hatten sich gesenkt, und befremdet schauten die Gegner einer zum anderen hinüber.

„Was soll das heißen?" fragte Theodor seinen Sekundanten mit scheinbarer Entrüstung: „sind wir etwa zusammengekommen, um Knabenspiele zu treiben?"

„Der Ehre ist Genüge geschehen, so weit es statthaft," erklärte Magnus ruhig, „niemand kann und darf bezweifeln, daß die beiden Gegner mit derselben Kaltblütigkeit das gegenseitige Feuer empfangen hätten; hier aber gebietet die Vernunft ein Ende."

„Wie sollen wir das verstehen?" fragte Wilford, während Fortis seine Blicke auf Magnus richtete, als ob er in seinem Innern hätte lesen wollen.

„Das Duell darf nicht stattfinden," antwortete Magnus mit Bestimmtheit, „wir sind es unserem eigenen Namen, wir sind es dem Namen des Herrn Majors schuldig, keinen Schritt weiter zu tun!"

„Und warum erst jetzt diese Hinderung?“ schnaubte Theodor, mit dem Fuße heftig aufstampfend.

„Sollte es aussehen, als wäre dir ein Einwand zur Vermeidung des Duells willkommen gewesen?“ gab Magnus spottend zurück.

„Ich verlange eine bündige Erklärung dieses unerhörten Benehmens,“ trat Wilford jetzt in die Verhandlung ein. „Es sind bereits so große Unregelmäßigkeiten bei diesem Ehrenhandel vorgekommen, wie sie selbst der Drang außerordentlicher Umstände kaum rechtfertigen dürfte. Aber für diese Wendung, mein Herr, muß ich nicht nur im Interesse des Herrn Hainfeld, sondern auch für meine eigene Person auf eine unumwundene Erklärung dringen.“

„Ich werde mir die Ehre geben, Ihnen eine solche zu erteilen,“ entgegnete Magnus, „und bin überzeugt, Sie werden, selbst bei strengster Kritik, mein Verhalten den Grundsätzen eines Ehrenmannes vollkommen entsprechend erachten.“

Der Rittmeister schaute auf Fortis und zuckte mit den Achseln. Dann verneigte er sich leicht gegen Magnus: „Ich bin bereit, Ihre Erklärung entgegenzunehmen,“ sagte er mit kalter Ruhe.

„Wohlan denn,“ hob Magnus an, und ein Ausdruck so gehässiger Verachtung breitete sich über sein Gesicht aus, daß der Rittmeister sich dadurch angewidert fühlte, „wir stehen hier, mein ehrenwerter Vetter und ich, als die Träger eines alten, edlen Namens und die Repräsentanten einer Familie, deren Stammbaum bis in die graue Vorzeit hinaufreicht. Vor uns haben wir einen jungen Mann, im Begriff, zu den Beleidigungen, die er sich meinem Vetter gegenüber hat zuschulden kommen lassen, auch noch eine Blutschuld auf sich zu laden. Herr Theodor von Lehmburg, in dem jungen Manne dort einen wirklichen Herrn Hainfeld und damit einen entfernten Verwandten des Majors von Hainfeld erblickend, ist auf die Forderung eingegangen. Anders muß er denken und handeln, nachdem er durch mich erfahren haben wird, wie es sich mit der Persönlichkeit dieses Herrn verhält. Sie ist nur eine — schattenhafte. Daher

wiederhole ich mit ruhiger Überlegung: das Duell darf nicht stattfinden. Ein Lehmburg darf sich nicht mit jemand schlagen, der keinen andern Namen aufzuweisen hat, als denjenigen, der ihm als eine Art von Almosen in die Wiege geworfen wurde. Der Umstand, daß der Major dem Findling, der wer weiß, wessen Sohn, eine mit seinem Herkommen schwerlich im Einklange stehende Erziehung angedeihen ließ, berechtigt den jungen Mann keineswegs dazu, sich mit der Miene eines Ebenbürtigen vor Leuten zu gebärden, die Rücksichten zu nehmen haben, die der junge Mann vielleicht gar nicht zu würdigen versteht. Sobald indessen derselbe junge Herr in den berechtigten Besitz eines Namens gelangt ist, wird mein Herr Vetter gewiß gern bereit sein, die Angelegenheit, wegen deren wir uns hier befinden, als eine Ehrensache zu betrachten und sie als eine solche mit ihm auszufechten. Bis dahin ist er gezwungen, sich jedes weiteren Verkehrs mit ihm zu entschlagen, ein unziemliches Auftreten aber in angemessener Weise, selbst mit Hintenansetzung der dem Herrn Major von Hainfeld schuldigen Rücksichten, abzuwehren. Sie dagegen, Herr Rittmeister, mögen von Glück sagen, der Gefahr entronnen zu sein, jemand als Sekundant zu dienen, der nicht einmal imstande ist, Ihnen durch eine Visitenkarte seinen Besuch anzuzeigen."

So lange Magnus sprach, herrschte ringsum Grabesstille. Sogar als er geendigt hatte, scheute sich jeder, das Wort zu ergreifen, und mit tödlicher Spannung sah man dem nicht zu vermeidenden Gefühlsausbruche von Fortis entgegen.

„Es ist eine Infamie," sagte der Rittmeister mit gedämpfter Stimme zu Fortis, der bleich und seiner Sinne kaum noch mächtig dastand, als hätten die Füße die Last des Körpers nur noch unter den größten Anstrengungen zu tragen vermocht; „es ist eine wohldurchdachte Infamie, und Sie vergeben sich nichts, wenn Sie diesen ‚Vettern' mit Verachtung den Rücken kehren und es dem Herrn Major überlassen, mit ihnen abzurechnen. Ich selbst werde Ihre Sache führen, wenn es Ihnen genehm ist."

„Ich danke Ihnen," stammelte Fortis leise, dessen hochfahrender Sinn durch Magnus' Mitteilungen den härtesten Schlag erhalten hatte, der für ihn denkbar war; denn als ob ihm plötzlich die Gabe des Hellsehens verliehen worden wäre, lag seine ganze Vergangenheit, zusammen mit den sie kennzeichnenden Nebenumständen, vor seinem geistigen Auge da. Mit Entsetzen begriff er, daß Magnus' Enthüllungen unmöglich einer gewissen Grundlage entbehren konnten, indem entgegengesetztenfalls sein Wohltäter schwerlich so karg mit seinen Andeutungen über sein Herkommen gewesen wäre.

„Ich danke Ihnen," wiederholte er noch einmal mit bebenden Lippen, zu Wilford gewendet, „die Infamie liegt aber wohl mehr in der Art der Mitteilung, als daß das bezeichnete Geheimnis gänzlich erfunden wäre. Den Aufschluß darüber wird mir der Herr Major nunmehr nicht länger vorenthalten wollen. Wer ich aber auch sei und woher ich stammen möge, meine Vergangenheit ist nicht der Art, daß mir jene Herren eine Genugtuung verweigern dürften, die ich als Ehrenmann ein heiliges Recht habe, von einem andern Manne zu fordern."

Bei den letzten Worten gewann Fortis' Entrüstung die Oberhand über alle anderen Gefühle; die Röte des Zorns und der Scham stieg ihm aus den Wangen zu den Schläfen hinauf, und einen Schritt vortretend, warf er einen glühenden Blick auf die beiden Vettern, die mit dem Ausdrucke wilder Schadenfreude zu ihm herüberschauten.

„Herr Theodor von Lehmburg," fragte er, „die Unterbrechung entschuldigt, daß ich mich direkt an Sie wende. Wollen Sie mir die versprochene Genugtuung geben, oder nicht?"

„Sie können nicht ernstlich verlangen, daß mein Vetter sich mit einen namenlosen Fremden schießen soll," griff Magnus vor.

„Ich habe zunächst mit Herrn Theodor von Lehmburg zu sprechen," versetzte Fortis scharf, „später werde ich mir erlauben, auf Ihre geehrte Person zurückzukommen."

Bei dieser Zurechtweisung wurde Magnus von einer rohen Wut ergriffen, doch bevor er ihr Ausdruck zu geben vermochte, nahm Theodor das Wort:

„Ich bin bereit, auf Ihre Wünsche einzugehen, sobald Sie mir Ihren Namen genannt haben," sagte er mit höhnisch verbindlichem Lächeln.

„Weshalb haben Sie die Sache bis zu diesem Grade gedeihen lassen, da es doch in Ihrer Macht lag, mich früher in schonender Weise mit Ihren Ansichten vertraut zu machen?"

„Weil ich Sie bis zu diesem Augenblicke wirklich für einen Verwandten meines Onkels hielt und eben erst, wie Sie selber, über den wahren Tatbestand aufgeklärt worden bin."

„Zugegeben, ich dürfte auf die Ehre der Verwandtschaft mit dem Herrn Major von Hainfeld keinen Anspruch erheben, so wäre dadurch ja nur das einzige Hindernis beseitigt, das uns hätte dazu bewegen können, auf die Entscheidung der Waffen zu verzichten. Ich stehe vor Ihnen, ein Fremder, ein Unbekannter und Namenloser — wenn sich die Äußerungen Ihres Herrn Vetters als begründet ausweisen — und als solcher gerade frage ich: wollen Sie mir Genugtuung geben, oder ziehen Sie vor, daß ich mir ein Ihrer seltsamen Handlungsweise entsprechendes Urteil bilde?"

„Ihr Urteil kann mich nach keiner Richtung hin berühren," versetzte Theodor achselzuckend; „ich lege meine Antwort in die einzige Frage: Ich bin der Freiherr von Lehmburg, und wer sind Sie?"

Fortis erbleichte wieder, und krampfhaft schloß sich seine Faust um die Pistole.

„Wohlan," sagte er darauf, seine Worte langsam und nachdrücklich betonend, „dann kann ich nicht umhin, meine Zweifel an Ihrer gesunden Beurteilungskraft auszusprechen. Auf der einen Seite finden Sie es entehrend, mit einem Manne ohne Namen zu kämpfen, mit einem Manne, der nie etwas begangen hat, was ihn in der Achtung ehrlicher Leute hätte herabsetzen können; auf der andern Seite scheuen Sie sich nicht, jemanden zum Sekundanten zu wählen, der

seinen Abschied vom Regiment unter Umständen erhielt, die gerade nicht auf eine übertriebene Ehrenhaftigkeit seines Charakters hindeuten. Unter Berücksichtigung solcher Verhältnisse kann es auch mir allerdings nicht schwer werden, nicht allein dem Duell, sondern auch jeder weiteren Begegnung mit Ihnen zu entsagen."

Ein Hohnlachen schallte von Theodors Seite herüber, Magnus dagegen entriß seinem Vetter die Pistole und dessen Stelle einnehmend, rief er wütend aus:

„Hund von einem hergelaufenen Schmarotzer! Bist du meinem Vetter zu niedrig, um sich im Kampf mit dir zu messen, so bist du mir nicht zu gering, deine schurkischen Lügen in deinem Herzblut zu ersticken. Fertig denn!" kommandierte er, den Hahn seiner Pistole spannend.

„Halt!" rief der Rittmeister, vor Fortis hinspringend, der, seiner Sinne kaum noch mächtig, sich ebenfalls in Bereitschaft gesetzt hatte. „Halt! Herr von Lehmburg," wendete er sich an Theodor, der unbeweglich dastand und mit ängstlicher Spannung dem Ausgange des wider sein Erwarten, jedoch mit innerlichem Frohlocken begrüßten Kampfes entgegensah, „soll hier gemordet werden? Helfen Sie mir, die Wahnsinnigen auseinanderbringen?"

„Eins!" zählte Magnus selbst, seine Pistole erhebend. „Herr Rittmeister," fügte er hinzu, „meine Hand ist sicher. ich treffe an Ihrem Kopfe vorbei die Stirn des bettelhaften Eindringlings, während er selbst durch Ihre werte Person am Zielen gehindert wird!"

„Geben Sie Raum," heischte Fortis, indem er mit der rechten Hand die Pistole hob und mit der linken Wilford zur Seite drängte.

„Ich weiche nicht, Hainfeld," rief dieser, „treten Sie zurück, Sie sind das Opfer einer Schurkerei!"

„Herr Rittmeister, — behalten Sie den Schurken für sich selbst! Zwei!" zählte Magnus, und die Mündungen der Pistolen senkten sich gegeneinander; „bitte, lieber Vetter, gib das letzte Kommando, ich wäre sonst im Vorteil!" for-

derte er Theodor auf, und dieser trat vor, als wolle er willfahren.

„Im Namen der Gesetze gebiete ich Halt!“ erklang die Stimme des Rittmeisters; „denn das ist kein Duell — das ist —“

„Halt! Halt!“ ertönte es aus der Ecke der Schonung hervor.

Knacken und Brechen von Zweigen wurde hörbar, der schwere, dröhnende Schritt herbeieilender Männer erschallte. Theodor warf einen betroffenen Blick nach der Richtung hinüber, aus der das Geräusch kam; er bemerkte zwischen den niedrigen Tannen hindurch die Kopfbedeckungen mehrerer Männer; doch bevor der Vorderste derselben ins Freie trat, entfloh seinen Lippen scharf und gellend der Ruf: „Drei!“

Zwei Schüsse knallten so gleichzeitig, als wäre es nur einer gewesen.

Fortis wankte, erlangte aber sogleich seine Festigkeit wieder; die Kugel hatte ihm eine Haarlocke von der Schläfe getrennt und sogar die Haut blau gefärbt. Magnus dagegen, in die Schulter getroffen, ließ die Pistole fallen, drehte sich einmal um sich selbst und stürzte schwer zu Boden.

Die Vorgänge waren so rasch aufeinander gefolgt, daß sich nach der bis auf den höchsten Gipfel getriebenen Erregung, auf allen Seiten eine förmliche Erstarrung einstellte. Niemand wagte die unheimliche Stille zu unterbrechen, selbst das Geräusch eines auf einem verborgenen Waldwege mit größter Eile herbeirollenden Wagens ging für alle verloren.

Fortis stand da, als wäre er in Marmor verwandelt worden; der Rittmeister sah mit ernstem Bedauern auf seinen jungen Freund, während Theodor die Lippen fest zusammenbiß und unter einem Sturm schwer zu schildernder Gefühle auf seinen regungslosen Verwandten stierte. Die auf der Ecke der Schonung versammelten Bauern und der entsetzte Lehrer dagegen boten einen Anblick, der sich, hinsichtlich seiner Regungslosigkeit, kaum von dem der hinter ihnen stehenden Bäume unterschied.

Doch keine Minute dauerte es, bis die Erstarrung wich und der Gedanke an die Wirklichkeit sich allen schwer auf die Brust wälzte.

Der Rittmeister war der erste, der Worte fand.

„Wir müssen ihm helfen! Um Gottes willen, schnell in den Wagen mit ihm!“ sagte er laut und dringend, indem er zu Magnus hinüberschritt.

Er hatte indessen die Hälfte der ihn von der Gegenpartei trennenden Entfernung noch nicht durchmessen, als Magnus sich emporrichtete und, jede fremde Hilfe störrisch zurückweisend, trotzdem sein rechter Arm schlaff niederhing, seine vorige Stelle einnahm.

Sein Gesicht war erdfahl; die Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen, sein Haupthaar, von dem die Bedeckung heruntergefallen war, sank verwirrt auf seine Stirne nieder, und um das erschreckende Bild zu vervollständigen, rieselte das Blut tropfenweise aus seinem Rockärmel auf den feuchten Rasen.

„Es ist nur eine Schramme,“ sagte er mit vor Wut fast erstickter Stimme, „mein linker Arm ist unverletzt, es hindert uns also nichts, den Kampf fortzusetzen. Ich bitte die Herren, zu laden.“

„Der Kampf wird nicht forgesetzt!“ entgegnete Wilford, indem er sich der Pistole bemächtigte, „denn seine Erneuerung wäre gleichbedeutend mit einem Verbrechen!“

„Er soll, er muß fortgesetzt werden, wenn es nicht das Ansehen einer gegen mich ausgeübten feigen Handlung gewinnen soll,“ erwiderte Magnus schäumend vor Erbitterung, und ein Blick der tiefsten Verachtung streifte Theodor, der immer noch keine Miene machte, auf die eine oder die andere Art einzuschreiten.

„Der Kampf wird nicht fortgesetzt,“ wiederholte auch Fortis von seiner Stelle aus, „Gott ist mein Zeuge, daß ich meine Hand nie gegen Sie, den Neffen meines Wohltäters, ausgestreckt hätte, wäre ich nicht durch Sie selber dazu

gezwungen worden. Sie sind überdies verwundet, und eher —"

„Elender, erbärmlicher Erbschleicher!" schrie Magnus, seine Faust wie zum Schlage erhebend.

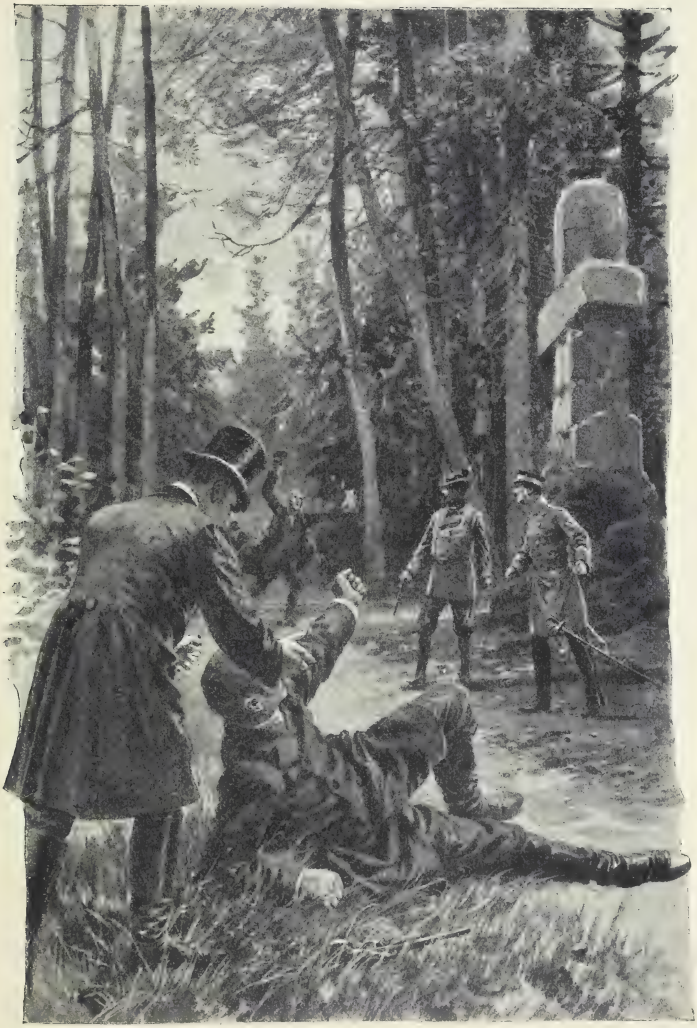
„Achten Sie auf Ihre Worte," ermahnte Wilford „mißbrauchen Sie nicht Ihre durch die Verwundung gebotene Unantastbarkeit. Erwägen Sie ferner, daß wir nicht mehr allein sind, sondern daß Sie vor Zeugen sprechen, die Ihre Äußerungen weiter tragen könnten, als Ihnen selbst vielleicht lieb ist."

Magnus folgte mit den Blicken der von dem Rittmeister angedeuteten Richtung. Seine kurze Betäubung und die darauf folgende Aufregung hatten ihn die in stummes Entsetzen gebannten Fremden nicht bemerken lassen. Als er aber den Magister und seine drei Genossen erkannte, fuhr er erschreckt zusammen.

„Wer hat euch erlaubt, euch um Dinge zu kümmern, die euch nichts angehen?" fragte er drohend, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „schert euch dahin, woher ihr gekommen seid, Gesindel, und wartet nicht darauf, daß ich die Peitsche vom Wagen hole!"

Hätte Magnus die wohlüberlegte Absicht gehabt, die letzte Spur von Teilnahme, die seine Verwundung bei dem Lehrer und seinen Gefährten erweckte, zu vernichten, so hätte er kein wirksameres Mittel ersinnen können, als ihnen, den freien Grundbesitzern, mit solch junkerhaftem Hochmute entgegenzutreten.

„Wer uns gerufen hat und was wir hier wollen, ist unsere eigene Sache," antwortete der Magister, indem er sich näherte, „ich denke, es genügt zu unserer Rechtfertigung, daß wir uns überhaupt hier befinden, um später als Zeugen auftreten zu können. Auf dieser Stelle haben Sie, Herr von Lehmburg, weder mir noch meinen Freunden Befehle zu ertheilen; wohl aber haben Sie hier eine Gerichtsperson vor sich, den Dorfschulzen, dessen Anordnungen Sie sich unweigerlich zu fügen haben dürften."



„Im Namen der Gesetze gebiete ich Halt!“ erklang die Stimme des Rittmeisters: „denn das ist kein Duell — das ist —“ „Halt! Halt!“ ertönte es aus der Schonung. (S. 286.)

„Elender Bursche!“ brach Theodor jetzt los, „entferne er sich augenblicklich —“

„Still, Herr von Lehmburg,“ fiel Deus dem erbitterten Edelmann mit wenig Förmlichkeit in die Rede, „es möchte sich sonst ereignen, daß die Wände des Heidekrugs plötzlich Stimme erhielten, und daß die Laube bei dem Meilenstein zu plaudern begänne, denn Ohren haben beide Teile gehabt, und manches wüßten sie zu erzählen von einem Übereinkommen, das zwischen hochgeborenen Herren und einem schurkischen Kutscher zum Nachteil eines gewissen Herrn Fortis Hainfeld getroffen wurde.“

Wäre eine Granate zwischen die bei dem steinernen Kreuz Versammelten niedergefahren und Tod und Verderben sprühend geplatzt, so hätte die Wirkung nicht lähmender sein können.

Fortis, der anfänglich geneigt war, das Auftreten des Magisters für eine Zudringlichkeit zu halten, glaubte bei den überraschenden Mitteilungen seinen Ohren nicht trauen zu dürfen; der Rittmeister blickte befremdet von einem zum andern hinüber und bestrebte sich vergeblich, einen Zusammenhang in das zu bringen, was vor seinen Augen vorging. Theodor und Magnus dagegen starrten entsetzt auf die einfache Erscheinung des Dorfschullehrers hin. Ihre Knie schlotterten, ihre Blicke umflorten sich, und eisig, wie um zu stocken, kreiste das Blut in ihren Adern.

Magnus, der Mutigere, oder vielmehr der Trotzigere, war der erste, der Worte fand.

„Er wagt, in einer Weise mit uns zu verkehren, als wären wir seinesgleichen?“ brachte er röchelnd vor Zorn hervor; doch bevor er weiter zu sprechen vermochte, trat der Krüger, der sich in der Seele seines Gevatters Schullehrer an der Ehre angegriffen fühlte, dicht vor Magnus hin:

„Kennen Sie mich wohl noch?“ rief er aus, indem er sich mit der Faust dröhnend auf die Brust schlug, „nein, Sie kennen mich nicht, weil Sie mich partuh nicht kennen wollen. Ich kenne Sie aber wieder, obwohl ich bis zu diesem Momang nicht gewußt habe, daß Sie ein Edelmann sind. Ja

vigiliren Sie mich nur immer an, ich fürchte mich nicht vor Ihnen; aber die vierzig Taler Courant sollen Sie mir returnieren, die vierzig Taler, die Sie mir mit Ihrem falschen Spiel aus der Tasche gelockt haben! Aha, Sie werden rot; Sie erinnern sich, es war in dem Keller, wo's so guten Rotspohn gab! Heraus mit dem Gelde, oder Sie riskieren, daß wir Sie, trotz Ihrer Blessur, mitnehmen, um Sie per Wagen aufs Kreisgericht zu transportieren!"

„Gevatter, Gevatter!" ermahnte der Schulze, der unter den vielen erstaunt und fragend auf den Krüger gerichteten Blicken von einem unheimlichen Gefühl beschlichen wurde, „sprich nicht mehr, als du verantworten und beweisen kannst!"

„Und ich kann's beweisen!" eiferte der Krüger, mit der rechten Faust in die offene linke Hand schlagend, daß es laut schallte, „ich kann es —", hier brach er kurz ab, denn er bemerkte, daß in der Entfernung von einigen hundert Schritten des Majors Pferde mit dem Jagdwagen vollen Laufes aus einem Holzwege in das Gestell einbogen und sogleich auf das steinerne Kreuz zuhielten. Zugleich war aber auch die Aufmerksamkeit der übrigen Anwesenden auf den Wagen hingelenkt worden, der von den schäumenden Rossen schnell näher gebracht wurde.

Auf dem Vordersitz, Peitsche und Zügel führend, saß der Förster Herzbusch. Neben ihm kauerte, dicht verhüllt, eine weibliche Gestalt, während auf der hinteren Bank zwei andere Frauengestalten saßen, die man, da sie sich zu beiden Seiten überlehnten und ihre Taschentücher schwangen, auf den ersten Blick als Gabriele und Rosa erkannte.

„Ist denn der Teufel auf allen Seiten los?" stöhnte Magnus mit ersterbender Stimme, indem er sich auf den nächsten Stein niederließ; denn geistige Aufregung, körperliche Schmerzen und Blutverlust hatten so auf ihn eingewirkt, daß er die Knie unter sich nachgeben fühlte. Die letzte Spur von Farbe wich aus seinem Gesicht, und mit erlöschenden Augen stierte er auf den herbeirollenden Wagen.

Das allgemeine Erstaunen und die Bestürzung über

die unerwartete Erscheinung waren so groß, daß niemand daran dachte, dem offenbar gegen eine Ohnmacht Ankämpfenden beizuspringen. Theodor bewegte sich sogar, wie um zu entfliehen, einige Schritte auf seinen eigenen Wagen zu, doch blieb er wie festgebannt stehen, als er das Wehen der Taschentücher gewahrte und sogar den mit unverkennbarer Seelenangst ausgestoßenen Ruf: „Haltet ein! Um Gotteswillen, haltet ein!“ vernahm.

Neunzehntes Kapitel.

Der Vermittler.

Als Gabriele und Rosa in Begleitung Cornelias zu Wagen das Dorf verließen, ahnten sie nicht, daß Reiber sie zu täuschen beabsichtigte. Sobald sie in den Wald eingedrungen waren, bog nämlich der hinterlistige Kutscher unter dem Vorgeben, eine nähere Richtung einzuschlagen, in einen Holzweg ein, der sie, wenn auch nicht weiter abwärts von dem steinernen Kreuz, diesem aber auch um keinen Schritt näher brachte.

Sich Reiber zuwendend, fragte Gabriele diesen:

„Wir fahren bereits eine halbe Stunde, sind wir bald an Ort und Stelle?“

„Mein gnädigstes Fräulein, ich denke, wir müssen bald dort sein,“ antwortete Reiber, indem er seine Blicke nach allen Richtungen hin forschend durch den Wald sandte.

Der Wagen befand sich auf einem wenig befahrenen, unebenen Holzwege, und obwohl die Pferde sich nur im Schritt fortbewegten, schwankten die in Federn hängenden Sitze doch so sehr, daß das Gespräch zwischen den Freundinnen dadurch ganz ins Stocken geriet, bis sich Gabriele, von steigender Unruhe gepeinigt, abermals nach der Lage des Ziels erkundigte.

„Ach mein gnädigstes Fräulein,“ klagte Reiber in weinerlichem Tone, „wären wir doch nur auf dem Hauptwege geblieben.“

„Warum?“ fragte Gabriele, von einem bösen Argwohn ergriffen, so kurz und scharf, daß selbst Cornelia erschreckt rückwärts schaute und aus des jungen Mädchens Miene deren Gedanken herauszulesen suchte.

„Verzeihen das gnädigste Fräulein,“ winselte Reiber kläglich „ich glaubte, meine Sache gerade recht gut und zu der gnädigen Herrschaften Zufriedenheit zu machen, und nun sehe ich, daß ich dadurch wahrscheinlich einen unverzeihlichen Fehler begangen habe.“

„Sie haben doch nicht etwa den rechten Weg verfehlt?“ rief Gabriele entrüstet aus.

„Nein, mein gnädigstes Fräulein, den rechten Weg habe ich gerade nicht verfehlt, denn ich kenne das steinerne Kreuz so gut, wie meinen Pferdestall, allein ich glaube, ich habe von den vielen Holzwegen gerade den falschen eingeschlagen.“

„Halt!“ befahl Gabriele jetzt, und Zorn und Besorgnis röteten ihr schönes Antlitz bis unter ihr prachtvolles Haar hinauf.

Die Pferde standen still, und der Kutscher hüstelte in gewohnter Weise.

„Dort drüben läuft Fortis' Hund!“ sagte Rosa plötzlich, in den Wald hineinweisend.

Gabriele folgte mit den Blicken der angedeuteten Richtung; sie bemerkte den Hund, zugleich aber auch den des Försters, der dem ersteren suchend nachfolgte.

„Herzbusch ist in der Nähe!“ entgegnete sie tief aufatmend, dann aber ihre zierlichen Hände an den Mund legend, rief sie den Namen des Försters zweimal laut hintereinander in den Wald hinein.

Die Hunde standen und lauschten; gleich darauf brach aber Herzbusch mit einem lauten „Hoho!“ hinter ihnen aus dem Gebüsch und bog unverzüglich mit schnellen Schritten auf den Wagen zu.

„Wie weit sind wir noch vom steinernen Kreuz entfernt?“ fragte Gabriele, sobald Herzbusch nahe genug war, um ihre Worte zu verstehen.

„Gnädiges Fräulein, wenn Sie nach dem steinernen

Kreuz wollen, haben Sie die fast entgegengesetzte Richtung einzuschlagen," erwiderte Herzbusch mit dem Ausdruck des Erstaunens; „Sie gebrauchen, um von hier aus dorthin zu gelangen, mindestens eine halbe Stunde, und dann müssen die Pferde noch ihr Bestes tun. Aber ich dächte, Reiber sollte doch den Weg durch den Wald kennen!"

„Entsetzlich!" rief Gabriele, sich ratlos umschauend, „Reiber kennt entweder den Weg nicht, oder er hat uns absichtlich in die Irre geführt —"

„O, mein gnädigstes Fräulein —" hüstelte der Kutscher.

„Schweigen Sie," klang es von Gabrielens Lippen. „Entschuldigungen helfen jetzt nicht mehr. Sind Sie imstande, uns auf dem kürzesten Wege nach der bezeichneten Stelle zu fahren?" wendete sie sich darauf an Herzbusch.

„Gewiß, gnädiges Fräulein, wenn ich die Holzwege nicht kenne, wer sollte sie dann kennen?"

„Gut, so tun Sie mir den Gefallen, heute einmal unser Kutscher zu sein."

„Mit Freuden," entgegnete Herzbusch, das Gewehr von der Schulter nehmend; Gabriele aber fuhr hastig in demselben Atem fort:

„Es dürfte kaum Platz für uns alle sein, außerdem müssen wir den Wagen erleichtern. Da wir nun durch Ihre Schuld so lange vergeblich im Walde umhergeirrt sind," wandte sie sich darauf an Reiber, „so werden Sie absteigen und Herzbusch Ihre Stelle einräumen!"

„Mein allergnädigstes Fräulein, was würden mein gnädiger Herr sagen, wenn ich mich von den Pferden trennte?" versetzte Reiber weinerlich, um einen neuen Zeitverlust herbeizuführen.

„Steigen Sie ab, ich befehle es Ihnen," gebot Gabriele mit erhöhter Stimme; „was mit den Pferden geschieht, werde ich verantworten."

„Wenn das gnädige Fräulein befehlen, muß ich gehorchen," hob Reiber wieder hüstelnd an. In demselben Augenblicke stand aber Herzbusch neben ihm auf dem Wagen.

„Beruhigen Sie sich über die Pferde," sagte er leise, wie durch Zufall seine Lippen Reibers Ohr nähernd, „und beeilen Sie sich, denn wir haben hier weniger Zeit zu verlieren, als vor einigen Wochen auf der Rasenbank an der Chaussee, wo ein gewisser Herr von Lehmburg —"

Weiter sprach er nicht, denn Reiber, von einem jähen Schrecken befallen, war mit großer Gewandtheit vom Wagen gesprungen und sah, um sein Gesicht den auf ihn gerichteten Blicken zu entziehen, aufmerksam nach den Hufen der Pferde.

Herzbusch dagegen griff rasch in die Zügel, die Peitsche knallte und dahin eilte der Wagen auf dem unebenen Wege, polternd und von einer Seite zur andern schwingend, als hätte er in jedem Augenblick an den nahen Baumstämmen zerschmettern müssen.

Da knallte ein Doppelschuß herüber.

„Das war beim Kreuz," bemerkte Herzbusch verstört, und er wendete sich wieder halb nach den beiden Mädchen um, die bleich und bestürzt dasaßen. Aber auch Cornelia war entsetzt emporgefahren, jedoch ebenso schnell in ihre alte Stellung zurückgesunken.

„Zu spät," lispelte Rosa, von Todesangst ergriffen.

„Gott verhüte es," bemerkte Gabriele, nach Fassung ringend.

Herzbusch dagegen hatte kaum die Äußerungen der namenlosesten Besorgnis vernommen, als er auch wiederum heftig auf die in Schweiß gebadeten Pferde einhieb und sie zu einer Gangart zwang, die den Wagen samt den auf ihm Sitzenden mit Verderben bedrohte.

Doch ein guter Stern wachte über ihnen; die Räder rollten dahin, ohne andere, als die gewöhnlichen, aus der Unebenheit des Bodens entspringenden Hindernisse zu berühren; sie rollten vorbei an Baumstümpfen und Feldsteinen, an denen sie beim leisesten Zusammenstoß hätten zerschellen müssen, und als dann endlich der Wagen aus dem schmalen Holzwege in ein Hauptgestell einbog, lag das Kreuz nur wenige hundert Schritte weit vor ihnen.

„Dort ist das Kreuz!“ rief Herzbusch zurück, indem er mit der Peitsche auf die ihm sichtbare Gruppe von Männern wies.

Cornelia spähte zwischen den Falten ihres Tuches hindurch; Rosa und Gabriele lehnten sich seitwärts über die Wagenschläge hinaus, um einen Blick auf die Szene zu gewinnen, die sie sich, erfüllt von Todesangst, als eine grauenvolle vergegenwärtigt hatten.

„Haltet ein! Um Gottes willen, haltet ein!“ riefen sie aus, indem sie mit den Taschentüchern wehten, und in der nächsten Minute rollte der Wagen auf das Kreuz hin, wo Herzbusch mit Mühe die schäumenden Pferde zum Stehen brachte. —

Wie die bereits Anwesenden mit stummem Staunen auf die Eintreffenden hinstarrten, so flogen die Blicke dieser wieder ängstlich suchend im Kreise herum.

„Sie leben alle,“ flüsterte Rosa unter hervorstürzenden Tränen.

„Sie leben alle,“ bekräftigte Gabriele, die Augen auf Fortis gerichtet. „Sie leben alle, und dennoch ist ein Unglück geschehen.“ Dann erhob sie sich, um denjenigen zu entdecken, gegen den sich, als den Urheber des Elends, ihr Zorn zuerst und zumeist kehren könne.

Beim Eintreffen des Wagens hatte sich der Anwesenden eine derartige Bestürzung bemächtigt, daß in den ersten Augenblicken niemand Worte, selbst nicht einmal zur Begrüßung fand.

Theodor war der erste, der das Schweigen brach. Wie von einem ihn mißleitenden Instinkt getrieben bestrebte er sich, das, was er empfand und befürchtete, hinter eine trotzige Haltung zu verbergen.

„Ich bin sehr überrascht, dich hier zu sehen, liebe Gabriele,“ sagte er mit stolzer Mißbilligung, „bist du durch Zufall oder durch das Knallen der harmlosen Schüsse hierhergelockt worden, so kann ich dir nur den wohlmeinenden Rat erteilen, deine Spazierfahrt fortzusetzen; es dürfte sonst den Anschein gewinnen, als habest du dir die Aufgabe ge-

stellt, irgend einem der hier Anwesenden in wenig edler Weise nachzuspähen."

„Wer sagt dir," rief Gabriele aus, und ihre Augen funkelten vor auflodernden Zorn, „wer sagt dir, daß ich nicht ein gutes Recht und die triftigsten Gründe habe, jedem einzelnen der hier Anwesenden nachzuspähen?"

„Doch wohl nur dem einen," spöttelte Theodor, bleich vor Wut, indem er nachlässig auf Fortis hinwies, der regungslos und wie innerlich gebrochen noch immer auf seiner alten Stelle verharrte. „Treiben wir indessen die Sache nicht aufs äußerste, liebe Cousine; ich bitte dich, folge meinem Rat und entferne dich, es ist dies wirklich keine Szene für ein weibliches Gemüt."

„Ja, mein gnädiges Fräulein," bat Wilford, und er trat dicht an den Wagen heran, „kehren Sie heim und vertrauen Sie meiner Versicherung, daß die Grenze, bis zu welcher wir gelangten, von keiner Seite überschritten werden soll."

„Wohlan, ich werde heimkehren, wenn Fortis sich bereit erklärt, mich zu begleiten," rief Gabriele jetzt aus.

Bei dieser indirekten Anrede schrak Fortis wie aus einem Traume empor. Einen stieren Blick warf er um sich, dann wendete er sich ab, als habe er nicht im entferntesten in Beziehung zu den Vorgängen gestanden.

„Du willst nicht?" fuhr Gabriele, der diese Gebärde nicht entgangen war, mit erhobener Stimme fort, „gut, so werde ich zeigen, daß auch ich einen eigenen Willen habe; ich werde so lange bleiben, bis der letzte sich entfernt hat!"

„Ich beschwöre Sie, gnädiges Fräulein, geben Sie meiner Bitte nach, wenn auch nur, um einem öffentlichen Eklat vorzubeugen," wendete Wilford wieder mit unterdrückter Stimme ein, „Sie begreifen, wir haben schon zu viel Zeugen, um die mißliche Angelegenheit der Öffentlichkeit zu entziehen. Ihre Gegenwart würde nur dazu dienen, ihr eine höhere Wichtigkeit beizulegen; vertrauen Sie mir daher, Fortis wird in meiner Begleitung diese Stelle wohlbehalten verlassen."

Gabriele sah im Kreise herum; sie betrachtete flüchtig den Magister und die Bauern, und endlich auch Magnus, der noch immer auf dem Steine saß und sich mit Mühe aufrecht hielt. Entsetzt sank sie auf ihren Sitz zurück; sie hatte das Blut bemerkt, das von der Hand des Verwundeten niederrieselte und den Stein rötete.

„Mein Gott, Blut!" rief sie mit ersterbender Stimme aus; in demselben Augenblicke warf aber auch Cornelia ihr Tuch zurück, und hastig vom Wagen steigend, flog sie mit eiligen Schritten zu Magnus hin. Doch bevor sie ihn noch erreichte, hatte dieser sich erhoben, ihr einen vernichtenden Blick zuwerfend.

„Also von d e r Seite kommt der Verrat!" rief er, halb zu Theodor gewendet, aus, der das klägliche Bild eines gegen Gespensterfurcht ankämpfenden Feiglings bot.

Cornelia war, wie vom Wetterstrahl getroffen, stehen geblieben. Ihre Augen schienen sich zu verglasen und erhielten einen entsetzlichen Ausdruck.

„Wer ist diese Person? Was will sie hier?" fragte Magnus mit eisiger Verachtung zwischen den vor Schmerz und Entkräftung zusammengepreßten Zähnen hindurch, indem er einen Schritt zurückwich, „schafft sie fort, ich kenne sie nicht, die Landstreicherin."

„Helft mir, Leute," wendete Wilford sich an den Magister und dessen Gefährten, als er bemerkte, daß Magnus wankte, „holt den Wagen des Herrn von Lehmburg herbei, damit dem Verwundeten Hilfe werde."

Deus und der Dorfschulze eilten, dem Rittmeister Beistand zu leisten, und ließen Magnus behutsam auf den Rasen niedergleiten, so daß er sich mit dem Rücken an einen der Felsblöcke lehnte, während der Krüger und der Schmied sich nach dem Wagen hinbegaben und diesen reisefertig machten. Auf Cornelia achtete in der Verwirrung niemand. Wie eine dem Grabe Geweihte hinkte sie langsam nach der Schonung hinüber. Vor ihrem Eindringen in das dichte Gebüsch schaute sie noch einmal rückwärts. Niemand achtete auf sie.

„Er kennt mich nicht, man soll mich fortschaffen, mich, die Landstreicherin," murmelte sie, während aus ihrem von Elend gezeichneten Antlitz eine tödliche Verzweiflung sprach, und dann war sie mühsam in das Dickicht hineingeschlichen.

Wer hätte sich um sie kümmern sollen? Die meisten der Anwesenden waren um den Verwundeten beschäftigt; Theodor stierte vor sich nieder, als sei die letzte Spur von Lebenskraft von ihm gewichen. Gabriele und Rosa dagegen waren in ihrer Besorgnis zu Fortis geeilt, der, wie ein Schlaftrunkener, duldete, daß die beiden Mädchen seine Hände ergriffen.

„Fortis, lieber Fortis," flehte Rosa, ihre in Tränen schwimmenden Augen innig auf den Jugendgespielen richtend, „sieh, ich ängstige mich zu Tode; sprich doch nur ein Wort, sage, ob du verletzt bist."

„Verzeihe mir, wenn ich dich jemals gekränkt habe," nahm Gabriele das Wort, als Fortis in seinem Schweigen verharrte, „aber strafe mich nicht dadurch, daß du dich von mir wendest. Die Besorgnis um dich allein hat uns hierhergetrieben; es war uns verraten worden, daß man Schlimmes mit dir im Sinne habe, und das wollten wir von dir abwenden."

„Ich bin unverletzt," antwortete Fortis, die zu seinen Füßen liegende Pistole mit Heftigkeit von sich stoßend, „wollte Gott, es wäre anders gekommen, der Tod sollte mir willkommen gewesen sein."

„Fortis," bat Rosa, aufs neue in Tränen ausbrechend, „bedenke, wie du uns alle betrübst; bedenke, was dein treuer Wohltäter sagen würde, wenn er dich sähe, und du weißt, wie sehr er dich liebt."

„O, wäre er nie mein Wohltäter geworden," klagte Fortis verzweiflungsvoll, „hätte er mich da liegen und verkommen lassen, wo er mich auf der Straße fand! Alles, alles ist vorbei!"

Bei diesen laut ausgestoßenen Worten riß er sich mit Heftigkeit von den Mädchen los, wie um sich zu entfernen.

Im nächsten Augenblicke standen diese aber wieder an seiner Seite.

„Wir ahnen alles," flehten sie, ihm den Weg vertretend, „wir kennen sogar zum Teil das Geheimnis; aber um Gottes willen, lieber Fortis, überschätze es nicht! Mache nicht dich und andere unglücklich!"

„So, ihr wißt also, daß ich so viel Recht an den Namen habe, den ich diese langen Jahre hindurch führte, wie der Dieb an seine Beute?" rief er mit bitterem Hohne aus; „ihr wißt, daß es keinen Fortis Hainfeld mehr gibt! Nun so gebt mir doch einen anderen Namen, einen recht schönen Namen! Jeder Name ist gut genug für jemand, der sich vierundzwanzig Jahre lang mit einem erborgten brüstete."

„Heh! das sind mir schöne Geschichten!" erschallte plötzlich des Majors Stimme, der sich auf dem Gestell genähert hatte, das gerade außerhalb des Gesichtskreises der bei dem Kreuz Versammelten lag, und den man nicht hatte kommen hören, weil feuchte Blätter und Rasen den Hufschlag seines Pferdes dämpften und weil aller Aufmerksamkeit zu gespannt der näheren Umgebung zugewendet war. „Heh, schöne Geschichten das," wiederholte er, sein Pferd gerade auf Fortis und die beiden jungen Mädchen zulenkend; „wer zum Teufel, hat dir gesagt, daß du kein Hainfeld seist, mein Freund, und wer gibt euch überhaupt das Recht, auf meinem Grund und Boden euch gegenseitig die Hälse zu brechen?"

Als wäre ein letzter, entscheidender Urteilsspruch von seinen Lippen zu erwarten gewesen, richteten sich beim ersten Ton seiner Stimme die Blicke auf den alten Herrn, der aufrecht und fest, wie eine Bildsäule, im Sattel saß und seine klaren Augen flüchtig, jedoch forschend von einem zum andern schweifen ließ.

Sein von Natur farbloses Gesicht war noch bleicher, als gewöhnlich; seine Stirn hatte sich in strenge Falten gelegt, und um seinen Mund zuckte es, als ob er mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft gegen eine furchtbare innere Erregung angekämpft habe, um wenigstens die äußere Ruhe zu bewahren. Die Anwesenheit Magnus', den er vor Jahren

schon streng aus seiner Nähe verbannt und seitdem nicht wieder gesehen hatte, die Stellung, in der sich die verschiedenen Personen befanden, und vor allem der Ausruf Fortis', der zu seinen Ohren gedrungen war, hatten ihn hinlänglich über den Charakter der Zusammenkunft aufgeklärt. Eine tiefe Entrüstung bemächtigte sich des alten Herrn. Denn höher als alles, was ihn persönlich betraf, stand ihm der Ruf seines Hauses, den er hier plötzlich vor einer Anzahl von Zeugen nicht nur durch gesetzwidrige Handlungen, sondern auch durch die Gegenwart eines Mannes herabgewürdigt und befleckt sah, den er am liebsten ganz aus seinem Gedächtnis gestrichen hätte. Instinktartig suchte er daher durch seine Anrede Leben und Bewegung in die verschiedenen Gruppen zu bringen, um demnächst aus dem Wesen der beteiligten Personen zu ermessen, inwieweit es noch in seiner Macht liege, das bereits angestiftete Unheil auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen. Außerdem aber galt es, den fremden Zeugen die Meinung zu rauben, daß im Kreise seiner Verwandtschaft Elemente vertreten seien, die ihr zum mindesten nicht zur Ehre gereichten.

Es war eine schwere Aufgabe für sein stolzes Herz, die sich der Major plötzlich gestellt sah, allein er zeigte sich ihr gewachsen, trotz der beinahe übermenschlichen Anstrengung, womit er sein empörtes Gefühl zurückdrängen mußte, um zu einer glimpflichen Lösung des schmählichen Haders vor so beschämenden Zeugen zu gelangen.

„Unser lieber Vetter Magnus hat uns die seltsame Kunde übermittelt," beantwortete Theodor nach kurzem Zögern des Majors Frage, denn er begriff, daß nur durch die größte Vorsicht und List sein Spiel gewonnen werden könne. Dann aber eine aus einem unerschütterlichen Rechtlichkeitssinn entspringende Offenheit erheuchelnd, fuhr er fort: „und hätte er durch seine Enthüllungen wirklich weiter nichts erreicht, als daß er seinen guten Willen, seine ernste Besorgnis für die Erhaltung unserer Familienehre an den Tag legte, so würde er sich gerechte Ansprüche auf deine Nachsicht und dein erneutes Wohlwollen erworben haben. Habe ich gefehlt,

so bitte ich um Verzeihung; hat er gefehlt, so ist er durch die Verwundung hinlänglich gestraft worden."

„Hört ihr's?" raunte Fortis den beiden Mädchen zu: „in seiner zarten Besorgnis für Familienehre versagte er mir Genugtuung, ich aber, der namenlose Findling, habe kein Recht mehr, mich dagegen aufzulehnen."

Der Major hatte unterdessen seinen neu aufsteigenden Zorn mit wunderbarer Selbstüberwindung niedergekämpft; ein feines, jedoch erzwungenes Lächeln spielte auf seinem schönen Greisenantlitz.

„Also durch deinen lieben Vetter sind solche Wundermärchen zutage befördert worden?" fragte er. „Seltsam, heh! sehr seltsam. Möchte wohl wissen, woher ihm solche Neuigkeiten zugeflossen sind. Strenge dich nicht an, mein Freund," wendete er sich darauf an Magnus, als er bemerkte, daß dieser sich anschickte, zu antworten, „ich glaube ziemlich genau zu erraten, auf welche Weise man die Nachrichten erhielt, die lediglich auf einem Irrtum beruhen. Aber ich danke euch dennoch für die Treue eurer Gesinnungen. Es macht mich sogar sehr glücklich, meine gute Meinung über euch bestätigt zu sehen. Bis zum Zweikampf hätte es indessen nicht kommen müssen —"

„Herr Major!" rief Fortis aus, doch eh' er weiter zu sprechen vermochte, fiel ihm der alte Herr ins Wort:

„Dich trifft nicht minder ein Tadel, mein lieber Fortis. Du bist wieder einmal aufbrausend und heftig gewesen, anstatt mit Überlegung zu handeln, heh! Da die Geschichte aber noch leidlich abgelaufen ist, will ich sie als einen üblen Spaß betrachten. Brauchst also den Kopf nicht hängen zu lassen. Hat wohl nicht viel zu bedeuten mit der Schramme?" fragte er darauf Magnus, der, das milde Wesen des alten Herrn nicht begreifend, den Kopf verneinend schüttelte.

„Gut, mein Freund," fuhr der Major fort, als kein anderer zu sprechen wagte, „bist du auf meinem Grund und Boden verwundet worden, sollst du auch in meinem Hause gepflegt und geheilt werden. Setze dich zu ihm auf den Wagen, mein lieber Theodor, und auch Sie, mein teurer Ritt-

meister. Bringen Sie den armen Schelm so schnell als möglich nach dem Schlosse. Man soll ihm eine bequeme Stube einräumen und augenblicklich zum Arzt schicken. Ich werde alsbald nachkommen und mich von seinem Befinden überzeugen. Und ihr, Kinder," wendete er sich darauf an die Bauern, „geht ruhig nach Hause und betrachtet die Geschichte mit den gleichen Augen, wie ich, das heißt, als einen gefährlichen Spaß, von dem wir kein Aufhebens machen wollen."

Der Schulze und der Schmied, die mit entblößten Häuptern die Anrede entgegengenommen hatten, traten mit einer unbeholfenen Verbeugung zurück, der Krüger dagegen näherte sich dem Major mit sicherer Haltung.

„Der Herr Major werden pardonnieren," hob er höflich an, „aber ich kann den Herrn, der hier in den Wagen gehoben wird, nicht davongehen lassen, ohne wenigstens die Assekuranz zu haben, ihn wiederzusehen."

„Und warum, mein Freund? heh!"

„Weil ich durch ihn im Spiele um vierzig bare Taler geprellt worden bin und mein Geld retour haben möchte."

Die weiße Farbe auf des Majors Wangen verwandelte sich bei diesen Worten in ein fahles Grau. Aber die Fassung verließ ihn darum nicht.

„Daß ihr guten Leute euch so häufig täuscht," versetzte er ruhig, fast vertraulich, „das ist wirklich bedauernswert, heh! Die geringste Ähnlichkeit, und ihr schwört darauf, mit derselben Person schon früher verkehrt zu haben. Denn sage, Magnus, kennst du diesen Mann?" fragte er, den Verwundeten scharf ansehend.

Magnus, des Majors Absicht erratend, schüttelte schweigend den Kopf.

„Da habt Ihr's, guter Freund," fuhr der Major schnell zu dem Krüger gewendet fort, „Ihr solltet mit Euren Äußerungen vorsichtiger sein, oder ihr lauft Gefahr, eines Tages in kostspielige Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden. Um Euch aber das Vergessen der Ähnlichkeit zu erleichtern, will ich die vierzig Taler auszahlen, heh! Der gute Ruf eines Verwandten steht mir zu hoch, als daß er durch Euern Irr-

tum leiden dürfte. Adieu also, und laßt Euch in nächster Zeit bei mir sehen."

Der Krüger, überrascht, bis zu einem gewissen Grade sogar beschämt, verbeugte sich dankend und gesellte sich seinen Gefährten zu, die im Begriff standen, den Heimweg einzuschlagen. Auch der Magister wollte sich verabschieden, als der Major ihn bat, einige Minuten zu verweilen.

„Ich habe mit Ihnen noch über Schulangelegenheiten zu sprechen," sagte er laut, als er bemerkte, daß die Bauern stehen blieben, „weil aber die Zeit drängt, sind Sie wohl so gut, mich eine Strecke zu begleiten."

Magister Deus willigte verbindlich ein. Theodors Wagen, gelenkt von ihm selbst und auf dem hinteren Sitze Wilford, der den Verwundeten unterstützte, schlug die Richtung nach dem Gutshofe ein; die Bauern begaben sich auf den Weg nach ihrem Dorfe, und jetzt erst wendete der Major sich wieder an Fortis und die beiden jungen Mädchen, die seit des alten Herrn Eintreffen vor ängstlicher Spannung kaum eine kurze Bemerkung zu lispeln gewagt hatten.

„Schöne Geschichten, heh!" sprach er, und aus seinem Antlitz leuchtete, trotz der mächtigen inneren Erregung, eine unverkennbare gütige Teilnahme hervor, „'s wäre viel gescheiter gewesen, ihr hättet freimütig mit mir gesprochen, anstatt hinter meinem Rücken zu konspirieren, heh! Ich hätte den Handel auf kürzerem Wege abgemacht. Wirklich, Bremse, und auch du, Pastorröschen, etwas mehr Vertrauen hätte ich von euch erwartet. Von Hainfeld will ich nicht sprechen, denn ein junger Mann kann in Lagen geraten, die er verheimlichen muß, will er nicht den Vorwurf der Unmännlichkeit auf sich laden."

Die beiden Mädchen, von dem gütigen Wesen des Majors gerührt, wollten sich entschuldigen und Erklärungen folgen lassen, doch schnitt ihnen der Major das Wort ab:

„Marsch auf den Wagen, Kinder, und nach Hause mit euch," trieb er sie mit erzwungener Heiterkeit von sich. „Du, Hainfeld, kannst Herzbuschs Stelle einnehmen und die Mädchen fahren; wirf sie aber nicht in einen Graben, heh!"

„Hört ihr's?" raunte Fortis den beiden Mädchen zu, „in seiner zarten Besorgnis für Familienehre versagte er mir Genugtuung". (S. 302.)

„Hainfeld?“ fragte Fortis, dessen Gemüt sich noch immer unter dem Eindruck des nach ihm geführten furchtbaren Schlages ohnmächtig und hoffnungslos wand.

„Heh, mein Freund, ich sollte denken, du wärest alt genug, um zu verstehen, wen ich meine,“ polterte der Major; „ich wiederhole, du fährst zuvörderst die Mädchen nach Hause; und wünschest du mich alsdann zu sprechen, so weißt du, wo ich zu finden bin, heh! Also ich erwarte dich, mein Freund, und lasse den Kopf nicht hängen über Dinge, die dir vollkommen unklar sein müssen, heh! Nimm dir ein Beispiel an mir altem Kerl. Auch mir kommt manchmal etwas in die Quere, das mir das Leben verbittert. Dennoch soll mir niemand nachsagen, daß ich dabei den Kopf nicht hoch gehalten hätte!“

Herzbusch hatte unterdessen sein Gewehr ergriffen und reichte Fortis die Zügel dar. Die beiden Freundinnen stiegen auf; doch bevor die Pferde anzogen, wurden sie inne, daß Cornelia fehlte, und besorgt fragten sie nach ihr.

Als diese sich, trotz des mehrfachen Rufens, nicht zeigte, Herzbuschs und des Magisters Umherspähen in der Nachbarschaft aber erfolglos blieb, beruhigte man sich damit, daß sie, ihre Aufgabe als gelöst betrachtend, sich auf den Weg nach Hainfeld begeben habe, und mechanisch lenkte Fortis auf des Majors erneuerten Befehl den Wagen eben dahin.

„Folgen wir ihnen langsam nach,“ wendete der Major sich an Herzbusch und den Magister, nachdem der Wagen ihren Blicken entschwunden war. „Ich werde mich so einrichten, daß Sie mit meinem Pferde Schritt halten können; während des Gehens spricht man überhaupt freier, als wenn man sich einander gegenübersteht.“

Der Förster und der Schulmeister traten zu beiden Seiten des Pferdes, und nachdem sie eine kurze Strecke schweigend zurückgelegt hatten, ergriff der Major das Wort.

„Bis heute hat mir noch niemand den Vorwurf machen dürfen, daß ich je mit fremden Menschen über meine Familienangelegenheiten gesprochen hätte,“ hob er an, und zugleich richtete er sich stolzer und selbstbewußter im Sattel

empor, „wenn ich nun heute gerade meine Familienangelegenheiten, oder vielmehr Begebenheiten, die in naher Beziehung zu ihnen stehen, zum Gegenstande eines Gesprächs mit Ihnen wähle, so betrachten Sie das als einen Beweis meines besonderen Vertrauens, he! Schon längst habe ich erraten, und die Umstände haben es ziemlich klar dargelegt, mein lieber Herzbusch, daß die ärgerlichen Auftritte, deren Zeuge wir eben gewesen, Ihnen nicht unerwartet kamen, heh! Sie sind ein guter Jäger und haben manches aufgespürt, was einem weniger geübten Auge entgangen wäre. Nun ist aber Herr Deus Ihr Freund, und da will ich wissen, ob er in dem gleichen Grade wie Sie, mit den Geschichten vertraut ist, die in letzter Zeit in und um Hainfeld sich ereignet haben."

„Nicht ganz in demselben Grade, Herr Major; allein da er mich zeitweise in meinen Bemühungen zum Besten des jungen Herrn unterstützte, er also wußte, um was es sich handelte, wird es ihm so ergangen sein, wie mir, ich meine, daß er heute morgen beim steinernen Kreuz einen Schlüssel zu allem erhielt, was ihm bis jetzt vielleicht unverständlich gewesen," antwortete Herzbusch.

„Ich erlaube mir, die Worte meines alten Freundes und Gefährten zu bekräftigen, Herr Major," fügte der Magister bescheiden hinzu; „doch harre ich nur eines Winkes, um mich zu entfernen und so weit außerhalb Hörweite zu bleiben —"

„Heh! nichts da, mein Freund," fiel ihm der Major mit zufriedenem Ausdruck in die Rede, „wenn Sie die Hälfte wissen, dürfen Sie auch das Ganze kennen; es ist vielleicht sogar besser, weil ich noch ein besonderes Verlangen an Sie stellen möchte, heh! Und Sie scheinen der Mann zu sein, auf den man sich verlassen kann. Doch nun zur Sache, Herzbusch, Sie erinnern sich wohl noch des Gespräches, welches ich mit Ihnen betreffs des Diebstahls hatte?"

„Sehr wohl, Herr Major."

„Aus einzelnen Äußerungen, die ich beim Kreuz vernahm, ist mir klar geworden, daß gewisse Herren heimlich in meine Wohnung gedrungen sind, nicht etwa, um sich dieses

oder jenes von meinem Eigentum anzueignen, sondern um einen Blick in Papiere zu werfen, die ich ihnen auf ihre Bitten mit dem größten Vergnügen gezeigt hätte. Es ist also mit dem Diebstahl nichts, heh!"

Die letzten Worte sollten leicht klingen, doch gehörte eben kein scharfes Ohr dazu, um zu unterscheiden, daß sie aus einem schwer bedrängten Gemüte kamen und es eine unsägliche Kraftanwendung und Selbstbeherrschung erforderte,, jenen leichten Ton zu erzeugen.

„Der Herr Major sind dennoch bestohlen worden," erwiderte Herzbusch mit höflicher Entschiedenheit.

„Hören Sie, mein Freund, mißverstehen Sie mich nicht. Wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht bestohlen worden bin, so ist es auch nicht geschehen," versetzte der Major scharf; „die Leute, die damals meine Stube betraten, sind keine Diebe; sie verfolgten andere Zwecke, heh!"

„Verzeihen der Herr Major, aber in ihrer Gesellschaft befanden sich Menschen, deren Gewerbe es ist, Schlösser zu öffnen und es mit fremdem Eigentum nicht so genau zu nehmen, und diese waren es auch, die das Geld heimlich zu sich steckten."

Bei dieser Mitteilung riß der Major in die Zügel, daß sein Pferd sich aufbäumte; gleich darauf schritt es aber wieder ruhig einher, und der Major, nachdem er mit der Hand über seinen weißen Schnurrbart gefahren war, setzte die Unterhaltung fort.

„Wer sagt Ihnen das, mein Freund?" fragte er zweifelnd und wie schwankend zwischen Furcht und Hoffnung; „Sie sprechen ja, als seien Sie Augenzeuge gewesen, heh."

„Augenzeuge gerade nicht, Herr Major; aber die Person, die in Gesellschaft der beiden Damen herauskam, hat es mir selbst eingestanden."

„Welche Person?"

„Die gleiche, nach der wir eben vergebens suchten; die, die vor einigen Wochen im Predigerhause Aufnahme fand."

„Was Teufel, mein Freund! wäre es vielleicht einzurichten, daß ich die Person sehen und sprechen könnte? Wahrscheinlich weiß sie noch mehr von der Geschichte!“

„Ich vermute, gerade um nicht weiter ausgefragt zu werden, ist sie heimlich davongegangen. Das, was sie indessen für mitteilenswert hielt, hat sie mir vor ihrer Flucht anvertraut.“

„Warum haben Sie die Frau nicht aufgehalten, mein Freund? heh!“

„Nur auf einige Minuten verlor ich sie aus den Augen, und dann bemerkte ich in der Verwirrung ihre Abwesenheit nicht eher, als bis das Fräulein nach ihr fragte. Sie wird wohl ihre Gründe gehabt haben, zu verschwinden, nachdem sie mir genug offenbart hatte, um sie ins Zuchthaus bringen zu können.“

„Was vertraute sie Ihnen denn eigentlich an?“

„Sie trat dicht zu mir heran und flüsterte mir schwer atmend zu: ‚Es ist alles vorbei, und ich will nicht, daß Unschuldigen ein von anderen verübtes Verbrechen zur Last gelegt werde. In der Nacht, in der Ihr wütender Hund

mich so schwer verletzte, habe ich Ihrem Herrn eine bedeutende Summe entwendet. Ich unterstützte die beiden Herren beim Öffnen des Geldschrankes. Sie beabsichtigten nur, einige Schriften durchzulesen. Sollte die Sache zur Verhandlung kommen, dann mögen Sie auf mein Zeugnis hin beschwören, daß jene Herren nichts von dem Diebstahl wissen — ich bin die Täterin — hätten sie geahnt, was ich bezweckte, derjenige, der von der Kugel niedergeworfen wurde, würde mich lieber getötet haben, ehe er eine solche Handlung geduldet hätte'."

„Das sagte sie?" fragte der Major, und tief Atem holend, neigte er das Haupt auf die Brust.

„Wort für Wort, Herr Major, und sie sah eben nicht wie jemand aus, dessen Aussage man hätte bezweifeln mögen."

„Heh! Die Unglückliche muß noch eine letzte Probe von Rechtlichkeitsgefühl gehabt haben," bemerkte der Major sinnend. „Es sieht ihr eigentlich nicht ähnlich, wenn man an die merkwürdige Rolle denkt, die sie im Predigerhause spielte. Aber die beiden Kinder können mir vielleicht näheren Aufschluß geben, das heißt, nicht etwa, um die Person für ihr Geständnis büßen zu lassen. Nein, wir wollen das Weib nicht noch elender machen und über den Vorfall ein unverbrüchliches Geheimnis verbreiten. Gott sei Dank, lieber Herzbusch, durch Ihre Mitteilungen ist mir ein Stein vom Herzen genommen; doch nun erzählen Sie mir haarklein alles, was Sie wissen und von Anfang an. Ich sehe zwar schon ziemlich klar, allein Ihre Enthüllungen werden dazu beitragen, mir fernere Beschlüsse zu erleichtern. Also frei heraus mit der Sprache, heh!"

Herzbusch leistete der Aufforderung mit einer Bereitwilligkeit Folge, die deutlich bewies, wie lange er sich nach einer solchen Gelegenheit gesehnt hatte, und freimütig schilderte er alle von ihm beobachteten Begebenheiten, die nur immer in Beziehung zu dem feindseligen Verfahren gegen Fortis gebracht werden konnten. Er begann da, wo Reiber zuerst seinen Argwohn rege gemacht hatte, und schloß damit,

daß er auf Gabrielens Wunsch ihn als Kutscher habe ersetzen müssen, nachdem Reiber, offenbar absichtlich, die jungen Damen in die Irre geführt habe.

Der Magister mußte ihn dabei vielfach in seinen Berichten unterstützen und seine Angaben bekräftigen; beide aber scheuten sich nicht, wo nur immer tunlich, rückhaltlos den Stab über diejenigen zu brechen, die in das schmachvolle Komplott verwickelt gewesen.

Der Major lauschte mit reger Spannung. Die Aufmerksamkeit, die er sonst seiner äußeren Haltung zuzuwenden pflegte, war allmählich ungeteilt auf das hingelenkt worden, was vor ihm enthüllt wurde. Seine Gestalt sank in sich zusammen; seine Gesichtszüge erschlafften, und starr blickten seine Augen auf die Hände, die, auf dem Sattel ruhend, sich fest um die gelockerten Zügel geschlossen hatten.

So saß er da, ein Bild des kraftlosen Alters, das durch die schwersten Schicksalsschläge und den unsäglichsten Kummer tiefer, als durch der Jahre Last gebeugt worden war.

Erst als seine Begleiter ihre Erzählungen beendigt hatten und gleich darauf das Pferd durch heftiges Schnauben verriet, daß das freie Feld und in der Ferne der heimatliche Gutshof vor ihnen liege, richtete er sich gewaltsam empor. Zugleich aber erhielt das edle Greisenantlitz seinen gewöhnlichen ruhigen und stolzen Ausdruck wieder.

„Verweilen wir einige Minuten," sagte er ernst, indem er die Zügel straff zog, „es ist besser, Sie erfahren das, was ich Ihnen noch zu sagen habe, hier zwischen den Bäumen, als draußen im Freien. Zuerst danke ich Ihnen für die treue Anhänglichkeit, die Sie mir dadurch bewiesen haben, daß Sie, neben Ihrer Teilnahme für die mich persönlich betreffenden Angelegenheiten, Ihre Entdeckung so verständig für sich behielten. Es wäre mir ärgerlich gewesen, hätten Sie noch andere, unberufene Menschen mit hineingezogen. Ich brauche Sie nicht zu bitten, so fortzufahren. Die Sachen in Vergessenheit zu begraben, sei unser aller Aufgabe. Auch mir gegenüber erwähnen Sie die Vorgänge nicht wieder, die mich unangenehm berühren,

müssen. Wundern Sie sich auch über nichts, was Ihnen in meinem Verfahren seltsam erscheinen mag, heh! Denn selbst der Schurke, der Reiber, darf nicht zur verdienten Rechenschaft gezogen werden. Nur dadurch, daß ich ihn an mich gebunden halte, fessele ich seine Zunge, heh.

„Was mich vorzugsweise beunruhigt, mein lieber Herr Deus, das sind die Bauern, die den Vorgang beim Kreuz beobachteten und sich natürlich die wunderlichsten Dinge zusammenreimen werden. Solche Leute haben zuweilen eine sehr lebhafte Phantasie, so namentlich der Mann, der mich anredete; ich glaube, es war der Krüger Ihres Dorfes. Da ist es denn an Ihnen, Magister, daß Sie Irrtümer zu berichtigen und unkluger Nachrede zu begegnen wissen. Es ist, wie das die Aufnahme des Verwundeten in meinem Hause beweist, alles in Liebe und Freundschaft beigelegt. Sie verstehen mich, mein lieber Herr Deus, heh?"

„Vollkommen, Herr Major, und ich glaube versprechen zu dürfen, daß von seiten meiner Nachbarn alles gerade so aufgefaßt werden wird, wie der Herr Major wünschen."

„Ich baue auf Sie, mein Freund," versetzte der Major feierlich, „und auch auf Sie, lieber Herzbusch. Was wir hier im Walde verhandelt haben, davon erfährt keine menschliche Seele ein Wort. Geben Sie mir beide die Hand darauf."

Die beiden Freunde, erfüllt von Ehrfurcht vor dem verhaltenen Kummer des Greises, entblößten ihre Häupter und drückten die dargebotene Hand.

„Also ein Mann, ein Wort," fuhr der Major darauf in heiterem Tone fort, „wenn ich mich erst ins Grab gelegt haben werde, sind Sie natürlich Ihres Versprechens entbunden. Sollten Sie dann aber in die Lage geraten, über dieses oder jenes zu sprechen, so tun Sie es, meinem Andenken zuliebe, mit Milde und Nachsicht. Erwägen Sie, daß es früh verführte Menschen gibt, die, einmal in schlechte Hände geraten und einer sicheren Stütze beraubt, im Alter mehr bemitleidenswürdig, als strafbar sind."

„Verhüte es Gott, Herr Major," entgegneten Deus und Herzbusch, wie aus einem Munde, „daß Sie so bald aus der Mitte derjenigen genommen werden, die, von Ihren Angehörigen bis zum geringsten Tagelöhner herab, zu Ihnen wie zu einem Vater emporblicken."

„Heh! Kinderei!" versetzte der Major, die Zügel des Pferdes lockernd, und seine klaren blauen Augen blickten freundlich zu den beiden Männern nieder; „siebzig Jahre erlauben nicht, von dem Tode, wie von einem fern abliegenden Ereignis zu sprechen, heh! und solche Arzeneien, wie die heute genossenen, dienen am wenigsten dazu, das Leben zu verlängern."

Hier schwieg er, und als habe er befürchtet, schon zu viel gesagt zu haben, drückte er hastig seinem Pferde die Sporen in die Flanken.

Nach einigen kurzen Sprüngen hielt er wieder an, und indem er sich halb im Sattel umwendete, zeigte er dem Förster und dem Lehrer ein Gesicht, so ernst, so stolz und verschlossen, als ob er nicht mehr derselbe gewesen wäre.

„Herr Deus," rief er mit fester Stimme, „haben Sie doch die Güte, dem Krüger Ihres Dorfes mitzuteilen, er möge sich bei meinem Verwalter wegen der vierzig Taler melden. Ich werde Auftrag geben, daß man ihm das Geld auszahle, heh! obschon es eigentlich lächerlich ist, daß ich mich um nichts und wieder nichts zu dem Anerbieten habe hinreißen lassen."

„Wie der Herr Major befehlen," antwortete der Magister.

„Und Sie, mein Freund," wendete der alte Herr sich darauf an Herzbusch, „gehen sogleich nach dem im vorigen Jahre geschonten Waldstreifen hinüber. Sehen Sie zu, ob sich noch etwa dreißig Stück guter Bauhölzer herausschlagen lassen, und statten Sie mir Rapport ab, mein Freund! Heh! da sind die Abgebrannten von dort drüben her bei mir gewesen; habe ihnen eine kleine Unterstützung zugesagt!"

„Sehr wohl, Herr Major!“ antwortete Herzbusch in dienstlicher Haltung.

Der Major aber hatte sein Pferd wieder in Galopp gesetzt, und dahin ritt er so stattlich, als hätte er sich vor der Front einer Schwadron befunden.

Zwanzigstes Kapitel.

Eine Erzählung aus alter Zeit.

Die Lampe war eben in des Majors Stube angezündet worden. In tiefes Sinnen versunken und mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen schritt der alte Herr auf und ab, als er in seinen Betrachtungen durch einen Diener gestört wurde, der Fortis anmeldete.

„Heh, was soll das heißen, mein Freund?“ redete der Major nach des Dieners Verschwinden den Eintretenden barsch an, indem er mitten in der Stube stehen blieb, „bist du etwa so fremd hier im Hause geworden, daß du bei mir angemeldet werden mußt?“

Fortis, auf dessen Zügen eine geistige Abspannung bemerkbar war, blickte mit einem Gemisch von kindlicher Anhänglichkeit und heimlicher Scheu in die klaren, gütigen Augen seines Wohltäters.

„Nach den jüngsten Erfahrungen glaubte ich, nicht anders handeln zu dürfen,“ antwortete er mit einer Bitterkeit, die viel von dem Stolze des Majors in sich barg.

Über des Majors Gesicht flog es wie ein Schimmer von Unmut, der indessen schnell wieder durch den Ausdruck billigender Zufriedenheit verdrängt wurde.

„Heh, mein Freund, das sind Kindereien, leere Redensarten! Wo, zum Teufel, bist du denn zu Hause, wenn du es nicht hier bist? heh!“ fuhr er fort, den jungen Mann teilnahmvoll betrachtend.

„Das möchte ich eben den Herrn Major fragen,“ erwiderte Fortis.

„So, möchtest du? Heh!“ gab der Major zurück; „aber du hast recht, mein Kind,“ fügte er milder hinzu, als er gewahrte, daß Fortis sein Gesicht zu einem schmerzlichen Lächeln verzog, „ich an deiner Stelle würde genau ebenso gefühlt und gesprochen haben. Brauchtest mich übrigens gar nicht zur Rede zu stellen, denn ich hegte bereits die Absicht, dir klaren Wein über das einzuschenken, was du bis jetzt erst teilweise und obenein noch in entstellter Form erfuhrst. Aber sage, warum bliebst du so lange und wo bist du bis jetzt gewesen? Heh!“

„Ich war bei Magnus.“

„So, also bei Magnus,“ wiederholte der Major, und seine Stimme zitterte leise; „was hat man denn bei dem für wichtige Geschäfte gehabt, wenn ich fragen darf?“

„Ich bat ihn, mir keinen Haß nachzutragen, und dann habe ich ihm Lebewohl gesagt.“

Der Major wendete sich ab, um zu verbergen, wie freundlich ihn die Antwort berührte. Nachdem er darauf bis zum Fenster und wieder zurückgeschritten war, fuhr er fort:

„Das klingt beinahe, als hättest du die Absicht, uns zu verlassen?“

„Es ist der einzige Ausweg, den ich aus meiner traurigen Lage kenne: Ich kann keinen Tag länger als namenloser Findling da weilen, wo ich so lange als ein entfernter Verwandter Ihres Hauses galt. Ich bin es mir selbst, ich bin es Ihnen und den Mitgliedern Ihrer Familie schuldig.“

„Sehr gut, mein Freund; hast meine Gedanken auf ein Haar getroffen, heh; aber nimm Platz, mein lieber Sohn — vorwärts, vorwärts, setze dich dort auf das Sofa; du weißt, das viele Sitzen ist gegen meine Gewohnheit, ich muß mir Bewegung machen. So, nun wollen wir weiter plaudern. Vor allen Dingen, wie geht es dem Magnus?“

„Den Umständen nach nicht schlecht. Der Arzt hat erklärt, daß die Kugel ihm leider das Schultergelenk verletzte. Lebensgefahr ist nicht vorhanden; doch fürchtet er, der Arm könne lahm bleiben. Jedenfalls ist es eine langwierige Kur, der sich der Herr zu unterwerfen hat.“

„Je länger, je besser; in meinem Hause ist Platz genug für ihn, und wer weiß: eine derbe körperliche Verletzung ist zuweilen nicht ohne Einfluß auf den ganzen künftigen Menschen — wollen wenigstens dem armen Teufel, wenn er auch nicht viel Teilnahme verdient, das beste wünschen. Ist Theodor bei ihm?"

„Er ist bei ihm und will in der ersten Zeit die Pflege selbst übernehmen."

„Gut, sehr gut, heh; lauter gute Zeichen — wird sich vielleicht alles noch besser gestalten, als ich zu hoffen wagte — aber lassen wir die beiden Herren jetzt und kommen wir auf dich und deine eigenen Angelegenheiten zurück. Du willst also fort?"

„Schon morgen, Herr Major."

„So, heh! wohin soll die Reise gehen, wenn man so frei sein darf, zu fragen?"

„Das weiß ich nicht; vorläufig fort." Er zögerte einen Augenblick, dann fragte er rasch:

„Wer bin ich und woher stamme ich?"

„Mein lieber Junge, das ist leicht gefragt, aber schwer beantwortet" —

„Ich bin also kein Hainfeld?" unterbrach Fortis den Major, und die Spannung, in der er sich befand, drohte ihm die Fassung zu rauben.

Der Major, der so lange auf und ab gewandelt war, blieb vor dem Sofatisch stehen.

„Vor allen Dingen keine unmännliche Aufregung," ermahnte er, „immer den Kopf oben, damit man die Fähigkeit behält, klar zu urteilen. Leider hast du durch den Mund von Leuten, die am wenigsten zu solchen Eröffnungen berechtigt waren, erfahren, daß du nur insoweit ein Hainfeld bist, als ich selbst dir diesen Namen beilegte. Es ist das ein Unglück mit Rücksicht darauf, daß die Art der Mitteilung einen entscheidenden Einfluß auf deine jetzigen Entschlüsse und daher auch auf deine Zukunft ausübt. Vorenthalten sollte und durfte dir das Geheimnis deines Auftauchens in meiner Familie nicht bleiben, nur solltest du zu

angemessenerer Zeit und in schonender, liebevoller Weise über dein Herkommen aufgeklärt werden; in einer Weise, die es dir an die Hand gegeben hätte, ohne Scheu und ohne Gewissensbisse zu empfinden, bis ans Ende deiner Tage in deinem alten Verhältnis fortzuleben. Diejenigen, die sich die unerlaubten Eingriffe in deine und meine Angelegenheiten gestatteten und mich dadurch bis ins innerste Lebensmark hinein beleidigten, mögen es vor ihrem Gott verantworten. Ich selbst kann sie dafür nicht zur Strafe ziehen, heh, — nein, ich kann es nicht, denn — denn ich habe mehr zu bedenken, — muß sogar den Mantel der Milde, der Versöhnung über Handlungen decken, für die, wenn ich sie ungeschehen machen könnte, ich gern die paar Tage hingäbe, die ich noch zu leben haben kann."

Bei den letzten, mit Heftigkeit ausgestoßenen Worten, die in Fortis' Brust wie ein tiefer Klageton ihren Nachhall fanden, nahm der Major seine Wanderung wieder auf; doch als sei ihm plötzlich ein Umstand von großer Wichtigkeit eingefallen, schritt er nach seinem Wandschrank hin, den er mit Hast öffnete.

Nachdem er eine Weile in der mittelsten Schieblade gesucht, trat er mit einem offenen Briefe vor Fortis hin.

„An wen ist dieses Schreiben gerichtet?" fragte er, Fortis die Aufschrift hinhaltend.

„An Fortis," las dieser laut.

„Gut, mein Freund, du siehst daraus, daß ich an alles gedacht habe; für den Fall meines Todes sollte dafür gesorgt sein, daß dir durch keinen anderen, als durch mich, die Enthüllungen würden. Der Brief ist freilich noch nicht beendigt — ich vertraute auf meine gute Gesundheit — allein was in ihm steht, ist mit ruhiger Überlegung abgefaßt und niedergeschrieben worden."

So sprechend legte er das auseinandergefaltete Schreiben vor Fortis hin, während er das Kuvert mit dem zerknitterten Briefrest noch in der Hand behielt.

„Lies das," fuhr er dann fort, „lies es aber mit Ruhe; ich habe mich in dem Briefe klarer ausgedrückt, als ich es

jetzt von Angesicht zu Angesicht vermöchte. Du wirst dadurch einen Begriff von den Absichten erhalten, die ich wegen deiner Zukunft hegte. Wenn du fertig bist, sage es mir, damit ich dir den Rest deiner Geschichte gleich mündlich mitteile."

Mit fieberhafter Spannung neigte Fortis sich über den Brief hin; der Major aber setzte seinen Spaziergang wieder fort. Nur gelegentlich blickte er zu Fortis hinüber, auf dessen Zügen sich in rascher Folge alle die Gefühle abspiegelten, die ihn während des Lesens mit erdrückender Wucht bestürmten, und die so himmelweit verschieden von den Empfindungen waren, denen Theodor und Magnus beim Anblick der gleichen Worte unterworfen gewesen waren.

Als er geendigt, stand er auf; eine tiefe Wehmut lagerte auf seinem Antlitz, und den Brief in der leise zitternden Hand haltend, vertrat er dem Major den Weg.

„Wie soll ich Ihnen danken, mein edler Wohltäter," hob er an, des Majors Hand mit Innigkeit ergreifend, „und dennoch, ein längeres Verweilen würde mich an den Rand der Verzweiflung führen —"

„Heh, wer hält dich denn, mein Freund?" entgegnete der Major in wohlwollendem Tone, indem er, um seine Bewegung zu verbergen, Fortis die Hand entzog und seine Wanderung wieder aufnahm, „ich bin ganz damit einverstanden, daß du dich etwas in der Welt umsiehst. Nur Hand und Fuß muß die Geschichte haben, und einen Zweck, ein Ziel mußt du mit deiner Reise verbinden, damit du deinen frischen Lebensmut nicht einbüßest. Ja ja, sieh mich immerhin erstaunt an — einen Zweck sollst du mit deiner Reise verbinden, und zwar einen solchen, der deinen Neigungen am meisten entsprechen dürfte — aber nimm wieder Platz und höre mir zu, denn ich will dir jetzt das Warum und Weshalb erklären, vielleicht verstehst du mich dann besser."

Fortis leistete dem Gebot Folge, und der Major, nachdem er sich mit langsamen und regelmäßigen Schritten in Bewegung gesetzt, hob an:

„Vor zweiundzwanzig Jahren — ich hatte damals gerade meinen Abschied genommen und fühlte mich frei, wie der Vogel in der Luft — machte ich mit meiner seligen Frau eine Reise nach England. Es war namentlich meiner Frau darum zu tun, das absonderliche Volk, für das ich selbst gerade nicht schwärmte, genauer kennen zu lernen. Um dies zu ermöglichen, beschränkten wir unsern Besuch nicht auf das räucherige London, sondern zogen weit hinauf nordwärts bis in die schönen Landschaften, die sich zwischen Hull und Liverpool quer über die ganze Insel erstrecken.

„Der Sprachkenntnis meiner Frau verdankten wir viele Erleichterungen und Annehmlichkeiten und wir wurden durch diese auch in den Stand gesetzt, auf eigene Hand größere Ausflüge nach Orten und Gegenden zu unternehmen, die, damals wenigstens, noch außerhalb der gewöhnlichen Richtungen der Touristen lagen.

„Wir hatten in einer kleinen Stadt Rasttag gehalten und benutzten die letzten Nachmittagsstunden zu einem Spaziergange nach einer auf einem benachbarten bewaldeten Hügel gelegenen Ruine, als wir uns, an unserm Ziel angekommen, plötzlich fast inmitten eines Zigeunerlagers sahen. War meine Frau von dem unerwarteten Anblick der wilden, zerlumpten Gestalten nicht sehr erbaut, so erging es mir nicht viel besser, um so mehr, als ich für meine Person kein anderes Mittel zur Verständigung mit ihnen besaß, als eine gefüllte Börse.

„Ich teilte denn auch meinen ganzen Vorrat von kleiner Münze an die armseligen Geschöpfe aus, was einen sehr angenehmen Eindruck auf sie zu machen schien; wenigstens lachten und schwadronierten sie geräuschvoll untereinander, als hätten sie sich auf einem Jahrmarkte befunden; heh! ich glaube, die Schlingel machten sich sogar lustig über mich.

„Mit der Besichtigung der Ruine war es nun freilich nichts mehr, und um der sich unablässig wiederholenden Betteleien überhoben zu sein, schlugen wir sehr bald den Rückweg nach der Stadt ein.

„Wir hatten den Fuß des Hügels noch nicht erreicht, befanden uns aber noch im Schutze der Waldung, als wir plötzlich von einer nicht mehr ganz jungen Zigeunerin eingeholt wurden. Diese trug ein etwa anderthalbjähriges Kind auf den Armen, das, ebenso wie sie selbst, nur dürftig mit einer Lumpenhülle bekleidet war. In der Meinung, daß die laut und schnell zu meiner Frau sprechende Person um eine Gabe für sich und ihr Kind bitte, war ich im Begriff, meine Börse zu ziehen und sie in reicherem Maße zu bedenken, als meine Frau mich daran hinderte, indem sie mit dem Ausdruck des Erstaunens meine Aufmerksamkeit auf das Kind hinlenkte.

„Und wohl hatte sie Ursache, erstaunt zu sein, heh, denn waren uns eben zwischen den Ruinen nur gelbe und braune Physiognomien mit schwarzen, funkelnden Augen und dem allerschwärzesten Haar zu Gesicht gekommen, so sahen wir hier einen kleinen Knaben mit zwar unsauberem, jedoch sonst weißem und sehr zartem Antlitz, großen blauen Augen und flachsblondem, gelocktem Haar vor uns, kurz, einen Jungen, der in seinen Adern so viel Zigeunerblut hatte, wie meine Frau oder ich selber, heh!

„Das arme Kind! rief meine Frau aus, es kann seinen Eltern nur arglistigerweise entzogen worden sein!

„Möglich, antwortete ich; aber was will das Weib? fügte ich hinzu, als ich bemerkte, daß die zudringliche Person meiner Frau das Kind entgegenhielt und dabei mit merkwürdiger Zungenfertigkeit erzählte.

„Wir sollen das Kind kaufen, erwiderte meine Frau, und dabei sah sie mich mit einem jener Blicke an, die niemals ihre rührende Gewalt auf mich verfehlten, heh, — gutes, treues Herz, —" hier seufzte der Major tief auf, das Bild seiner verstorbenen Gattin war ihm lebhaft vor die Seele getreten.

„Aber ich wollte ja erzählen," fuhr er fort, nachdem er schweigend einmal auf und ab gewandelt war, „wir sollen ihr das Kind abkaufen," sagte also meine Frau.

„Was? In einem christlichen Lande werden Menschen

feil geboten, als ob wir uns an den Ufern des Niger befänden? rief ich entrüstet aus.

„Wahrscheinlich hielt die Zigeunerin meine mit Heftigkeit ausgestoßenen Worte für eine Drohung, denn sie zog das Kind schnell wieder an ihre Brust und wollte sich eben aus dem Staube machen, als meine Frau durch einige ermutigende Worte sie hinderte, ihren Vorsatz auszuführen.

„Die Vortreffliche, sie hatte immer ein mehr als mitleidiges Herz für Unglückliche. Erwägst du wohl, sagte sie bittend — und sie brauchte nur zu bitten, um mich ebenfalls weich zu stimmen — erwägst du wohl, daß die Eltern des armen Kleinen in diesem Augenblicke vor Kummer und Gram vergehen? Bedenkst du wohl, welche Zukunft dem Kinde in seiner jetzigen Umgebung bevorsteht? Du kannst die Eltern beglücken, das Kind aber vor einer bejammernswerten Zukunft bewahren, wenn du die Frau mit ihrem Anliegen nicht zurückweisest.

„Du hast recht, gab ich zur Antwort, und zwar etwas beschämt; frage daher das Weib, was es für den Kleinen verlangt; wir nehmen ihn dann mit zur Stadt und lassen durch die Gerichte Nachforschungen nach seinen Eltern anstellen.

„Vier Pfund Sterling forderte die Person; heh, kein zu hoher Preis für die Wiederherstellung eines zerstörten Familienglückes. Ich war auch gleich entschlossen, den geforderten Preis zu zahlen, doch ließ ich durch meine Frau die Bedingung stellen, daß mir vorher der Ort, wo das Kind geraubt worden, kurz alle Nebenumstände, die mir das Auffinden der Eltern erleichtern könnten, gewissenhaft angegeben und beschrieben werden müßten.

„Darauf erzählte sie, daß sie vor sechs oder weniger Monaten über ein im südlichen Schottland gelegenes Moor gewandert sei, wo sie das in eine Decke gehüllte Kind jämmerlich winselnd auf einer Erhöhung in einem morastigen Torfgraben gefunden habe. So weit das Auge gereicht, sei kein Mensch zu entdecken gewesen, und dennoch habe das Kind augenscheinlich kaum seit einer Stunde auf der bezeich-

neten Stelle gelegen, was sie und ihre Genossen dazu bewogen, in der Umgebung nach demjenigen zu forschen, der das unglückliche Wesen dorthin gebracht.

„Wie sie beteuerte, sei es noch nicht völlig Tag gewesen, doch hätten die von ihnen verfolgten Spuren sie nach einer Stelle geführt — nur zwei oder drei Schritte weit von der erwähnten Erhöhung, auf der das Kind lag — wo eine erwachsene Person in dem Moraſt versunken sei.

„Letztere müsse in der Nacht mit dem Kinde auf dem Arme über das Moor gewandert sein, fügte die Zigeunerin erläuternd hinzu, und die Richtung in der Dunkelheit verfehlt haben. Als sie dann plötzlich den Boden unter sich weichen fühlte, habe sie mutmaßlich das Kind, um wenigstens dieses zu retten, von sich geschleudert und dadurch auch wirklich sein Leben erhalten.

„Recht glaublich klang mir die Geschichte wohl nicht, allein wir sahen auch wieder keinen Grund, weshalb die Person uns hätte hintergehen sollen, um so mehr, da sie keinen Anstand nahm, ihr weiteres Verfahren und die Zwecke, die sie verfolgte, offen und rückhaltlos vor uns darzulegen.

„Nachdem sie und ihre Genossen sich also überzeugt hatten, daß die Mutter oder Wärterin, was es nun immer gewesen sein mag, rettungslos verloren sei, betrachteten sie das aufgefundene Kind als ihr rechtliches Eigentum, und da die Bekleidung desselben nur dürftig war, sie also von seinen Angehörigen keine große Belohnung glaubten erwarten zu können, so beschlossen sie, es mit fortzunehmen und es anderweitig höher zu verwerten.

„Auf meine Fragen nach Namen oder sonstigen Kennzeichen, die zur Entdeckung der Eltern der kleinen Waise führen dürften, händigte die Person mir einen zerrissenen Brief ein — das einzige, was sie bei dem Kinde gefunden. Da sie vermutete, daß der Papierstreifen Andeutungen über die Geburt des Kindes enthalte, so hatte sie ihn sorgfältig aufbewahrt.

„Den zerrissenen Brief nahmen wir an uns; die Zi-

geunerin legte das Kind, als unser rechtmäßig erworbenes Eigentum, meiner Frau in die Arme und kehrte zu ihren Genossen zurück; wir aber wanderten eiligst der Stadt zu, heiter plaudernd und in nicht geringer Verlegenheit, was wir mit unserm Familienzuwachs beginnen sollten.

„Am folgenden Tage war mein Erstes, daß ich mich an die Ortsbehörden wandte und sie bat, mir beim Aufsuchen der Eltern des Kindes behilflich zu sein. Man fand aber, daß die den Kleinen begleitenden Aussagen zu nichtig seien, um bei etwaigen Nachforschungen auf Erfolg rechnen zu dürfen. Den Briefrest würdigte man sogar kaum eines Blickes, doch hinderte mich das nicht, den Brief bis auf den heutigen Tag, wie ein Heiligtum, aufzubewahren.

„Um weitere Anhaltepunkte zu gewinnen, wollte man die Zigeuner noch einmal vernehmen; doch in der Ruine fand man von der wilden Gesellschaft nichts mehr vor, als die rauchenden Feuerstellen. Heh, das Gesindel hatte wahrscheinlich Unrat gemerkt und war, in heiliger Scheu vor der Polizei, auf und davon gegangen. Mehrere Anzeigen in den am meisten verbreiteten Zeitungen blieben ebenfalls erfolglos.

„Um meinen bereits zu sehr in die Länge gezogenen Aufenthalt an jenem Orte abzukürzen, wendete ich mich abermals, Rat suchend, an die Behörde. Diese machte mir den Vorschlag, den Knaben in einer Waisenanstalt unterzubringen, in der er unentgeltlich erzogen werden würde. Ich hatte indessen so mancherlei Nachteiliges über die dortigen Kleinkinder-Bewahranstalten gehört, daß ich das Anerbieten mit Entrüstung zurückwies. Geneigter war ich dagegen, unsere Waise in einer als rechtschaffen bekannten bürgerlichen Familie auf meine Kosten erziehen zu lassen.

„Mit solchen Ansichten trat ich, des vielen Hin- und Herlaufens müde, vor meine Frau hin, um ihre Meinung darüber zu hören.

„Bei der kam ich aber schlecht an, heh! Die Gute wollte von dergleichen Geschichten gar nichts wissen; sie war sogar recht unzufrieden, daß ich überhaupt so viele Worte

an wer weiß wen verschwendet hatte! Ärgerte es sie doch, daß man den armen Schelm so nichtachtend behandelte, und der Junge sah wirklich prächtig aus, so daß selbst ich meine Freude an ihm hatte. Kinder waren uns ja nicht beschieden, und da gewährte es uns viel Freude, dieses als das unsrige betrachten zu können. Hätten wir am ersten Tage Gelegenheit gefunden, unsern Schützling gut und sicher unterzubringen, wer weiß, was geschehen wäre; nachdem aber erst eine Woche verstrichen war, hatte meine Frau den Kleinen lieb gewonnen — auch ich fand Wohlgefallen an ihm — und da gehörte denn weiter nichts dazu, als daß meine Frau den Wunsch aussprach, unsern Schützling gänzlich bei uns zu behalten.

„Der Junge blieb also der unsrige, und um alle Schätze der Welt hätten wir ihn nicht zurückgelassen. Nur ein Umstand bereitete mir noch einige Sorgen, doch kamen wir auch über diese hinweg.

„Es handelte sich nämlich darum, wie und als was der kleine Fremdling am besten in seine neue Heimat einzuführen sei. Familienrücksichten bestimmten uns, sehr ernstlich hierauf Bedacht zu nehmen. Erzählten wir die Wahrheit, dann hätte man uns ohne Zweifel verdacht, daß wir ihn wie unser eigenes Kind hielten, und ihn es später vielleicht sogar empfindlich fühlen lassen. Wir beschlossen daher, ihn für den verwaisten Sohn entfernter Verwandten auszugeben, deren Verwandtschaft mit uns eben nur noch aus dem Namen und alten Familiendokumenten ersichtlich. Um aber der Geschichte einen größeren Anstrich von Wahrheit beizulegen, nannten wir ihn Hainfeld. Woher der Name Fortis stammt, werde ich dir erklären, wenn wir auf den alten Briefrest zu sprechen kommen.

„Wer nun jener Knabe war und was aus ihm geworden ist, brauche ich dir nicht besonders zu sagen. Nur einräumen will ich, daß meine selige Frau und ich niemals Grund gehabt haben, unsern damaligen Entschluß zu bereuen. Du bist zu unserer Freude aufgewachsen, hast fleißig gelernt und es allmählich so weit gebracht, daß du jede

deinen Neigungen zusagende Karriere einschlagen kannst. Daß nicht alles sich so gestaltete — ich meine mit Bezug auf die heutige Affäre — wie ich es hoffte und wünschte, ist nicht meine Schuld. Wir müssen uns eben ins Unabänderliche fügen; jedenfalls aber wirst du nach meinen Mitteilungen begreifen, weshalb ich immer so ernstlich auf das Erlernen der englischen Sprache drang, das einzige Studium, das du nicht mit Eifer betriebst. Heute und für deine nächste Zukunft ist es doppelt wichtig, daß du mit deiner Muttersprache gehörig vertraut bist.

„So habe ich denn meine Aufgabe: Dich, ausgerüstet mit tüchtigen Kenntnissen, ins Leben zu schicken, getreulich erfüllt. Inwieweit ich mir deine spätere Zukunft habe am Herzen liegen lassen, wirst du vielleicht einmal sehen, mein Freund, ich meine, heh — wenn ich nicht mehr unter den Lebenden bin. Über meine nach dieser Richtung hin getroffenen Bestimmungen zu sprechen, gehört nicht hierher, doch soll an ihnen nichts geändert werden, denn indem du von hier fortwanderst, betrachte ich deine Beziehungen zu meinem Hause keineswegs als abgebrochen. Dagegen hoffe und wünsche ich, daß diese in nicht allzu ferner Frist und unter angenehmeren Verhältnissen erneuert und befestigt werden.

„Du siehst also, ich stelle deinem Vorsatz, von hier fort zu gehen, nichts entgegen; ich heiße ihn sogar gut, denn er zeugt von einem Stolze, der dich nie vom Pfade der Ehre wird abweichen lassen, dem du aber Zügel anlegen mußt, willst du dir in deinem Leben nicht manche bittere Stunde bereiten. Fern von hier wirst du deine Lage von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus betrachten lernen und schnell deinen Seelenfrieden wiederfinden. Du willst fort, heh, und du sollst gehen; wie ich dich aber mit geistigen Schätzen tüchtig ausgerüstet habe, so lasse ich mir auch keinen ungehörigen Stolz oder Trotz entgegenstellen, wenn ich dich mit ausreichenden Mitteln zu deinen Irrfahrten versehe. Es ist dies ein mir zustehendes Recht, welches ich mit aller Strenge für mich in Anspruch nehme, denn du ziehst aus, um deine Eltern zu suchen —"

„Meine Eltern?“ fragte Fortis schmerzlich erregt. Es waren die ersten Worte, die er seit dem Beginn der Erzählung des Majors sprach.

„Nun, das wäre vielleicht etwas weit gegriffen,“ erwiderte der Major, indem er um den Tisch herumschritt und sich neben Fortis auf das Sofa niederließ; „eigentlich meinte ich damit, daß du dich auf den Weg begibst, um zu versuchen, ob die vorhandenen Spuren nicht dahin führen, wo du etwas Sicheres über deinen ursprünglichen Namen erfährst. Das heißt, mein Freund,“ schaltete er hier ein, als er bemerkte, daß Fortis das Haupt traurig senkte, „nicht als ob dir irgend jemand in der Welt deinen jetzigen Namen mißgönnte, nein, sondern damit du ihn, nachdem du das Vergebliche deiner Bemühungen — ich meine im ungünstigen Falle — eingesehen, später mit um so größerer Leichtigkeit trägst und nicht wie ein furchtsames Kind zusammenfährst, wenn du durch ein unvorhergesehenes Wort an deine seltsame Geschichte erinnert wirst.“

„Spuren sind also doch vorhanden, nach denen ich meine Schritte lenken könnte?“ fragte Fortis zaghaft, sobald der Major schwieg und mit größter Behutsamkeit den erwähnten Briefrest aus dem Kuvert zog und vor sich auf den Tisch ausbreitete.

„Das sind die ganzen Spuren,“ antwortete der Major, mit der flachen Hand leicht auf den Papierstreifen schlagend, „gib dich also nicht zu sehr trügerischen Hoffnungen hin, mein Freund, und betrachte den Inhalt dieses Fetzens als einen Wegweiser, der dir auf deinen notwendig gewordenen Irrfahrten zu statten kommt. Und fort mußt du, zumal es mit der Wiederherstellung des Verwundeten nicht so glatt ablaufen könnte —“

„Der Arzt hat mir die tröstlichsten Versicherungen gegeben,“ fiel Fortis dem Major erbleichend ins Wort.

„Ich will das gern glauben, heh,“ fuhr der Major ermutigend fort, „allein die Sache kann trotz Doktor und Apotheker schief gehen, und mir käme es dann sehr ungelegen, wärst du gewissen Nachfragen erreichbar. Genug, es

gibt eine Menge Gründe, die uns deine schleunige Abreise empfehlen, und daher handelt es sich jetzt nur noch um die Richtung, die du einzuschlagen hast. Bevor wir indessen eine letzte Entscheidung treffen, lies jedes Wort, das auf dieser Reliquie steht. Suche die fehlenden Stellen so gut, als möglich zu ergänzen, und dann sage mir, was du dir enträtselt zu haben glaubst."

So sprechend lehnte der Major sich in die Sofaecke zurück und schloß die Augen, wie um alle äußeren Dinge von seinem Geiste auszuschließen. Offenbar waren ihm einige Minuten der Rast willkommen, nachdem er seit dem frühen Morgen sich unausgesetzt in den aufreibendsten Gemütsbewegungen befunden hatte, die er obenein noch zu verheimlichen suchte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Abschied.

Wohl eine Viertelstunde war in lautloser Stille verstrichen. Mit krankhafter Spannung hatte Fortis die wenigen Worte auf dem Papierstreifen wieder und immer wieder gelesen und den in den halben Zeilen verborgenen Sinn zu erraten gesucht. Es gelang ihm dies freilich nur unvollkommen, um so mehr, als die Buchstaben und ganze Worte von der Zeit gebleicht und verwischt worden waren. Sein Mut aber sank, indem er bedachte, daß ein verwittertes Briefbruchstück mit sehr zweifelhaften Angaben das einzige sei, was er im günstigsten Falle zur Erforschung seines Namens und Herkommens benutzen könne.

Wieder hafteten seine Blicke prüfend auf einigen Worten in der Mitte des Briefrestes.

„Wenn diese Bezeichnung sich auf mich bezöge," sprach er in Gedanken, und gleichsam unbewußt fügte er laut hinzu: „von meinem teuren kleinen Fortes."

Der Major schlug die Augen auf.

„Richtig," sagte er, und beipflichtend nickte er mit dem Kopfe, „gerade so hat meine selige Frau mir die Stelle vor-

gelesen: von meinem teuren kleinen Fortes. Wir nahmen an, du seiest damit gemeint gewesen, indem vielleicht ein Freund deines Vaters an diesen oder an deine Mutter geschrieben und in seinem Briefe deiner gedacht habe. Wir nannten dich indessen Fortis und nicht Fortes, wie dort steht."

„Der Name kann aber noch länger gewesen sein," entgegnete Fortis, „denn gleich hinter dem ‚s' ist das Papier abgerissen. Leider finde ich in dem Schreiben den Namen nicht wiederholt. Wer mag ihn geschrieben haben, diesen Brief?" fügte er fast flüsternd und mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Heh, mein Freund, wenn wir das wüßten, wäre uns freilich geholfen," versetzte der Major freundlich aufmunternd. „Da wir es aber nicht wissen, sind wir gezwungen, aus dem Vorliegenden das Beste zu machen. Entdeckst du sonst noch etwas Auffälliges in dem Briefe, ich meine mit Rücksicht auf die Angabe des Ortes, wo er geschrieben wurde?"

„Die beiden Briefhälften sind gerade mitten durch diese Angaben hindurch voneinander getrennt worden."

„Und was ist zurückgeblieben, heh?"

„Den fünften Mai 18—, darunter ein einzelnes groß geschriebenes J, offenbar der Anfangsbuchstabe des Aufenthaltortes des Schreibers, darunter die Anfangsilbe Mich—, und endlich unter dieser groß und deutlich: Nordamerika. Wahrscheinlich hat der Absender hier oben die Adresse niedergeschrieben, unter der ihn briefliche Mitteilungen finden würden; die Stellung der einzelnen Worte deutet wenigstens darauf hin. Das J zu ergänzen, dürfte unmöglich sein, dagegen beweist das ‚Nordamerika', das hinter der Silbe ‚Mich' nur noch ‚igan' gestanden haben kann. Demnach ließe sich mit einiger Sicherheit sagen: in dem Städtchen oder Dorfe J . . . im Staate Michigan in Nordamerika lebt oder lebte einst der Schreiber dieses Briefes."

„Wiederum richtig, mein Freund; gerade so hat auch meine selige Frau die Schrift ausgelegt, nur ging es etwas

langsamer von statten. Bis jetzt stimmen wir also mit unseren Ansichten noch immer überein. Nun aber kommt die Hauptsache. Ich will indessen mit meinem Urteil nicht vorgreifen; daher frage ich dich, wie denkst du über die Geschichte und zu welchem Schritte möchtest du dich in nächster Zeit entschließen?"

Fortis sann einige Minuten nach. Schon jetzt empfand er die wohltätige Wirkung seines beginnenden Strebens: das seine Geburt umhüllende Dunkel zu durchdringen. Er fühlte sich beruhigter; die ihm von übelwollenden Menschen zugefügten Kränkungen traten mehr in den Hintergrund zurück, und ernster beschäftigte sich sein Geist mit der schwierigen Aufgabe, die sich vor ihm entwickelte und schnell bestimmtere Formen gewann.

„Über die von mir einzuschlagenden Wege kann ich keinen Augenblick im Zweifel sein," sagte er endlich entschieden, „hätte ich unter anderen Umständen bei der Wahl eines Reiseziels schwanken können, so weiß ich jetzt, wohin ich mich zu wenden habe. Es ist nur sehr zu bedauern, daß mir außer diesem Papierstreifen gar nichts zu Gebote steht, was mir bei meinen Forschungen einen bestimmten Halt böte. Wenn nur die Unterschrift nicht verloren gegangen wäre! Daß der Brief von der Mutter des ihr fernen Kindes an ihre Schwester gerichtet wurde, der man das Kind anvertraut hatte, scheint vielleicht festzustehen. Wer aber vermag zu beweisen, daß jenes und — ich dieselbe Person sind? Wer kann behaupten, daß dem Papier ein höherer Wert beigelegt werden darf, als ihm damals die englischen Behörden zusprachen? Doch gleichviel," rief er, sein Haupt auf die Brust neigend, „vor allem handelt es sich darum, von hier fort zu kommen! Bin ich erst fort, mag aus mir werden, was da wolle!"

„Heh, mein Freund, was soll das heißen?" fiel der Major seinem Schützling in die Rede, und zugleich richtete er seine klaren Augen vorwurfsvoll auf ihn, „sind das Worte, wie sie einem Manne geziemen, der im Begriff steht, sich in den Weltstrom zu stürzen und, nur auf seine

eigenen Kräfte angewiesen, den Kampf mit dem Geschick aufzunehmen? Fortis, Fortis, sei auf deiner Hut, heh! und verliere nicht den Kopf, wenn nicht alles nach deinen Wünschen geht! Begib dich an dein Werk mit der festen Überzeugung, daß du deine Mühe erfolglos verschwendest, und du wirst nicht entnervt zusammensinken, wenn deine heimlichen Hoffnungen wirklich unerfüllt bleiben. Doppelt aber wird es dich dann beglücken, wenn deine mäßigen Erwartungen auch nur um ein Geringes übertroffen werden. Wo du hingehst, leben ebenfalls zivilisierte Menschen, heh! und wo zivilisierte Menschen leben, gibt es auch Zeitungen, und mit dem Henker müßte es zugehen, wenn es dir nicht gelänge, durch einige Aufrufe diejenigen ausfindig zu machen, die über den Schreiber des Briefes Aufschluß zu geben vermögen. Aber selbst wenn dies mißlänge — nun, mein Freund, so hast du immer noch keinen Grund, zu verzweifeln. Dein Name ist Hainfeld, du weißt, wo du zu Hause bist, und nach Ablauf eines Jahres oder so herum ist über den Geschichten, die dich hier augenblicklich in Verwirrung stürzen, das Gras der Vergessenheit emporgeschossen."

Fortis schüttelte ungläubig das Haupt; gleich darauf aber hatte er des Majors Hand ergriffen, sie mit Innigkeit drückend:

„Mein teuerster Wohltäter," hob er an, von seinen Gefühlen überwältigt, „Sie haben mich einem elenden Dasein entrissen." —

„Heh, mein Freund, lassen wir die alten Geschichten," unterbrach ihn der Major, „du weißt, daß ich dergleichen Phrasen nicht liebe. Verdient jemand Dankbarkeit, so ist das meine verstorbene Frau, denn sie war es, die dir die Mutter ersetzte. Behalte sie daher in dankbarer Erinnerung — jetzt aber sprechen wir von deiner Reise. — Wann gedenkst du aufzubrechen?"

„Wäre ich meinem ersten Impuls gefolgt, befände ich mich um die jetzige Stunde schon weit von hier," antwortete Fortis zögernd.

„Und da du deinem ersten Impuls nicht gefolgt bist, wirst du dem zweiten folgen und morgen abreisen, heh?"

„Wenn Sie damit einverstanden sind, ja."

„Hm, ich bin damit einverstanden. Da du doch einmal fort mußt, so denke ich, so schnell als möglich; wenn du also mit deinen Vorbereitungen früh genug fertig wirst — —"

„Meine Vorbereitungen nehmen nicht viel Zeit in Anspruch; ich gedenke, nur sehr wenig Gepäck mit mir zu führen."

„Gut, mein Freund, sagen wir also: morgen. Ich werde dich bis zur Stadt begleiten, um dir beim Ordnen deiner Papiere und Finanzen — kein Wort, mein Freund! heh! Noch habe ich über dich zu befehlen! Also dir beim Ordnen deiner Finanzen behilflich zu sein und dir meine Segenswünsche mit auf den Weg zu geben — ich bin ein alter Mann, und man kann nicht wissen, ob wir uns in diesem Leben noch einmal wiedersehen — unterbrich mich nicht — und verbittern wir uns nicht die kurze Zeit bis zu unserer Trennung durch trübe Betrachtungen, sondern gehen wir zu freundlicheren Gegenständen über. Du wirst im Predigerhause Abschied nehmen müssen. Die guten Leute haben in ihrem Leben sehr viel an dir getan, heh, eine trübe Nachricht ist es gewiß für sie, wenn sie hören, daß du auf lange Zeit fortgehst."

„Sie wissen es; ich will heute abend nur noch hinüber und Lebewohl sagen. Gabriele befindet sich schon dort."

„Heh, da fällt mir ein, worüber ich noch besonders mit dir sprechen wollte. Der Abschied von den beiden Mädchen wird dir wohl schwer?"

„Sehr schwer, ich werde sie schmerzlich vermissen."

„Hm, das klingt ziemlich kalt, — aber vielleicht sind deine Gefühle dafür um so wärmer."

„In welcher Weise meinen Sie, Herr Major?"

„Nun ich meine, daß der Abschied von der einen dir vielleicht schwerer würde, als von der anderen."

„Ich liebe beide, wie meine Schwestern, und dennoch

trenne ich mich augenblicklich weit leichter von ihnen, als es noch gestern geschehen wäre; würde ich doch nie wieder in der harmlosen Weise mit ihnen verkehren können, wie bisher."

„Ich verstehe, was du meinst, und würdige deine Empfindungen, doch ich bin so frei, dir gerade herauszusagen, daß dein Ausspruch dir abermals von einem falschen Stolze diktiert wurde. Die beiden Mädchen verdienen am allerwenigsten, daß du sie kränkst; doch scheint aus deiner Antwort hervorzugehen, daß von Liebe niemals zwischen euch die Rede war, ich meine, von einer Liebe, die schließlich auf eine Hochzeit hinausläuft, heh?"

„Niemals! Es konnte auch nicht, weil — weil keiner von uns eine solche Neigung empfand," antwortete Fortis ruhig. „Mit Gabriele führte ich wohl in jüngster Zeit einmal eine derartige Unterhaltung, diese überschritt indessen nicht die Grenzen des Scherzes —"

„Ich weiß, ich weiß, mein Freund," entgegnete der Major mit einer Anwandlung von Heiterkeit. „Die Bremse hatte wieder einmal eine ihrer tollen Launen, heh! Nur gut, daß alles beim Scherz geblieben ist; wäre eine schöne Geschichte gewesen, heh! Hätte mit euch beiden doch nie etwas werden können — aber — ja, da ist noch die liebliche Pastorrose, ein Mädchen, wohl dazu geschaffen, einem heißblütigen jungen Menschen den Kopf zu verdrehen. Dein Verhältnis zu der hat ebenfalls keinen ernsten Charakter angenommen?"

„Weder zu Rosa, noch zu Gabriele," beteuerte Fortis, und ein leiser Anflug seiner früheren Selbstüberhebung spielte auf seinen Zügen. „Überhaupt ist mein Entschluß, das Geschick eines anderen Menschen nie an das meinige zu ketten, nach den jüngsten Erfahrungen erst recht zu einem unerschütterlichen geworden."

„Du scheinst den Kopf sprechen zu lassen, wo bei anderen vernünftigen Menschen das Herz entscheidet," bemerkte der Major, zufrieden mit dem Kopfe nickend, „aber es ist gut so — wenigstens vorläufig noch — kommt Zeit, kommt Rat. Mußt übrigens nicht falsch auffassen, daß ich gerade

diese Sache zwischen uns zur Verhandlung bringe. Es wäre doch möglich gewesen, daß sich bei eurem vielfachen ungehemmten Verkehr ein zartes Verhältnis gebildet hätte, und gleichviel nun, ob mit Gabriele, oder mit Rosa, in beiden Fällen würde es mich tief betrübt haben, sowohl der Mädchen, als auch deinetwegen. Jetzt aber bin ich vollkommen zufrieden gestellt; du läßt kein trauerndes Herz zurück, du selbst wirst in deinen Unternehmungen nicht durch übermäßiges Heimweh gestört und gehindert werden; du ziehst dahin, frei, wie der Vogel in der Luft, und beruhigt sehe ich dich scheiden."

Bei diesen Worten reichte er Fortis die Hand.

„Morgen stehe ich dir beizeiten zu Diensten, und zwar hier und ohne Anmeldung, wenn ich bitten darf, heh!"

Gesenkten Hauptes und erfüllt von tiefer Wehmut entfernte sich Fortis.

Im Predigerhause, unter dem gastlichen Dache, das eigens zur Wohnung eines stillen, ungetrübten häuslichen Glückes errichtet zu sein schien, herrschte an diesem Abende ebenfalls eine gedrückte Stimmung.

Die guten Alten hatten Abschied von Fortis genommen und waren zur Ruhe gegangen. Ungestört konnten die drei Jugendgenossen die letzte Stunde ihres Zusammenseins der Erinnerung ihrer glücklichen Vergangenheit, von der Zeit der kindlichen Spiele, bis zu den Tagen des gesetzten, geselligen Verkehrs weihen.

Die letzten Augenblicke waren ergreifend.

„Sieh mir gerade in die Augen," sagte Gabriele, und eine brennende Röte stieg in ihr liebliches Antlitz, „sieh mich an und höre, Fortis," fuhr sie mit feierlichem Ernste fort: „Wenn du in weiter Ferne im Kampf mit dem Geschick dich müde gerungen, wenn du enttäuscht und ermattet zusammensinkst und die Hoffnungen, die dich heute vielleicht noch beseelen, vor dir in nichts zerstieben siehst, wenn du dich verlassen fühlst, dich anklammern möchtest an ein Herz, das warm und teilnahmvoll für dich schlägt, und in solchen Augenblicken mein Bild, wenn auch nur flüchtig, vor deine

Seele tritt, dann, ja dann eile wieder zu mir, und du wirst finden, daß die Zeit mich nicht verändert hat, daß ich unverändert treu zu dir stehe!"

Fortis starrte vor sich nieder. Eine Träne rollte über seine Wange; er war so weich gestimmt, wie noch nie in seinem Leben.

„Gottes Segen begleite dich und weiche nie von dir," sprach Rosa leise, ihre Lippen Fortis zum Kusse darbietend.

Schweigend und mit einem letzten innigen Händedrucke trennte man sich an dem Gartenpförtchen.

Am folgenden Morgen, Punkt zehn Uhr, rollte des Majors Reisewagen, gelenkt von Reiber, in scharfem Trabe von dem Gutshofe hinunter.

Die weiße Stirn an die kalte Fensterscheibe gedrückt, stand Gabriele in des Majors Wohnzimmer. Ihre Augen waren auf den fortrollenden Wagen gerichtet, und als dieser schon längst hinter der Hofmauer verschwunden war, blickte sie noch immer nach der Stelle hinüber, wo sie ihn zuletzt gesehen.

Die guten Predigerleute und Rosa standen hart am Zaun.

„Gott mit dir!" schallte es zum Wagen hinüber.

Draußen auf dem freien Felde hielt der Wagen noch einmal an. Der getreue Herzbusch hatte sich, obwohl Fortis bereits in der Frühe Abschied von ihm genommen, dort aufgestellt, um noch einen letzten Händedruck mit seinem alten Jagdgefährten zu wechseln. Der Major sprach kein Wort, aber innerlich freute er sich über die Anhänglichkeit des jungen Försters.

Nur einem einzigen im ganzen Dorfe war es vergönnt, dem Wagen, der Fortis einer unbestimmten Zukunft entgegentrug, noch lange nachzuspähen.

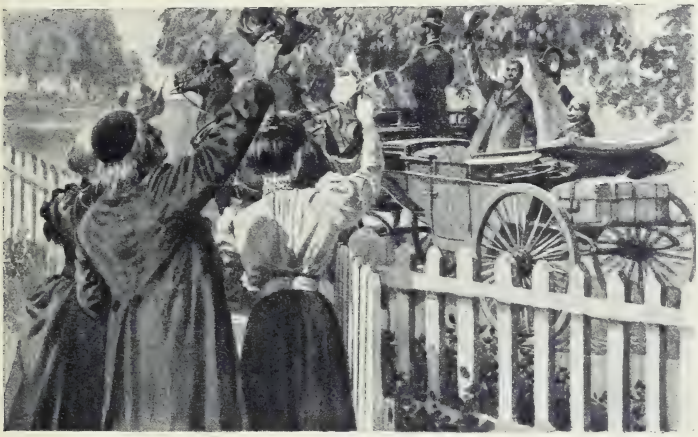
Es war der Matrose auf seiner Stange, dem zwischen den entlaubten Obstbäumen hindurch eine Aussicht auf die sich durch die Felder hinwindende Landstraße offen stand.

Ein scharfer Westwind hatte Leben in den kleinen Burschen gebracht. Nach allen Richtungen hin winkte er, gerade

als hätte er die Bewohner des Dorfes, vom größten bis zum kleinsten, zusammenrufen wollen. Aber auch hinter Fortis winkte er mit seinen Ruderblättern her, wie um ihm Glück zur Reise zu wünschen, zur Reise übers hohe Meer, wo ganz andere Matrosen zu sehen waren, als der arme Wicht auf seiner jämmerlichen Stange.

Flüge von Tauben kreisten spielend über den langen Scheunen; sie flogen fort, sie kehrten wieder — der Wind stockte; die grimmigen Blicke auf den fernen Wagen gerichtet, stand der Matrose regungslos.

„Ob er wiederkehren wird?" schien er sich zu fragen. —



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

MacIvors Mühle.

Der Staat Michigan besteht aus zwei großen Halbinseln, deren südliche, sich weithin gegen Norden erstreckend, den Erie- und Huron-See von dem Michigan-See scheidet, während die nordwestliche, eigentlich eine Fortsetzung des Staates Wisconsin, den Superior-See vom Michigan und Huron trennt.

Eine schmale Straße, die Mackinaw-Straße, verbindet den Huron- mit dem Michigan-See und trennt zugleich die beiden Halbinseln voneinander. Ein in der Mitte der Straße sich erhebendes, liebliches Felseneiland, die Mackinaw-Insel, teilt den Kanal an seiner schmalsten Stelle wieder in zwei Arme, wodurch eine so anmutige Abwechselung von Wasser, Wald und felsigem Gestade entsteht, daß man glauben möchte, die Natur habe sich hier die Aufgabe gestellt, nur zum Zwecke der Augenweide ein an Schönheiten überreiches Stückchen Erde für den Menschen hinzuzaubern. Denn einen anderen Vorteil, als den eines günstigen Punktes zur Anlage eines den Kanal beherrschenden Forts und eines kühlen und gesunden Aufenthaltes für die zur heißen Sommerzeit dem Norden zueilenden Reisenden bietet die kleine, wenig fruchtbare Insel nicht.

Der eigentliche Fahrkanal führt auf der Südseite der Insel vorbei, wo denn auch unter den hohen, gegen die kalten Nordwinde Schutz gewährenden Ufern das Städtchen Mackinaw entstanden ist.

Die Nordseite der Insel bietet einen weniger einladenden Anblick; ebenso die Küste der gegenüberliegenden Halbinsel, auf der man tiefer ins Innere eindringen muß, um an Einbuchtungen oder Flußerweiterungen zu gelangen, auf denen der Verkehr mit der Außenwelt erleichtert wird und daher auch Ansiedler die Erzeugnisse ihres Fleißes bequemer zu verwerten vermögen.

Wo nun die mächtig westwärts dringende Zivilisation vor moorigen, fast undurchdringlichen Waldungen stutzt und, sie als wenig geeignet zur Urbarmachung erkennend, in weitem Boden umgeht, da erhält sich das allerdings verkümmerte Element der Ureinwohner länger, als in anderen Landesteilen.

Man begegnet daselbst vielfach Jägern und nomadisierenden Familien, die, obwohl schon von der Zivilisation berührt, lebhaft an die dunkeln, unheimlichen, immer aber romantischen Gestalten erinnern, wie sie der Phantasie des östlichen Städtebewohners aus den meisterhaften Schilde-

rungen berühmter Schriftsteller und Dichter vorschweben mögen.

So lange diesen Leuten noch ein letzter Rest ihrer anstammten Jagdgründe zur freien Benutzung bleibt, trennen sie sich ungern von ihm. Was die Jagd ihnen nicht mehr liefert, suchen sie im Verkehr mit den benachbarten Weißen zu erlangen. Friedlich, wenn auch mit leider oft gerechtfertigtem Mißtrauen betrachtet und im allgemeinen mit Härte behandelt, bewegen sie sich unter diesen, und infolgedessen stößt man häufig auf Kontraste, so seltsam, so scharf, wie sie nur unter so außerordentlich voneinander abweichenden Rassen denkbar sind.

Die ausgedehnten, mit ungelichteten Waldungen bedeckten Länderstrecken des nördlichen Michigan gewähren den Indianern noch heute verhältnismäßig ruhige Zufluchtsstätten. Für das allmähliche Schwinden des Wildes bietet der große Fischreichtum in größeren und kleineren Gewässern einen Ersatz; es konnten sich daher in jenen Gegenden bedeutende Reste der einstmals so zahlreichen und weitverbreiteten Schippewä-Stämme erhalten.

Die Insel Mackinaw bildet gewissermaßen den Sammelpunkt der in weitem Umkreise zerstreut lebenden Eingeborenen. Wohnsitze haben sie auf der Insel selbst zwar nicht, allein von den entferntesten Grenzen kommen sie in ihren leichten Rindenkanoes, um sich entweder gegenseitig zu treffen, oder auf dem Fort die ihnen von der Regierung für abgetretene Ländereien zugestandenen Entschädigungen in Empfang zu nehmen.

Nordöstlich von der Insel Mackinaw erstreckt sich eine Landzunge, ein Ausläufer der nördlichen großen Halbinsel, weit in den Huron-See hinein. Diese bildet den südwestlichen Abschluß einer tiefen Einbuchtung, die mehrere Bäche und Flüßchen in sich aufnimmt und durch kleinere und größere Inseln reizend belebt und geschmückt ist.

Der nordische Wald mit seiner schönen Abwechselung von Nadel- und Laubholz bedeckt die Landzunge wie die Inseln, und da die Kultur dort erst wenig festen Fuß faßte,

so finden Jäger wie Fischer daselbst noch immer ein günstiges Feld, um ihren Liebhabereien nachzuhängen und diese sogar nutzbringend zu machen.

Vor einer noch nicht langen Reihe von Jahren befanden sich in jenem Teile Michigans die beiden einzigen, nennenswerten Ansiedelungen auf dem Ufer des größten der in die Seebucht mündenden Flüßchen. Die teilten sich in eine ältere und eine jüngere, zwischen deren Gründung ein Zeitraum von etwa fünfzehn bis achtzehn Jahren fallen mochte.

Die ältere, aus hölzernen Mühlenwerken bestehend, lag weiter oben, wo eine schroffe Bodensenkung gestattete, das Wasser dem Menschen zu seinen Zwecken dienstbar zu machen. Die andere dagegen war nahe der Mündung mit einem größeren Aufwande an Kosten errichtet worden und vermochte mittelst wohlgeregelter Dampfkraft mindestens zehnmal so viel zu leisten, als ihre ältere Schwester, deren Betriebfähigkeit von dem Wasserstande des eigenwilligen Flüßchens und den ihm Nahrung spendenden Quellen abhängig gewesen war.

Wer um die erwähnte Zeit jene Gegenden durchstreifte, erriet leicht, wenn sein Weg ihn an dem bezeichneten Flüßchen stromaufwärts führte, daß man die alten Mühlenwerke wieder aufgegeben und verlassen hatte, nachdem auf ihnen genug verdient worden war, um die stattliche Dampfmühle errichten zu können. Zugleich bemerkte man aber auch, mit welchen Schwierigkeiten der Gründer der alten Mühle zu kämpfen gehabt haben mußte, und wie viel Fleiß und Energie dazu gehörte, mit dem elenden Räderwerk den ersten Grund zu dem späteren Entstehen des neuen, stattlichen Geschäftes mit dem ewig dampfenden, hoch emporragenden Schornsteine zu legen. Von der neuen Mühle aber wurden nicht nur frisch geschnittene, harzig duftende Bretter an den Strand hinuntergefahren, sondern auch unzählige Tonnen mit dem schönsten und feinsten Mehl, mit der Bestimmung, mittelst kleiner Segelschiffe und ankehrender Dampfer nach allen Richtungen hin versandt zu werden. Der be-

queme Wasserweg glich den Mangel einer dichten Bevölkerung in der Nachbarschaft aus, wogegen auf der anderen

Seite wieder die Nähe der zu Brettern und Balken sich eignenden Bäume und des unerschöpflichen Brennmaterials den Besitzer außerordentlich begünstigte.

Bei einem oberflächlichen Hinblicke flößte die verlassene Mühle ungleich größeres Interesse ein, als die jüngere, mit allen möglichen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten ausgestattete, und vielleicht eben darum, weil sie verlassen war,

und zwar in einer Weise, als ob man mitten in der Arbeit aufgehört und nicht einmal Zeit gehabt habe, den breiten Riemen von der Walze, und die einzige abgenutzte Säge aus ihren Gehängen zu entfernen.

Die Mühle selbst bestand aus einem zweistöckigen Bretterschuppen, der im Laufe der Zeit eine graublaue Farbe angenommen hatte, ohne indessen viel Moos anzusetzen.

Das Gebälk des Schuppens war stark und schien für die Ewigkeit berechnet gewesen zu sein, wogegen zur Verkleidung der Wände, offenbar aus weiser Sparsamkeit, nur die wertlosesten Bretterabfälle verwendet worden waren, die, schlecht aneinander passend, das Einsetzen von Fenstern vollständig überflüssig machten.

Nur das Dach war mit größerer Sorgfalt zusammengefügt worden, und das Übereinanderliegen mehrerer Schichten Schindeln bewies, daß man wenigstens von oben gegen Regen und Sonnenschein hatte geschützt sein wollen.

Wo sonst das Klappern des Räderwerkes und das Knirschen der scharfgezahnten Säge das Echo des Waldes ringsum weckten, da erschallte jetzt das eintönige Brausen des fallenden Wassers, gerade so, wie in der Vorzeit, als die Fluten, anstatt sich zwischen Gebälk hindurchzudrängen, noch ungehemmt von Stein zu Stein in das niedrig gelegene Becken hinabstürzten.

Recht altersschwach sah die Mühle aus, schwächer, als sie in der Tat war; denn man hätte nur den offenen Rahmen zu schließen, den geschlossenen aber zu öffnen brauchen, um zu erleben, daß das mit grünem Wassermoos bewachsene Mühlrad sich knarrend wieder herumwälzte, die gezahnten Kammräder dem Druck nachgaben, die verrostete Säge auf- und niedertanzte und sich mühsam durch den bis fast zur Hälfte bereits aufgeschnittenen Eichenstamm hindurcharbeitete.

Eine seltsame Laune, oder vielmehr eine Art von Pietät des Besitzers der Mühle hatte Veranlassung gegeben, daß diese in einem solchen Zustande verlassen worden war.

„Nicht eine Minute länger soll die alte Mühle, der ich

meinen Wohlstand verdanke, arbeiten, als bis die neue in Betrieb gesetzt ist," hatte er einst gesagt, und dabei war es geblieben. Nur gelegentlich war er mit den Seinen noch dahin gewandert, wo er so viele Jahre glücklich und zufrieden lebte, und fast jedesmal hatte er dabei den Wunsch wiederholt, daß auch nach seinem Tode, zur Erinnerung an die schwerste Arbeitszeit seines Lebens, alles, bis zum gänzlichen Verfall, ungestört stehen und liegen bleiben möge.

Sechs Jahre waren seit jener Zeit verstrichen. Der Erbauer der Mühle schlummerte schon seit drei Jahren in kühler Erde; die Mühle aber stand noch so da, wie er sie zum letzten Male gesehen hatte, und mit treuer Liebe sorgten seine Angehörigen dafür, daß sein vielfach ausgesprochener Wunsch heilig gehalten wurde.

Wie die Mühle, waren auch die übrigen zu ihr gehörenden Baulichkeiten von keiner neuerungssüchtigen Hand angetastet worden. Man sah noch die kleinen Schuppen, die als Viehställe gedient hatten; man sah die alten Einfriedigungen, die einst den Garten von den Waldweiden trennten, und endlich auch noch das etwas windschiefe Blockhaus, in dem der Besitzer mit seiner Familie gewohnt hatte und das auf seinem stromabwärts weisenden Giebel die verblichene, aber weithin lesbare Inschrift: „MacIvors Mill" trug.

Das war also MacIvors Mühle.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Hochlandpfeifer.

Der März schien alle ihm zu Gebote stehenden Mittel und Kräfte zusammengenommen zu haben, um durch herrisches, winterliches Auftreten die bereits erwachende Natur zu guter Letzt noch einmal zu erschrecken.

Der vor dem Tauwinde schmelzende Schnee hatte durch plötzlich eingetretenen heftigen Frost neue, und zwar eisartige Festigkeit erlangt, und auf diesen schütteten die Wol-

ken einen solchen Überfluß von neuen Flocken, als hätten sie alles Leben, das sich in der Erde zu regen begann, wieder erdrücken und ersticken wollen.

Begleitet wurde der Schnee von einem wilden Nordsturm, der jedes Winkelchen, noch so klein und selbst auf geschützten Stellen zu finden wußte.

Zeigte die Mühle am hellen Tage und bei freundlichem Wetter schon den Charakter trauriger Vereinsamung, der sich auf ihre weitere Umgebung übertrug, so steigerte sich dieser am Abende bis zur Unheimlichkeit, wenn man, bis dicht an die alten Baulichkeiten gelangt, das Toben des Sturmes, das Brausen des Wassers und das Krachen der gelegentlich niederstürzenden Bäume plötzlich von einem seltsamen, bald anschwellenden, bald leise verhallenden, lang gezogenen Klageton begleitet hörte.

Folgte man der Richtung des Schalles nach, so gelangte man zunächst an ein kleines Giebelfenster des Blockhauses, durch dessen trübe und zum Teil zerbrochene Scheiben eine freie Aussicht in das hinter diesem liegende, erhellte Gemach und zugleich auf den Urheber der nichts weniger als melodischen Musik offen stand.

Die Helligkeit strömte von einem großen und wenig kunstvoll hergestellten Kamin aus, in dem sieben oder acht mächtige Holzblöcke brannten und ihre Flammen prasselnd in die weite Öffnung des Schlotes hineintrieben. Die Wände des ziemlich geräumigen Gemachs trugen nur noch geringe Spuren ihrer früheren geweißten Lehmverkleidung. Diese war allmählich losgebröckelt, und fast überall traten die roh behauenen Balken zutage, die, schwer aufeinander ruhend, die Mauern ersetzten.

Möbel waren in dem Gemache gar nicht sichtbar, wenn man nicht eine alte Schnitzbank als ein Stück Hausgerät betrachten wollte; dagegen lagen in den Winkeln Haufen von Pelzwerk, namentlich indianisch gegerbte Büffelhäute, die als Sitze und Schlafstätten zu dienen schienen. Ebenso entbehrten die Wände jeglichen Schmuckes. Nur über dem Kamin hing ein runder, mit Messingbuckeln beschlagener

Schild, hinter dem zwei kurze, schon sehr verrostete Korbschwerter sich kreuzten, wie um ein Wappen darzustellen.

Zwei männliche Gestalten, vor dem Kamin auf ausgebreiteten Decken kauernd, belebten das Gemach. Außerdem aber gewahrte man zwischen den beiden Männern eine unförmliche schwarze Masse, die man erst nach längerem Hinüberspähen, wenn zwei stumpfe Ohren sich leise bewegten, oder die Seiten vor einem tiefen Aufatmen der Behaglichkeit anschwollen und sich wieder senkten, als einen großen schwarzen Bären erkannte.

Doch nur auf Sekunden hätte der Anblick der wilden Bestie die Aufmerksamkeit selbst eines Neulings zu fesseln vermocht; dann aber wäre sie unfehlbar mit um so höherem Interesse zu demjenigen der beiden Männer zurückgekehrt, der sich dadurch als den Herrn des Bären auswies, daß er sich mit dem einen Ellenbogen auf dessen Schulter stützte.

Hohes Alter zerstört zwar die äußeren Reize der Jugend bis auf wenige Spuren; der alte Mann aber, der auf so vertrautem Fuße mit dem gezähmten Raubtiere stand, schien nie eine Jugend besessen zu haben, so verwittert, oder vielmehr versteinert nahmen sich sein Antlitz und die sichtbaren Teile seiner Gliedmaßen aus.

Sein Gesicht, aus dem eine scharfe Habichtsnase weit vorsprang, war braungelb und vielfach gerunzelt, als ob es mit einem zusammengetrockneten oder vielmehr in übergroßer Hitze zusammengeschrumpften Pergamentstreifen überzogen gewesen wäre. Ein spärlicher, borstenartiger weißer Bart umgab die eingefallenen Lippen und das vorstehende Kinn; eben solche Augenbrauen verschleierten fast die tiefliegenden, hellgrauen Augen, an deren Wölbung die schlaffen und an den Rändern geröteten Lider sich nur noch mit Widerwillen anzuschmiegen schienen.

Dünnes weißes Haar fiel schlicht von seinen Schläfen auf die ungewöhnlich breiten und knochigen Schultern nieder. Den Scheitel dagegen bedeckte ein dunkelblaues, abgetragenes schottisches Barett, das mit dem Rest eines Eulenflügels und dem fast bis zur Unkenntlichkeit abgegriffenen

silbernen Bildnis der schottischen Distel als Agraffe geschmückt war.

Der obere Teil seiner Bekleidung bestand aus einer olivenfarbigen und mit schwarzem Sammet aufgeschlagenen Jacke, doch waren beide Teile schon so abgenutzt, daß die Verschiedenheit der Farbe nur mühsam entdeckt werden konnte. Ein rotes Flanellhemde vertrat die Stelle der Weste und an dieses wieder und es zugleich um die Hüften zusammenschnürend, schloß sich ein kurzer, faltiger Rock an, der bekannte schottische Kilt, der aus grün und rot gewürfeltem Tartan angefertigt war.

Um die schottische Hochlandstracht zu vervollständigen, waren die Knie unbekleidet, wogegen die Unterschenkel bis zu den Knien hinauf in gleichfalls rot und grün gewürfelten Gamaschen steckten, die wieder in einem Paar reich mit Glasperlen gestickter indianischer Mokassins endigten.

Halb auf seinen Knien, halb neben ihm auf dem zweifarbigen Plaid, den er unter sich hingebreitet hatte, lag eine straff aufgeblasene Sackpfeife, deren ausgestopfter und gehörnter Ziegenkopf unter seinem linken Arme hervorsah. Das Mundstück des eigentümlichen Instrumentes hielt er zwischen den Lippen, während seine langen knöchernen Finger mit großer Sicherheit auf zweien der mit dem Lederfacke in Verbindung stehenden, klarinettartigen Schallröhren spielten.

Das Mundstück entglitt zwar öfters seinen Lippen, namentlich, wenn er mit dem ihm gegenübersitzenden Gefährten sprach, doch wurde dadurch die Musik nicht unterbrochen. Selbst wenn die Finger rasteten, entströmte die in dem Schlauche zusammengepreßte Luft als ein unharmonischer Akkord den mit Schalllöchern versehenenen Röhren.

Dem seltsamen alten Manne schräge gegenüber saß sein Gefährte, ein Krieger vom Stamme der Schippewä-Indianer. Schon zu bejahrt, um sich noch viel von den Sitten und Gebräuchen der weißen Fremdlinge anzueignen, hatte er sich damit begnügt, seine ursprüngliche Tracht

Frolic hatte ein Stäbchen ergriffen, schlug damit den Takt auf einem der brennenden Holzblöcke und stimmte leise in die Melodie des Sackpfeifers ein. (S. 348.)

nur insoweit abzuändern, daß er ein scharlachfarbiges Tuch turbanartig um sein Haupt geschlungen trug, und statt der schweren Büffelhaut eine leichtere und geschmeidigere wollene Decke als Mantel benutzte. Übrigens zeigte er das Bild eines finsteren und verschlossenen Indianers, der eigensinnig an allem festhielt, was ihm von seinen Vorfahren überkommen war. Er bekundete dies noch besonders dadurch, daß er neben der Büchse beständig Bogen und Pfeile als Waffen bei sich führte.

Wenn schon der greise Hochländer bei allen Eingeborenen, die nur je mit ihm in Berührung gekommen waren, in ungewöhnlichem Ansehen stand, wegen einer gewissen Ähnlichkeit in der Bekleidung sogar für einen der ihrigen gehalten wurde, und seines hohen Alters wie seiner Eigentümlichkeiten wegen als ein großer und sehr weiser Zauberer galt, so hatte Frolic, der vereinsamt dastehende Schippewä, noch eine besondere Freundschaft für ihn gefaßt. Das geheimnisvolle Wesen des gleichsam vorweltlichen Greises sagte seinen eigenen Neigungen zu; denn alles, was nur im entferntesten einen Schimmer des Wunderbaren und Überirdischen trug, reizte seinen phantastischen Aberglauben, weshalb man denn auch selten den einen ohne den anderen sah, es sei denn, daß Frolic sich in den Wald begeben hätte, um eine neue Ladung Wildbret für ihre gemeinschaftliche, überaus einfache Küche herbeizuschaffen.

Wie bereits zu Anfang dieser Erzählung berichtet, war der Sackpfeifer, als er vor dreiundzwanzig Jahren in MacIvors Begleitung das heimatliche Tal verließ, schon ein hochbetagter Mann gewesen. Obwohl er in die wirren Hoffnungen, die vielberühmten und viel besungenen Klane noch einmal in ihrem vollen Glanze erstehen zu sehen, versunken und bei dieser eigentümlichen Geistesrichtung zu weiter nichts mehr fähig war, als durch das Aufspielen des Pibrochs seinen leicht zum Heimweh hinneigenden Landsleuten trübe Rückerinnerungen zu erwecken, hatte MacIvor es doch nicht über sich vermocht, sich von dem alten Manne zu trennen.

Daß der Sackpfeifer ihn überleben würde, ahnte er freilich nicht.

Aus dem Verkehr mit dem Greise war MacIvor sowohl, wie dessen Gattin leider manche trübe Stunde erwachsen. Jener ließ nämlich nicht ab, trotzdem ihm die unzweifelhafte Nachricht von dem Tode des jungen Erben zugegangen war, in wildphantastischen Versen und Reimen dessen Wiederauftreten unter den Lebenden zu verkünden. Man ertrug indessen mit Geduld derartige Ausbrüche einer alternden, krankhaften Phantasie, um so mehr, als der lange Rob, wie man den Sackpfeifer gewöhnlich nannte, sich selbst nicht minder quälte, indem er mit der gleichen Entschiedenheit darauf beharrte, daß der letzte MacLeary das Schicksal seines Vaters und Großvaters teilen und, wie diese, eines gewaltsamen Todes sterben würde.

Aus solchen Gründen wies er auch jedesmal MacIvors Anerbieten, Nachforschungen nach seinem jungen Verwandten anstellen zu lassen, streng zurück.

Er wollte, wie er sich äußerte, die Art seines Todes nicht kennen lernen; es sei ihm Kummer genug, daß der letzte MacLeary überhaupt zu einem unnatürlichen Tode bestimmt sei.

Mit den Jahren gewöhnte man sich an das seltsame Wesen Robs; die Geburt von Kindern trug dazu bei, die bitteren Rückerinnerungen an die Heimat zu verwischen, der wachsende Wohlstand erfüllte die Gemüter mit immer größerer Befriedigung darüber, daß man sich einst zur Auswanderung entschlossen hatte, und allmählich lernte man sogar, den Prophezeiungen Robs, die sich von Zeit zu Zeit in immer tolleren Formen wiederholten, mit Gleichmut und zuletzt sogar mit harmlosen Scherzreden zu begegnen.

Die neue Mühle war in Betrieb gesetzt worden; MacIvor und die Seinigen hatten den alten Wohnsitz mit dem neuen vertauscht, und nur der lange Rob blieb in der Einsamkeit zurück, um dort störrisch die Erfüllung des Geschicks der MacIvors zu erwarten.

Im dritten Jahre nach seiner Übersiedelung nach der neuen Mühle segnete MacIvor das Zeitliche. Rob ertrug den Tod seines Freundes und Gebieters mit größerer Ruhe, als man von ihm erwartet hätte. Viele hielten seine scheinbare Teilnahmlosigkeit für Stumpfheit, und von Mitleid erfüllt lauschte man geduldig seinen wiederholten Weissagungen, daß MacIvor, der, soviel dort bekannt war, nur zwei Töchter hinterlassen hatte, nicht der letzte MacIvor bleiben, sondern daß ein neuer Erbe aus der Asche des in Trümmer gefallenen, einstmals hoch berühmten Geschlechtes erstehen würde.

Man betrachtete diesen Ausspruch als den Erguß eines krankhaft aufgeregten Geistes und suchte den alten Sonderling dadurch zu beruhigen, daß man auf seine Ideen einging und seinen Versicherungen Glauben beizumessen vorgab. Doch, als ob er den versteckten Unglauben instinktartig herausgefühlt hätte, betrat er jetzt die neue Mühle seltener; noch seltener ergriff er die Gelegenheit, seine Prophezeiungen zu wiederholen, und unheimlicher und geisterhafter erschallten die langgedehnten Töne der Sackpfeife aus den dichtesten Stellen des Waldes herüber. —

Und dann kam die Zeit mit dem großen Wunder der Erfüllung dessen, was der Sackpfeifer prophetisch vorausgesagt hatte . . .

Tief klagend, fast herzzerreißend war die Melodie, die er ein paar Abende später seinem Freunde Frolic vorspielte. Die seltsamen Töne konnten kaum eine Melodie genannt werden und glichen in Modulationen und Rhythmus mehr den wilden Gesängen, mit denen die rothäutigen Kinder der Urwildnis, um flackernde Holzstöße herumtanzend, ihren großen Geist verehren oder die Heldentaten eines im blutigen Kampfe gefallenen Häuptlings preisen. Deshalb drangen sie aber auch doppelt ergreifend zum Herzen des finsteren Frolic, und er bekundete dies dadurch, daß er ein Stäbchen ergriff, damit den Takt auf einem der brennenden Holzblöcke schlug und mit leiser Stimme in die Melodie des Sackpfeifers einstimmte.

Der greise Rob ließ das Mundstück seinen Lippen entgleiten, und das Haupt zurückneigend, starrte er mit halbgeschlossenen Augen empor ins Leere.

Seine Finger ruhten zwar, aber die Musik schwieg noch nicht, denn noch immer entströmte die angesammelte Luft unter dem Drucke des Arms dem Schlauche als ein mißtönender Akkord.

Frolic blickte überrascht empor; kaum gewahrte er die eigentümliche Stellung seines Freundes, so überflog ein heller Schimmer sein ernstes braunes Antlitz.

„Was sieht mein weiser Vater?" fragte er in ziemlich geläufigem Englisch flüsternd.

„Mein Geist wandert rückwärts," antwortete Rob, und indem er den linken Arm von dem straffen Ziegenfell emporhob, verstummte der schrille Klagelaut bis auf ein leises Zischen. „Ich sehe rückwärts über viele Winter," fuhr er fort, „ich sehe über so viele Winter hinweg, als mein Freund Jahre in seinem Leben zählt; ich suche Leute, denen die Gesichtszüge des jungen Lairds eigen; aber meine Augen sind trübe, ich vermag sie nicht zu unterscheiden: hundertmal und darüber hat es in meine Augen geschneit; sie sind trübe."

„Meint mein weiser Vater den jungen, bleichen Mann, der sich den Sohn des guten MacIvor nennt?" fragte Frolic weiter.

„Ich meine ihn, der vor drei Sonnenläufen sein Haupt zum erstenmal wieder an die Brust der Mutter legte."

„Spähe mein Vater schärfer, trägt er nicht die Züge seines Erzeugers?"

„Es sind nicht die Züge des Vaters, und dennoch sind sie mir vertraut."

„Sein Vater hatte einen Vater, und dieser hatte einen Vater, ist es nicht einer von diesen, dessen Bild auf dem Gesicht des jungen Fremdlings abgedrückt ist? Mein weiser Vater schaue zurück, seine Gedanken reichen über zwei Menschenalter hinweg."

„Wohl sehe ich sie alle, — von ihnen ist es keiner — und dennoch ist es kein fremdes Gesicht, in welches ich schaue

— ich sehe die Mutter — aber alles verwirrt sich, meine Augen werden schwach und trübe. — — Heil dem jungen MacIvor — er ist ein kräftiger Stamm — er wird neue Zweige treiben, ein Wald wird um ihn her entstehen."

Bei diesen mit Heftigkeit gesprochenen Worten drückte er seinen Arm fest auf den Schlauch, daß sich ein lauter kreischender Ton diesem entwand.

Der Bär schrak aus seinen Träumen empor, und blinzelte, die breiten Ohren spitzend, auf seinen Herrn, der, um ihn zu beruhigen, die dürre Hand auf sein zottiges Haupt legte und dann das Instrument wieder aufzublasen begann.

Der Indianer starrte noch immer mit dem Ausdruck bewundernder Verehrung auf den Greis. Ernste Gedanken schienen seinen Geist zu beschäftigen, und noch bevor Rob seine wilde Melodie angestimmt hatte, faßte er sich ein Herz, zu fragen:

„Mein Vater ist ein großer Zauberer; er hat vorhergesagt, was kommen würde. Ist er nicht zufrieden? Ist nicht alles nach seinem Wunsche eingetroffen?"

„Es ist eingetroffen, ich bin zufrieden," antwortete Rob, das Mundstück wieder von seinen Lippen nehmend, und wie eine wilde Verzückung glitt es über sein gerunzeltes Adlergesicht, „mein eigen Fleisch und Blut ist vermodert in kalter Torferde, und warm kreist das Blut in den Adern des jungen Laird. Es ist gut so — besser früh und ohne Schande, als spät und schmachbeladen eines gewaltsamen Todes gestorben. Ich hatte eine Schwägerin, aber sie hatte eine gespaltene Zunge; sie täuschte mich, oder der junge Laird hätte seinen Vater noch begrüßt. Im Tode erst hat sie gesprochen, und was ich gesehen, das mußte sich erfüllen, spät oder früh. Der junge Laird ist da, und meine Worte sind Wahrheit geworden; niemand wird mehr den langen Rob verlachen."

Wild und in gewundenen Kadenzen erschallte der schrille Ton der Pfeife; laut gesellte sich zu diesem das knurrende Grunzen des Bären und das jauchzende „Hau" des Indianers, während draußen der angeschwollene Sturzbach unab-

änderlich seine eisigen Fluten brausend in den tief ausgewaschenen Trichter hinabsandte.

Plötzlich verstummte der Bär, und sein Haupt erhebend, lauschte er aufmerksam.

Auch der Indianer hielt mit seinem Gesange inne und betrachtete mißtrauisch die gespitzten Ohren und die unter der gerunzelten Stirnhaut hervorschielenden Augen der Bestie.

Da klopfte es ans Fenster.

Der Bär richtete sich blitzschnell auf seine Hintertatzen empor und stieß ein drohendes Knurren aus; der Schippewä rückte, mehr aus Gewohnheit, als aus Besorgnis, aus dem Schein des Feuers; der Sackpfeifer aber ließ nur sein Instrument niedergleiten, ohne indessen seinem fortdauernden Kreischen Einhalt zu tun.

„Wen sieht mein weiser Vater?" fragte Frolic geheimnisvoll, denn sein Glaube an die Allwissenheit Robs war allmählich zur festen Überzeugung angewachsen.

Doch bevor Letzterer zu antworten vermochte, wurde das Klopfen wiederholt, und zugleich ertönte eine jugendlich kräftige Männerstimme:

„Hallo! Rob MacLeary!" rief es, „seit wann ist es Sitte, daß ein MacIvor in solchem Unwetter vor der Tür des besten Hochlandpfeifers stehen muß?"

„Der junge Laird," sagte Rob zu dem Indianer gewendet, „öffne mein Bruder die Tür, daß er eintrete, der junge Stamm, der aus den verwitterten Wurzeln wieder der Sonne zugetrieben wurde."

Der Indianer trat an die dunkle Haustür hinaus, um dem Einlaß Begehrenden zu öffnen, während der Sackpfeifer sich mitten in der Stube aufstellte und eine der Melodien aufspielte, mit denen er in den guten alten Zeiten die heimkehrenden Gebieter von MacIvors-Hall zu begrüßen pflegte. Der Bär dagegen, dessen erste Neugierde befriedigt war, streckte sich, einem unbesiegbaren Hange zur Trägheit nachgebend, wieder auf seine alte Stelle hin und begann mit erneutem Eifer an seinen Tatzen zu saugen.

Man hörte unterdessen die Haustür öffnen und wieder schließen, und gleich darauf eilte Fortesqieu Mac Ivor, ohne auf seine beiden Begleiter zu achten, mit ausgebreiteten Armen auf den Sackpfeifer zu.

„Das nenne ich einen Empfang!“ rief er heiter aus, indem er Rob mit stürmischer Zuvorkommenheit das Instrument entwand und nachlässig zur Seite legte, „sollte man doch meinen, wir befänden uns drüben in MacIvors-Hall, und ein Dutzend stattlicher Klangenossen harrte darauf, zu einem gebratenen Widder und einigen Ochsenhörnern voll vom besten Usquebagh eingeladen zu werden!“

„Das Wasser des Stromes läuft nicht bergan,“ entgegnete der Sackpfeifer, nach seiner alten Weise, wenn er seinen Worten eine besondere Wichtigkeit beizulegen wünschte, ins Leere starrend, „aber Menschen gehen, wohin sie wollen. Gottes Segen folge Euern Schritten, mein junger Laird, und lenke sie, daß sie da zur Ruhe gelangen, wo schon vor hundert und hundert Jahren die MacLearys den MacIvors zum lustigen Gelage wie zum ernsten Kampfe den Pibroch aufspielten.“

So sprechend zog er aus der von seinem Gurt herabhängenden Ziegenfelltasche ein kleines gekrümmtes und mit einem Deckel versehenes Widderhorn hervor. Feierlich öffnete er es. Es enthielt den bei den Schotten so beliebten Schnupftabak, und indem er das Horn der Reihe nach zur freien Benutzung herumreichte, schweiften auch seine Blicke im Kreise herum, bis sie endlich mit fragendem Ausdruck auf dem dritten der Eingetretenen haften blieben, den er an diesem Abend zum erstenmal sah, während Dougal ihm bereits vertraut war.

Der junge MacIvor sah etwas frischer aus und hatte eine selbstbewußtere Haltung und einen freieren Blick angenommen, wogegen Dougal, nach gänzlicher Entfernung seines häßlichen roten Bartes und mit dem etwas zu fest geschnürten weißen Halstuche das getreue Bild eines vom Lande eben hereingekommenen, noch ziemlich unbeholfenen Dieners bot, der sich die größte, wenn auch nicht immer von

gutem Erfolg begleitete Mühe gibt, feine Manieren zur Schau zu tragen. Nur das Wesen einer tiefen Unterwürfigkeit schien ihm recht geläufig zu sein, doch würde ein scharfer Beobachter aus seinen unsteten, fast unverschämt selbstzufriedenen Blicken leicht herausgelesen haben, daß es mit der Unterwürfigkeit nicht weit her war.

Der Fremde, der sie begleitete, schien wieder aus einem ganz anderen Stoffe zu bestehen, als irgendeiner der in dem Gemache Anwesenden.

Klein und unansehnlich von Gestalt, schadete er seiner Erscheinung nicht unerheblich dadurch, daß er sich vornüber geneigt hielt, was ihm, mochte es nun eine Folge vielen Schreibens, körperlicher Schwäche, oder übergroßer Bescheidenheit und Höflichkeit sein, einen lauernden Ausdruck verlieh. Keinenfalls aber durfte seine Haltung der Last der Jahre zugeschrieben werden, indem er die Mitte der Vierzig kaum überschritten hatte. Ebenso trug er seine blaue Brille wohl mehr, um seine kleinen, zusammengekniffenen schwarzen Augen vor fremden Blicken zu verbergen, als weil er wirklich kurzsichtig gewesen wäre.

Seine Nase war lang, spitz und schief, als ob sie in jüngeren Jahren durch einen Faustschlag aus ihrer ursprünglichen Lage getrieben worden wäre. Rechnete man hierzu noch den kahlen Scheitel, so hatte man ein Bild vor sich, dem nur ein Aktenbündel unter dem Arm und eine Feder hinter dem Ohr fehlte, um sogleich einen jener in Amerika zahlreich vertretenen, von einem einfachen Abschreiber emporgekommenen Advokaten zu erkennen, die man mit Fug und Recht als zur Familie der die Dunkelheit liebenden Vampyre gehörig, bezeichnen möchte.

Auf den Sackpfeifer machte die Erscheinung des Fremden offenbar keinen günstigen Eindruck, denn als dieser die Hand nach dem geöffneten Widderhorn ausstreckte, zuckte er, als hätte er ihm lieber diesen Beweis freundschaftlicher Gesinnungen vorenthalten. MacIvor sah die Bewegung, und um den ersten unangenehmen Eindruck abzuschwächen, er-

griff er des Fremden Hand, worauf er ihn dicht vor den langen Rob hindrängte.

„Rob MacLeary," begann er in einem freundlich verweisenden Tone, „ich habe die Ehre, Euch meinen besten Freund, den Advokaten Jeremias Whiteleaf vorzustellen; Mr. Whiteleaf, dies ist Rob MacLeary, ein Mann, der seine hundert Jahre mit größerer Leichtigkeit trägt, als mancher Schulknabe seine vierzehn; ein Mann, dessen Väter schon vor fünfhundert Jahren in den Hallen meiner Vorfahren die Sackpfeife mit seltener Kunstfertigkeit spielten."

„Ich bin sehr erfreut, Eure Bekanntschaft zu machen," versetzte Whiteleaf, indem er Robs Hand mit Wärme drückte.

Dieser aber stand da, als wäre es ihm unbegreiflich gewesen, daß der junge, stattlich gewachsene Sohn seines verstorbenen Gebieters mit einem Manne Freundschaft geschlossen habe, der durch sein Äußeres wie durch sein ganzes Wesen an kriechendes Gewürm erinnerte.

„Euer Freund?" fragte er endlich gedehnt, ohne die Blicke von dem Notar zu erheben.

„Und zwar mein bester Freund, guter Rob," nahm MacIvor das Wort, „ein Freund, ohne den ich vielleicht niemals in das Haus meines Vaters gelangt wäre; ein Freund, ohne dessen treue Beihilfe Eure besten Prophezeiungen zuschanden geworden wären."

„Es hat so sein sollen, mein junger Laird," entgegnete der Sackpfeifer beruhigter, „das Geschick hat sich erfüllt, aber diesen haben meine Augen bis jetzt noch nicht gesehen. Traf mein junger Laird seinen Freund drüben zwischen den heimatlichen Bergen?"

„Nein, guter Rob, nicht drüben," antwortete MacIvor, einen Blick des Einverständnisses zuerst mit Dougal und demnächst mit Whiteleaf wechselnd, „aber warum stehen wir hier, als wollten wir uns sogleich wieder kopfüber in den Schneesturm hinausstürzen? Dougal, schnell, seid dem Herrn behilflich beim Ablegen seines Mantels — ich bediene mich

schon selbst — und Ihr, Freund Rob, zeigt uns, wo wir unsere erstarrten Glieder am bequemsten unterbringen. Ich hege nämlich die Absicht, mich in den nächsten Stunden nicht wieder von Euch zu trennen. Wir haben viel, sehr viel miteinander zu reden. Schon gestern und vorgestern wollte ich den ältesten Freund meines verstorbenen Vaters, der sich, nach dem ersten flüchtigen Wiedersehen, eigensinnig fern von uns hielt, besuchen; allein Ihr begreift, guter Rob, eine Mutter, die eben ihren einzigen Sohn wiedergefunden hat, ist eifersüchtig auf jede Minute, die er anderen Menschen schenkt."

So sprechend wickelte er den Plaid von seinen Schultern, und nachdem er ihn samt seinem Überrock dem dienstfertigen Dougal hingereicht, trat er wieder neben den Sackpfeifer hin, der schwermütig, jedoch nicht unzufrieden, die vor dem Kamin liegenden Decken und Felle ordnete und glättete.

Der junge Laird, Whiteleaf und Dougal nahmen in einer Reihe gerade vor dem Feuer Platz, und der Sackpfeifer setzte sich so, daß des Bären hoher Widerrist ihm als Lehne diente.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Pläne für die Zukunft.

„Ich habe lange Zeit, viele Sommer und viele Winter, nach Euch ausgeschaut," nahm der Sackpfeifer das Wort; „ich habe so lange ausgeschaut, bis ich glaubte, meine alten Augen würden sich schließen, bevor sie den Erben von Ivors-Hall gesehen."

„Und beinahe wäre es so gekommen," fiel MacIvor mit einer gewissen Hast ein, „hätte nicht ein glücklicher Zufall mich mit meinem Freunde hier zusammengeführt. Ja ja, guter Rob," fügte er hinzu, als er den zweifelnden Blick ge-

wahrte, mit dem der Pfeifer seine Züge prüfte, „Ihr braucht nicht so verwundert darein zu schauen; fragt nur Dougal, wenn Ihr meinem Worte nicht traut; Dougal hat mich seit meinem Abschiede von Schottland noch keinen Tag verlassen."

„Gilt das Wort eines Dougal mehr, als das eines MacIvor?" fragte der lange Rob vorwurfsvoll, „ich kannte einst einen Burschen, der manches Stück Vieh einbrachte, von dem er nicht gern sagte, woher er es genommen, und dieser Bursche hieß Dougal."

„Ganz recht, guter Rob," erwiderte MacIvor schnell, um Dougal zuvorzukommen, dem eine schnöde Antwort auf den Lippen zu schweben schien, „der Dougal, der in seiner Jugend Vieh wegtrieb, sitzt hier an meiner Seite und verdient darum nicht weniger den Namen eines treuen, zuverlässigen Dieners. Ohne ihn möchte Mutter Carry ihr Geheimnis wohl mit ins Jenseits genommen haben und ich noch heute als armer Buchhalter in schmutzigen Krämerbuden umhergestoßen werden."

„Um so besser für ihn," entgegnete Rob beifällig nickend, „wir werden frei vor ihm sprechen können, ebenso frei, wie vor meinem Freunde Frolic," fügte er hinzu, als MacIvor fragend auf den Indianer blickte; „aber fahret fort, mein junger Laird, meine Ohren sind offen; ich höre gern die Stimme des Sohnes meines verstorbenen Freundes und Gebieters. Eure Worte bedürfen nicht des Zeugnisses eines Dougal. Die MacIvors zeichneten sich stets durch Wahrheitsliebe aus."

„Wohlan denn, guter Rob," versetzte MacIvor, und ein halb verschmitztes, halb verlegenes Lächeln spielte auf seinem nicht unschönen Gesicht, „auch heute ist es noch nicht anders; ich will Euch daher mit wenigen Worten berichten, welchen Umständen ich es verdanke, daß ich mich überhaupt bei Euch befinde. Ihr werdet begreifen, daß ein Muttermal, ein Halsbändchen und ein Brieffetzen sehr schwache Anhaltepunkte bieten, um ein elterliches Haus, von dem man nie etwas gewußt hat, aufzusuchen.

„Mit diesen drei Beweisstücken in der Tasche, und mit einer kaum ausreichenden Geldsumme begab ich mich mit Dougal, den ich in meine Dienste nahm — denn ich wollte mich nur von einem Schotten bedienen lassen — auf den Weg, um die MacIvors-Mühle im Staate Michigan aufzusuchen. Den Namen hatte ich glücklicherweise in dem Briefrest entdeckt, der, wie sich ausgewiesen hat, wirklich von meiner guten Mutter vor zweiundzwanzig Jahren geschrieben wurde.

„Doch der Staat Michigan ist groß und MacIvors Mühle eine zu unbedeutende Ansiedelung, als daß ich mich auf gewöhnlichem Wege bis dahin durchfragen konnte. Um das Mißliche meiner Lage noch drückender zu machen, gingen meine Mittel zu Ende, als ich kaum die Grenzen dieses Staates überschritten hatte. Ich befand mich gerade in Detroit und überlegte schon, ob es nicht vorzuziehen sei, irgendeine lohnende Beschäftigung für mich und Dougal zu suchen und die weiteren Nachforschungen auf bessere Zeiten zu verschieben, als ich auf den Gedanken geriet, als letztes Mittel noch einmal das Gutachten eines Rechtsgelehrten einzuholen."

„Der Zufall führte mich in das Geschäftszimmer meines Freundes Whiteleaf. Ich fand in ihm einen wohlwollenden, gefälligen Herrn, dem ich meine Lage bis ins kleinste hinein vertrauensvoll schilderte. Sobald ich mit meiner Erzählung zu Ende gekommen war, begab er sich nach dem zuständigen Gericht, um sich Einsicht in die Bücher über den Verkauf der Ländereien zu verschaffen. Nach kurzer Abwesenheit kehrte er zu meiner freudigen Überraschung sehr befriedigt zurück."

„Und nicht ohne Grund," fiel Whiteleaf MacIvor ins Wort, „denn ich hatte mich überzeugt, daß die südliche Spitze der nördlichen Michigan-Halbinsel vor dreiundzwanzig Jahren in den Besitz eines kurz vorher eingewanderten Schotten übergegangen war, der, wie mich ein anderes Dokument belehrte, daselbst eine Mühle, unter dem Namen: ‚Mac-

Ivors-Mühle', erbaut hatte. Weitere Nachforschungen ergaben, daß von MacIvors Mühle aus sehr schönes und billiges Mehl selbst bis nach Detroit hin versendet wurde. Es kam daher nur darauf an, mir Gewißheit über die Person zu verschaffen. Mir genügten seine Beweismittel zwar vollkommen, doch war es fraglich, ob diese auch an Ort und Stelle als ausreichend erkannt werden würden. Je mehr ich mich aber damit beschäftigte, um so tieferes Interesse flößte mir die merkwürdige Lage meines jungen Freundes ein, bis ich endlich mich entschloß, ihn hierher zu begleiten. Fehlschlagen konnten seine Hoffnungen nicht, das begriffen wir beide, namentlich aber, nachdem wir die Kunde erhalten hatten, daß Ihr, der älteste Freund seiner Familie, noch lebtet und Euch noch einer rüstigen Gesundheit und ungeschwächter Geisteskräfte erfreutet. Die Vorsicht, mit der ich mich der Mutter meines jungen Freundes näherte, um sie auf das fast unglaubliche Glück vorzubereiten, daß ihr der Sohn, dem Hause MacIvor aber ein Stammhalter zurückgegeben werden sollte, erwies sich als überflüssig. Nur zwei der Kennzeichen, das Halsband und den zerrissenen Brief, brauchte ich vorzuzeigen und den seltsamen Zusammenhang nur mit wenigen Worten zu berühren, um das Mutterherz zu wecken und die letzten noch möglichen Zweifel, wie Tautropfen vor der heißen Augustsonne, verschwinden zu sehen. Ja, mein lieber MacLeary, es war eine ergreifende Szene, die mir bis an mein Lebensende unvergeßlich bleiben wird und deren Zeuge zu sein, ich Euch wohl gegönnt hätte. Allein Ihr hieltet Euch fern, und trotz aller Aufforderungen waret Ihr nicht zu bewegen, zu uns herabzukommen. Wir mußten uns daher, wollten wir Euch, nach Eurer ersten flüchtigen Zusammenkunft mit meinem jungen Freunde, herzlicher begrüßen, bei dem tollen Wetter auf den Weg nach Eurer Behausung begeben."

Der lange Rob saß scheinbar teilnahmlos da, den Rücken fest gegen den grunzenden und knurrenden Bären gelehnt, die Hände um seine emporgezogenen Knie gefaltet. Sein Kopf war leicht nach hinten geneigt, und wie bei einem Er-

blindeten starrten seine von den schlaffen Lidern halb verhangenen Augen ins Leere.

Als er, ohne Zweifel wieder in bizarren Träumereien versenkt, immer noch schwieg, nahm Whiteleaf wieder das Wort, wobei er seine Brille etwas emporschob, um unter den blauen Gläsern hindurch das Mienenspiel des alten Mannes genauer zu beobachten.

„Meine Aufgabe wäre jetzt gelöst," hob er langsam und mit Nachdruck an, „ich habe mich überzeugt, daß mein junger Freund in alle seine Rechte eingesetzt werden wird, und ich könnte mich wieder heimwärts wenden, beruhigt und erfüllt von der reinsten Freude. Dem jungen MacIvor gegenüber fühle ich mich indessen verpflichtet, wenigstens noch so lange hier zu verweilen, bis die übrigen Mitglieder der Familie eingetroffen sind. Ich muß die Gewißheit haben, daß auch mit diesen ein gutes Einvernehmen hergestellt wird; endlich aber will ich noch die einzelnen Förmlichkeiten besorgen, die das unvermutete Auftreten des neuen Erben im Gefolge haben muß, wenn für ihn die volle Rechtsgültigkeit eintreten soll."

„Fortesquieu MacIvor erschien nicht unvermutet unter uns," sagte Rob jetzt entschieden, ohne seine Stellung zu verändern, „seit zwanzig Jahren und länger habe ich sein Eintreffen verkündigt, aber niemand wollte mir glauben."

„Um so gewichtiger ist Eure Stimme dafür jetzt in meiner Familie geworden, guter Rob," fiel der junge Laird schnell ein; „bezweifelte meine Mutter früher Eure Gabe, in der Zukunft zu lesen, so baut sie jetzt um so fester darauf, so fest in der Tat, daß kaum eine wichtige Frage von ihr entschieden werden dürfte, ohne vorher Eure Meinung gehört zu haben. Ich selbst bin vollkommen damit einverstanden; meiner teuren Mutter Wille wird zwar fortan mir immer heilig bleiben, doch kann es mir nicht verdacht werden, wenn auch ich meine geheimen Wünsche habe, namentlich was den Stammsitz meiner Vorfahren anbetrifft. Ich

betrachte Euch als den guten Geist meines Hauses, Rob; vor Euch will ich daher meine Hoffnungen und Pläne vertrauensvoll offenbaren und Eure Ansichten darüber vernehmen. Zugleich bitte ich Euch aber, wenn diese Euren Beifall finden sollten, bei meiner Mutter für mich zu sprechen."

Als der junge Mann schwieg, nickte der Notar ihm beifällig zu, während Dougal wieder unter seinen schläfrig gesenkten Lidern hervor, wie eine lauernde Katze, beide scharf beobachtete. Der Sackpfeifer aber rührte sich nicht und sagte nur, indem ein schwaches Lächeln über seine eisenharten, gerunzelten Züge flog:

„Ich sehe viele MacIvors, und alle haben in jeder Lage des Lebens dem weisen Alter ihre Ehrfurcht gezollt."

„So soll es auch fernerhin sein," antwortete MacIvor in überzeugender Weise.

Rob wendete den Kopf jetzt so weit herum, daß seine Blicke gerade auf das Buckelschild und die verrosteten Schwerter an der Wand gerichtet waren.

„Daran erkenne ich meinen jungen Gebieter; er ehrt das Alter," sprach er leise; „doch meine Augen sind trübe, ich kann die Gedanken Fortesquieu MacIvors nicht lesen; er muß sprechen, damit der Geist des Hellsehens über mich komme. Was ist es, das die Brust des jungen Erben von Ivors-Hall bewegt?"

MacIvor folgte mit den Augen den stieren Blicken des Greises. Hatte er bereits einen Plan zur Erreichung seines geheimen Zweckes entworfen, so erhielt dieser angesichts der alten Reliquien bestimmtere Formen und gewissermaßen seinen Abschluß.

„Guter Rob, waren die Mac Ivors in früheren Zeiten Müller und Handwerker?" fragte er endlich mit wehmütigem Ausdruck.

„Die MacIvors verzehrten in ihrer Halle bei vollen Humpen den Rücken des feisten Hirsches, den sie tags zuvor

in ihren Wäldern gejagt hatten, und die reichen Reste ihres Mahles fielen den treuen Untertanen zu, die draußen der Befehle ihrer Gebieter harrten," erwiderte jener feierlich.

„Ich weiß es, guter Rob, ja ich weiß es, und die Brust schwillt mir ahnungsvoll, wenn ich daran denke. Erlebte ich selbst dergleichen auch nicht, daß ich aus Erfahrung sprechen könnte, so wünsche ich doch jene Zeiten aus dem tiefsten Grunde meines Herzens zurück. Nur ein einziges Mal möchte ich in der altertümlichen Halle sitzen, um mich treue, gleichgesinnte Genossen, vor mir den dampfenden Hirsch-

rücken, meine Blicke auf Tartsche und Schwert gerichtet, und in meinen Ohren die Klänge des heimatlichen Pibrochs."

„Daran erkenne ich den Sohn meines armen Gebieters," murmelte der Sackpfeifer, und ein schmerzlicher Seufzer entwand sich seiner breiten Brust, „Ivors-Hall wird in neuem Glanze erstehen; meine Blicke sind klar — ich sehe die heimatlichen Berge, ich atme die kühle Luft, die aus den Schluchten über das duftende Heidekraut weht; ich sehe das Schloß, ausgebaut und hergerichtet zur Aufnahme des verjüngten Geschlechts; ich sehe den Klan anwachsen bis auf hundert kräftige Streiter. Ich sehe aber auch eine

weite Kluft voll von Meerwasser, wie will mein junger Laird sie überschreiten?"

Auf MacIvors Zügen spielte ein Lächeln. Um den günstigen Zeitpunkt nicht unbenutzt entfliehen zu lassen, antwortete er schnell:

„Mein braver Vater hat durch weise Sparsamkeit und regen Fleiß ein nicht unbedeutendes Vermögen angesammelt, ein Vermögen, groß genug, um meine Jugendträume verwirklichen zu können."

„Was hindert den jungen Gebieter von Ivors-Hall, seine Träume zur Wahrheit zu machen?" fragte der Sackpfeifer eintönig.

„Viel, guter Rob, sehr viel; das von meinem verstorbenen Vater hinterlassene Vermögen besteht vorzugsweise aus der Mühle und den dazu gehörigen liegenden Gründen. Dies alles müßte also vorher verkauft werden."

„Wer hindert den jungen Laird, sein Eigentum zu verkaufen?"

„Niemand hindert mich," erwiderte MacIvor; „und niemand könnte es mir wehren; allein Ihr vergeßt, daß ich als treuer Sohn Rücksicht auf die Wünsche meiner Mutter zu nehmen habe."

„Deine Mutter ist im Hochland geboren, Knabe," versetzte der Pfeifer ausdrucksvoll, als ob in diesen Worten der schlagendste Beweis enthalten gewesen wäre, daß MacIvors Mutter bereit sein würde, wieder in ihre alte Heimat zurückzukehren.

„Es ist wahr, guter Rob, die Liebe zur Heimat erreicht bei einem guten Schotten erst mit seinem Leben ihr Ende. Angenommen nun, Eurem Einfluß gelänge es, meine Mutter unseren Wünschen günstig zu stimmen, besitze ich außerdem nicht zwei Schwestern, die ebenfalls ein Anrecht an die Erbschaft haben? Mögen sie mir auch ein Herz voll geschwisterlicher Liebe entgegentragen, so bleiben sie doch immer geborene Amerikanerinnen, die sich schwer dazu verstehen

werden, die Bande zu zerreißen, die sie an dieses Land fesseln. Sie kennen Schottland nicht; die Sehnsucht nach der schottischen Bergluft ist ihnen fremd."

„Die ältere steht nicht mehr allein," entgegnete der lange Rob, sich plötzlich mit energischer Bewegung dem jungen Laird zuwendend, „ihr Platz ist an der Seite ihres Gatten; und die goldlockige Eva? Sie ist Eurer Mutter jüngstes Kind, sie weicht nicht von deren Seite. Glück und Heil dir, junger Laird von Ivors-Hall; handle, wie dein Herz dir vorschreibt, und deine Nachkommen werden dein Andenken segnen."

„Eure Worte, guter Rob, deuten an, daß betreffs meiner Pläne Eure Ansichten mit den meinigen übereinstimmen?"

„Beruhigt Euch, mein junger Laird," versetzte Rob sinnend, „Eure Mutter wird meiner Stimme Gehör geben, und verlangte man ein schwereres Opfer von ihr, so würde sie keinen Augenblick zögern, ihrem Sohne zuliebe das Opfer zu bringen. Doch wer soll MacIvors Mühle kaufen? Sie besitzt einen hohen Wert, und ein Unwürdiger darf nicht der Nachfolger eines MacIvor sein."

„Den Verkauf zu bewirken, würde meine Aufgabe sein," sagte der Notar, „und ich kann Euch nur aus vollem Herzen beipflichten, wenn Ihr wünscht, das Besitztum nicht in die Hände eines Unwürdigen kommen zu lassen. Ich würde sogar bereit sein, wenn sich so schnell kein anderer Käufer fände, den Handel auf meine eigene Rechnung abzuschließen."

Der Sackpfeifer betrachtete den Advokaten mit einer Miene, als ob seine Gedanken mit fern liegenden Dingen beschäftigt gewesen wären. Dann wendete er sich plötzlich an MacIvor.

„Die goldlockige Eva, sie weilt noch in der Ferne?" fragte er geheimnisvoll.

„Ja, guter Rob," antwortete MacIvor bedauernd, „meine Schwester Eva befindet sich zurzeit noch in Buffalo bei meiner verheirateten Schwester."

„Ich weiß, Evchen reiste vor Monden ab; aber wann kehrt die goldlockige Tochter heim?“ fragte Rob weiter.

„In nicht allzu ferner Frist. Meine Mutter hatte kaum nach dem ersten Wiedersehen ihre Fassung zurückgewonnen, als sie auch, in heiße Tränen ausbrechend, die Abwesenheit ihrer Töchter beklagte. Es gelang mir leicht, sie zu trösten, sie war ja so beglückt, so selig — und dann kamen wir überein, meine beiden Schwestern sogleich herzurufen. Meine Mutter schrieb selbst; der Brief muß innerhalb weniger Tage in Buffalo eintreffen, und wäre das Wetter nicht plötzlich in die empfindliche, das Reisen erschwerende Kälte umgeschlagen, dürften wir ihrer Ankunft vielleicht schon in den nächsten vierzehn Tagen entgegensehen.“

„'s sind gute, warmherzige Kinder,“ versetzte der Sackpfeifer wieder in seiner träumerischen Weise, „sie werden sich beeilen, den Bruder, den Stammhalter des Hauses MacIvor zu begrüßen.“

„Vielleicht nicht, Rob,“ entgegnete MacIvor, halb zu dem gespannt zu ihm aufschauenden Notar gewendet und dessen stumme Frage gleichsam mit beantwortend, „sie ahnen nicht, was ihnen bevorsteht. Ich selbst bat dringend, die Nachrichten darauf zu beschränken, daß äußerst wichtige Familienangelegenheiten ihre Gegenwart hier erforderten. Mich leitete dabei der Wunsch, daß sie ihre Eile mäßigten und die Reise über die Seen von dem Wetter abhängig machten.“

„Es ist gut so,“ bemerkte Rob, sein Haupt bedächtig wiegend, „bis zu ihrem Eintreffen ist vielleicht ein Entschluß gefaßt worden, dem die beiden Kinder dann nur beizustimmen haben. Sie werden nicht vergessen, was sie dem Andenken ihres Vaters schulden.“

Hier schloß er die Augen und schien zu schlafen. Wie sein indianischer Gefährte saß er mit emporgezogenen Knien da, die Arme darüber gekreuzt, das Haupt auf diese stützend.

Erst um Mitternacht mahnte Whiteleaf zur Heimkehr nach der Dampfmühle, wo seiner und der beiden Gefährten

ein bequemeres Lager, als in der öden Behausung des Sackpfeifers harrte.

Ein halbstündiger Gang stromabwärts mußte sie an Ort und Stelle bringen, und ob auch Massen von Schnee die Atmosphäre verdichteten, der hochstehende Mond leuchtete ihnen durch die schweren Wolkenschichten hindurch auf ihrem nicht leicht zu verfehlenden Wege. —

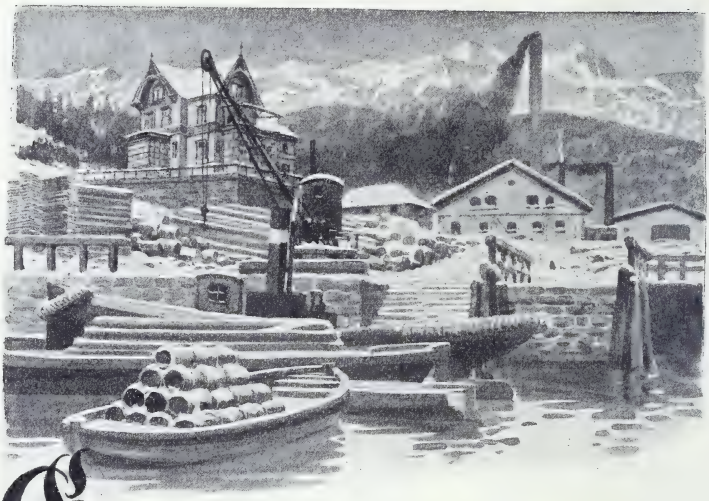
„Ihr habt den alten Mann durch Eure Erzählungen berauscht," bemerkte der Notar, als er, immer in seines jungen Gefährten Fußstapfen tretend, dicht hinter diesem durch den tiefen Schnee watete, „es sollte mich nicht wundern, wenn er Eure verehrte Mutter so lange mit seinen Prophezeiungen und Ratschlägen bestürmte, bis diese sich wirklich dazu entschlösse, die Besitzungen zu verkaufen und nach Schottland überzusiedeln."

„Es geschähe dann nur, was ich wünsche," antwortete MacIvor, „glaubt mir aber, hegte ich nicht die feste Überzeugung, daß das heimatliche Klima die geschwächte Gesundheit meiner schwer geprüften Mutter wieder auffrischen, und der Anblick des aus seinen Trümmern neu erstehenden Stammsitzes ihr jene heitere Gemütsstimmung zurückgeben würde, die sie vor dem Tode meines armen Vaters so sehr ausgezeichnet haben soll, möchte ich schwerlich bei ihren Lebzeiten schon an einen Verkauf gedacht haben."

Whiteleaf sprach sich in kurzen Sätzen sehr anerkennend über die Erfüllung heiliger kindlicher Pflichten aus; Dougal hustete plötzlich stark, als hätte er ein Lachen unterdrücken wollen, beide aber verzogen unter dem Schutze der Dunkelheit, jeder auf seine eigene Art, ihre Gesichter in so seltsam triumphierender Weise, daß der junge Laird, wenn er sie hätte sehen können, schwerlich so ruhig und selbstbewußt einhergeschritten wäre. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Mutter und Sohn.



Geschmückt mit Schnee und Eis lag MacIvors Dampfmühle da, überragt von dem hohen Schornsteine, dem fort und fort eine mächtige schwarze Rauchsäule entstieg, die sich von dem noch immer scharfen Winde in südlicher Richtung davontragen ließ.

Mehrere Tage nach der Zusammenkunft auf der alten Mühle saß in einer der Giebelstuben des neuen Hauses Mrs. MacIvor, die Herrin der von ihrem verstorbenen Gatten gegründeten Kolonie.

Auf ihren zarten, jedoch frühzeitig gealterten Zügen schien zwar eine stille Zufriedenheit ausgeprägt, doch sprach aus ihren großen, blauen Augen eine gewisse ängstliche Erregtheit, die auf schwere, sie quälende Zweifel hindeutete.

Vor ihr auf einem Tischchen, das, wie die übrigen Möbel, aus schwarz lackiertem und mit Bronzestreifen verziertem Hickoryholz bestand, lag ein Paket Papiere, anscheinend Kontrakte und sonstige Dokumente. Schmale Papierstreifen

waren als Zeichen zwischen einzelne Blätter geschoben worden, offenbar, um die wichtigsten Stellen sogleich herausfinden zu können.

Die Blicke der Frau waren gerade nach dem Fenster gerichtet, als hinter ihr eine Tür ziemlich geräuschvoll geöffnet wurde und feste Männerschritte sich schnell näherten. Ein freundliches Lächeln überflog Mrs. MacIvors Antlitz, sobald sie ihren Sohn erkannte, und ihm die Hand darreichend, erwiderte sie seinen Gruß in der ihr eigentümlichen, herzgewinnenden Weise.

„Warum magst du den ganzen Tag im Walde zubringen?“ fragte sie mit mildem Vorwurf, „und dazu noch, wenn tiefer Schnee den Erdboden bedeckt? Komm doch zu dir selbst, mein Sohn; später, wenn Jahreszeit und Wetter dich mehr begünstigen, ist es ja noch immer früh genug zu solchem Umherstreifen.“

„Verzeihe meine Rastlosigkeit, teuerste Mutter,“ entgegnete Fortesquieu mit einem leichten Lächeln, indem er seiner Mutter die Hand küßte und dann einen Stuhl für sich neben sie hinzog, „eine gewisse Unruhe liegt in meiner Natur; dann aber ist der Umschwung meines Lebens so plötzlich und unerwartet eingetreten, daß schon die Neuheit mich immer wieder hinaustreibt, um das zu betrachten, was mein seliger Vater einst sein Eigentum nannte. Der alte Rob und mein Freund Whiteleaf treiben mich überdies fortwährend dazu, die Grenzen unseres Besitztums genau kennen zu lernen und mich mit dem vollen Wert vertraut zu machen. Ich glaube wirklich, Whiteleaf hätte Lust, die Mühle mit allem, was dazu gehört, zu kaufen.“

Über Mrs. MacIvors Antlitz glitt es wie ein trüber Schatten.

„Dir geht es damit ebenso, wie mir,“ sagte sie nach einer Pause schwermütig, „doch fällt die Schuld unserem guten alten Rob zu. Schwerlich würden wir schon in den ersten Tagen nach unserem Wiederfinden an Geschäfte gedacht, geschweige davon gesprochen haben, wenn die treue,

freilich etwas überspannte alte Seele nicht immer wieder von neuem einen Anstoß dazu gäbe."

„Und doch meint der alte Mann es gut," versetzte Fortesquieu entschuldigend, „und betrachte ich die Verhältnisse von seinem Standpunkte aus, muß ich ihm sogar recht geben. Er weiß, daß ihm bei seinen hundert Jahren keine lange Lebenszeit mehr beschieden sein kann, und möchte doch vor seinem Ende noch einmal den alten Stammsitz der Mac Ivors wieder von einem MacIvor bewohnt sehen. Daß die Vorsehung seiner Lieblingsprophezeiung betreffs meiner Person die Erfüllung nicht versagte, hat ihn noch selbstbewußter gemacht, und jetzt weissagt er alles, was nur seinen Neigungen und Wünschen entspricht. Sonderbar, ich lege eigentlich seinen Vorhersagungen keinen höheren Wert bei, als sie verdienen, und dennoch erscheint es mir manchmal wie ein Schicksalsspruch, wenn er eigensinnig darauf beharrt, daß unsere Übersiedelung nach der alten Heimat vom reichsten Segen für unsere ganze Familie begleitet sein würde."

„Weil seine Wünsche vielleicht mit den deinigen übereinstimmen?" fragte die Mutter matt lächelnd.

„Meine eigenen Wünsche haben zurzeit noch kein festes Ziel," erwiderte Fortesquieu, seine Augen scheinbar zufällig den auf ihm ruhenden Blicken der Mutter entziehend; „ich leugne aber nicht, daß bei einer mir gestellten Wahl ich mich für Schottland entscheiden würde. Ich bin erst zu kurze Zeit in diesem Lande, um mich schon an die hiesigen Zustände gewöhnt zu haben. Das liebe schottische Hochland schwebt meinem Geiste noch immer lebhaft vor, und allein du, das Grab meines guten Vaters und meine mir leider noch unbekannten Schwestern sind die Ursache, daß ich mich hier heimisch fühle."

Mrs. MacIvor hatte während des letzten Teils von ihres Sohnes Rede sinnend vor sich niedergeschaut.

„Seltsam, sehr seltsam bleibt es immer," sagte sie, ohne aufzublicken und wie zu sich selbst sprechend, „daß Rob nie von seinem Ausspruch abwich: Du, der seit zweiundzwanzig

Jahren Todtgeglaubte, würdest wieder unter uns auftreten, obwohl niemand seinen Prophezeiungen auch nur den geringsten Glauben beimaß. Jetzt aber, da du wirklich an das Herz deiner Mutter zurückgekehrt bist und des alten Rob Prophezeiung sich also erfüllt hat, erscheint es mir beinahe unrecht, seine Ratschläge für die Zukunft unberücksichtigt zu lassen."

Fortesquieu spielte mit der schweren goldenen Kette seiner Uhr, um den Triumph zu verbergen, den er über den schnellen Einfluß des Sackpfeifers auf seine Mutter empfand. Er sah ein, daß die Anhänglichkeit an den Grund und Boden, dem sie ihren Wohlstand verdankte, nur noch matt kämpfte gegen die mit wachsender Gewalt erwachende Sehnsucht nach dem Lande ihrer Geburt, und gegen die phantastische Hoffnung, ihren Sohn wieder auf dem Stammsitz seiner Vorfahren als den Begründer eines neuen und stolzen Geschlechtes zu begrüßen.

Er triumphierte, doch nicht etwa, weil er der möglichen Rückkehr in eine Gegend gedachte, an die sich für ihn nichts weniger als angenehme Erinnerungen knüpften; nein, andere, kühnere Pläne erfüllten seinen Geist, die bis zu einem gewissen Grade abhängig waren von den Mitteln, die ihm erst nach dem Verkauf des elterlichen Besitztums zufließen konnten.

„Es ist wahr, man möchte in Anbetracht der jüngsten

Ereignisse wirklich selbst dem Aberglauben verfallen," sagte er endlich nach längerem Sinnen, jedoch sein überlegendes Wesen beibehaltend, „wir sollten indessen mit aller Macht gegen solche Schwächen ankämpfen und uns nicht durch sie bestimmen lassen, in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens Entscheidungen zu treffen."

„Nein, lieber Fortesquieu, das sollten wir gewiß nicht; ich bin auch nicht willens, mich von den Ratschlägen unseres hundertjährigen Freundes weiter beeinflussen zu lassen, als es eben mit anderen mich nahe berührenden Verhältnissen im Einklange steht. Ich habe drei liebe Kinder, deren Wohl meine Lebensaufgabe ist. Da indessen meine Töchter auf alle Fälle von mir getrennt würden — wovon ich in diesem Winter bereits eine Probe erhalten habe — so fallen bei meinen ferneren Entschlüssen deine Neigungen und Wünsche am schwersten in die Wagschale."

„Aber nicht so schwer dürfen sie wiegen," fiel Fortesquieu mit Wärme ein, „daß dadurch der besten aller Mütter die Annehmlichkeiten des Lebens auch nur im geringsten verkümmert würden."

„Worin besteht die Annehmlichkeit, das Glück einer Mutter?" fragte Mrs. MacIvor mit zärtlichem Ausdruck zurück, „doch nur darin, daß sie ihre Kinder glücklich und zufrieden weiß. Glaube mir, dein Vater würde in dieser Beziehung vollkommen mit mir übereinstimmen, und diese Überzeugung trägt nicht wenig dazu bei, mich in meinem Entschluß zu bestärken. Allerdings kannst du nicht erwarten, daß ich ihn augenblicklich ausführen werde; denn, mein Kind, deiner Jugend steht meine bereits ergraute Erfahrung gegenüber; ich habe gewissermaßen die Verpflichtung, weder meinen noch deinen schnellen Regungen nachzugeben, ohne vorher alles reiflich geprüft und erwogen zu haben. Wäre es zum Beispiel nicht möglich, daß du nach längerem Verweilen in unserer Gegend an den dir bis jetzt noch neuen Verhältnissen so hohen Gefallen fändest, daß du dich gar nicht mehr fort von hier sehntest? Aber immerhin wollen wir uns auf alle Fälle vorbereiten und selbst Whiteleaf als

Käufer nicht zurückweisen. Er scheint ein braver und rechtlicher Mann zu sein und für dich eine sehr warme Freundschaft gefaßt zu haben."

Fortesquieu schaute sinnend vor sich nieder. Seine Züge hatten einen so treuherzigen Ausdruck angenommen, daß selbst ein geübter Menschenkenner keine Berechnung hinter ihnen gesucht hätte.

„Ja, teure Mutter," sagte er, „dann sind doch auch meine Schwestern noch da, die auf alle Fälle mit zu Rate gezogen werden müßten."

„Gewiß, mein Kind, deine Schwestern müssen und sollen um ihre Meinung befragt werden, allein gut ist es immerhin, wenn wir, nachdem die Sache einmal eingeleitet ist, uns selbst wenigstens einen klaren Überblick verschaffen. So frage ich dich denn, mein Sohn, würdest du dich entschließen können, unser jetziges Besitztum zu verkaufen? Antworte mir offen und ohne Scheu; vergiß nicht, daß es deine Mutter ist, die dich fragt."

Fortesquieu blickte sinnend in die Augen Mrs. MacIvors, wie um in ihnen zu lesen.

„Teuerste Mutter," hob er darauf an, und seine Stimme bebte, wie vor innerer Erregung, „ich kann nicht anders, ich muß so antworten, wie das Herz es mir vorschreibt, selbst auf die Gefahr hin, eine übertriebene Eitelkeit, eine vielleicht ungerechtfertigte Vorliebe für äußeren Glanz zu verraten. Ja, würde heute die Entscheidung in meine Hände gelegt und ich dürfte die Überzeugung hegen, niemand dadurch zu benachteiligen, so stimmte ich für den Verkauf, wenn auch nur, um dort drüben, wo das Andenken meines Vaters als das eines unglücklichen, verarmten Edelmannes fortlebt, seinen Namen wieder zu Ansehen zu bringen."

Mrs. MacIvor lächelte still und wie innerlich befriedigt vor sich hin.

„Gerade so dachte dein guter Vater in den ersten Jahren nach unserer Übersiedelung," sagte sie beipflichtend, „später nahm der wachsende Umfang seines Geschäftes zwar seine Aufmerksamkeit fast ganz in Anspruch, doch glaube ich fest,

daß er den Plan, wenigstens zum Besuche noch einmal in unsere alte Heimat zurückzukehren, nie ganz aufgegeben hatte. Es war ein Lieblingsgedanke von ihm, denjenigen, die einst seine Verheiratung mit einem blutarmen Mädchen tadelten, zu beweisen, daß man auch an der Seite einer mit irdischen Gütern nicht gesegneten Gattin recht glücklich werden könne."

Während dieser Mitteilung blickte Fortesquieu starr auf seine Mutter, wobei eine heftige innere Erregung in seinen Zügen zuckte. „Mutter," preßte er endlich mühsam hervor, „Mutter verzeihe mein Ungestüm; allein hätte noch irgend etwas in dieser Welt mich in meinen Anschauungen und Plänen bestärken können, so ist es das, was du eben vor mir enthülltest. Läge es in meiner Gewalt, schon heute eine endgültige Entscheidung zu treffen, so befänden wir uns morgen auf dem Wege nach Schottland" —

„Nicht so stürmisch, nicht so stürmisch, mein Kind," versetzte Mrs. MacIvor begütigend, „was mich vor zwanzig und mehr Jahren vielleicht tief kränkte, läßt mich heute kalt und unberührt. Man wird allmählich ruhiger und nachsichtiger im Urteil, und ich will nicht, daß irgend etwas anderes, als die Wohlfahrt meiner Kinder maßgebend für unsere nächsten Entschließungen sei. Mit deinem Ungestüm erinnerst du mich übrigens lebhaft an deinen verstorbenen Vater," fügte sie schwermütig hinzu, „er kannte ebenfalls keine Rücksichten für sich selbst, wenn es eine den Seinigen zu bereitende Freude betraf. Gott, wäre es ihm doch vergönnt gewesen, dich, mein Kind, wiederzusehen, — wenn — wenn ihn auch — auch manches vielleicht enttäuscht hätte — enttäuscht wie mich."

Die letzten Worte klangen wehevoll und traurig, so daß Fortesquieu mit ängstlicher Besorgnis die Ursache des verborgenen Kummers aus ihren Zügen herauszulesen suchte.

„Teuerste Mutter, enttäuscht —?" fragte er mit einer leichten Verlegenheit.

„Beunruhige dich nicht," erwiderte Mrs. MacIvor, zwischen Tränen hindurch gütig lächelnd, „deine Schuld ist es

nicht, daß du fast in keiner Beziehung an deinen Vater erinnerst. Es hat dir ja die Gelegenheit gefehlt, dir einzelnes, und wären es nur Worte oder Bewegungen gewesen, von deinen Eltern anzueignen; es mangelte dir, meinem armen, in die Welt hinaus gestoßenen Erstgeborenen, das väterliche Vorbild, nach dem sich namentlich die Söhne, in ihrem kindlichen Trachten, schnell Männer zu werden, so gern und so aufmerksam richten, und das ist es, was anders hätte sein können, wenn Mutter Carry — doch lassen wir sie ruhig schlafen — das Fremde, das augenblicklich noch zwischen uns besteht, wird, wenn auch erst allmählich, weichen und endlich ganz verschwinden."

„Fremdes?" fragte Fortesquieu hastig und mit einem Ausdrucke, als hätte er vor seiner Mutter einen Gedanken zu verheimlichen gehabt, „etwas Fremdes? Wie wäre das möglich, teuerste Mutter? es kann nicht sein!"

„Und dennoch, mein liebes Kind; dieses Fremde zwischen uns schmälert indessen nicht die Wärme, mit der das Herz deiner treuen Mutter dir entgegenschlägt, denn es ist die natürliche Folge davon, daß wir als vollständig Unbekannte einander gegenübertraten und uns erst in das innige verwandtschaftliche Verhältnis hineinzudenken haben. Unwillkürlich spähte ich bei unserem ersten Wiedersehen in deinem Äußeren nach einem Zug, nach einer Bewegung deines dahingeschiedenen Vaters, allein vergeblich. Vielleicht war es unrecht von mir und nicht mütterlich gehandelt, doch unsere Begegnung war so plötzlich, so überwältigend, daß es längere Zeit dauerte, bis die gleichsam in Erstarrung versenkten Gefühle der Mutter sich zu regen begannen. Doch noch einmal, mein Sohn, beruhige dich darüber," endigte Mrs. MacIvor, indem sie sich ihrem Sohne zuneigte und einen Kuß auf seine Stirn drückte.

Fortesquieu, obgleich seine Mutter in der zärtlichsten Weise zu ihm gesprochen und nicht den leisesten Vorwurf, höchstens eine sanfte Klage in den Ton ihrer Stimme gelegt hatte, saß da, als wären ihm die schwersten, ihn vollständig niederschmetternden Anklagen vorgehalten worden.

Die Farbe war aus seinem Antlitz gewichen, und vergeblich rang er nach Worten.

„Mutter," sagte er endlich, und seine Stimme klang heiser und unheimlich, „ich bin zu tief erschüttert in diesem Augenblick, um zusammenhängend antworten zu können, aber glaube mir, es soll anders werden! Ich muß ins Freie — verzeihe mir — allein ich bedarf der Einsamkeit und des stillen Nachdenkens, um dir künftig in deinem Sohne ein freundlicheres Bild, als das jetzige, zu bieten!"

So sprechend, küßte er seiner Mutter die Hand, und mit eiligen Schritten stürzte er aus dem Zimmer.

Erschrocken und doch wieder von der innigsten Teilnahme erfüllt, blickte Mrs. MacIvor, die sich ebenfalls erhoben hatte, ihrem Sohne nach. Sie wollte ihn zurückrufen, allein die Stimme versagte ihr. Erst als sie seine hastigen Schritte allmählich verhallen hörte, erwachte sie aus ihrer Betäubung. Erschöpft sank sie auf ihren Stuhl zurück, während ein Tränenstrom ihren Augen entstürzte.

„Armes Kind," sprach sie leise schluchzend vor sich hin, „wie viel mußt du unter fremden, herzlosen Menschen gelitten haben, daß dein Wesen eine so traurige, so wenig vertrauensvolle Verschlossenheit angenommen hat. Und dein Vater, dein edler Vater, er war so offen, so hingebend. Auch in dir schlummern gewiß seine glücklichen Anlagen. O, möchten sie doch in deinem Verkehr mit mir und deinen Geschwistern sich bald frei entwickeln!" —

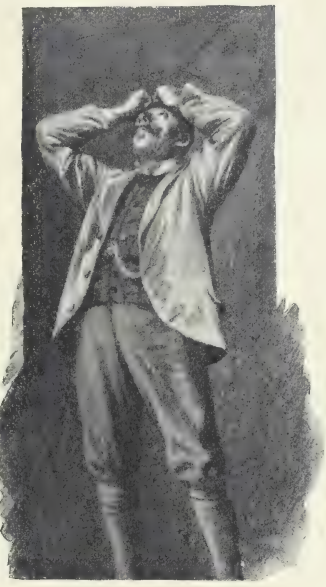
Fortesquieu war unterdessen in wilder Hast in sein Zimmer auf der anderen Seite des Hauses geeilt, und aus den unstät umherblitzenden Augen glühte eine unheimliche Erregtheit.

„O, Dougal," murmelte er zähneknirschend, indem er die Fäuste krampfhaft auf die Stirn drückte, „Dougal, du mein böser Geist, warum mußte ich in der letzten Stunde noch gerade dir begegnen? Wärest du nie geboren, wie ganz anders stände es mit mir!"

Schlaff sanken die Arme an seinem Körper nieder.

„Ich ertrag's nicht, es geht über meine Kräfte!" sprach

es aus der zitternden Bewegung seiner bläulich gefärbten Lippen. Dann aber flog es plötzlich wie Unheil verkündendes Wetterleuchten über sein Antlitz, und hochrot glühte es unter dem andringenden Blut. Ein dämonisches Lachen hallte durch das Gemach.



„Fluch über den hinterlistigen Schurken!" stöhnte er auf dem Gipfel seiner Wut, „Fluch über meine eigene Ungeschicklichkeit, über meine Hand, die das Messer nicht sicherer zu führen verstand! Ha! Ein glücklicher Stoß und ich wäre auf immer von ihm befreit gewesen! Doch noch ist es nicht zu spät; ich muß die Ruhe meiner Seele wiederfinden, oder die ewige Anspannung, die ewige Furcht vor ihm macht mich wahnsinnig — nein — noch ist es nicht zu spät! Sein Mund soll geschlossen werden, bevor er gesprochen, und müßte ich selbst darüber zugrunde gehen."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Spinne webt ihre Netze.

Während Fortesquieu MacIvor sich bemühte, in der Einsamkeit seines Gemaches die Ruhe wiederzugewinnen, die ihn während der Unterredung mit seiner Mutter verlassen hatte, fand in einem anderen Teile des Hauses ein Gespräch statt, das, wenn auch weit verschieden von dem zwischen Mutter und Sohn gepflogenen, doch mittelbar in nächster Beziehung zu letzterem stand.

Whiteleaf, der schlaue Advokat, hatte nämlich die günstige Gelegenheit benutzt, um Dougal auszuforschen und sich

von des jungen Laird Vergangenheit ein genaueres Bild zu verschaffen. Er bezweifelte zwar nicht, daß er in der Person Dougals einen der listigsten Hochlandräuber vor sich habe, doch ebensowenig, daß es ihm gelingen würde, ihm durch geschickt gestellte Fragen Winke und Bemerkungen zu entlocken, die, im Verein mit Fortesquieus eigentümlichem Wesen, vielleicht dazu beitrugen, ihm einen Blick in dessen mit großer Vorsicht geheim gehaltene Pläne zu eröffnen.

Er schien sich mit allen seinen Gedanken in eine Zeitung vertieft zu haben, als Dougal, den er hatte rufen lassen, bei ihm eintrat und mit höflicher Unverschämtheit nach seinen Wünschen fragte.

„Wünsche habe ich nicht, noch weniger Befehle," antwortete der Notar mit herablassender Freundlichkeit, indem er die Zeitung zur Seite legte und dabei Dougal scharf ansah, „ich wollte mich nur überzeugen, wie weit ich auf Eure Ehrenhaftigkeit — denn selbst ein schottischer Pferdedieb kann einen gewissen Grad von Ehre besitzen — bauen dürfe."

Bei dieser Anrede horchte Dougal hoch auf. Seine grauen Augen hefteten sich argwöhnisch auf die blauen Brillengläser des Notars, und indem er eine überaus einfältige Miene annahm, sann er darüber nach, was Whiteleaf zu dieser seltsamen Einleitung veranlaßt haben könne.

„Das ist eine merkwürdige Zumutung," sagte er endlich gedehnt, „eine Zumutung, die ich einem so klugen Manne, wie Ihr unstreitig seid, kaum zugetraut hätte; denn wäre ich selbst der größte Schurke, der jemals ein herrenloses Stück Vieh für seinen eigenen Gebrauch einschlachtete, so würde ich doch schwerlich gestatten, daß ein Fremder mich für etwas anderes, als einen rechtschaffenen Bürger hielte. Ich kann Euch daher nur raten, Mr. Whiteleaf, Euch lieber mit Eurer Frage an meinen jungen Gebieter zu wenden, der ohne Zweifel die beste und sicherste Auskunft über mich zu erteilen vermag."

Bedächtig schob der Notar mit Daumen und Zeigefinger seine Brille etwas höher und fuhr sodann, sich erhebend, fort:

„Ich sehe, ich habe mich in Euch nicht getäuscht; Ihr seid ein schlauer, geriebener Bursche, mit dem ich am weitesten komme, wenn ich ganz frei und offen zu Werke gehe."

„Jedenfalls, Mr. Whiteleaf," antwortete Dougal mit brutaler Vertraulichkeit, „auch unsereins hat seinen gesunden Menschenverstand."

„Den spreche ich Euch am allerwenigsten ab; ich würde mir sonst schwerlich die Mühe genommen haben, Euch hierher zu bescheiden. Was Ihr selbst gewesen seid und woher Ihr kommt, kümmert mich übrigens nicht. Ich begnüge mich damit, daß Ihr Euern jungen Gebieter treu bedient und im Fall der Not sogar Euer Leben für ihn einsetzen würdet."

„Hundertmal, wenn es sein müßte," beteuerte Dougal, mit einem häßlichen Grinsen die Hand aufs Herz legend, „denn ein ehrenwerterer junger Laird hat wohl noch nie die frische Hochlandluft eingeatmet."

„Wißt Ihr das ganz gewiß?" fragte Whiteleaf hastig, als ob ihm eben ein Umstand von großer Wichtigkeit eingefallen wäre, und zugleich trat er Dougal einen Schritt näher.

Die Frage war so unverhofft und in einem so geheimnisvollen, zweifelnden Tone gestellt worden, daß Dougal, der darauf nicht vorbereitet war, sichtbar stutzte. Eine leichte Verwirrung prägte sich auf seinen groben Gesichtszügen aus, doch fast ebenso schnell war er wieder Herr über sich selbst.

Mit fast komisch hochmütiger Gebärde verschränkte er die Arme über die breite Brust, und nunmehr seinerseits dicht vor Whiteleaf hintretend, maß er dessen unbedeutende Gestalt mit herausfordernden Blicken.

„Ich weiß das so genau, daß ich jedem, der es zu bezweifeln wagt, alle Knochen im Leibe zerbreche," antwortete er endlich mit einem schwachen Versuche, eine imponierende, theatralische Haltung anzunehmen.

Whiteleaf nickte zufrieden. Die Grobheit, zu der Dougal seine Zuflucht nahm, um seine Verwirrung zu verber-

gen, war für ihn ein Glied der Kette, die ihn allmählich zu weiteren Entdeckungen führen sollte.

„So lieb' ich es," rief er aus, des Hochländers Hand mit freundschaftlicher Wärme ergreifend. „Schlecht und recht und stets bereit, gleichviel ob im Guten oder im Bösen, für seinen Herrn einzutreten, daran erkennt man den echten Schotten! Durch Eure derbe Antwort habt Ihr meine letzten Bedenken beseitigt, und ich will jetzt mit rückhaltlosem Vertrauen zu Euch sprechen."

Dougal schien wieder vollständig beruhigt und nahm eine bescheidenere Haltung an, und der Notar fuhr ungesäumt fort:

„Ihr wißt, daß ich von der wärmsten und uneigennützigsten Teilnahme für Euren jungen Gebieter erfüllt bin; denn sonst würde ich mich kaum dazu verstanden haben, ihn zu so ungünstiger Jahreszeit hierher zu begleiten und selbst, nachdem die Hauptsachen als geordnet betrachtet werden dürfen, mich noch länger hier aufzuhalten.

Dougal pflichtete dem Advokaten durch eine linkische Verbeugung bei, während ein verschmitztes Lächeln andeutete, daß er nicht ganz von der gepriesenen Uneigennützigkeit überzeugt sei.

Whiteleaf bemerkte das Lächeln, hielt aber für angemessen, es nicht zu beachten.

„Das sind indessen nicht die Angelegenheiten, wegen deren ich mich mit Euch in Verbindung zu setzen wünsche," nahm er die Unterhaltung nach kurzem Sinnen wieder auf, „sondern es handelt sich einzig und allein um den jungen Laird, und zwar um Auskunft, wegen deren ich mich nicht gern direkt an ihn selbst wenden möchte. Ihr begreift, in der besten Absicht kann man durch harmlose und doch nur schwer zu umgehende Fragen Leute von der Stellung Eures jungen Gebieters sehr leicht verletzen und beleidigen. Ich darf daher wohl von Euch, seinem treu ergebenen Diener, erwarten, daß Ihr alles aufbieten werdet, ihm jede derartige Unannehmlichkeit zu ersparen."

„Gewiß, Mr. Whiteleaf," antwortete Dougal selbstbewußt, während er innerlich bei dem Gedanken hohnlächelte, daß der Notar ihn ausforschen wolle.

„Durch eine merkwürdige Fügung des Himmels ist der junge Laird, nachdem er über zwanzig Jahre in den kläglichsten Verhältnissen lebte, plötzlich wieder mit den Seinigen vereinigt worden," fuhr Whiteleaf fort; „Zweifel über seine Person können nicht obwalten; seine Mutter hat ihn anerkannt und ebenso werden seine Schwestern ihn anerkennen, ohne daß er eines seiner Beweismittel vorzulegen brauchte. Sind nun aber auch die Verwandten des Lairds vollkommen beruhigt, so ändert sich die Sache doch wesentlich, wenn er als Erbe seines Vaters vor die Behörden gefordert wird, um sich zu legitimieren. Es sind freilich nur Formen, allein Formen, von denen nicht abgesehen werden kann, ohne gegen die Landesgesetze gröblich zu verstoßen. Denn wo es darauf ankommt, ein ziemlich beträchtliches Vermögen, anstatt unter zwei Schwestern, unter drei Geschwister zu teilen, und zwar so, daß die bei weitem größere Hälfte nach dem alten Familiengebrauche dem plötzlich aufgetauchten Bruder zuerkannt werden soll, da darf das Gericht sich nicht mit den vorliegenden Beweisen begnügen. Der Briefrest kann gefunden, das Halsband gestohlen sein — und endlich kann jeder Mensch ein Muttermal auf der Schulter tragen. So werden vielleicht die Gerichte denken und unerbittlich auf nähere Nachforschungen dringen. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß die eine Schwester des Lairds verheiratet ist und ihr Gatte, auch wenn sie selbst sich mit allem einverstanden erklärt, von Rechts wegen eine genaue Prüfung der von Eurem Herrn erhobenen Erbansprüche verlangen kann."

Hier schwieg Whiteleaf, scheinbar, um über das nachzudenken, was er weiter zu sagen beabsichtigte, in der Tat aber, um sich durch die blauen Gläser hindurch an dem Anblick zu weiden, den Dougal ihm bot.

Dieser stand nämlich mit offenem Munde da, als ob er seinen Ohren nicht traute. Erst als Whiteleaf schwieg,

nahm sein Gesicht wieder den Ausdruck brutaler Gleichgültigkeit an.

„Ich verstehe mich nicht auf Rechtsangelegenheiten," bemerkte er achselzuckend, „allein so viel habe ich mir wohl gedacht, daß die Geschichte vielleicht nicht ganz glatt ablaufen möchte."

„Und dennoch wird sie es," fiel Whiteleaf beruhigend ein, „denn Wahrheit muß unter allen Verhältnissen Wahrheit bleiben, und ich bin in solchen Dingen kein Neuling. Das einzige, was mir Bedenken einflößt, ist der Umstand, daß es dem jungen Laird nicht angenehm sein dürfte, würde die Geschichte seiner Vergangenheit zu ausführlich vor die Öffentlichkeit gebracht. So lange er als einfacher MacLeary mit den Leuten verkehrte, konnte er sich manches erlauben, was sich bei einem MacIvor, einem jungen Laird, nicht entschuldigen ließe, und wenn man jung ist — wir beide sind ja ebenfalls nicht als Männer auf die Welt gekommen — fehlt zuweilen die Überlegung; man läßt sich zu tollen Streichen hinreißen, die man später am liebsten ungeschehen machte, was freilich dann nicht mehr angeht."

„Verdammt, das sollte wohl richtig sein," versetzte Dougal, indem er den Kopf verlegen in der enggeschnürten Halsbinde drehte, „das heißt, der junge Laird war stets, so lange ich ihn kenne, ein Gentleman," fügte er, sich besinnend, schnell hinzu, „ich dachte eben nur an mich selbst, und da findet sich denn wirklich allerlei, was ich nicht gern ans Tageslicht gezogen sehen möchte."

„Von Euch ist nicht die Rede," versetzte Whiteleaf sehr herablassend, und triumphierend glänzten seine Augen hinter den blauen Brillengläsern, „jeder Mensch hat seine tollen Jahre, und um Eure Vergangenheit dürfte man sich kaum viel kümmern. Auch bei Eurem Herrn würde man nicht nach seinem früheren Leben fragen, handelte es sich nicht um Erbschaftsangelegenheiten, oder wären die seine Geburt feststellenden Beweismittel ausreichend.

„Ich für meine Person hege die größte Hochachtung vor dem Charakter des jungen Laird; um so mehr empfinde

ich aber auch eine heimliche Scheu, eine zudringliche Frage an ihn zu richten, ohne mich vorher in Einvernehmen mit Euch gesetzt zu haben. Es sind nämlich zwei Fälle möglich: Einmal kann er eine solche Frage für bloße Neugierde halten, dann aber wäre es auch möglich, daß er wirklich diesen oder jenen Zeitabschnitt aus seinem Leben in Vergessenheit begraben möchte. In beiden Fällen wäre mir das Fragen ziemlich peinlich und Eurem jungen Gebieter gewiß nicht minder unangenehm.

„Nun liegt indessen noch eine dritte Möglichkeit vor, nämlich das Gesetz zu umgehen und die Nachforschungen unter der Leitung eines zuverlässigen und mit den Verhältnissen vertrauten Mannes — ich denke dabei an Euch — so einzurichten, daß sie, ohne aufzufallen, dennoch an das gewünschte Ziel führen.

„Was meint Ihr nun dazu, mein Freund, für welche Handlungsweise hätte ich mich wohl am besten zu entscheiden?"

Dougal, der so lange mit der größten Aufmerksamkeit gelauscht und, wenn auch nicht alles verstanden, doch die drei Hauptpunkte begriffen hatte, betrachtete den Notar eine Weile zweifelnd. Über die zu erteilende Antwort war er freilich längst mit sich einig. Er überlegte nur noch, wie er sie am zweckmäßigsten einkleiden könne.

„Eigentlich wäre es am gescheitesten," hob er endlich an, „wenn man dem üblichen Gerichtsverfahren seinen freien Lauf ließe — allein —"

„Allein?" wiederholte Whiteleaf mit dem freundlichsten Lächeln.

„Es wäre dem jungen Herrn vielleicht lieber, wenn —"

„Wenn?" fragte Whiteleaf.

„Nun, Mr. Whiteleaf, Ihr seid ein kluger Mann und werdet ja auch wohl Euren Vorteil davon haben — ich meine, wenn nicht alle Welt erführe, daß der junge Laird Mac-Ivor von Ivors-Hall seine Laufbahn damit begann, daß er mit dem Heidekrautbesen des Morgens den Krämerladen säuberte, den Tag über den geplagten Laufburschen seines

filzigen Herrn spielte und nebenbei eine Tracht Schläge mit in den Kauf erhielt."

Hier seufzte Dougal, wie von dem Bewußtsein beseelt, sich und seinen Herrn auf die beste Art aus der Verlegenheit gezogen zu haben.

Whiteleaf nickte zufrieden. Daß Dougal ihn täuschte, bezweifelte er nicht; ebenso durchschaute er, daß MacIvor ganz andere Dinge, als die kleinen Widerwärtigkeiten eines Lehrburschen vor der Welt zu verheimlichen wünschte. Er gab sich indessen das Ansehen, als ob er die ihm vorgehaltenen Einwände vollkommen würdige und von ihrer Wahrheit durchdrungen sei.

„Ihr seid ein Mann von durchaus richtigem Gefühl," bemerkte er anerkennend, „denn läge auch weiter nichts vor, als daß der junge Herr zuerst in einem dumpfen Kramladen ins öffentliche Leben trat, so wäre das schon genügend, ihn in den Augen mancher Leute herabzusetzen, und um auf alle Fälle solchen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, müßte man —"

„Verdammt, Mr. Whiteleaf, machen wir nicht so viele Worte," fiel Dougal jetzt ein, als der Notar zögerte, „ich glaube, wir verstehen einander: ohne alte vergessene Geschichten von neuem aufzuwärmen. Meine Meinung ist — das heißt unter uns gesagt — Ihr sprecht mit meinem jungen Laird so wenig, wie möglich, darüber und sucht alles hinter seinem Rücken auf die beste Art in Ordnung zu bringen."

„Brav, mein lieber Mann," entgegnete Whiteleaf, scheinbar in höchster Übereinstimmung mit Dougal, „es tut mir in der Seele wohl, einmal einem Diener von gutem altem Schlage zu begegnen. Ich bin Euch sehr dankbar für Euren wirklich praktischen Wink. Das weitere mögt Ihr mir nun ruhig überlassen; ich wiederhole nur noch zum Schluß Eure eigenen Worte: Behalten wir die ganze Angelegenheit für uns."

Und dabei reichte er Dougal mit einem gutmütigen

Lächeln die Hand, die dieser wiederum mit erheuchelter Treuherzigkeit schüttelte.

„Mögen meine Augen verdammt sein, wenn jemals eine Silbe von dem, was hier verhandelt wurde, über meine Lippen kommt," sagte er feierlich, und dann mit dem linken Fuß unbeholfen ausscharrend, entfernte er sich.

Der Abend hatte sich bereits als Zwielicht auf die winterliche Landschaft gesenkt. Es war also kein Grund mehr für ihn vorhanden, seine wahren Gefühle in dem Dämmerlichte unter einer angenommenen Maske zu verbergen. Ein unheimliches Grinsen flog über sein häßliches Gesicht.

„Hol' der Satan den geriebenen Advokaten," murmelte er drohend; „als ob ich nicht gemerkt hätte, daß er mich ausforschen wollte. Hahaha! Andere Leute sind ebenfalls nicht auf den Kopf gefallen, mögen sie sich auch so anstellen — verdammt! Er würde schöne Dinge zu hören bekommen, gäbe er sich die Mühe, dort drüben Nachforschungen nach einem gewissen Dougal anzustellen."

Ein Arbeiter näherte sich von der Mühle her.

Dougals Selbstgespräch verstummte, und er begann eine heitere Hochlandsweise zu pfeifen.

Ja, Dougal war sehr schlau und aus alter Gewohnheit beständig auf seiner Hut; allein Whiteleaf war noch weit schlauer, und des Hochländers Schritte waren noch nicht verhallt, da leuchtete des Notars Gesicht in hellem Triumphe auf.

„Hab's mir gedacht, hab's mir gedacht," kicherte er schadenfroh vor sich hin, „mag er zehnmal der richtige Erbe sein, dort drüben ist die Geschichte auf keinen Fall so ganz richtig. Beide sind ein paar Schurken, die den Galgen verdienten; der eine ein gröberer, der andere ein feinerer. Hat mit dem Heidekrautbesen die Krämerbude fegen müssen! Hübsch ausgedacht, sehr hübsch ausgedacht von dem hochländischen Wegelagerer; gehört indessen ein anderer dazu, dergleichen Märchen zu glauben. Wird wohl andere Gründe haben, daß der rothaarige Bursche eine so ängstliche Scheu vor Nachfragen hegt. Wird wohl etwas Diebstahl und

Fälschung mit im Spiele sein — freilich keine schöne Empfehlung für einen angehenden Laird. Und dabei tut er, als ob er den Verkauf von seines Vaters Hinterlassenschaft nur deshalb beschleunigen möchte, um recht bald als vornehmer Mann auf dem zurückgekauften Stammsitz hochedler Vorfahren schalten und walten zu können. Ei, ei, ei! Wird wohl eine andere Richtung einschlagen, wenn das Geld erst in seiner Tasche klingt. Ein schmucker Bursche, dieser Laird! Tut mir leid um die alte Dame, kann ihr aber nicht helfen und — Whiteleafs Mühle klingt ebenso schön, wie MacIvors Mühle, und wer weiß, was sonst noch möglich ist. Hm, die Schwester muß — nach dem Bilde zu schließen — ein sehr schönes Mädchen sein — wahrhaftig, sehr schön!"

Rasch trat er vor den Spiegeltisch, auf dem Licht und Feuerzeug standen, und in der nächsten Minute war das Gemach erhellt.

Sein erster Blick galt dem ihm aus dem Spiegel entgegenstrahlenden Bilde. Das Licht emporhebend, betrachtete er sein Gesicht von verschiedenen Seiten, und erst, als es ihm vollkommen ruhig erschien und allmählich sogar einen Zug von Güte und Wohlwollen erhielt, nickte er beifällig, worauf er sich neben dem Sofa — er saß grundsätzlich nicht gern weich — auf einen Stuhl setzte. Dem Licht bedächtig die günstigste Stellung gebend, begann er alsbald, scheinbar eifrig, in der aufgeschlagenen Zeitung die jüngsten Kongreßverhandlungen zu lesen.

Kurz darauf vernahm er Fortesquieus Schritte, der sich von dem entgegengesetzten Ende des Hauses her langsam näherte.

„Guten Abend, lieber Whiteleaf," rief MacIvor, indem er eintrat, und, nach dem Sofa hinschreitend, sich mit vornehmer Nachlässigkeit auf dieses hinwarf.

„Ei, guten Abend, mein teurer Laird," versetzte der Advokat, wie verwundert über die plötzliche Anwesenheit des jungen Mannes, den er doch wie gewöhnlich gegen abend erwartet hatte. „Wie die Zeit enteilt," fügte er noch überraschter hinzu, nachdem er einen Blick auf seine Uhr gewor-

sen, „sitze ich doch beinahe eine Stunde hier, und mir ist, als seien erst fünf Minuten verstrichen."

„Wenn man angenehm beschäftigt ist, entflieht die Zeit schnell," antwortete Fortesquieu zerstreut.

„Angenehm beschäftigt?" rief Whiteleaf, die Zeitung auf den Tisch werfend, „als ob man jemals etwas Angenehmes aus den Kongreßverhandlungen herausgelesen hätte? Doch ich will aufrichtig sein. Ihr, mein teurer Laird, seid mittelbar die Ursache, daß ich die Reden ebenso zerstreut las, wie eine Hausfrau ihre Stricknadeln handhabt."

„Ich?" fragte Fortesquieu, wie jemand, dessen Gedanken ebenfalls nicht bei der Sache weilen.

„Freilich," antwortete Whiteleaf verbindlich, „mich beschäftigt nämlich der beabsichtigte Verkauf des Besitztums Eures verstorbenen Vaters so unablässig, daß ich eigentlich nichts anderes im Kopfe habe."

„Geht es mir besser?" fragte Fortesquieu aufmerksamer, „habe ich doch eben wieder eine lange Unterredung mit meiner Mutter gehabt, aus der hervorging, daß sie durchaus nicht abgeneigt ist, auf meinen Vorschlag einzugehen."

„Ich bezweifle es nicht, mein teuerer Laird," versetzte der Notar, zum Beweise seiner warmen Teilnahme seinen Stuhl etwas näher zu Fortesquieu heranrückend, „auch zolle ich Euren Ansichten sowohl, wie denen Eurer verehrten Mutter meinen höchsten Beifall; nur die Idee der Übersiedelung nach Eurer alten Heimat will mir nicht recht gefallen."

„Ihr meint, weil meine Schwestern vielleicht Einwendungen erheben werden?"

„Das nicht, denn die Stimmen Eurer Schwestern fallen nicht ins Gewicht, sobald Eure Mutter ihren Willen kund getan oder Euch mit der entsprechenden Vollmacht ausgerüstet hat. Nein, nein, andere Bedenken sind es, die mich davon abhalten, Euch zu der beabsichtigten Übersiedelung zuzureden."

Fortesquieu blickte befremdet auf den Notar; er schien um eine Erwiderung verlegen zu sein.

„So würdet Ihr mir wohl gar von dem Verkauf abraten?“ bemerkte er endlich mit schlecht verhehltem Mißmut.

„Um des Himmels willen, mißversteht mich nicht, lieber Freund,“ entgegnete Whiteleaf, mit erheucheltem Schrecken zurückfahrend, „trüge ich mich mit solchen Gedanken herum, dann befände ich mich längst auf dem Heimwege. Nur der in Aussicht stehende Verkauf bewog mich zu längerem Verweilen, und zwar nicht bloß, weil ich als Geschäftsmann die Realisierung des Verkaufs nicht gern einem anderen überlassen möchte, der Euch möglichenfalls noch recht derbe rupft ––“

„Sondern weil Ihr nicht abgeneigt seid, die schöne Besitzung selbst zu erstehen,“ fiel Fortesquieu dem Notar mit leisem Spott in die Rede.

„Auch das, mein lieber Freund,“ gab dieser unschuldig verschmitzt lächelnd zu, „doch sprechen wir davon später und befassen wir uns vorläufig mit Eurer Übersiedelung nach Schottland, die ich — verzeiht mir meine Offenheit — für die größte Torheit halten würde.“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf?“

„Wegen verschiedener, sehr wichtiger Ursachen; doch reicht mir vorher die Hand, zum Beweise, daß Ihr meine Aufrichtigkeit nicht übel deutet; so, so ist's recht.

„Also, die Wahrheit zu gestehen, mein teurer Laird, ich glaube nicht, daß es Euch mit Eurer Übersiedelung so recht Ernst ist.“

Fortesquieu entfärbte sich leicht.

„Was veranlaßt Euch zu solchem Glauben?“ fragte er eintönig.

„Nun, einfach der Umstand, daß ich Euch für einen viel zu verständigen Mann halte, um Euch zuzutrauen, dahin zurückzukehren, wo Ihr ein Andenken hinterlassen habt, das sich schwerlich mit Eurer jetzigen Stellung verträgt. Nicht Eure Schuld war es, mein teurer Laird,“ fügte er entschuldigend hinzu, als er gewahrte, daß Leichenblässe

Fortesquieus Antlitz überzog, „nein, Eure Schuld am wenigsten, wenn Ihr in Lagen gerietet, in denen man leicht gezwungen werden kann, zur Erhaltung der Existenz zu Mitteln zu greifen, die in anderen Verhältnissen nicht — nun — sagen wir: mit der Würde eines jungen Edelmannes in Einklang zu bringen sind."

„Wer hat gewagt, Euch dergleichen zu sagen?" rief Fortesquieu, der bei dieser unerwarteten Erklärung seine gewohnte ruhige Besonnenheit verlor. „Dougal, der hinterlistige Schurke, hat wohl solche alberne Gerüchte in die Welt gestreut?"

Die blauen Brillengläser verdeckten die Schadenfreude, die aus den Augen des Notars leuchtete, und fast eine Minute dauerte es, bis er sich für eine Antwort entschieden hatte.

„Dougal?" fragte er langsam mit dem Ausdruck sittlicher Entrüstung; „ich sollte mich so weit erniedrigen, mit Dougal, der vielleicht ein treuer, brauchbarer Mensch, aber doch immer nur ein Diener bleibt, über seinen Herrn zu sprechen? Nein, mein werter Laird, Ihr tut mir Unrecht, wenn Ihr mir einen solchen Mangel an Takt und Diskretion zutraut."

Fortesquieu, der Whiteleafs Charakter kaum minder zutreffend beurteilte, wie jener ihn durchschaute, sah ein, daß er sich eine Blöße gegeben habe, und um den begangenen Fehler auszugleichen, entgegnete er mit erkünsteltem Lachen:

„Verzeiht, Mr. Whiteleaf, die zügellose Freiheit, die ich in meiner frühesten Kindheit genoß, hat mich leicht aufbrausend werden lassen; dazu gesellt sich, daß Dougal, sonst wirklich ein brauchbarer Mensch, sich zuweilen herausnimmt, allerlei Geschichten zu erzählen, die oft weit von der Wahrheit abweichen."

„O!" rief Whiteleaf aus, „lassen wir den sonderbaren Kauz; mir gegenüber erlaubt er sich nie, Schlimmes über seinen teuern Laird — wie er Euch stets hinter Eurem Rücken nennt — zu sprechen. — Jedoch, ich wollte vorhin

sagen, daß es nicht ratsam für Euch sein dürfte, schon jetzt einen Besuch in Schottland zu machen. Später vielleicht, mein lieber Freund, wenn sich die Erinnerung an einen gewissen MacLeary etwas verwischt hat und Ihr nicht Gefahr lauft, als ein junger Abenteurer, der sich gerade nicht des besten Rufes erfreute, wiedererkannt zu werden."

Indem Whiteleaf dies mit einer Miene sagte, die, wenn sie auch nicht ihren wohlwollenden Ausdruck verlor, doch für die unumstößliche Wahrheit seiner Worte zu zeugen schien, folgte er einer ebenso schlauen, wie sicheren Berechnung. Schoß er mit seinen indirekten Anklagen über das Ziel hinaus, so blieb ihm ja Zeit genug, sich zu entschuldigen; traf er dagegen die Wahrheit, so mußte sein Einfluß auf MacIvor um ein Bedeutendes wachsen. In beiden Fällen aber stand zu erwarten, daß dieser durch sein Mienenspiel viel mehr verraten würde, als er mit Worten mitzuteilen jemals gewagt hätte.

Letzteres geschah in der Tat. Whiteleaf hatte noch nicht ausgesprochen, als er schon die Wirkung seiner Worte bemerken konnte.

Der junge Laird saß da, als bezweifle er die Wirklichkeit des eben Gehörten, als halte er für unmöglich, daß sein Ruf ihm bereits in ein Land vorausgeeilt sei, wo er, völlig unbekannt, in einer ganz neuen Rolle aufzutauchen vermeinte. Eine brennende Röte hatte sein Gesicht überzogen, seine Augen blitzten, und krampfhaft spielten und zerrten die Finger an der schweren goldenen Kette, die von seiner Weste niederhing.

„Mr. Whiteleaf," hob er mit einer Stimme an, die drohend klang, „Ihr seht mich heftig erregt, denn ich muß gestehen, ich hätte dergleichen von Euch nicht erwartet. Ich hoffte, Ihr würdet die Verpflichtungen, welche ich gegen Euch habe, niemals mißbrauchen; wenigstens kann die Schuld von etlichen tausend Dollars Euch nie dazu berechtigen, in einem solchen Tone mit mir zu reden."

„So mißversteht mich doch nicht, mein teuerster Freund," erwiderte der Notar, dem Laird in gewinnender Weise die

Hand bietend; „wozu sollte es frommen, unter Freunden mit der Wahrheit ängstlich zurückzuhalten? Nein, nein, die größte Offenheit, und wäre sie schmerzlich, ist geboten, soll die Bahn, auf die Ihr von einem freundlichen Geschick gestellt wurdet, von allen Hindernissen befreit werden. Ich habe manches gesprochen, was zu vernehmen Euch mit Erstaunen erfüllt: ich könnte Euch noch mehr sagen, Dinge sagen, über die Euer Haar vielleicht vor Entsetzen sich sträuben würde, doch wozu alte Wunden aufreißen, die dem Vernarben bereits nahe sind? Es genügt mir, und gewiß genügt es auch Euch, zu wissen, daß Eure ganze Vergangenheit klar, wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir liegt. Der Zufall spielt oft wunderbar, und glaubt mir, diesmal hat der Zufall so merkwürdig gespielt, daß ich fast imstande wäre, Euer Tagebuch bis zu der Stunde zu schreiben, in der Euer Diener, damals mehr Euer Genosse, Euch ans Lager der sterbenden alten Frau rief. Ihr habt also keinen Grund, Euch vor meiner Mitwissenschaft zu entsetzen, im Gegenteil, betrachtet mich als Euren Arzt, der stets bemüht sein wird, die Ursache Eures Leidens zu beseitigen und jede Erinnerung daran in Vergessenheit zu versenken."

So lange der Notar sprach, saß Fortesquieu regungslos da. Große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne; seine schöne, hohe Gestalt war, wie erschöpft, in sich zusammengesunken, und ängstlich schienen seine Augen etwas auf dem Fußboden zu suchen. Er hatte wohl den besten Willen, sich den immer fester ihn umschnürenden Schlingen des schlauen Advokaten zu entwinden, doch fühlte er seine Kräfte dazu mehr und mehr schwinden. Zu tief hatte das bereits Vernommene ihn niedergeschmettert, und fürchtend, das Schrecklichste zu hören, beugte er sich zähneknirschend in das Joch, welches der verschlagene Feind auf seinen Nacken legte.

„Ich weiß nicht, hat mein Unstern oder ein guter Engel mich mit Euch zusammengeführt," sagte er dumpf, ohne die Augen zu Whiteleaf zu erheben.

„Euer guter Genius, teuerster Laird," fiel Whiteleaf

hastig und mit Wärme ein, „denn ich bin nicht der Mann, der Euch einiger toller oder gar — verzeiht mir — schlechter Jugendstreiche wegen verdammen möchte. Ich empfinde eine aufrichtige Teilnahme für Euch, und von mir werdet Ihr am wenigsten einen Mißbrauch Eures mir durch Zufall kund gewordenen Geheimnisses zu befürchten haben."

Bei der Erwähnung eines Geheimnisses, zuckte Fortesquieu schmerzlich zusammen, und als er seine Augen zu dem Advokaten aufschlug, zeigten sie in ihrem Ausdruck ein seltsames Gemisch von Besorgnis, Trotz und verhaltener Wut.

„Kommen wir zu einem Abschluß," sagte er finster, wie jemand, der auf dem Punkte steht, mit kalter Ruhe über sein ganzes Leben zu entscheiden, „kommen wir zu einem Abschluß, Mr. Whiteleaf. Ihr habt mir durch Eure Andeutungen zu verstehen gegeben, daß ich mich bis zu einem gewissen Grade in Eurer Gewalt befinde, indem es Euch frei stände, Erinnerungen aus meinem früheren Leben, die mir schaden könnten, wieder aufzuwecken."

„Ich deutete es an, teuerster Laird," versicherte Whiteleaf gleißnerisch, „jedoch nicht etwa, um Euch in ein Verhältnis der Abhängigkeit von mir zu bringen, — bewahre mich der Himmel vor einem so unedlen Gedanken — sondern nur, um Euer Vertrauen zu mir zu befestigen."

„Was am Ende auf dasselbe hinauskommt," versetzte Fortesquieu mit bitterem Hohne, „gleichviel, ob aus Großmut, oder aus feindseligen Absichten, das Resultat bleibt dasselbe. Meine Vergangenheit ist leider nicht der Art, daß ich damit prahlen dürfte. Ihr scheint das ebensogut zu wissen, wie ich selber. Wie Ihr es erfahren habt, kann mich jetzt nicht kümmern, es kommt für mich nur darauf an, wie ich mich dagegen schütze, daß Eure Mitwissenschaft nicht zur vernichtenden Waffe gegen mich werde. Ich sage vernichtend, weil ich an das künftige Zusammenleben mit meiner Familie denke, denn es gibt wohl nur wenig Menschen, die, wie Ihr in diesem Augenblick, bei Beurteilung meines früheren Lebenswandels den unglückseligen Verhältnissen Rechnung tragen, dagegen gibt es um so mehr, denen es zur

Freude gereichen würde, meine weit zurückliegenden Erlebnisse böswillig zu meinem Nachteil auszubeuten."

„Die Sprache, die Ihr gegen mich führt, ist kränkend," erwiderte Whiteleaf, sein Haupt bedächtig wiegend, „doch zürne ich Euch deswegen nicht. In Eurer Lage, die bei weitem nicht so bedenklich ist, wie Ihr sie ansieht, sind Eure Äußerungen sogar natürlich und gerechtfertigt. Euer Vertrauen zu mir hat sich aber noch nicht befestigt; das muß anders werden, und ich will den ersten Schritt dazu tun. Wie festes Vertrauen ich in Euern Charakter setze, glaube ich hinlänglich dadurch bewiesen zu haben, daß ich Euch meine Kasse zur Verfügung stellte. Indem ich berücksichtige, daß Ihr auch jetzt vielleicht noch nicht die Güte Eurer Mutter in Anspruch nehmen mögt, mache ich Euch abermals aus freien Stücken das Anerbieten, jede Euch angemessen erscheinende und mir zur Verfügung stehende Summe, und zwar nur gegen die landesüblichen Zinsen Euch vorzustrecken. Seid Ihr damit zufrieden, oder weist Ihr mein Anerbieten zurück?"

„Ich nehme Euer Anerbieten mit Dank an," antwortete Fortesquieu erleichterten Herzens, denn er glaubte, Whiteleaf auf keine bessere Art unschädlich machen zu können, als dadurch, daß er von der Sicherheit seiner eigenen Person die Sicherheit einer möglichst beträchtlichen Geldsumme abhängig machte.

„Ich danke Euch, mein teurer Laird, für diesen Beweis Eures wachsenden Vertrauens," versetzte Whiteleaf, „die Geldangelegenheit wäre damit abgetan und hoffentlich zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit; wir mögen daher getrost zu anderen, Euch nicht minder nahe berührenden Dingen übergehen: Ihr denkt ebensowenig daran, Schottland zu besuchen, wie ich?"

Fortesquieu zögerte mit der Antwort.

„Ihr dürftet nicht so ganz unrecht haben," erwiderte er endlich, sich gleichsam entschuldigend; „indem ich mich für die Übersiedelung nach Schottland erklärte, trug ich sowohl den Neigungen des alten Rob Rechnung, als auch der in

der Brust meiner Mutter schlummernden Sehnsucht nach ihrer ursprünglichen Heimat. Für mich selbst hoffte ich, daß dadurch der Verkauf beschleunigt werden würde, um recht bald die Mittel zu erlangen, etwas mehr von der Welt kennen zu lernen und so meine leider etwas vernachlässigte Ausbildung zu fördern."

„Brav gesprochen, junger Mann," versetzte Whiteleaf billigend. „Euer Plan ist ebenso verständig, wie seine Einleitung rücksichtsvoll. Ist die Mühle verkauft, so kann die Reise nach Schottland immerhin noch auf einige Jahre hinausgeschoben werden. Wie ich aber Eure vortreffliche Mutter beurteile — und ihre jüngste schöne Tochter denkt wahrscheinlich nicht anders — so steht zu erwarten, daß sie mit Freuden darauf eingeht, die Zeit, die Ihr zu Eurer Ausbildung verwendet, bei Eurer verheirateten Schwester zuzubringen."

Fortesquieu betrachtete den Notar mit sichtbarem Erstaunen. Es erschien ihm fast beängstigend, daß er seine Gedanken, wenigstens annähernd, erraten hatte. Zugleich wuchs aber auch der hohe Begriff, den er bereits von dessen Scharfblick und geistiger Begabung gewonnen hatte, die, wenn zu seinen Gunsten ausgebeutet, von unberechenbarem Vorteil für ihn werden konnten. Er scheute sich daher nicht, die Wahrheit dessen, was Whiteleaf angedeutet hatte, offen einzuräumen, und dieser fuhr fort:

„Da nun die Ausführbarkeit Eurer Pläne nicht länger in Zweifel gezogen werden darf, so frage ich Euch, mein lieber junger Freund, was meint Ihr dazu, wenn ich selbst als Käufer aufträte?"

„Darüber sprachen wir ja bereits, Mr. Whiteleaf. Ich kann nur wiederholen, daß ich die von meinem Vater gegründete Mühle in keines anderen Menschen Besitz lieber wüßte, als in dem Eurigen."

„Wie würdet Ihr aber darüber denken, wenn die Mühle, trotzdem ich sie kaufte, in Eurer Familie bliebe?"

Fortesquieu starrte befremdet auf die blauen, ausdruckslosen Brillengläser und bestrebte sich vergeblich, den

Sinn zu erraten, der in den geheimnisvollen Worten des Notars enthalten war.

Dieser aber ergötzte sich erst eine Weile an Fortesquieus Verwirrung, legte sein Antlitz in vertraulich lächelnde Falten, und setzte sich dann, wie von einem plötzlichen Entschluß beseelt, hastig neben ihn auf das Sofa.

„Ihr könnt nicht wissen, nicht einmal ahnen, was ich andeuten wollte," begann er, seine Hand auf des jungen Mannes Arm legend, „und dennoch ist die Sache so klar,

daß sie nicht mißverstanden werden kann. Ihr habt noch eine unverheiratete Schwester," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, scheinbar nicht darauf achtend, daß es bei der Erwähnung seiner Schwester, wie ein Schimmer des freudigsten Verständnisses über des jungen Mannes Gesicht glitt, „Ihr habt noch eine junge, liebliche Schwester. Uns beiden ist sie freilich nicht persönlich bekannt, doch hängt ihr Bild drüben bei Eurer Mutter, ein Bild, dessen meisterhafte Ausführung die Annahme gestattet, daß es auch wohlgetroffen sei. Wohin ich mit meinen Worten ziele, habt Ihr gewiß schon erraten; ich bin daher vorläufig einer genauen Erörterung überhoben. Ein unausgesetztes Schaf-

fen und Wirken hat mich bis jetzt abgehalten, das Geschick eines weiblichen Wesens mit dem meinigen zu verbinden. Ich hielt es für unwürdig, eher daran zu denken, als bis ich genug erworben haben würde, meiner Frau auch nach meinem Tode ein sorgenfreies Los zu sichern. Die besten Jahre meiner Jugend sind bei diesem steten Ringen freilich dahingegangen, doch hat der Geist in mir seine Jugendfrische nicht eingebüßt. Es wäre freilich töricht von mir, auf meine äußere Erscheinung hinweisen zu wollen; ich bin nicht blind für ihre Mängel; allein in dem Bewußtsein, dennoch die unfehlbarsten Mittel zu besitzen, das dauernde Glück einer Frau zu begründen, frage ich offen und ehrlich: würdet Ihr, als das Haupt der Familie, Euere Zustimmung zu meiner Verheiratung mit Euerer Schwester Eva geben?"

Fortesquieu, dem nach der langen Einleitung die Frage nicht mehr unerwartet kam, schaute sinnend vor sich nieder. Er fühlte die Blicke des Notars, die scharf spähend auf ihm ruhten, und zugleich begriff er die Notwendigkeit, auf seiner Hut zu sein und keine Lieblosigkeit oder auch nur Gleichgültigkeit gegen das Lebensglück seiner Verwandten durchschimmern zu lassen.

„Mr. Whiteleaf, Ihr stellt da eine seltsame Frage an mich," begann er endlich ernst und überlegend, „Ihr kennt meine junge Schwester ebensowenig von Angesicht, wie ich selbst. Bezweckt Ihr aber nur, meine Gefühle für Euch kennen zu lernen, so antworte ich ebenso offen und ehrlich: Ich würde den Tag segnen, an dem ich meine Schwester der treuen Fürsorge eines so hochachtbaren Mannes, wie Ihr seid, anvertrauen könnte, eines Mannes, bei dem ihre Zukunft vollkommen gesichert wäre. Doch meine Schwester zählt erst siebzehn Jahre, befindet sich also noch in dem Alter, in dem man nicht viel über die Zukunft nachdenkt. Mir drängt sich daher die Frage auf, wird sie bereit sein, Euch als Gattin zu folgen, wird sie nicht auf die Verschiedenheit des Alters hinweisen? Ihre Stimme aber dürfte hier doch wohl allein den Ausschlag geben; denn besäße ich

auch einen entscheidenden Einfluß auf sie, so liebe ich sie doch jetzt schon zu herzlich, als daß ich Bestimmungen treffen möchte, die ihren eigenen Begriffen von ihrem Glücke zuwiderliefen."

„Eine andere Antwort habe ich von Euch nicht erwartet," versetzte Whiteleaf mit einem gewissen Anfluge von Rührung, „Ihr habt gesprochen, wie es einem Bruder und einem Ehrenmanne geziemt, und steigt dadurch um so höher in meiner Achtung. — Jedoch beurteilt Ihr vielleicht unsere Zustände zu sehr nach europäischen Begriffen und übersieht dabei, daß Eure Schwester, als geborene Amerikanerin, nur die Ansichten und Neigungen einer solchen haben wird. Was in Europa vielleicht die letzte Frage ist, das ist bei uns die erste, mit anderen Worten: das Schließen von Ehebündnissen betrachten wir mehr als Geschäftssache. Eure Schwester wird daher nicht so sehr, wie Ihr glaubt, überrascht sein von Eurer gelegentlichen Mitteilung, daß Ihr eine für alle Teile gleich wünschenswerte Partie für sie in Aussicht habt. Das übrige findet sich dann von selbst."

„Meint Ihr?" fragte Fortesquieu mit einem leichten, ungläubigen Lächeln.

„Ich meine es nicht nur, sondern ich bin auch fest davon überzeugt," erwiderte Whiteleaf, vor verhaltenem Zorn errötend, denn das Lächeln war ihm nicht entgangen.

„Mr. Whiteleaf," wiederholte MacIvor, „ich für meine Person kann nur beteuern, daß ich Euch gern als Schwager begrüßen und alles in meinen Kräften Stehende aufbieten werde, die Sache zu einem guten Ende zu führen. Ihr hingegen werdet meinen brüderlichen Gefühlen Rechnung tragen und einsehen, daß ich mich nicht übereilen darf. Eine Übereilung kann alle unsere Hoffnungen verkümmern. Bis zum Eintreffen meiner Schwester können noch Wochen vergehen. Bis dahin aber finden wir wohl Gelegenheit, unser Übereinkommen genauer zu prüfen und uns über die ferneren Schritte zu einigen."

„Gewiß, mein teurer Laird," entgegnete Whiteleaf, „mein vorläufiger Zweck: als redlicher Mann Euch von mei-

nen geheimen Wünschen in Kenntnis zu setzen, ist ja erreicht. Aus vollem Herzen sage auch ich mit Euch: Hüten wir uns vor allen Dingen vor jeder Übereilung."

Ein giftiger, verachtungsvoller Blick blieb hinter der blauen Brille verborgen.

„Unterdessen fahren wir fort, die zur Mühle gehörenden Ländereien zu besichtigen und abzuschätzen?" fragte Mac-Ivor.

„Einverstanden! Denn sollte ein freundliches Geschick es fügen, daß die Besitzung in den Händen Eurer Familie bliebe, müßten wir doch einen Begriff von ihrem Werte haben, der bei der Auseinandersetzung maßgebend wäre. Es ist eine alte Geschichte, mein guter Laird: In Geldangelegenheiten hört die Verwandtschaft auf."

Ein heiteres Lachen begleitete diese letzte harmlose Bemerkung, und da die Hausglocke zum Abendbrot rief, erhoben sich die beiden Genossen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein Abend auf dem Huron.

Drei Wochen waren verstrichen, und die letzten beiden hatten schon vermocht, den in Bänke zusammengewehten Schnee bis auf kleine Überreste zu schmelzen, die Knospen an Baum und Strauch aber zu sprengen und die krausen Blättchen, zum Teil noch harzig-braun, glänzend, hervorquellen zu lassen. Es war, als ob die Göttin des Frühlings, begleitet von dem zahllosen Heer der Blumengeister, über die Erde dahingeschwebt wäre, mit Zauberspruch segnend und belebend.

In erhabener Ruhe lag der Huron-See da. Kein Lüftchen kräuselte, so weit das Auge reichte, die kristallklaren Fluten.

Nur auf der Ostseite der Spitze der südlichen Michigan-Halbinsel erzeugte die scheidende Sonne wunderbare Re-

flexe auf einer Reihe von Wellen, die, keilförmig beginnend und nach beiden Seiten hin den fernen Gestaden zurollend, gleichsam den Schweif eines die stillen Fluten eilfertig durchfurchenden Fahrzeuges bildeten.

Schwarze Rauchwolken entstiegen schwerfällig den beiden mächtigen Schornsteinen. Fast regungslos in der Atmosphäre lagernd und nur langsam zerrinnend, bezeichneten sie weithin sichtbar den Weg, den das in seiner Bauart an ein großes Hotel erinnernde Fahrzeug zurückgelegt hatte.

Gewaltig peitschten die schweren Räder in ihren taktmäßigen Umwälzungen die bei ihrer Berührung hoch aufschäumenden Fluten, und pfeilschnell durchschnitt der scharfe Bug die spiegelglatte Bahn.

Nur wenige Passagiere befanden sich an Bord der „Käte Dale". Für die Scharen der westwärts drängenden Auswanderer war die Jahreszeit noch zu früh, ebenso für Vergnügungsreisende. Wer nicht notgedrungen fort mußte, blieb gern zu Hause, um seine Ausflüge über die kühlen Seen für die heißen Tage des Hochsommers aufzusparen.

Die reich und prächtig ausgestattete Kajüte hatte kaum ein Dutzend Passagiere aufzuweisen, und diese zerstreuten sich wieder so in dem umfangreichen Raume und den vielen Schlafkabinetten, daß sie fast verschwanden und man diesen Hauptteil des schwimmenden Gebäudes für unbewohnt hätte halten können. Nur auf der um die Kajüte herumlaufenden Galerie erblickte man hin und wieder eine kleine Gruppe von Herren und Damen, gewöhnlich Mitgliedern derselben Familie, die indessen offenbar gelangweilt, vielfach ihren Platz wechselten und endlich bei Annäherung des Abends sich ganz zurückzogen.

Auf der Westseite der Kajüte, an einer Stelle, wo die Strahlen der scheidenden Sonne sie noch immer voll trafen, war eine dieser Gruppen etwas länger beisammengeblieben.

Sie bestand zunächst aus zwei Damen von auffallender Schönheit. Die eine, offenbar eine junge Frau von etwa zweiundzwanzig Jahren, saß nachlässig angelehnt in einem bequemen Schaukelstuhl und suchte mittels ihres großen

Tuches ihren hübschen dreijährigen Knaben gegen die kühle Abendluft zu schützen, während die andere, um mehrere Jahre jüngere Dame auf einem ähnlichen Stuhle ruhte und ihre Teilnahme abwechselnd der jungen Mutter, deren Sohn und einem vierten Mitgliede der Gesellschaft zuwendete.

Letzteres, ein junger Mann, stand an die Brüstung der Galerie gelehnt und schien seine bewundernden Blicke kaum anders von der holden Erscheinung seiner Nachbarin erheben zu können, als wenn die junge Mutter im Verlauf der Unterhaltung ihre Worte an ihn richtete, oder erstere selbst seine Aufmerksamkeit nach der fernen, duftig verschwimmenden Küste hinüberlenkte.

Und wohl verdiente die jüngere Dame die ihr gezollte Bewunderung.

Schönheit ist ein Geschenk, mit dem die Natur ihre Lieblingskinder bevorzugt; wo aber zu der äußeren Anmut jener holde Ausdruck tritt, der als der Abglanz eines edlen Herzens erscheint, da wirkt sie bezaubernd, und wie mit unwiderstehlicher Gewalt fühlt man sich zu ihr hingezogen.

So war es auch mit Eva MacIvor, deren große, tiefblaue Augen ebensoviel Herzensgüte wie kindliche Schalkhaftigkeit ausstrahlten. Nur im Kreise vertrauter Freunde freilich machte sich ein jugendlicher Mutwille in ihrem Ausdruck geltend, und dann glänzten sie heiter und hell, wie die edelsten Diamanten, die bei jeder Bewegung, bei jeder veränderten Auffassung des Lichtstrahls, immer neue und schönere Reflexe zurückwerfen.

Evas Wuchs war, wie der ihrer Gefährtin, hoch und schlank, und beide waren als Schwestern kaum zu verkennen. Erschien aber die jüngere als von der Natur in reicherem Maße bevorzugt, so glich bei der älteren wieder liebliche Mutterwürde den bestehenden Unterschied aus.

Eine Weile hatten sich die drei Reisenden schon allein auf der Galerie befunden und in lebhafter Unterhaltung das Enteilen der Zeit kaum bemerkt, als die junge Frau sich erhob.

„Ich wollte bis zum Untergange der Sonne bleiben," sagte sie, sich freundlich entschuldigend, „allein ich fühle, es wird zu kühl für meinen Kleinen. War der Tag auch warm, fast heiß, so empfindet man doch gegen Abend doppelt, daß der Winter noch nicht lange Abschied von uns genommen hat."

„Soll ich dich begleiten?" fragte Eva, indem sie sich erhob.

„Nein, liebes Evchen, laß dich durch meinen Aufbruch nicht stören. Der Sonnenuntergang verspricht prachtvoll zu werden. Auf Wiedersehen also, Mr. Fortis," wendete sich die junge Frau mit zutraulicher Freundlichkeit an den Herrn, der seit ihrer Abreise von Buffalo ihr Begleiter gewesen war.

„Auf Wiedersehen, leider um Lebewohl zu sagen," antwortete Fortis, sich höflich verbeugend; „wie mir der Kapitän versicherte, werden wir nach Ablauf von höchstens zwei Stunden in Mackinaw landen, wo sich unsere Wege trennen."

„MacIvors Mühle ist von Mackinaw aus leicht zu erreichen," entgegnete die junge Frau, „und da Ihr Euch auf der Insel einige Zeit aufzuhalten gedenkt, so wiederhole ich noch einmal: Auf Wiedersehen in MacIvors Mühle!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, trat sie mit ihrem Knaben durch den nächsten Seitengang in die Kajüte ein, und Fortis befand sich mit Eva allein.

Durch die Entfernung von Evas Schwester war die Unterhaltung abgebrochen worden. Anstatt sogleich ein neues Gespräch zu beginnen, blickten die beiden jungen Leute, wie in tiefe Betrachtungen versunken, nach Westen hinüber, wo die Sonne nur noch eine kurze Strecke bis zu dem äußersten Rande des die Halbinsel Michigan bezeichnenden Waldstreifens zurückzulegen hatte.

Die Sonne, durch die nahe der Erdoberfläche lagernden Dunstschichten ihres blendenden Strahlenkranzes beraubt und, wie von der Anstrengung des Tages tief gerötet, gestattete dem Auge, ohne es zu verletzen, ihr gerade ins

Antlitz zu sehen. Eine milde, rosenfarbige Beleuchtung, von dem sich bildenden Abendrot ausgehend, schmückte den weiten Wasserspiegel und den unermüdlich einherbrausenden Dampfer.

Auch die beiden jungen Leute, die schweigend über die Brüstung schauten, wurden von der eigentümlichen Beleuchtung getroffen. Ihre Gesichtszüge erhielten dadurch eine noch lebhaftere Färbung, gerade als ob das jugendliche Blut mit doppelter Schnelligkeit und Glut gewallt hätte.

Sie waren ein schönes Paar, der kräftige, hochgewachsene junge Mann und das liebliche Mädchen an seiner Seite; hätten Gabriele und Rosa aber einen Blick auf Fortis werfen können, dann würden sie mit Erstaunen die große Veränderung bemerkt haben, die in dem Zeitraum von kaum fünf Monaten in dem Äußeren ihres lieben Jugendgenossen stattgefunden hatte.

Der wilde Schmerz, von dem sie ihn während der letzten Stunden ihres Zusammenseins erfüllt sahen, war aus seinem Ausdruck gewichen. Aber auch der Hochmut und das herablassende Selbstbewußtsein, mit dem er ihnen zuweilen zu begegnen pflegte, schienen ihn verlassen zu haben. Dafür ruhte ein tiefer Ernst auf seinen regelmäßigen und ansprechenden Zügen, der zuzeiten sogar den Charakter eines wehmütigen Sinnens annahm.

Während der langen Seereise, während seines Aufenthaltes in den östlichen Städten, wo er verweilte, um sich vor dem Beginn seiner Forschungen mit den Sitten und Gebräuchen des Landes möglichst vertraut zu machen, hatte er hinlänglich Zeit gefunden, sich an seine seltsame Lage zu gewöhnen, zugleich aber auch sich mit dem Gedanken auszusöhnen, daß er wenig Aussicht habe, seine Bemühungen von dem so heiß ersehnten Erfolg belohnt zu sehen. Die jugendlich phantastischen Träume waren weit hinter die ernste Ruhe eines überlegenden Mannes zurückgetreten, der von dem Geschick nicht mehr verlangt, als von ihm zu fordern er sich berechtigt glaubt. Was ihn einst mit bitteren Gefühlen, ja, mit Entsetzen erfüllte, das trug er jetzt mit männlicher Ergebung, und wie ihm sein früheres hochfahrendes Wesen

jetzt fast unbegreiflich erschien, so fühlte er auf der anderen Seite eine gewisse Beschämung darüber, daß er, durch die unverhofften Enthüllungen aus seinem sorglosen Jugendleben aufgeschreckt, auch nur einen Augenblick sich einer an Verzweiflung grenzenden Mutlosigkeit hatte hingeben können.

Eine Last war durch die Nachricht von seiner Seele genommen, daß Magnus' Verwundung sich als nicht lebensgefährlich ausgewiesen habe und dieser sich auf dem Wege der Besserung befinde. In einem Briefe drückte er seine Freude darüber aus. Übrigens war er mit dem Schreiben sehr sparsam. Er beschränkte sich vorzugsweise auf die Angabe der Adresse, unter der ihn Briefe aus Deutschland erreichen würden. Aus seinen Mitteilungen sprach zwar eine aufrichtige Herzlichkeit und Sehnsucht, doch fehlte ihnen jene Ausführlichkeit, um die man ihn vor seiner Abreise so dringend gebeten hatte. Was seinen Geist am meisten beschäftigte, wollte er seiner selbst und anderer wegen nicht berühren; dagegen etwas zu schreiben, wobei sein Herz nicht mitsprach, das vermochte er nicht. Versuchte er dies aber wirklich, dann war es ihm, als begehe er ein schweres Unrecht, als wären ein liebes blaues, und ein anderes, dunkles Augenpaar mit traurigem, vorwurfsvollem Ausdruck auf ihn gerichtet gewesen.

Seine Reise nach dem Staate Michigan, oder vielmehr nach einem Punkte, von dem aus er auf dem Wasserwege mit Leichtigkeit nach jedem beliebigen Teile dieses Staates gelangen konnte, erhielt in der Stadt Buffalo, wo er sich einzuschiffen gedachte, eine kurze Unterbrechung. Der Eintritt heftigen, von Schneefällen begleiteten Frostwetters hatte nämlich das Auslaufen der Dampfboote verzögert, und Fortis mußte über drei Wochen warten, bevor sich ihm die erste Gelegenheit zur Fahrt über die Süßwasserseen auf der „Käte Dale" bot.

An Bord dieses Schiffes war es, wo er mit den beiden Töchtern des Mrs. MacIvor zusammentraf, die, gleich ihm, dem Norden zuzureisen beabsichtigten.

Gefesselt durch Evas Schönheit, vielleicht noch mehr durch ihr anmutiges Benehmen, wagte er es, sich den beiden Damen schüchtern zu nähern, und wie ein warmer Sonnenstrahl senkte es sich in sein Herz, als man in liebenswürdigster Weise und mit sichtbarer Zufriedenheit ihn willkommen hieß und sich sogar mit echt amerikanischer Freimütigkeit unter seinen Schutz stellte.

Aus dem Tischnachbarn des ersten Tages wurde bald der beständige Begleiter und Gesellschafter der beiden Schwestern, und ihr gütiges und zugleich heiteres Wesen übte schon nach den ersten Stunden einen so wohltätigen Einfluß auf seine Gemütsstimmung aus, daß er nicht oft genug die Veranlassung segnen zu können glaubte, die die beiden Schwestern, trotz der ungünstigen Jahreszeit, zu ihrer Mutter zu reisen bewog. Mr. Burton dagegen, der Gatte der jungen Mutter, hatte in Buffalo, wo die Oberleitung seines ausgedehnten Fabrikgeschäftes ihn fesselte, zurückbleiben müssen.

Die Reise nach Mackinaw, die unter gewöhnlichen Verhältnissen höchstens drei oder vier Tage dauert, nahm diesesmal beinahe eine Woche in Anspruch. Das Ausschiffen der Waren aus dem den Verkehr wieder eröffnenden und daher übermäßig beladenen Dampfboote, wie auch die Massen des vor einzelnen Landungsstellen noch aufgehäuften Eises verursachten manche Zögerung, und erst, als die „Käte Dale" den St. Clair-See, die Verbindung zwischen dem Erie- und dem Huron-See, hinter sich hatte, verfolgte sie ohne weiter anzulegen ihre offene Bahn gegen Norden. — —

„Dort drüben liegt Mackinaw," brach Eva, die sich einer stillen Bewunderung der erhabenen Naturszene hingegeben hatte, endlich das bereits Minuten währende Schweigen, „ja, dort drüben liegen sie, die mir so wohlbekannten Höhen. Weiter nach Osten herum, halb versteckt hinter Inseln, wohnt meine gute Mutter. Wir können von hier aus nicht die Mühle unterscheiden, aber von dort aus hat man die ‚Käte Dale' und den Rauch ihrer Schornsteine gewiß längst bemerkt. Es sollte mich nicht überraschen, bei unserer Ankunft in Macki-

naw unsern alten Sackpfeifer mit seinem indianischen Gefährten vorzufinden. Ihr glaubt nicht, Mr. Fortis, wie weit diese beiden merkwürdigen Leute sich in ihrem schwanken Rindenkanoe auf die See hinauswagen," schloß sie ihre Rede, indem sie die Augen mit kindlich zutraulichem Ausdruck voll auf Fortis richtete.

Fortis war beim ersten Tone von Evas Stimme leicht emporgefahren, als wären seine Gedanken aus unerreichbar weiter Ferne zurückgerufen worden, und als bedürfe er einiger Zeit, um sich zu besinnen, wo und in welcher Gesellschaft er sich befinde.

„Also das ist Mackinaw?" wiederholte er ernst, mit den Blicken der von Eva angedeuteten Richtung folgend.

„Mein liebes, trautes Mackinaw, wo ich so manche glückliche Stunde verlebte, wenn ich meinen Vater in unserer Jacht begleitet hatte. Armer, teurer Vater!"

Während des ersten Teils von Evas Rede flammte es in ihrem holden Antlitz auf, wie ein schönes, vielversprechendes Morgenrot; als sie aber ihres Vaters gedachte, da bebte ihre Stimme leise, und Fortis gewahrte, daß ihre Augen sich mit Tränen füllten.

Er gönnte dem plötzlich erwachten Schmerz um einen geliebten Verstorbenen achtungsvoll eine kurze Pause, dann aber wiederholte er:

„Also Mackinaw, die Insel Mackinaw, unser gemeinsames Ziel, oder vielmehr der Punkt, auf dem unser Weg sich teilt. Ich unterscheide das hohe Plateau genau, namentlich den westlichen Teil, der in der abendlichen Beleuchtung glüht. Mackinaw — wie seltsam! Seit Monaten habe ich mich nach ihrem Anblick gesehnt, und jetzt, da die Insel vor mir liegt, ist mir, als ob in meiner Brust die feindseligsten Gefühle gegen sie erwachten."

„Unser armes, schönes Eiland! Wie mögt Ihr nur seinen Namen mit so harten Worten verbinden?" fragte Eva in vorwurfsvollem Tone, während eine holde Verwirrung auf ihrem Antlitz spielte, „glaubt mir, Mr. Fortis, auch auf Mackinaw leben gute, brave Menschen!"

„Und dennoch kann ich nicht anders, ich muß bei meiner Erklärung stehen bleiben," erwiderte Fortis, die bezaubernde Gestalt mit einem Gemisch von Trauer und Bewunderung betrachtend, „dieselben Gefühle würde ich gegen jeden anderen Ort hegen, an dem ich gezwungen wäre, den freundschaftlichen Umgang, welchen Ihr und Eure Schwester mir so gütig erlaubtet, mit einer sehr schwachen Hoffnung auf eine mögliche Fortsetzung aufzugeben."

„Wie freundlich Ihr aufnehmt, was doch so einfach in der Natur der Sache lag. Ihr befindet Euch noch nicht lange genug auf dieser Seite des Ozeans, oder Ihr würdet uns dergleichen weniger hoch anrechnen."

„Jeder, Miß Eva, würde gewiß eine Ehre darin gesucht haben, sich zu Euren Diensten anbieten zu dürfen; schwerlich würde aber jemand zu finden gewesen sein, dem dadurch eine innigere Freude bereitet worden wäre."

Eva hatte sich nunmehr ebenfalls über die Brüstung geneigt und betrachtete die hastig vorbeieilenden und von den arbeitenden Schaufeln erzeugten Wirbel, als ob sie darin zu lesen gesucht hätte.

„Von jedem anderen würde mir eine solche Versicherung wie eine übel gewählte Schmeichelei klingen," entgegnete sie. „Ihr habt uns indessen so viele Beweise von aufrichtiger Teilnahme gegeben, daß ich geneigt bin, Eurer Versicherung, wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfange, Glauben beizumessen."

Bei den letzten Worten wendete sie das Haupt leicht zur Seite, und indem Fortis' Augen den ihrigen begegneten, sah er, wie ein Anflug leichter Verwirrung ihre Wangen rötete, bis sie sich schnell seinen bewundernden Blicken wieder entzog.

„Wir rechnen fest darauf, daß Ihr, bevor Ihr Mackinaw verlaßt, der MacIvor-Mühle einen Besuch abstattet. Meine Mutter wird sich sehr freuen, Euch für die uns erwiesenen Gefälligkeiten danken zu können."

„Ich werde es möglich zu machen suchen," versetzte Fortis

träumerisch, „wenn auch nur, um wahrscheinlich auf ewig Abschied zu nehmen."

Eva sah überrascht empor, in Fortis' Stimme hatte etwas Befremdendes für sie gelegen.

„Ihr wollt schon so bald wieder von Mackinaw fort?" fragte sie darauf teilnehmend, „aber ich vergesse, auch Ihr habt eine teure Heimat, an der Ihr mit hingebender Liebe hängt und wo Ihr sehnsüchtig erwartet werdet. Gewiß habt Ihr Schwestern, die Eurer Rückkehr ungeduldig harren."

„Ich habe keine Schwestern," antwortete Fortis ernst.

„Aber doch wohl Brüder, oder jedenfalls eine Mutter."

„Nicht einmal eine Mutter," ertönte es leise von den Lippen des jungen Mannes.

Eva sah wieder seitwärts auf ihren Gefährten, und ein Zug tiefer Teilnahme breitete sich über ihr Antlitz aus, als sie gewahrte, daß sein trauriges Aussehen seine Worte bekräftigte.

„Verzeiht mir," bat sie innig, „wenn ich durch meine unüberlegten Worte schmerzliche Erinnerungen wach rief; bedenkt, auch ich habe einen teuren Vater zu betrauern. Besitzt Ihr aber keine Mutter mehr, die Euch bei Eurer Heimkehr die Arme entgegenbreitet, so werdet Ihr wenigstens ein Grab zu finden wissen, vor dem Ihr der Dahingeschiedenen im Gebet einen Gruß zuzusenden vermögt. Ja, auch die Ruhestätten der Verstorbenen haben ihre Anziehungskraft; ich weiß es aus eigener Erfahrung; denn sehnsüchtig harre ich stets auf die ersten milden Frühlingstage, um das Grab meines Vaters zu pflegen und für den Sommer mit den schönsten Blumen zu schmücken."

Fortis hatte sein Haupt noch tiefer über die Brüstung geneigt und starrte düster in die Fluten. Seine Gedanken stürmten wild durcheinander, ohne daß er auch nur einen lange festzuhalten vermocht hätte. Evas süße Stimme und ihre holden Trostesgründe vibrierten unablässig in seinem Innern nach. Seine tiefe und ernste Hinneigung zu dem lieben Mädchen hatte zwar noch keine Hoffnungen zum Keimen gebracht, die zu besiegen er sich zu schwach gefühlt hätte; allein

daß gerade sie, ohne es zu ahnen, durch ihre so gut gemeinten Worte Erinnerungen erweckte, die ihn einst an den Rand der Verzweiflung trieben, daß sie die Wunden aufriß, die er unter dem Einfluß eines verständigen, männlichen Strebens längst vernarbt glaubte, daß sie ihm die Kluft zeigte, die ihn unerbittlich von jeder Glück verheißenden Verbindung trennte, das schmetterte ihn jetzt mit derselben Gewalt nieder, wie damals, als Magnus mit schlauer Berechnung das Gift in seine Seele träufelte, das, von anderer Seite und in schonender Weise dargereicht, zum Heilmittel für seinen jugendlichen Übermut hätte werden können.

Wie damals, kreiste das Blut fieberisch in seinen Adern und drohte ihm die Schläfen zu zersprengen. Seine Stirn glühte, und tiefer und tiefer neigte er sich über die Brüstung.

Da legte sich eine freundliche Hand leise auf seinen Arm.

„Mr. Fortis, Ihr ängstigt mich," ertönte es milde und tröstlich von Evas Lippen, „o, hätte ich geahnt, daß meine Worte Euch so sehr, sehr schmerzlich berühren würden!"

Fortis richtete sich empor und strich mit der Hand über seine glühende Stirn, wie um eine ihn quälende Vision zu verscheuchen.

„Es ist nichts, Miß Eva," entgegnete er mit einer Heiterkeit, die das junge Mädchen in noch höherem Grade beunruhigte, denn bei der Redlichkeit seines Gemütes gelang es ihm schwer, seine wahre Stimmung zu verbergen. „Verzeiht mir nur meine Unachtsamkeit; es ist ein alter Fehler, daß ich mich zuweilen von der Erinnerung an längst entschwundene Tage zu sehr hinreißen lasse und dadurch für andere langweilig, ja unerträglich werde. Und doch bietet meine Vergangenheit der Erinnerung nur Lichtpunkte, nur rosige, freundliche Bilder — so rosig und freundlich, wie das Abendrot dort drüben. — Aber seht nur, Miß Eva, eben berührt die Sonne die äußersten Gipfel der Bäume. Welch ein prächtiges Schauspiel!"

Und sie schwiegen beide, in andächtiges Schauen vertieft . . .

Wohl zehn Minuten mochten verflossen sein, als ein Kanonenschlag aus der Ferne dumpf über die Wasserfläche rollte. Auf Mackinaw war der Abendschuß gelöst worden.

Fortis blickte überrascht nach der Richtung hin, aus der der Schall zu ihm gedrungen war, und dann auf seine liebliche Gefährtin, die bei seiner Bewegung sich ihm zugewendet hatte und gespannt, fast ängstlich zu ihm aufschaute.

„Wir haben geträumt," sagte er freundlich, „denn als wir die letzten Worte miteinander wechselten, schien die Sonne noch hell, und jetzt beginnt es zu dämmern."

„Der Sonnenuntergang war ungewöhnlich prachtvoll," entgegnete Eva erleichterten Herzens, sobald sie bemerkte, daß die Eindrücke, die kurz vorher so störend auf Fortis' Stimmung einwirkten, wenigstens zum Teil verwischt waren, „ich war so ergriffen von der Schönheit des Anblickes, daß ich alles andere um mich her vergaß."

Plötzlich kam Fortis auf die an ihn ergangene Einladung zum Besuche in der Mühle zurück und fragte lebhaft: „Könnt Ihr freundlich die Zeit bestimmen, zu der mein Erscheinen in Eurem elterlichen Hause am wenigsten Störung verursachen dürfte? Verstand ich recht, so machen wichtige Familienereignisse Eure Heimkehr nötig; ich darf daher voraussetzen, daß wenigstens in den nächsten Tagen Fremde vielleicht unerwünscht sein könnten."

Eva sann eine Weile nach.

„Ja, so heißt es in dem Briefe," sagte sie endlich — „wegen wichtiger Familienereignisse — aber was könnte das wohl sein? Die Verheiratung meiner Schwester war zu ihrer Zeit so ein hochwichtiges Familienereignis; doch um ein ähnliches zu veranlassen, hätte ich wohl unbedingt zuerst darum wissen müssen."

Hier lachte sie hell und melodisch, um eine leichte Verwirrung zu verbergen, zugleich schweiften aber auch ihre Blicke nach der Insel Mackinaw hinüber, die trotz der zunehmenden Dämmerung immer deutlicher hervortrat.

„Wahrscheinlich hat meine gute Mutter die Sehnsucht nach ihren Kindern nicht länger bezwingen können," fuhr

sie nach einer Pause zutraulich fort, „und daher ein sicheres Mittel gewählt, um unsere Heimkehr zu beschleunigen. Die gute Mutter! Auch ich sehne mich nach ihr; und dazu noch die Freude, die Schwester auf längere Zeit bei uns zu haben! Sie bleibt nämlich, bis ihr Mann sie wieder abholt, was frühestens in vier oder fünf Wochen geschehen kann. Eurer selbst wegen ist es vielleicht am geratensten, wenn wir Euch vorher anmelden, und Ihr mögt daher demnächst der Ankunft unseres Segelschiffchens entgegensehen, das Euch abholen soll. Ihr entfernt Euch doch nicht von der Insel?"

„In den nächsten Wochen gewiß nicht."

„Nun, auf der Insel ist nur ein größeres Gasthaus; jedenfalls nehmt Ihr darin Eure Wohnung. Unsere Leute werden dahin kommen, und sie brauchen nur nach Mr. Fortis zu fragen, nicht wahr?"

„Ja, Miß Eva," antwortete Fortis hastig, wie um nicht wieder die drohenden Gedanken über seinen Namen heraufzubeschwören.

„Ich hielt diesen Namen bis jetzt für Euren Vornamen."

„Er ist mein Zuname," erwiderte Fortis, und hätte die Dämmerung es nicht verhindert, würde Eva bemerkt haben, daß er erbleichte.

„Er klingt nicht recht deutsch," nahm Eva wieder lebhaft das Wort, „gar nicht deutsch," wiederholte sie heiter, „aber es können in unserem Lande viele Menschen dieses Namens leben, und da wäre es sehr ratsam, der hiesigen Sitte zu folgen und Euren Vornamen oder auch nur den Anfangsbuchstaben davon Eurem Familiennamen voranzustellen."

„Ich würde nur Fortis Fortis sagen können," brachte der junge Mann mühsam heraus.

„Nun, das genügt schon, einer Verwechselung vorzubeugen. Übrigens tut der Name nichts zur Sache. Zumal in unserer Republik hat man für Namen lange nicht die Pietät, die — wenn ich recht berichtet bin — man in Europa dafür hegt. Ereignet es sich doch häufig bei uns, daß Leute,

„Aber seht nur, Miß Eva, eben berührt die Sonne die äußersten Gipfel der Bäume
Welch ein prächtiges Schauspiel!“ (S. 406.)

aus irgend welchen Familienrücksichten, ihren Namen ändern, ohne daß viel Aufhebens davon gemacht würde oder daß sie in der Achtung ihrer Mitbürger dadurch verlören. Ja, Mr. F. Fortis, es ist ein großer Zug in dem amerikanischen Leben, daß die Person höher gilt, als der Name."

„Aber wie denkt Ihr selbst über diesen Punkt, Miß Eva?" fragte Fortis mit wachsender Teilnahme, „würde es Euch leicht werden, Euren Namen mit einem anderen zu vertauschen, ich meine mit einem anderen, der in keiner Beziehung zu Eurer Familie stände?"

Von Evas Lippen ertönte herzliches und melodisches Lachen.

„Ihr fragt seltsam, Mr. Fortis," antwortete sie dann, noch immer gegen einen neuen Ausbruch ihrer Heiterkeit ankämpfend; „als ob wir armen Mädchen bei der Wahl eines neuen Namens uns viel um den Namen selbst kümmern dürften, oder als ob dieser gar den Ausschlag bei uns gäbe! Meine Schwester ist aus einer Miß Ellen MacIvor eine Mrs. Burton geworden, und schwerlich würde sie die Bewerbungen des Mr. Burton zurückgewiesen haben, und wenn er den wunderbarsten Namen des wildesten indianischen Häuptlings geführt hätte. Sollte ich aber jemals in eine ähnliche Lage geraten, so würde ich wahrscheinlich ganz ebenso denken, wie sie. Es wäre ja schrecklich, wollte man auf den Namen ein so hohes Gewicht legen, daß man sein Glück von ihm abhängig machte."

Fortis seufzte erleichtert auf. Etwas von der Heiterkeit des jungen Mädchens war auf ihn übergegangen, und ohne jede Bitterkeit des Gefühls fragte er mit einer eigentümlichen Wärme:

„Aber wie, Miß Eva, wenn jemand, der überhaupt gar keinen Namen besäße, um Eure Hand anhielte?"

„Wenn dergleichen auch nicht gut denkbar ist," entgegnete Eva etwas verwirrt, aber in scherzendem Tone, „so will ich dennoch auch hierüber meine Meinung frei äußern. Ich würde also vor allen Dingen den namenlosen Jemand beobachten, und machte er dann einen Eindruck auf mich,

wie — zum Beispiel der Gatte meiner Schwester bei ihrer ersten Bekanntschaft auf diese ausgeübt haben muß, so würde ich auf seinen Antrag antworten: ‚Mit vielem Vergnügen, Sir, allein bevor wir uns auf ewig binden, müssen wir für einen Namen sorgen.‘ Dann würde ich ihn bitten, neben mir Platz zu nehmen — Gehorsam wäre ja seine erste Pflicht —, und schließlich würden wir so lange suchen und überlegen, bis wir endlich einen Namen gefunden hätten, der unserem beiderseitigen Geschmack vollkommen entspräche, und damit wäre dem Mangel auf kürzestem Wege abgeholfen.“

Während Eva in ihrem holden, jugendlichen Mutwillen noch so sprach, hingen Fortis' Blicke an ihren Lippen, als ob er von ihnen ein über Leben und Tod entscheidendes Urteil zu erwarten gehabt hätte. Was seine liebliche Gefährtin in scherzhafte Formen kleidete, gewann für ihn eine tiefere Bedeutung, und vor seine Seele traten Bilder, so bezaubernd, daß er sich fast mit Gewalt davon losreißen mußte, um nur eine Antwort zu finden.

„Es ist wahr, Miß Eva,“ sagte er, „in Europa denkt man in dieser Beziehung anders, und den Leuten dort drüben wird es sehr, sehr schwer, sich von ihren Vorurteilen loszusagen, das heißt, in gewissen Kreisen der Bevölkerung.“

„Ähnlich wie bei uns,“ fiel Eva ein, indem sie sich erhob, „auch hier hat sich eine Geldaristokratie gebildet, die sich allerlei Vorrechte vor ihren Mitbürgern anmaßen möchte, wenn — nun — wenn ihre Mitbürger es sich gefallen ließen. — Doch,“ fügte sie, das Gespräch abbrechend, hinzu, „dort liegt Mackinaw; in einer guten halben Stunde sind wir dort, und da ich wenig Neigung verspüre, bis nach Milwaukee zu fahren, und die ‚Käte Dale‘ vor Mackinaw nicht eine Minute länger liegen bleibt, als unumgänglich notwendig ist, so muß ich mich beeilen und meine Vorbereitungen treffen. Beim Landen sehen wir uns ja wohl noch, Mr. Fortis, vielleicht auch im Gasthofe. Auf alle Fälle sage ich Euch aber schon jetzt Lebewohl und auf Wiedersehen im Hause meiner Mutter.“

Bei den letzten Worten reichte sie Fortis zutraulich die Hand, die dieser mit einem kaum verständlichen: „Auf Wiedersehen in Eurer Heimat", drückte.

In der nächsten Sekunde war sie in dem nach der Damenkajüte führenden Seitengange verschwunden. —

Der Himmel hatte schon eine dunklere Färbung angenommen, und heller funkelten die Sterne, deren Glanz die schmale Mondsichel noch nicht zu überstrahlen vermochte.

Die Maschinen polterten und stöhnten, das Dampfboot zitterte leise unter der Wucht der mächtigen Stöße, und wie erst mit dem Einbruch der Nacht die Gestirne dem menschlichen Auge sichtbar werden, so zeigten sich jetzt die den eisernen Schloten entsteigenden Rauchwolken mit zahllosen Funken angefüllt. Wie muntere Johanniskäferchen tanzten und kreisten sie umher, bald dichter, bald zerstreuter, je nachdem tief unten im Schiffsbauch die rußigen Feuerleute die prasselnde Glut schürten, oder den Luftzug durch Schließen der massiven eisernen Türen verminderten.

Fortis hatte sich wieder über die Brüstung gelehnt und schaute auf die aufgeregten Fluten hinab. Auch er war erregt, doch nicht von so düsteren Gedanken, wie kurz zuvor.

„Warum sollte ich mir nicht in der Fremde eine neue Heimat gründen?" dachte er, „warum nicht in einem Lande, wo man nicht fragt, welchen Namen und ob ich überhaupt einen besitze, während drüben" — seine Gedanken stockten. Wie um sich fernerer trüber Betrachtungen zu erwehren, vergegenwärtigte er sich Evas liebliche Erscheinung, bis er sie wirklich vor sich zu sehen, sogar den Ton ihrer melodischen Stimme zu vernehmen meinte.

„Die Herrschaften, die in Mackinaw zu landen beabsichtigen, werden höflichst ersucht, sich bereit zu halten!" rief jetzt ein schwarzer Kellner in die Kajüten, seine Aufforderung mit dem ohrenzerreißenden Geläute einer gellenden Klingel abschließend.

Fortis richtete sich empor. Seine Blicke fielen auf eine Reihe Lichter, die in der Entfernung von etwa tausend Schritten eine aus dem Wasser emportauchende schwarze

Masse umsäumten, während höher hinauf andere Lichter die Lage des Forts bezeichneten.

„Schon da?“ fragte er verwundert und wie aus einem Traume erwachend. Ihm war, als sei Eva eben erst von ihm gegangen, als habe sie eben erst auf die ferne Insel hingewiesen, und nun lag diese und damit der Abschied von ihr so nahe vor ihm.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Alte Bekanntschaften.

Auf einer Insel, wie Mackinaw, mit der der Verkehr während des gewöhnlich langen und heftig auftretenden Winters nur dürftig mittelst Postschlitten aufrecht erhalten wird, betrachtet man das Eintreffen des ersten Dampfers als ein großes Ereignis.

Die „Käte Dale“ war bereits am Nachmittage signalisiert worden. Jeder der am Lande sie Erwartenden hatte daher hinreichend Zeit gehabt, auf der Landungsbrücke einen solchen Platz mit Beschlag zu belegen, von dem aus er glaubte, mit Leichtigkeit an Bord springen oder klettern zu können.

„Hurra für Käte Dale!“ brüllte die ungeduldige Versammlung.

Pechpfannen flammten fast augenblicklich auf der Brücke und am Ufer auf, Laternen wurden hin und her getragen, und selbst die kleinen Segelschiffe, die in sicherer Entfernung vom Ufer ankerten, wurden mit Signallichtern versehen, um sie gegen Unfälle zu schützen.

Besonders hell flackerte ein Feuer in fast unmittelbarer Nähe der Landungsbrücke. Das nur wenige Schritte abwärts liegende Rindenkanoe deutete auf die Anwesenheit von Eingeborenen, doch fand man diese Vermutung nur zum Teil bestätigt, wenn man vor das Feuer hintrat.

Frolic und der Sackpfeifer hatten sich nämlich dort häuslich niedergelassen und schienen für nichts weiter in

der Welt Sinn zu haben, als für ihren Kalumet, dem sie abwechselnd in langen Zügen süßlich duftende Rauchwolken entlockten, und für das Feuer, in das beide mit derselben unbeweglichen Ruhe hineinstarrten.

Das Kanoe, das hinter ihnen umgekehrt auf dem Sande lag, war das gleiche, in dem sie sonst auch bei rauher See ihre tollkühnen Ausflüge zu unternehmen pflegten; doch hatten sie an dem heutigen Tage die Strecke von der Mühle bis nach Mackinaw nicht darin zurückgelegt. Sie waren in der zur Mühle gehörenden Jacht gekommen und hatten das Kanoe nur seiner Leichtigkeit wegen zum Aus- und Einschiffen mitgeführt.

Die Jacht ankerte etwa dreißig Schritte weit vom Ufer, wo ihr Kiel nicht Gefahr lief, den kiesigen Boden zu berühren, und sie daher in jedem Augenblick flott gemacht werden konnte.

Mit ihr waren zwei Arbeiter eingetroffen, die für gewöhnlich die Obliegenheit hatten, das Mehl zu verschiffen und Getreide einzubringen, also Leute, die des Steuerns und Segelstellens hinlänglich kundig waren, um ihnen eine so kostbare Fracht, wie Mrs. MacIvors Töchter bildeten, ohne Besorgnis anvertrauen zu dürfen.

Der eine Arbeiter, ein sorgloser, heiterer junger Bursche, hatte sich auf der Landungsbrücke unter die ab- und zuwogenden Leute gemischt. Der andere, offenbar ein Seemann vom Fach, wandelte in geringer Entfernung von dem Feuer mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen auf und ab, und richtete seine unsteten, etwas schielenden Augen bald auf die roten und grünen Laternen der heranbrausenden ‚Käte Dale', bald auf die dicht belebte Landungsbrücke, und bald auf die beiden seltsamen, vor dem Feuer kauernden Gefährten.

„Guten Abend, Freund Barrow," redete ein junger Offizier ihn vertraulich grüßend an, indem er den Seemann leicht an der Schulter berührte, „Ihr erwartet wohl Besuch von unten herauf?"

Barrow drehte den Kopf halb nach dem Offizier um

und antwortete kurz: „Zu meinem Vergnügen würde ich schwerlich bei dem lumpigen Winde hergekommen sein," worauf er sich wieder abwandte.

„Ich vermute, Ihr erwartet die Töchter der Mrs. MacIvor?"

„Gerade die," lautete die gleichgültige Antwort.

„Glaubt Ihr, daß sie mit diesem Schiffe kommen?"

„Wer kann's wissen?"

„Sie sind an Bord dort drüben," beteiligte der Sackpfeifer sich jetzt mit hohler Stimme an der Unterhaltung, „sie sind beide an Bord, die ältere und die goldlockige Eva," und dann stierte er wieder regungslos in die Flammen.

Barrow zuckte verächtlich die Achseln.

„Rob scheint mehr zu wissen, als andere vernünftige Menschen," bemerkte er sodann in wegwerfendem Tone.

„Nun, die Kinder sind unter Robs Augen aufgewachsen," entgegnete der Offizier begütigend, „und darum glaubt er wohl gern das, was er für seine Lieblinge am meisten wünscht."

Barrow zuckte abermals mit den Achseln; der Sackpfeifer warf einen ernsten, fast unfreundlichen Blick auf den Offizier, der sich jedoch vorgenommen zu haben schien, sich nicht aus seiner Ruhe bringen zu lassen, und aufs neue fragte:

„Was ist das für ein Besuch, der auf der Mühle eingetroffen ist? Die Leute reden allerlei von einem neuen Herrn, der ebenfalls MacIvor heißen und in sehr naher verwandtschaftlicher Beziehung zu dem verstorbenen MacIvor stehen soll?"

„Ich weiß nichts von einem neuen Herrn der Mühle," versetzte Barrow finster, „und kümmere mich nicht um fremden Besuch. Ich befinde mich hier im Auftrage der Mrs. MacIvor."

Der Offizier, der einsehen mochte, daß seine Bemühungen, genaueren Aufschluß über die jüngsten Vorgänge auf der Mühle zu erhalten, an der Verschlossenheit Barrows scheitern würden, und ebenso keine Neigung zu Mitteilun-

gen bei dem Sackpfeifer entdeckte, brach die Unterhaltung schnell ab.

Aller Augen, selbst die des Sackpfeifers, waren jetzt auf das Gewirre bei dem Dampfboot gerichtet, das durch flackernde Pechpfannen grell beleuchtet wurde, und wo das summende Geräusch vieler rufender, plaudernder, auch wohl fluchender Menschen eine eigentümliche Begleitung durch das Zischen der gewaltsam eingepreßten Dämpfe erhielt, das sich mit dem Singen eines gigantischen Teekessels vergleichen ließ. —

„Sie sind da, die beiden Ladies, so wahr die Käte Dale das beste Frauenzimmer ist, das jemals seine Füße in einen Süßwassersee tauchte!“ rief plötzlich der in langen Sprüngen herbeieilende Arbeiter von der Brücke aus den bei dem Feuer Versammelten zu, und fast augenblicklich kam Leben in die Gesellschaft.

Der Offizier sprang nach der Brücke hinauf und verlor sich im Gedränge; Barrow gesellte sich langsamer seinem jüngeren Gefährten zu, um mit diesem das Gepäck der Damen in Empfang zu nehmen, während der Sackpfeifer und Frolic mit leichter Mühe das Kanoe ins Wasser trugen und es nach einer Stelle hinruderten, wo die Damen von einem kleinen Steg aus trockenen Fußes hinein gelangen konnten.

Nach Verlauf von etwa zehn Minuten kamen Barrow und sein Gefährte mit dem Gepäck von der Brücke herunter. Ihnen auf dem Fuße folgte Fortis, Mrs. Burton führend und deren sorgfältig in eine warme Decke gehüllten Knaben auf dem Arme tragend.

Einige Schritte weiter zurück schlossen sich endlich Eva und der junge Offizier ihnen an.

Der Offizier war von den beiden Schwestern schon auf dem Dampfboote als ein Bekannter begrüßt und Fortis als Leutnant Herbert vorgestellt worden.

Als man auf dem Wege ins Gedränge geriet, entspann sich zwischen Eva und ihrem Begleiter ein erstes intimes Gespräch:

Aller Augen, selbst die des Sackpfeifers, waren jetzt auf das Dampfboot gerichtet, das durch seine flackernden Pechpfannen grell beleuchtet wurde. (S. 416.)

„Lieber, lieber Charles," sagte das Mädchen mit unterdrückter Stimme, und zugleich preßte sie den Arm ihres Begleiters zärtlich an sich, „ich befürchtete fast, der Brief möchte nicht in deine Hände gelangt sein; die Posten gehen im Winter so unregelmäßig."

„Und hätte ich ihn auch nicht erhalten, süßes Evchen," lautete die ebenso heimlich geflüsterte Antwort, „ich würde dennoch hier gewesen sein —"

„O, natürlich," fiel Eva ihm in einer Anwandlung ihrer schalkhaften Laune ins Wort, „wenn das erste Dampfboot eintrifft, muß ja die ganze Einwohnerschaft von Mackinaw auf dem Strande sein, wobei mein Charles nicht fehlen darf."

„Mein Herz würde mir deine Ankunft verkündet haben, holdes Evchen."

„Wunderschön gesagt, lieber Charles; aber sprich lieber nicht so laut, denn bis jetzt weiß nicht einmal meine Schwester, daß ich töricht genug gewesen bin, solch einem gefährlichen Menschen mein Herz zu schenken."

Der Offizier drückte Evas Arm zärtlich.

„Evchen," flüsterte er, indem er die Gelegenheit, die ein sich vorbeidrängender Packträger ihm bot, benutzte, zwei Schritte weiter zurückzubleiben, „Evchen, ich habe dir so unendlich viel mitzuteilen, daß ich nicht weiß, wo und wie ich beginnen soll. Der Wind ist schwach und auf dieser Seite der Insel kaum bemerkbar; ich würde dir daher raten, auf der Insel zu übernachten. Ich begleite Euch dann nach dem Gasthofe und bleibe noch ein Stündchen bei Euch sitzen."

„Nein, Charles, wir haben uns gesehen, und das muß für heute genügen," entgegnete Eva entschieden; „ich weiß, wie die Mutter sich nach uns sehnt. Auf der Mühle berechnet man genau, wann wir dort sein können. Blieben wir nur eine Stunde länger fort, würde die arme Mutter sich ängstigen oder gar glauben, wir seien nicht mitgekommen."

Unterdessen waren sie an die Stelle gekommen, wo sie sich von der Brücke seitwärts wenden mußten. Fortis und die junge Frau befanden sich wohl zehn Schritte weit vor ihnen. Indem sie nun von dem kaum einen Fuß hohen Absatz der Brücke hinabstiegen, streiften des Offiziers Blicke Fortis' hohe, schlanke Gestalt, die gerade von den Flammen des noch immer lustig flackernden Feuers beleuchtet wurde.

„Wo traft ihr mit dem Herrn zusammen und woher kommt er?" fragte er mit einem Ausdrucke, der gerade nicht von freundlicher Teilnahme für Fortis zeugte.

„In Buffalo auf dem Dampfboote," antwortete Eva dafür um so freundlicher, „wie er heißt, sagte ich dir bereits; er zeigte sich uns als einen in jeder Beziehung liebenswürdigen Gesellschafter, so daß Ellen sowohl, als ich, allmählich die wärmste Freundschaft für ihn empfanden. Er ist ganz anders, als alle Deutschen, die ich bisher kennen lernte."

„So," versetzte der Offizier gedehnt, denn der Eifer, mit dem Eva den Fremden lobte, berührte ihn nichts weniger als angenehm; „dann begleitet er euch wohl gar bis nach Hause?"

„Wenn es nach meinen Wünschen ginge, geschähe es freilich," entgegnete Eva leichthin, offenbar um ihren Geliebten dafür zu strafen, daß er in seinem Tone eine Anwandlung von Eifersucht verriet, „aber es geht jetzt nicht, und wir sind darum übereingekommen, daß wir ihm nächstens die Jacht schicken, die ihn nach der Mühle abholen soll."

„Und woher?"

„Von der Insel Mackinaw; er gedenkt, sich kurze Zeit hier aufzuhalten."

„O, dann hätte man ja Gelegenheit, mit dem Herrn näher bekannt zu werden?"

„Gewiß, liebster Charles," antwortete Eva; „er wird im Mackinaw-Hotel wohnen, und willst du mir einen recht deutlichen Beweis deiner Liebe geben, mein teurer Charles, dann suche ihn auf und begegne ihm recht zuvorkommend;

nur halb so zuvorkommend und gefällig sei gegen ihn, wie er sich gegen mich und Ellen benahm. Glaube mir, er verdient diese Rücksicht schon deshalb, weil er nicht so glücklich zu sein scheint, wie zum Beispiel du, Charles. Ich beobachtete ihn und ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht ein verborgener Kummer ihn schwer bedrückte."

„Ich werde ihn heute abend noch aufsuchen," versetzte der Offizier flüsternd, denn sie befanden sich nur noch wenige Schritte von dem Feuer, vor dem Fortis und Mrs. Burton stehen geblieben waren und zu ihnen hinüberschauten; „ich werde das Gespräch auf seine Reise lenken und ihn dazu bringen, mir recht viel von meinem Evchen zu erzählen."

„Auf Mackinaw wären wir also, Mr. Fortis," wendete Eva, nachdem sie ihre Hand aus Herberts Arm zurückgezogen hatte, sich freundlich an jenen, „und wie ich sehe, beeilen sich unsere Leute, uns auch nach der Mühle hinüberzuschaffen. Wie uns Barrow erzählte, befindet sich unsere Mutter, Gott sei Dank, vollkommen wohl."

„Gott sei Dank," wiederholte Fortis aufrichtig, „Eure Heimkehr wird daher, wie wir alle hofften, eine freudige sein."

„Sie wird eine freudige sein," bekräftigte Mrs. Burton, indem sie den Knaben wieder an sich nahm, „sogar die geheimnisvolle Familienangelegenheit scheint, nach den Andeutungen der Leute zu schließen, überaus angenehmer Natur zu sein. Jedenfalls wird sie uns nicht hindern, Euch in den nächsten Tagen bei uns zu empfangen, Mr. Fortis, und auch Ihr, Mr. Herbert, beteiligt Euch vielleicht an dem Ausfluge nach der Mühle."

Fortis erklärte sogleich seine Bereitwilligkeit; der Offizier dagegen, dessen Blicke fragend über Evas Antlitz geflogen waren und der ein kaum sichtbares, verneinendes Schütteln ihres Hauptes zu bemerken glaubte, erklärte, daß sein Dienst ihm leider nicht gestatte, eine bestimmt zusagende Antwort zu erteilen.

Die Unterhaltung wurde dadurch abgebrochen, daß der Sackpfeifer und Frolic, die die beiden Bootsleute mit dem Gepäck nach der Jacht hinüber gerudert hatten, die Damen begrüßten und zum Einsteigen in das Kanoe aufforderten.

Mit Verwunderung betrachtete Fortis den dürren Hochländer, der ihn fast um Kopfeslänge überragte und bei seiner mumienartigen Hagerkeit einen Knochenbau zeigte, der an die unter den Hünengräbern schlummernden Riesenleiber erinnerte, wie sie einst in geheimnisvollen Runenzeichen besungen wurden und selbst in den Balladen der Neuzeit fortleben. Er sah, wie der hochbetagte Greis den beiden Damen die Hand reichte; er sah, wie seine Lippen sich öffneten, um seine Bewegung mit den entsprechenden Worten zu begleiten, und dann endlich gewahrte er, wie er, sobald seine matten, hellgrauen Augen ihn streiften, mit offenem Munde, als sei er plötzlich durch einen Zauberspruch versteinert worden, stehen blieb und ihn wie eine überirdische Erscheinung anstarrte.

Alle bemerkten das seltsame Benehmen Robs, doch nur Eva besaß die Überlegung, Fortis, indem sie ihren Mund seinem Ohr näherte, leise zuzuflüstern:

„Verzeiht ihm und nehmt, was er vielleicht sagen wird, mit Nachsicht auf; seit mehr als hundert Jahren lebt er in der Familie meines Vaters; das Alter hat seinem Geiste eine eigentümliche Richtung gegeben."

Des Sackpfeifers Blicke waren so unbeweglich auf Fortis gerichtet, daß er Evas Bewegung nicht bemerkte. Ein leises Zittern durchlief seine mächtige Gestalt; dann aber seine Hand flach auf Fortis' Brust legend, flüsterte er mit unterdrückter, heiserer Stimme:

„Ich habe auf dich gewartet, und du bist nicht gekommen." Darauf zog er die Hand wieder zurück, strich damit über seine Augen und fragte noch leiser:

„Woher des Wegs, Fremder?"

„Von Deutschland, guter Rob," antwortete Eva an Fortis' Stelle, der noch immer nicht wußte, was er von

der merkwürdigen Erscheinung des alten Schotten in seinem Hochlandskostüm halten sollte.

„Von Deutschland," wiederholte der Sackpfeifer murmelnd, und wie erschöpft ließ er das Haupt auf die Brust sinken; „von Deutschland, nein, es kann nicht sein, — und der verirrte Vogel fand ja bereits das heimatliche Nest."

„Kommt, guter Rob, wir dürfen nicht zu lange zögern, die Mutter wartet auf uns," nahm Mrs. Burton nunmehr das Wort, „beeilen wir uns, an Bord zu kommen, damit ich meinem Söhnchen ein warmes Lager zwischen den Decken bereite."

„Ja, beeilen wir uns," versetzte der Sackpfeifer, sich in seiner ganzen Länge emporrichtend, „die Mutter wartet, und auch er wartet ungeduldig."

„Wer?" fragte Eva überrascht.

Doch der Sackpfeifer antwortete nicht mehr, sondern machte das Kanoe zur Abfahrt bereit.

Schweigend folgte ihm die Gesellschaft, und alle legten mit Hand an, den beiden Schwestern in das schwanke Fahrzeug hinabzuhelfen.

Bevor das Kanoe abstieß, reichte Eva Fortis noch einmal die Hand.

„Auf Wiedersehen in MacIvors Mühle," rief sie herzlich, worauf sie in scheinbar kühlerer Weise dem jungen Offizier Lebewohl sagte.

Mrs. Burton folgte ihrem Beispiel, und gelenkt von Frolics kundiger Hand, glitt das Kanoe, fast ohne eine Spur auf dem stillen Wasserspiegel zu ziehen, nach der Jacht hinüber.

Barrow und sein Gefährte hatten den leichten Anker bereits heraufgeholt und die Segel entfaltet; und als die Schwestern nebst dem Kinde sicher untergebracht waren, wurde auch das Kanoe nach dem Vorderteil der Jacht hinaufgezogen. Die beiden Bootsleute legten die langen Ruder der Jacht zwischen die Pflöcke, um das Fahrzeug so weit hinaus zu rudern, bis der Wind, der unter dem Lande

ganz nachgelassen hatte, im offenen Wasser kräftiger die schlaffen Segel füllen würde.

Fortis und Herbert waren von dem Steg heruntergetreten und standen mehrere Schritte weit voneinander entfernt am Ufer. Beide blickten der Jacht sinnend nach. Was sie dachten, davon hätten sie sich kaum selbst genaue Rechenschaft abzulegen vermocht. Doch wenn ihre Gefühle auch sonst einander widerstritten, in ihrer Tiefe und Innigkeit für die liebliche Eva stimmten sie überein, nur daß bei dem einen Hoffnung und süße innere Befriedigung die Brust freudig hob, während bei dem anderen eine Bangigkeit den Wünschen nicht gestattete, bestimmtere Formen und Ziele anzunehmen.

Die Jacht war nur noch notdürftig als ein still über das Wasser hingleitender Schatten zu erkennen, als der schwache Lufthauch ihre Segel aufzubauschen schien, denn sie fiel plötzlich von der inne gehaltenen Richtung ab und verschwand hinter dem unförmlichen Rumpfe der Käte Dale.

Die beiden jungen Männer wendeten sich einander zu.

„Wo gedenkt Ihr einzukehren?" fragte Herbert höflich, „verstand ich recht, so setzt Ihr Eure Reise nicht auf der Käte Dale fort."

„Ich beabsichtige, mich einige Wochen auf der Insel aufzuhalten," antwortete Fortis ebenso höflich, „und dazu ist mir das Mackinaw-Hotel als meinen Wünschen entsprechend empfohlen worden."

„Es ist das einzige Hotel erster Klasse auf unserer kleinen Insel. Waret Ihr schon früher hier?"

„Nein, mein Herr; vor fünf Monaten erst verließ ich Europa."

„O, dann wißt Ihr auch wohl nicht genau, wo das Hotel liegt?"

„Nicht ganz; ich hörte, es liege etwas abseits vom Städtchen."

„Ganz recht; etwa zehn Minuten Weges sind es bis dahin. Ist es Euch genehm, so mache ich mir ein Vergnü-

gen daraus, Euch zu begleiten. Aber Euer Gepäck befindet sich wohl noch an Bord?"

„Ich übergab es bereits dem Portier des Gasthofes; es hält mich also nichts mehr zurück, und ich bin Euch sowohl für die freundliche Begleitung, als auch für den angenehmen Abend, den mir Eure Gesellschaft verspricht, zu Dank verpflichtet."

Nach dieser Begrüßung schritten die beiden jungen Leute quer über den unteren Teil der Landungsbrücke fort und folgten der breiten Fahrstraße, die sich zwischen der das Fort tragenden Höhe und dem teilweise in einfache Gartenanlagen umgewandelten Strande hinzog.

Ihre Unterhaltung war dürftig und oberflächlich. Die Gedanken beider weilten noch auf der Jacht, welche ihre kostbare Ladung unterdessen der MacIvors Mühle zuführte. Beide spähten verstohlen zwischen den noch unbelaubten Weidenanpflanzungen hindurch, um einen Blick auf das im Dunkel verschwindende Fahrzeug zu erhaschen, ohne jedoch ihren Wunsch erfüllt zu sehen.

Da schallte ein eigentümlich gedehnter Ton von der dunkeln Wasserfläche herüber.

Fortis blieb stehen und lauschte, und Herbert folgte seinem Beispiele.

Aus dem einen Tone wurden mehrere, die sich zu einer schwermütigen Melodie aneinander reihten und, bald mächtiger anschwellend, bald schwindend, wie ein unheimlicher Geistergruß in zitternden Schwingungen zu ihnen herüber getragen wurden.

„Das ist der alte Sackpfeifer," sagte Herbert nach einer Weile, Fortis' Frage zuvorkommend.

„Sackpfeifer?"

„Der alte Mann, der sich bei Eurem Anblick so seltsam gebärdete."

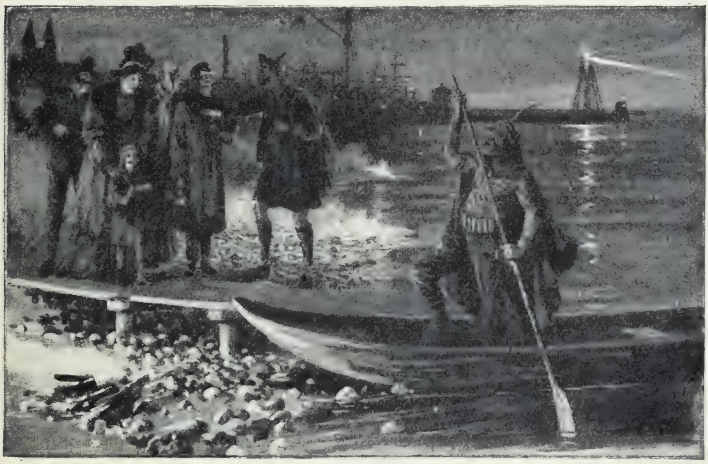
„Der greise Schotte?"

„Derselbe."

„Das Alter scheint seinen Geist umdüstert zu haben."

„So soll er schon vor langer Zeit gewesen sein. In

unserer Gegend kennt ihn jedes Kind, und die Leute fürchten sich vor ihm. Selbst in seiner ursprünglichen Heimat, im schottischen Hochland, soll er zuweilen als Geisterseher aufgetreten sein. Trotz des hohen Alters befindet er sich indessen noch immer im Besitz seiner körperlichen Kräfte. Auch hängt er mit rührender Liebe an den MacIvors, und sein Rat gilt in der Familie viel. Ich glaube, auf der Mühle würde man die beiden Damen für gefährdet gehalten haben, wenn der alte Rob mit seiner Sackpfeife sie



nicht begleitete. So widerwärtig diese Musik den meisten Menschen auch klingen mag, so haben sich doch die beiden Schwestern seit ihrer frühesten Kindheit daran gewöhnt; denn schon an ihrer Wiege hat der alte Mann das seltsame Instrument geblasen, weshalb es leicht erklärlich ist, daß es einen heimatlichen Klang für sie gewann."

„Seid Ihr bekannt auf der Mühle?" fragte Fortis äußerlich ruhig.

„Ich bin noch nie dort gewesen," antwortete Herbert so leichten Tones, als ob er sich auch nicht darnach sehne, dahin zu kommen. „Meine Bekanntschaft mit den Damen wurde einst auf einer Reise geschlossen, und gerade so, wie

Ihr, bewahre auch ich ihnen ein warmes, freundschaftliches Andenken. Auch Ihr werdet einräumen, daß beide sehr liebenswürdig sind, abgesehen davon, daß man nicht leicht zwei so vollendet schöne Schwestern findet."

Fortis fühlte sich durch das Urteil, das Herbert über die Schwestern fällte, ebenso freundlich berührt, wie durch die an Kälte grenzende Gleichgültigkeit, mit der es ausgesprochen wurde. Er zögerte daher nicht, auf die Unterhaltung näher einzugehen. Jeder wußte etwas hinzuzufügen und hervorzuheben, und ehe sie sich dessen versahen, gingen sie Arm in Arm sehr gemäßigten Schrittes weiter, als ob sie schon seit Jahren miteinander verkehrt hätten.

Aus den zehn Minuten bis zu dem Gasthofe wurden deren zwanzig; und als sie endlich von der Straße aus auf das erleuchtete Gebäude zuschritten, da tönte die sentimentale Melodie, die der Sackpfeifer über Mrs. Burtons schlummernden Knaben hin seinem Instrument entlockte, nur noch wie ein leiser Hauch zu ihnen herüber. Aus der entgegengesetzten Richtung aber schallte das laute Stöhnen, mit dem Käte Dale die Landungsbrücke verließ, durch die Nacht.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Erwachende Hoffnungen.

Eine Woche war verstrichen, ohne daß Fortis von der Mühle Nachricht erhalten hätte, und eine unverkennbare Bitterkeit prägte sich in seinem Wesen aus, als er allmählich zu dem Glauben gelangte, daß man ihn bereits vergessen habe.

Mit Herbert traf er nur selten zusammen. Nachdem anfangs ihr Verkehr ein reger und freundschaftlicher gewesen, hatte sich eine gewisse Kälte zwischen ihnen entwickelt, die zwar den äußeren Formen der Höflichkeit keinen Abbruch tat, beide jedoch zurückhielt, sich gegenseitig aufzusuchen.

Nur die Hoffnung, Nachricht von MacIvors Mühle zu erhalten, bewog Fortis, mit seinem Aufbruch von einem Tage bis zum anderen zu zögern. Auch über sein nächstes Ziel hatte er sich immer noch nicht entschieden. Manchmal tauchte sogar der Gedanke in ihm auf, der Zivilisation den Rücken zu kehren, um unter den Pelzjägern des fernen Westens die Ruhe zu finden, nach der er bis jetzt vergeblich gesucht hatte.

Gesenkten Hauptes wanderte er eines Nachmittags auf einem Pfade hin, der von dem Gasthofe aus zwischen den hohen steilen Felsen der Insel und den stillen Fluten des Huron auf dem schmalen Strande hinführte.

Je weiter er wanderte, um so beschwerlicher wurde sein Weg, um so näher traten die vulkanischen, zackigen Felsvorsprünge an das Wasser heran, so daß er sich nur noch mit Mühe trockenen Fußes vorbei zu winden vermochte.

So war er endlich an eine Stelle gelangt, an der Gestrüpp, Felsmassen und Steingerölle jedes weitere Vordringen abschnitten und ihm nur die Wahl blieb, umzukehren, oder auf die Höhe hinaufzuklettern und dort oben seine Wanderung fortzusetzen.

Wie bei früheren Gelegenheiten, entschied er sich auch heute für letzteres.

Südlich von ihm lagen die Straße von Mackinaw und die dicht bewaldete Spitze der Michigan-Halbinsel mit dem weithin sichtbaren, schlanken Leuchtturm. Um eine Aussicht auf Evas Heimat zu gewinnen, befand er sich noch nicht hoch genug.

Von oben und zwischen den zu bizarren Gebilden zusammengeschleuderten Felsen hervor erschallte plötzlich die zuerst schwache, bald aber deutlicher zu vernehmende Musik einer Sackpfeife zu ihm herab, die mit Kunstfertigkeit gespielt wurde.

Beim ersten Ton, der sein Ohr erreichte, tauchten vor ihm die seltsamen Gestalten auf, die vor sechs oder sieben Tagen die liebliche Eva aus seiner Nähe entführten.

„Der alte Schotte," sprach er in Gedanken, nachdem er eine Weile gelauscht hatte, „der alte Mann, den sie mit soviel kindlicher Achtung behandelte und der mir daher gewiß Nachricht über sie geben kann."

Schneller, als auf der ersten Hälfte des Abhanges, überwand er die Schwierigkeiten des oberen Teils. Der Schall der Sackpfeife lenkte seine Schritte, und bald stand er vor dem alten Rob, der sich an einer Stelle, die ihm eine volle Aussicht über die Seen und einen Teil der Insel gewährte, niedergekauert hatte.

Den Rücken gemächlich an einen Felsblock gelehnt, die geschlossenen Augen etwas emporgerichtet, entlockte er dem Instrument eine eigentümlich wilde und durch alle Tonarten stürmende Melodie, scheinbar ohne zu bemerken, daß sich ihm jemand näherte.

Mehrere Minuten betrachtete Fortis die verwitterte Greisengestalt mit wachsender Teilnahme. Ein tiefes Mitleid beschlich ihn, und unwillkürlich suchte er sich die stolze, mannhafte Erscheinung zu vergegenwärtigen, die in seinen jüngeren Jahren der riesenhafte Schotte geboten haben mußte, der jetzt so welk und hinfällig dasaß.

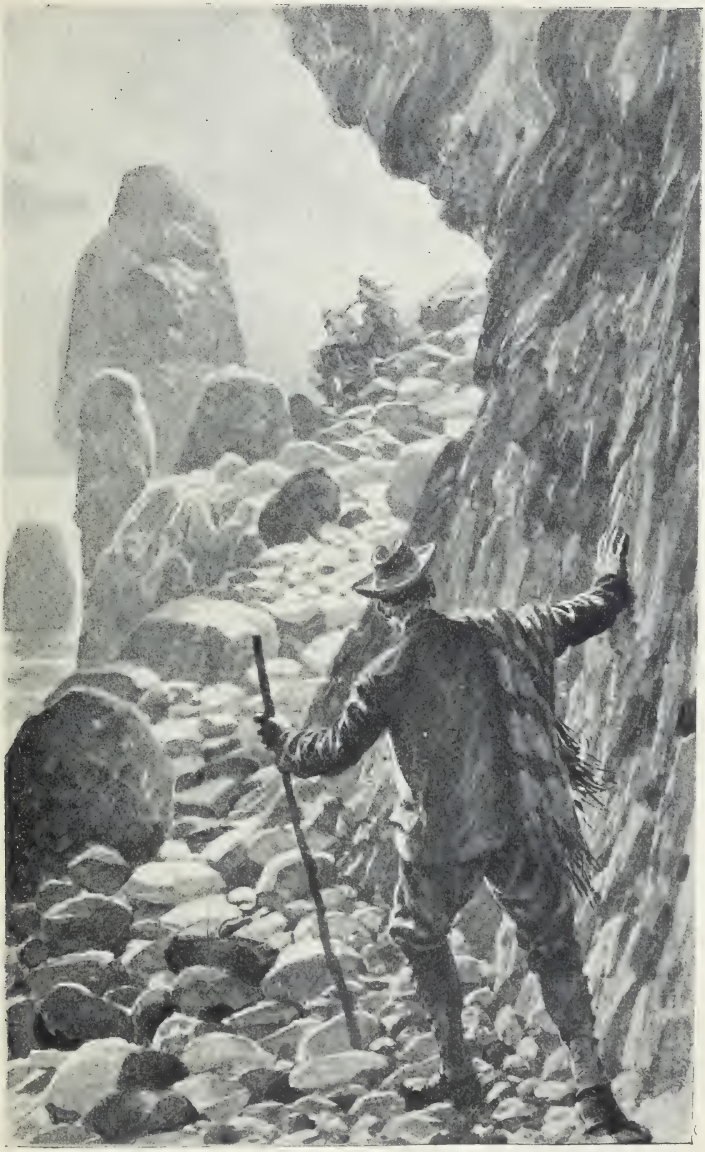
„Sind die beiden jungen Damen glücklich in die Arme ihrer Mutter zurückgekehrt?" redete Fortis den Greis endlich an, als dieser das Mundstück seinen Lippen entgleiten ließ und nur durch den Druck des Armes die Musik fortsetzte.

„Ich habe auf Euch gewartet," antwortete Rob, die Augen weit öffnend und auf Fortis richtend.

„Gewartet?" fragte Fortis erstaunt.

„Einen ganzen Sonnenlauf, einen Tag und eine Nacht. Aber ich wußte, Ihr würdet kommen," erwiderte der Greis, und ein wohlwollendes Lächeln flog über die eisenharten, gerunzelten Züge.

„Warum kamt Ihr nicht in das Haus, in dem ich wohne? Ihr habt gewiß Aufträge an mich, ich errate es, und es würde mich unendlich gefreut haben, sie schon gestern zu vernehmen."



„Der alte Schotte," sprach er in Gedanken, nachdem er eine Weile gelauscht hatte, „der alte Mann, den sie mit soviel kindlicher Achtung behandelte." (S. 428.)

„Von dem goldlockigen Kinde?“ fragte der Greis mit demselben freundlichen Lächeln, „o, ich weiß es, ich habe es gesehen, die junge Sonnenblume hat Wurzel in dem Herzen des Fremdlings geschlagen; es konnte nicht anders sein. Aber Aufträge habe ich nicht, junger Mann, obwohl ich weiß, daß sie mir gern solche erteilt hätte,“ fügte er beschwichtigend hinzu, als er bemerkte, daß Fortis' Blicke mit großer Spannung auf ihm ruhten.

„Wußte sie, daß Ihr Euch hierher begeben würdet?“ fragte Fortis.

„Sie wußte es nicht, sie soll auch nicht erfahren, daß ich hier gewesen bin. Ich ging fort, heimlich und ungesehen. Ich kenne die Pflicht der MacLearys; ich habe zu wachen über das Wohl der MacIvors, und nicht eher lege ich meine morschen Glieder in die Erde, als bis der vom Blitz des Schicksals getroffene Stamm neue Schößlinge getrieben hat.“

„Und dennoch wolltet Ihr mich sprechen, guter Freund?“ fragte Fortis, als der Sackpfeifer schwieg.

„Ich wollte Euch sprechen, Fremdling; ich habe eine Wolke gesehen, die über dem Dache der MacIvors schwebt, eine schwarze, unheildrohende Wolke. Sie kann mit ihrem vernichtenden Strahl viele treffen; vor allen aber den Fremdling, der die liebliche Sonnenblume an sein Herz zu legen gedenkt. Kommt, Fremdling, setzt Euch an meine Seite; ich habe viel gesehen und muß viel mit Euch sprechen, so viel, wie ich sonst in einem ganzen Jahre nicht spreche. Setzt Euch und hört mir zu.“

Fortis, obwohl anfangs geneigt, Robs Worte für Ergüsse einer krankhaft überspannten Phantasie zu nehmen, fühlte sich dennoch seltsam bewegt durch die ruhige Sicherheit seines Wesens. Er hielt es darum für möglich, daß hinter der eigentümlichen Form, in die der Greis seine Gedanken kleidete, eine wichtige Wahrheit verborgen sein könne, die mit der Mühle und endlich auch mit Eva selbst in Beziehung zu bringen sei. Er leistete daher der an ihn gerichteten Aufforderung Folge, und sich dem Alten gegenüber niederlassend, sagte er freundlich und teilnahmvoll:

„Ich bin bereit, guter Mann, Eure Mitteilungen zu hören und sie meinem Gedächtnis fest einzuprägen."

Absichtlich gebrauchte er Worte, von denen er glaubte, daß sie dem Sackpfeifer angenehm klingen würden, und dieser war auch nicht unempfindlich gegen das rücksichtsvolle Benehmen des ihm fremden jungen Mannes. Denn obwohl er in seiner gewöhnlichen Weise mit halbgeschlossenen Augen ins Leere starrte, spielte doch ein flüchtiges wohlwollendes Lächeln auf seinem hageren Antlitz.

Ohne die gleichsam in die Ferne lauschende Haltung seines Hauptes zu verändern, hob er darauf an:

„Der Letzte der MacIvors ist in sein elterliches Haus zurückgekehrt. Er kam nicht allein; er kam in Begleitung einer Schlange, die sich in vielen verderblichen Windungen um den jungen Laird geschlungen hat und nun darnach trachtet, auch meinen goldlockigen Liebling zu umstricken. Die Schlange hat eine glatte Haut; sie vermag sich jede beliebige Farbe zu geben und ihre Giftzähne unter ein harmloses Äußere zu verbergen. Meine hundert Winter schützten mich dagegen, von der Schlange getäuscht zu werden, ihr die Hand zu drücken, meinen Tabak mit ihr zu teilen und ihr Erfolg zu ihren Bemühungen zu wünschen. Die Schlange heißt Whiteleaf, sie will die Mühle kaufen, um dem jungen Laird Gelegenheit zu geben, den Sitz seiner Väter wiederzusehen. Meine Ohren sind alt und verbraucht, unten im Kanoe wachen die Ohren, die für mich lauschen. Frolic ist ein braver Krieger und ein treuer Freund; zwanzig Winter schütteten ihren Schnee auf unsere Freundschaft, ohne sie zu erkalten. Frolics Augen sind scharf, wie seine Ohren, aber meine geschlossenen Augen sehen noch weiter. Sie sehen die Geister der Verstorbenen; sie sehen weit in die Zukunft. Wer vermöchte vor Frolic und Rob MacLeary etwas geheim zu halten? Wir haben unter die Haut der bunten Schlange gespäht und kennen ihre Pläne — die Schlange entrinnt nicht ihrem Geschick, und der junge Laird soll wieder sein eigener Herr werden."

Nach dieser mit großer Lebhaftigkeit gesprochenen Einleitung schwieg Rob eine Weile. Die leichte Röte, die sein gerunzeltes Antlitz überzogen hatte, trat zurück, und seine Augen mit ruhigerem Ausdruck auf den erstaunten Fortis richtend, fuhr er noch eindringlicher fort, sich mit besonderer Vorliebe in seiner Rede indianischer Bilder und Vergleiche bedienend:

„Innerhalb dreier Sonnenläufe wird die Jacht der Mühle hier eintreffen, um den hellockigen Fremdling an die Seite seiner strahlenden Sonnenblume zu führen. Der finstere Barrow stellt die Segel und führt das Steuer; ein Gehilfe wird ihn nicht begleiten. Fremdling, versteht Ihr, die Hand am Steuerruder, ein Fahrzeug hart an den Wind zu drängen?" fragte er darauf den überraschten Fortis.

„Bei nicht allzu rauher See möchte es gehen," versetzte dieser, „Ihr müßt wissen, guter Freund, meine ganze Schiffahrtskunde eignete ich mir daheim auf Flüssen und Teichen an."

„Es ist wahr," nahm der Sackpfeifer wieder das Wort, „Ihr könnt es nicht erlernt haben, allein ein offener Kopf und ein mutiges Herz wissen sich in allen Lagen zu helfen. Die Jacht ist leicht zu regieren und die Übung einer Viertelstunde am Steuer wird Euch zu ihrem Meister machen. Hah! die goldlockige Tochter steuert die Jacht bei Sturm und Unwetter! Und Ihr? Eure Augen gefallen mir, Euer Gesicht gefällt mir; es sind bekannte Züge, und die Sonnenblume ist nicht blind dafür. Seid Ihr im Besitz von Waffen?" fragte er dann, plötzlich wieder abbrechend.

„Gewiß," antwortete Fortis, „sie liegen wohlverpackt in meinem Koffer, bis jetzt habe ich die Notwendigkeit noch nicht erkannt, sie hervorzusuchen. Wer könnte wohl ein Interesse daran haben, mir feindlich zu begegnen?"

„Wir werden das sehen," entgegnete der Sackpfeifer, der, je mehr er sich in die Unterhaltung vertiefte, auch ruhiger in seinem Wesen wurde, „zuerst aber antwortet mir aufrichtig: Wenn die goldlockige Tochter Euch ruft, werdet Ihr dem Rufe Folge leisten?"

„Ohne Zweifel; mich hält nichts auf dieser Insel, als die Hoffnung, Miß Eva noch einmal zu begegnen," erwiderte Fortis rückhaltlos.

„Ich dachte mir, daß es so sein würde. Werdet Ihr aber auch dem Rufe Folge leisten, wenn Ihr durch Gefahren zu gehen habt?"

„Wenn sie mich ruft, komme ich, und drohte mir hundertfacher Tod."

Der Sackpfeifer reichte Fortis die dürre, knochige Hand hin.

„Ich kannte Eure Antwort, bevor Ihr sie ausspracht," sagte er sodann mit tiefem Ernst, „und so will ich Euch denn die Mittel angeben, durch die Ihr die Gefahren mit Leichtigkeit abzuwenden vermögt."

„Gefahren? Woher sollten mir Gefahren drohen?" fragte Fortis gespannt.

„Von daher, von woher Ihr sie am wenigsten erwartet; doch davon später. Der finstere Bootsmann wird in den nächsten Tagen und zwar zu einer Stunde, wenn der Wind die See aufrührt, vor Euch erscheinen. Er wird Euch auffordern, mit nach der Mühle zu kommen, um, so lange es Eure Zeit gestattet, da zu verweilen. Die Jacht wird an der Landungsbrücke liegen, zu Eurer Aufnahme bereit. Ihr geht auf das Anerbieten ein, doch bevor Ihr Eure Sachen abschickt, gebraucht die Vorsicht, Eure Pistolen heimlich zu Euch zu stecken. Sie müssen gut geladen sein, damit sie im entscheidenden Augenblick nicht versagen. Beim Einsteigen in die Jacht wird der Bootsmann Euch bitten, auf der Steuerbank Platz zu nehmen und das Ruder zu führen, damit er ungestört die Segel stellen könne. Tut nach seinen Worten, Fremdling, setzt Euch ohne Widerrede auf die Steuerbank und macht Euch vertraut mit der Führung des Fahrzeugs.

„Bis um die Insel herum stört Euch niemand. Dann aber, wenn die Jacht die Richtung auf die ferne Bucht zu genommen hat, wird der heimtückische Barrow Euch auf-

fordern, ihm das Steuer zu überlassen und dafür den bequemeren Posten bei den Segeln einzunehmen.

„Wenn Euch Euer Leben lieb ist, wenn Euch die Ruhe der goldlockigen Tochter am Herzen liegt, so antwortet, daß Euch das Steuern besser gefalle; um Eure Worte zu bekräftigen, zieht die Pistolen hervor und legt sie neben Euch. Sollte er dennoch auf seinem Willen beharren, so sagt ihm nur: ‚Liegt der grüne Deutsche erst über Bord, so müßte der Teufel ihm die Flossen eines Haifisches eingesetzt haben, wollte er schwimmend die Küste erreichen,‘ und Ihr werdet die Wirkung sehen. Auf alle Fälle laßt den Schurken nicht in Eure Nähe kommen. Behaltet ihn scharf im Auge und beobachtet die Vorsicht, bevor es überhaupt so weit kommt, Euch die Lage der Mühle genau bezeichnen zu lassen. Ihr braucht dann nicht aus Eurem Kurs zu weichen. Sollte er die Segelleinen lösen oder durchschneiden, um im Augenblick der Verwirrung Herr über Euch zu werden, so schießt ihn ohne Bedenken nieder; ich weiß, was ich weiß, und kein Haar soll Euch deshalb gekrümmt werden.“

„Das klingt wunderbar,“ versetzte Fortis mit dem Ausdruck des Unglaubens, „Leute, die mich kaum einmal in ihrem Leben gesehen haben, sollten sich bewogen finden, mir nach dem Leben zu trachten?“

„Diesen Einwand habe ich erwartet,“ entgegnete der Sackpfeifer ernst, „ich wußte, Ihr würdet meine Angaben bezweifeln.“

„Sie erscheinen mir zu seltsam, um nicht an die Möglichkeit eines Irrtums zu denken,“ erwiderte Fortis, und als er einen Zug der Unzufriedenheit auf dem Antlitz des Greises entdeckte, fügte er begütigend hinzu: „aber ich danke von Herzen für diesen Beweis Eurer freundlichen Gesinnungen und ich verspreche Euch, Ihr sollt mich nicht vergebens gewarnt haben. Ich werde Eurer Worte gedenken und beständig auf meiner Hut sein.“

„Weiter ist nichts nötig; die Wahrheit meiner Worte beweist sich von selbst, wenn Ihr um die Insel herumgesegelt sein werdet und Barrow Euch vorschlägt, ihm den

Platz am Steuer einzuräumen. Vergeßt nicht: ‚Liegt der grüne Deutsche erst über Bord — — — —‘“.

Fortis wiederholte laut die ihm vorgesprochenen Worte. Der Sackpfeifer nickte zustimmend, und dann fragte Fortis, welche Bewandtnis es mit diesem geheimnisvollen Ausspruch habe.

Der Sackpfeifer schob seine langen Glieder in eine andere Lage, starrte eine Weile zum Himmel hinauf, dann wendete er sich mit lebhafter Bewegung Fortis wieder zu:

„Zwei Gespräche habe ich gehört; ich habe sie gehört mit vier Ohren, denn Frolic und ich sind eins. Das erste Gespräch drang durch eine Wand, nicht dicker als die schwächsten Bretter, die auf der Mühle geschnitten werden. Es wurde geführt zwischen dem jungen Laird MacIvor und der goldlockigen Eva. Sie sprachen nicht miteinander wie Geschwister, die nach langer Trennung sich wiedergefunden haben, nein, seine Worte klangen rauh und hart, und die ihrigen waren die der verletzten Unschuld.“

„Um Gottes willen, guter Freund, Ihr seid so dunkel in Euren Andeutungen,“ versetzte Fortis heftig erregt, „und dann bezieht Ihr Euch auf einen Bruder, dessen die beiden Damen mir gegenüber nie gedachten. Aber sagt, waren die Gespräche derart, daß Ihr sie, ohne Rücksichten zu verletzen, mir mitteilen dürft?“

„Ich darf es und ich will es,“ antwortete der Greis, „denn beide Unterhaltungen betrafen vorzugsweise Eure Person. Den Anfang der ersten vernahmen wir nicht; als Bruder und Schwester in das Zimmer traten, wo sie sich fern von allen Zeugen glaubten, hatten Frolic und ich uns schon vor Stunden in das Nebengemach geschlichen, um Whiteleaf zu belauschen. Ich traute der Schlange nicht und wollte mehr von ihr kennen lernen. Von Whiteleaf sahen wir indessen nichts, allein ich wußte, daß unsere Mühe nicht unbelohnt bleiben würde.

„Teuerste Schwester,“ sagte der Bruder, sobald sie eingetreten waren und die Tür hinter sich angelehnt hatten — es war im Gartenhause, wohin sonst die Damen nur an

heißen Sommertagen sich begeben — „ich habe dich hierher geführt, um noch einmal auf unsere frühere Unterredung zurückzukommen. Niemand stört uns hier; wir mögen uns daher offen und vertrauensvoll gegeneinander aussprechen. Dein letztes Wort war, daß du unweigerlich auf deiner Weigerung beharrst, meinem Freunde, dem treuesten Freunde unserer ganzen Familie, deine Hand zu reichen."

„Ich beharre darauf und werde darauf beharren, so lange mir die Kraft bleibt, das Wort n e i n auszusprechen," entgegnete das Kind entschieden, jedoch nicht unfreundlich; „du nennst ihn zwar den Freund unserer Familie, wie aber kann er unser Freund sein, wenn er nicht aufhört, mich mit seinen Anträgen zu verfolgen, mich, die ich ihn erst seit wenigen Tagen kenne? Wie kann er unser Freund sein, wenn er kaltblütig darauf dringt, daß ich durch ihn unglücklich werden soll? Wodurch hält er sich überhaupt für berechtigt, in solcher Weise in unserem Hause aufzutreten? Der Umstand, daß er unsere Besitzung zu kaufen wünscht, kann ihm nie das Recht dazu geben. Und unsere Mutter, wenn sie eine Ahnung von den Plänen hätte, mit denen Whiteleaf sich herumträgt, würde sie ihm den längeren Aufenthalt in ihrem Hause gestatten? O, Fortesquieu, es ist nicht edel von dir, daß du dich auf die Seite Whiteleafs schlägst, trotzdem du weißt, daß ich durch einen solchen Schritt namenlos elend würde. Wie habe ich es mir so ganz anders vorgestellt, unter dem Schutze eines Bruders zu leben!"

„Das sagte das arme Kind, und dann weinte es. Der junge Laird aber suchte durch freundliches Zureden das Mädchen zu beruhigen, und nahm dann das Gespräch wieder auf:

„Wenn dir nun die Gewißheit würde, daß unsere Mutter sich mit Whiteleafs Plänen einverstanden erklärte, würdest du auch dann noch auf deiner Weigerung beharren?"

„Auf alle Fälle und trotz aller Fürsprache weigere ich mich, Whiteleafs Gattin zu werden," gab das mutige Kind zur Antwort.

„So teile mir wenigstens deine Gründe mit," versetzte darauf der Bruder ziemlich ungeduldig.

„Und was entgegnete Miß Eva?" fragte Fortis, der bei diesen Enthüllungen seinen Ohren kaum zu trauen wagte.

„Was das Kind antwortete, Fremdling? Ihr solltet doch wissen, was die goldlockige Tochter mit dem edlen Gemüt nur antworten konnte. Sie sagte ihm, wie's einer echten MacIvor geziemte, daß ihr Herz schon gewählt habe und nicht mehr frei sei; und als er mit schrecklich veränderter Stimme nach dem Namen des Glücklichen fragte, da wies sie nach Mackinaw hinüber. Sein Name ist mein Geheimnis, rief sie aus, aber er weilt nahe genug, um sich binnen kurzer Frist dir vorstellen zu können. Er soll kommen, du sollst ihn kennen lernen, und dann, ja dann will ich es deinem brüderlichen Herzen anheimstellen, statt meiner zu entscheiden, ohne daß ich befürchte, deine Wohl möchte gegen mein Lebensglück ausfallen."

„Wie lautete seine Antwort? Was sagte er zu der offenen Erklärung Evas und zu ihren großmütigen Worten?" fragte Fortis, der vor Entzücken kaum noch zusammenhängend zu denken vermochte.

„Was er sagte?" wiederholte Rob schwermütig, „o, er durfte wohl nur an das Interesse seines falschen Freundes denken. Die Entdeckung, daß seine Schwester nicht mehr frei sei, schien den jungen Laird vollständig niederzuschmettern.

„Endlich, nachdem er einige Male, wie von den furchtbarsten Zweifeln gefoltert, in dem kleinen Gemach auf und ab gegangen war, schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein. Er öffnete die nach dem Garten hinausführende Tür und spähte nach der Mühle hinüber. Als er niemand, von dem er eine Störung zu befürchten gehabt hätte, bemerkte, prüfte er die nach dem Bretterverschlage führende Tür, und als er diese ebenfalls sicher verschlossen fand, trat er wieder vor seine Schwester hin. Mit bebender Stimme, aber gütigen Worten bat er sie, Platz zu nehmen; er setzte

sich dann neben sie, so daß beide mit dem Rücken an die Bretterwand gelehnt saßen, hinter der Frolic und ich lauschten.

„Nach einigem Zögern begann er endlich von seiner Vergangenheit zu erzählen. O, es war eine traurige Geschichte, und mein altes Herz hätte sich umkehren mögen vor Kummer, indem ich bedachte, daß es ein MacIvor war, der nur wenige Zoll von mir seine namenlosen Leiden der treuen Schwester klagte. Seine Worte wiederhole ich nicht; mögen sie der Vergessenheit anheimfallen und nie wieder gehört werden. Nur das sage ich: er sprach von seiner unbewachten Jugend, von seinen Anlagen zum Leichtsinn, von Taten, die er gern ungeschehen machen möchte, und endlich auch von Whiteleaf, der sich in der größten Not seiner erbarmt und ihn vom Untergange gerettet habe. Er nannte ihn einen edlen Menschen, in dessen Händen das Glück seiner teuren Schwester am sichersten bewahrt werde und dem die ganze Familie auf ewig verpflichtet sei — o, der arme Laird! Die Worte kamen nicht aus seinem Herzen, allein er glaubte, nicht anders handeln zu dürfen; zu fest hielt der Verräter ihn in seinen Krallen! Dann überhäufte er sich selbst mit bittersten Vorwürfen und gestand, daß er die Güte Whiteleafs unverantwortlich mißbraucht und sich tief in Schulden gestürzt habe. Er beteuerte sogar, daß dieser nicht nur ihn in jedem Augenblicke ruinieren, sondern auch die ganze Familie von ihrem Besitztume forttreiben könne, daß aber die Zukunft aller, namentlich Evas, in glänzendster Weise gesichert sei, wenn sie sich dazu entschließe, Whiteleaf zu heiraten und Herrin und Gebieterin der Mühle und aller dazu gehörenden Ländereien zu werden.

„Wie Whiteleafs Großmut und des jungen Lairds Liebe zu seiner Schwester sich mit dem Plane, das arme Kind zu opfern und elend zu machen, vereinigen lassen, begreife ich nicht; vielleicht bin ich zu alt dazu. Whiteleafs Großmut kann nichts anderes sein, als eine versteckte Schurkerei, und des jungen Lairds Liebe zu den Seinigen? O, der Ärmste hat viel von dem wahren Geiste eines richtigen MacIvor

verloren — aber es ist nicht seine Schuld — oder er würde den Mut besitzen, die verderblichen Banden zu zerreißen und den ihm aus einem solchen Verfahren entspringenden Schwierigkeiten zu begegnen. Und dabei besitzt er dennoch den Stolz eines MacIvor, und Tag und Nacht träumt er von dem Stammsitze seiner Vorfahren. Er will fort; er möchte dem verderblichen Einfluß entrinnen und glaubt ihm für die Zukunft jede Wirkungskraft zu rauben, wenn er das goldlockige Kind mit der Schlange vereint.

„Armer junger Mann!" schloß der Sackpfeifer seine trüben Betrachtungen.

„Und Eva, Miß Eva, was sagte sie auf die frevelhaften Forderungen ihres Bruders?" fragte Fortis mit fieberischer Hast.

„Was die goldlockige Tochter sagte? Sie tröstete den schwachen Bruder in liebevollster Weise; sie versprach ihm, daß der Schleier der Vergessenheit über Geschehenes gedeckt werden solle, und stellte endlich ihren ganzen Anteil an dem Erbe ihres Vaters zu seiner Verfügung, damit er in den Stand gesetzt werde, die Verpflichtungen, die ihn so schwer bedrückten, zu lösen. ‚Und müßte ich als Bettlerin unsere teure Heimat verlassen, müßte ich Hand in Hand mit dir und unserer guten Mutter obdachlos das Weite suchen, so würde ich das alles als eine Gnade ansehen gegenüber einer Verbindung mit Whiteleaf!'"

„Und wohin würdest du dich wenden, um den Vorwurf: alle die Deinigen unglücklich gemacht zu haben, von dir abzuwälzen?" — fragte darauf der junge Laird so heftig, daß es mir wie ein glühendes Messer in die Seele drang.

„Deine Worte nehmen den Ausdruck einer Drohung an," antwortete das goldlockige Kind furchtlos; „o Fortesquieu, sind das die Worte eines Bruders? Aber offen, wie du mich fragst, will ich dir antworten: Zunächst würde ich meine Schritte nach der Insel Mackinaw lenken, nach Mackinaw, wo jemand lebt, dem ich auch als heimatlose Bettlerin gut genug wäre —"

„Das sagte sie?“ rief Fortis, von seinen Gefühlen überwältigt, aus, und krampfhaft ergriff er die Hand des Greises.

„Ja, das sagte sie, und ich sehe, daß das gute Herz sich nicht täuschte,“ antwortete der Sackpfeifer mit einem milden Lächeln.

„O, Dank, Dank für diese Mitteilungen!“ rief Fortis auf dem Gipfel seines Glücks. „Nein, die Teure hat sich nicht getäuscht, und habe ich auch nicht frei mit ihr gesprochen, so hat sie doch in meinem Herzen gelesen. Ich fühle mich stark genug, sie heute noch um die Erlaubnis zu bitten, mich als berechtigter Beschützer ihr zur Seite stellen zu dürfen — ja — heute noch, sogleich! Dort unten liegt das Kanoe, keine Minute wollen wir zögern!“

„Halt, junger Mann!“ versetzte der Sackpfeifer, und zugleich hielt er Fortis, der aufspringen wollte, mit einer bei seinem hohen Alter unerwarteten Kraft zurück, „nicht heute, nicht morgen dürft Ihr auf der Mühle erscheinen, nur dann erst ist der günstige Zeitpunkt, wenn man nach Euch schickt. Die feindlichen Anschläge müssen erst weiter reifen, denn mit Eurem Erscheinen ist noch lange nicht alles abgetan. Auch der junge Laird muß gerettet und der Notar ganz bloßgestellt werden, und das ist nur möglich, wenn wir neue, unumstößliche Beweise seiner Schuld beibringen, wenn Ihr auftreten und ihn des Mordversuchs an Eurer Person zeihen könnt. Ihr müßt daher die Fahrt in der von Barrow geführten Jacht antreten; Ihr müßt Euch überzeugen, daß meine Warnung auf keinem Irrtum beruhte, und dann, nur dann vermögt Ihr mit Nachdruck zu wirken.“

„Also der Notar, den Ihr Whiteleaf nanntet, wünscht mich aus dem Wege zu räumen?“ fragte Fortis, der jetzt keine Zweifel mehr in des Sackpfeifers Worte setzte, was kann ihn bewegen, mich, einen Fremden, den er noch nie sah, feindlich zu verfolgen?“

„Und das fragt Ihr noch?“ entgegnete der Greis mit eigentümlich väterlichem Wohlwollen, „begreift Ihr nicht, daß der arme, irregeleitete junge Laird ihm das Resultat seiner Unterredung mit Eva mitteilte? Begreift Ihr nicht,

daß der Notar in Euch das einzige Hindernis seiner Bewerbung um die schöne Braut erkennt und Euch auf wenig auffällige Art zu beseitigen wünscht? Denn wer wird sich darum kümmern, wenn ein unbekannter Fremdling auf einer Seefahrt aus Unvorsichtigkeit über Bord fällt? Doch rückt näher zu mir heran, denn manches habe ich noch zu erzählen, was zu wissen Euch not tut. Ich habe zwar so viel gesprochen, wie seit Jahren nicht, aber ich kann noch länger sprechen, wenn es sein muß — und es muß sein.

„Mein eigen Fleisch und Blut, eines unnatürlichen Todes gestorben, ist längst vermodert; der Stamm der Mac-Ivors aber hat einen neuen Schößling getrieben, der gestützt und gehalten werden muß, damit die heraufziehenden Wetter ihn nicht wieder zersplittern."

Dreißigstes Kapitel.

Frühlingsjubel.

Fortis, im Geiste zu sehr mit Evas trauriger Lage beschäftigt, um den letzten geheimnisvollen Andeutungen des Sackpfeifers noch besondere Aufmerksamkeit zu schenken, ließ sich wieder auf seinen Sitz nieder. Der lange Rob starrte, wie um sein Gedächtnis aufzufrischen, eine Weile ins Leere, und fuhr dann mit seiner Erzählung fort:

„Als das wackere Mädchen in so unzweideutiger Weise seinen Entschluß kundgetan hatte, stieß der junge Laird einen Fluch aus, wie ich ihn aus dem Munde eines Mac-Ivor noch nie hörte — der Bedauernswerte, es ist nicht seine Schuld, daß seine Lippen und Ohren sich an dergleichen gewöhnen mußten — doch in demselben Augenblicke bereute er auch schon, sich so wenig beherrscht zu haben. Er bat inständig um Verzeihung und entschuldigte sich damit, daß die Nichterfüllung seines Lieblingswunsches ihn in diese tolle Aufregung versetzt habe. Liebevoll tröstete das goldlockige Kind den unglücklichen Bruder, und unter

Tränen bat sie ihn, von den vereinigten Bemühungen der ganzen Familie das Beste zu hoffen. Er dagegen wies allen Trost mit Härte zurück und forderte als Beweis ihrer schwesterlichen Zuneigung, daß sie dem Notar eine Zusammenkunft gewähre und ihm selbst ihren Entschluß mitteile. Die Gute ging darauf ein, und dann entfernten sie sich schweigend.

„Frolic und ich waren unentdeckt geblieben. In dem Glauben, daß die beschlossene Zusammenkunft mit dem Notar noch an demselben Tage und vielleicht in dem Gartenhause stattfinden würde, verließen wir unser Versteck nicht, sondern hielten bis gegen Abend Wache. Aufmerksam spähten wir nach dem Hause hinüber, von woher die Erwarteten erscheinen mußten; doch wir fanden uns getäuscht. Wir waren eben im Begriff hinauszuschleichen, als Frolic den Notar entdeckte, wie er aus der Hintertür des Hauses heraustrat und, nachdem er eine Weile vorsichtig um sich gespäht hatte, an das Flüßchen hinunterging. Am Ufer angekommen, folgte er dem Wasser stromabwärts. Er schien sich in der frischen Abendluft ergehen zu wollen.

„Von Mißtrauen erfüllt, verließen wir unser Versteck und gelangten auf einem Umwege an eine Stelle, von der aus wir unbemerkt dem Notar nachblicken konnten. Es wurde schnell dunkel; wir durften ihm also, ohne Furcht vor Entdeckung, langsam nachfolgen. Er ging immer weiter, bis er endlich die Bretterhütte erreichte, wo der Bootsmann Barrow wohnt.

Die Jacht lag der Hütte gegenüber in der Mündung des Flusses. In der Hütte brannte ein Feuer und das uns zugekehrte Fenster war erleuchtet; doch zweimal schlich Whiteleaf um die Hütte herum, ehe er Einlaß begehrte.

„Dicht unter dem Fenster legten wir uns nieder, um zu lauschen. Whiteleaf und Barrow hatten in der Nähe des Fensters Platz genommen, ohne Zweifel, um gelegentlich hinaus zu schauen und nicht von einem zufällig Vorübergehenden in ihrer Unterhaltung überrascht zu werden. Wir waren ihnen also nahe genug, um ihre Stimmen zu

vernehmen und fast jedes ihrer Worte durch die dünne Bretterwand hindurch zu verstehen.

„Anfangs sprach der Notar nur in allgemeinen Redensarten und schien sich von der Gesinnung Barrows überzeugen zu wollen. Doch nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde, und nachdem beide erkannt haben mochten, daß einer den anderen nicht zu fürchten brauche, änderte sich die Unterhaltung, und Worte wurden gewechselt, so teuflisch und verräterisch, daß ich sie, und wäre mir ein zweites Jahrhundert beschieden, nie vergessen würde.

„Was hindert Euch, eine Summe Geldes zu verdienen, groß genug, um eine Jacht zu kaufen, wie die da draußen auf dem Flusse," hörten wir Whiteleaf mit lauter Stimme fragen.

„Was mich hindert?" rief Barrow mürrisch, „weiter nichts, als daß ich nicht weiß, woher ich das Geld dazu nehmen soll.

„Das ist allerdings mißlich, doch vielleicht könnte ich Euch ein Mittel nachweisen, wenn Ihr mich nur verstehen wolltet.

„Aha, meinte Barrow, ich merke, woher der Wind weht: es handelt sich um eine Geschichte, durch die man in des Teufels Küche gelangen kann! Ich verstehe Euch so halb und halb, Mr. Whiteleaf, drückt Euch indessen immerhin deutlicher aus, wir sind hier unter uns, und die alte Bretterbude hat keine Ohren.

„Nach längerem Schweigen begann der Notar wieder: Hört, Mr. Barrow, Ihr werdet in den nächsten Tagen aufgefordert werden, einen Fremden in der Jacht von Mackinaw herüber zu holen. Wäret Ihr nun wohl imstande, die Jacht ohne andere Beihilfe hinüber und herüber zu führen?

„Warum nicht? Das heißt, wenn der Huron nicht allzu rauh ist, lautete des Bootsmanns Antwort, soll ich damit etwa das Geld verdienen?

„Whiteleaf schien diese Frage nicht zu beachten und fuhr fort: Könnte auf der Fahrt von Mackinaw hierher ein Fremder, ein lumpiger Deutscher, wohl über Bord fallen?

„Mit einem eigentümlichen Pfiff, zum Zeichen seines Verständnisses, und einem widerwärtigen Fluche schlug Barrow mit der Faust auf den Tisch, daß die ganze Hütte bebte, und dann rief er: Warum kommt Ihr nicht gleich mit der Sprache heraus? Ihr wünscht, daß der lumpige Deutsche, wahrscheinlich derselbe Bursche, der mit den jungen Ladies kam und am liebsten gleich mit ihnen gefahren wäre, die Insel wohl verlasse, aber niemals die gesegnete Mühle erreiche?

„Wir hörten Whiteleaf nicht antworten, doch nahm ich an, daß er durch Gebärden diesen Wunsch bestätigte, denn der schurkische Barrow lachte wie alle böse Geister der Hölle und schrie: Was braucht's da so vieler Worte! Mit dem Deutschen wollen wir schon fertig werden. Aber zuerst die Hälfte von dem Lohn, und nach getaner Arbeit den Rest!

„Gut, antwortete der Notar, aber sagt mir zuerst, wie Ihr es anfangen wollt, damit ich sehe, daß Euer Plan — ich sage: Euer Plan — ausführbar ist, und ich bin bereit, auf Eure Forderungen einzugehen.

„Toller und giftiger lachte der Bootsmann jetzt und rief: Herr! ich durchschaue Euch bis ins Herz hinein! Der Deutsche ist Euch bei der jungen Miß ins Gehege gekommen; ich sah es schon, als sie auf Mackinaw Abschied voneinander nahmen, und Ihr wünscht den gefährlichen Bewerber los zu sein. Verdammt! Ein schmucker Bursche, der junge Deutsche, ganz dazu geschaffen, ein altes Aktengesicht aus dem Herzen eines jeden Mädchens zu verdrängen!

„Als Barrow sich an dem Eindruck, den seine Worte auf den Advokaten gemacht, geweidet hatte, fuhr er fort: Ihr bezweifelt wohl die Ausführbarkeit unseres gemeinschaftlichen Plans, Mr. Whiteleaf? — ich sage gemeinschaftlichen Planes. — Oho! da kennt Ihr den Barrow schlecht. Für Geld kann man den Teufel tanzen, und auch wohl einen gesunden Deutschen zur Hölle fahren sehen! Also merkt auf. Ich werde abgeschickt, um den schmucken Burschen herüberzuholen. Ich suche ihn auf, finde ihn, und

eine halbe Stunde später besteigen wir die Jacht. Er ist ein gefälliger Bursche und auf meine Bitte wird er gewiß so lange das Steuer nehmen, bis wir um die Insel herum sind und in das offene Fahrwasser kommen. Dort nun, wo auf der geraden Bahn die Segel keiner sonderlichen Aufmerksamkeit mehr bedürfen, wäre es unhöflich, den jungen Gentleman am Steuer sitzen zu lassen, während ich selbst feiere. Auf meinen Vorschlag tauschen wir also die Plätze; ich setze mich ans Steuer und er setzt sich auf die Luvbordbank. Kann ich nun dafür, wenn er sich nicht mit Händen und Füßen anklammert?

Kann ich dafür, wenn meine Hände aus Versehen das Steuer nach Backbord drehen und die Jacht nach Lee herumgeworfen wird? Kann ich dafür, wenn die Segelstange von lee nach luw herumschlägt und dem unvorsichtigen Passagier den Hirnschädel eindrückt oder ihn über Bord wirft? Und liegt er erst über Bord, müßte ihm der Teufel die Flossen eines

Haifisches eingesetzt haben, wollte er schwimmend die Küste erreichen!"

Als der Sackpfeifer seine Erzählung schon lange beendigt hatte, starrte Fortis noch immer regungslos auf die farblosen, eingefallenen Lippen des Greises hin.

„Was wäre aus mir geworden, ohne Eure Warnung?" brach er endlich das Schweigen, und ein Schauder durchrieselte ihn, „guter Freund, Ihr habt mir so viel aufrichtige Teilnahme bewiesen, daß ich blindlings Euern Ratschlägen Folge leiste. Da ich die Gefahr kennen gelernt habe, ist sie für mich keine mehr."

„Ich sehe, Ihr habt ein mutiges Herz, und seid würdig der Liebe einer MacIvor. Glück auf denn, Fremdling; drüben auf der Mühle sehen wir uns wieder; aber merkt Euch: um Euretwillen, um des goldlockigen Kindes willen bitte ich Euch: Wo Euch nur immer eine Botschaft von mir erreichen und was sie auch fordern mag, kommt ihr augenblicklich nach und vergeudet keine Minute mit nutzlosem Überlegen. Der alte Rob wacht über das Haus MacIvor."

Bei diesen letzten, mit Verzückung gesprochenen Worten erhob er sich mit feierlicher Würde, warf sein Instrument über die Schulter und ging ohne Abschiedswort.

Fortis blickte dem ehrwürdigen Greise tiefbewegt nach, bis er ihn auf einem mächtigen Felsblock gewahrte, wo er, das Antlitz dem See zugewendet, sein Instrument mit Luft füllte. Zu dem darauf vernehmbaren schnarrenden Grundakkord gesellte sich bald eine schwermütige Melodie.

„Wer hätte geglaubt," sprach Fortis leise für sich, indem er sich langsam heimwärts wandte, „daß mir, dem namenlosen Fremdlinge, hier des Lebens höchstes Glück erblühen würde? Evchen, du gutes, herziges Evchen, nicht eine Stunde opfere ich mehr der undankbaren Aufgabe, einem leeren Schatten nachzujagen!"

Er hätte aufjauchzen mögen, vor nie geahntem Entzücken.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Furien erwachen.

Wenn die Kunde von dem plötzlichen Auftauchen des jungen MacIvor, des einzigen Sohnes des verstorbenen und als begütert bekannten Mühlenbesitzers noch nicht in weiteren Kreisen verbreitet worden war, so hatten doch alle, die in näherer Beziehung sowohl zu der Familie selbst, als auch zu dem Geschäftsbetriebe der Mühle standen, sich an den Gedanken gewöhnt, daß die Besitzung, wenigstens vorläufig, in den Händen eines MacIvor bleiben werde. Mit einer gewissen Spannung sah man der endgültigen Regelung zwischen der Mutter und den Geschwistern entgegen. Daß der junge MacIvor lange auf der Mühle wohnen werde, bezweifelte man aber. Einesteils schienen seine Neigungen einer so abgeschiedenen Lebensweise nicht zu entsprechen, anderenteils waren schon dunkle Gerüchte in die Öffentlichkeit gelangt, die sich auf einen bevorstehenden Verkauf bezogen.

In dem Betriebe der Mühle trat indessen dadurch keine Änderung ein. Der junge angehende Besitzer konnte oder wollte nicht in den regelmäßigen Geschäftsgang eingreifen, und so klapperten, knirschten, stöhnten, dampften und stäubten die Sägewerke und die Kornmühle ununterbrochen in ihrer alten Weise fort, daß es eine Freude war.

Im allgemeinen war der junge Laird schweigsam, gegen seine Untergebenen sogar herrisch; nur gegen seinen Leibdiener Dougal benahm er sich herablassender und mit einer gewissen Freundlichkeit, die dieser jedoch nicht zu würdigen schien. Eine besonders gütige Anrede des Lairds hatte von seiner Seite gewöhnlich eine brutale Vertraulichkeit zur Folge, und wurde diese gebührenderweise zurückgewiesen, so bestand die Antwort des störrischen Dieners in einem Achselzucken, einem leise gemurmelten Fluche, oder auch in einem Anfall sklavischer Unterwürfigkeit.

An dem Tage, an dem der lange Rob mit seinem Freunde Frolic den Ausflug nach der Insel Mackinaw unternommen hatte, schien ein besonders freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Herrn und dem Diener zu bestehen. MacIvor gab vor, dem Sackpfeifer einen Besuch abstatten zu wollen, und forderte Dougal auf, ihn zu begleiten. Dougal war auch augenblicklich bereit, um so mehr, als ersterer darauf hinwies, daß Whiteleaf in der Gesellschaft der Damen zurückbleiben wolle und sie also ungestört sein würden. Daß der Sackpfeifer nicht zu Hause sei, wußte Dougal freilich nicht. Denn MacIvor war vielleicht der einzige, der am frühen Morgen des vorhergehenden Tages die beiden Gefährten bemerkt hatte, wie sie in ihrem Kanoe heimlich aus der Mündung des Flusses in die Bucht hinausschlüpften und dann mit eiligen Ruderschlägen das Weite suchten.

Kurz vorher, ehe er Dougal zu dem Spaziergange aufforderte, hatte MacIvor sich nach der Stelle hinbegeben, wo Frolic sein leichtes Fahrzeug im fast undurchdringlichen Gestrüpp zu verbergen pflegte, um sich zu überzeugen, daß die beiden alten Sonderlinge noch nicht zurückgekehrt seien. Und doch, obgleich er wußte, daß er den langen Rob nicht treffen würde, äußerte er jetzt das Verlangen, ihn zu sehen und zu sprechen, und zwar mit einer solchen Unruhe, daß der scharf beobachtende Dougal auf den Verdacht kam, irgendeine hochwichtige Angelegenheit sollte verhandelt und besprochen werden, in der er selbst vielleicht eine Rolle spielen könnte.

Herr und Diener verließen im besten Einvernehmen die Mühle. MacIvor schwang mit erzwungenem Ausdruck geistiger Ruhe ein leichtes Stäbchen und guillotinierte gelegentlich in seinem Bereich befindliche, noch vom vorigen Jahre herrührende Distel- und Klettenköpfe, wogegen Dougal seine heitere Gemütsstimmung sogar durch das leise Absingen eines heimatlichen Liedes bekundete, das den Ruhm eines kühnen Straßenräubers verherrlichte.

Das Puffen und Klappern der Mühle schallte nur noch

gedämpft und leise zu ihnen herüber, als Dougal die Unterhaltung eröffnete.

„Mein lieber, kleiner Laird," hob er mit einer bis zur Unverschämtheit entstellten Vertraulichkeit an, „mögen meine Augen verdammt sein, wie die Seele Mutter Carrys, wenn dies nicht eine gute Gelegenheit ist, endlich einmal ein vernünftiges Wort mit Euch zu reden."

MacIvor blickte starr gerade aus, sein Gesicht war todenbleich; es war, als ob er sich scheute, den Kopf nach rechts oder links zu wenden.

„Habt Ihr nicht täglich Gelegenheit, so vernünftig mit mir zu reden, wie es nur immer in Euern Kräften steht?" fragte er mit erzwungener Ruhe.

„Nein, Sonny," antwortete Dougal barsch, „was hilft mir alles Reden, wenn eine dritte Person zugegen ist? Für das, was ich Euch zu sagen habe, gebrauche ich keine Zeugen; Euch möchten sie ebenso unwillkommen sein, wie mir."

„So sagt, was Ihr wollt, Dougal; ich errate schon, Ihr braucht wieder Geld?"

„Verdammt! Ist wohl ein großes Kunststück, das zu erraten, wenn Ihr wißt, daß ich in den letzten vierzehn Tagen nicht einen Cent aus Euern Händen empfing!"

„Gab ich Euch nicht vor vierzehn Tagen zweihundert Dollars? Ihr könnt das Geld unmöglich ausgegeben haben."

„Nicht fünf Dollars habe ich davon ausgegeben; nur gerade so viel, wie notwendig war, um 'ne Kleinigkeit Tabak zu kaufen und meinen Durst mit etwas besserem, als kaltem Wasser zu löschen."

„Wozu also wieder Geld?"

„Zum Teufel! Ich denke so, wie Ihr; ich meine nämlich, ich denke an die Zukunft. Ihr laßt den einfältigen Notar bezahlen, und ich halte mich wieder an Euch. Hahaha! Die einfältige Vogelscheuche spielt ja mit dem Gelde, als brauchte sie nur an den Strand hinab zu gehen, um sich die Taschen zu füllen."

„Ich merke davon nichts," entgegnete MacIvor, immer starrer und bleicher stromaufwärts schauend, während seine Füße mechanisch den Pfad hielten.

„Wenn ich's nur gemerkt habe, Sonny. Nach meiner Berechnung müßt Ihr schon gegen zwölftausend Dollars von ihm gezogen haben, von denen Ihr gewiß nicht viel mehr ausgegeben habt, als ich von meinen letzten zweihundert. Verdammt! Zwölftausend Dollars sind ein hübscher Notschilling, gleichviel, ob in Gold, Silber oder in guten und sicheren Papieren."

„Wer sagt, daß ich so viel Geld von Whiteleaf erhalten habe?"

„Nun nun, Sonny, immer kaltes Blut; meine Ohren sind heute noch nicht schlechter, als vor zwanzig Jahren, und wenn ich ernstlich etwas wissen will, erfahre ich's auch. Bleiben wir also dabei stehen, daß Ihr Eure zwölftausend Dollars mindestens im Trocknen habt, und daß mir noch siebenhundert an dem versprochenen einen Tausend fehlen."

„Ich leugne nicht, ich habe bedeutende Summen bezogen," versetzte MacIvor, seine Schritte beschleunigend. „allein begreift Ihr denn nicht, Dougal, daß mit diesen Summen der mir zufallende Anteil an der Erbschaft belastet wird? Oder seid Ihr etwa kindisch genug, zu glauben, Whiteleaf würde mir auch nur einen Cent ohne die genügende Sicherheit geben?"

„Genügende Sicherheit?" rief Dougal höhnisch aus, und lachte so laut, daß ringsum der Wald davon widerhallte, „schöne genügende Sicherheit! Gott verdamme mich! Belastet oder nicht belastet, Ihr habt's Geld und den Grund und Boden dazu, und hängen will ich mich lassen an der höchsten Spitze des höchsten Baumes auf dieser langweiligen Insel, wenn ich mich damit begnüge. Auch ich will mein Recht haben, und zwar binnen heute und morgen abend, und mein Recht nenne ich die vollen tausend Dollars. Sind also die letzten siebenhundert nicht bis morgen abend bezahlt, so stehe ich für nichts!"

MacIvor verfolgte eine Weile schweigend seinen Weg. Auf seinem Gesicht wechselte schnell eine tiefe Röte mit der Blässe des Todes. Endlich hatte er seine Überlegung wiedergewonnen, und anscheinend sehr ruhig antwortete er:

„Dougal, es hat nie in meiner Absicht gelegen, auch nur einen Cent von dem versprochenen Gelde Euch vorzuenthalten; halten wir nur fest zusammen, und es bleibt nicht bei den tausend Dollars. Nun aber still. Rob braucht uns nicht zu hören."

Sie schritten beide über den Hof dem alten Wohnhause zu, das in regungsloser Stille dalag.

MacIvor faßte ans Schloß der Tür, die indessen nicht nachgab, worauf er mit dem Knopf seines Stäbchens anpochte.

Keine Antwort.

MacIvor klopfte zum zweiten und dritten Male ohne bessern Erfolg, und dann erst schritt er, scheinbar sehr mißvergnügt, nach dem Fenster hin.

Dougal folgte ihm, und beide spähten in das Gemach des Sackpfeifers, bis sie endlich zu der Überzeugung gelangten, daß die Bewohner der Blockhütte ausgegangen seien.

„Halt, ich errate, wo sie sein werden," rief MacIvor, „ich entsinne mich, Frolic erhielt gestern Auftrag, ein paar Forellen zu fangen; die beiden Kameraden werden sich weiter hinauf begeben haben, wo das engere Wasser zwischen den Felsblöcken ihnen den Fang erleichtert. Ich kenne die Stelle genau, gehen wir ihnen daher nach, damit wir den Weg nicht umsonst gemacht haben; sehen muß ich den alten Rob auf alle Fälle — heute noch — denn mit Whiteleaf scheint's mir nicht recht geheuer zu sein."

Die letzten Worte sprach er schon wieder auf dem schmalen, am Flüßchen hinaufführenden Pfade, wohin ihm Dougal als treu ergebener Diener nachgefolgt war, und eilfertig gingen beide dann stromaufwärts.

Zu einer Fortsetzung der Unterhaltung kam es indessen nicht mehr; MacIvor beobachtete mehr, als gewöhnlich, die straffe Haltung eines Gebieters, während Dougal aus sei-

ner Stellung als Diener nicht herauszutreten wagte, aus Scheu, von irgendeiner gedeckten Stellung aus von dem Sackpfeifer bemerkt zu werden, in dem er für ihr Geheimnis die gefährlichste Persönlichkeit erblickte.

Die alte Mühle mit ihren verrosteten Sägen lag weit hinter ihnen. Schroffe, wenn auch nicht sehr hohe Felsen engten das Flüßchen von beiden Seiten immer mehr ein, und vielfach mußten sich die kristallklaren Fluten ihren Weg zwischen dem Geröll mühsam hindurchsuchen.

„Sie sind nicht da," sagte plötzlich MacIvor fast tonlos, bei einer kurzen Biegung des Flußtälchens stehen bleibend, und zugleich schob sich seine Hand langsam in die halbgeöffnete Weste hinein.

„Wer?" fragte Dougal, der durch diese Anrede aus seinen Träumen wachgerufen wurde.

„Nun, wer anders, als Rob und Frolic?"

„Dann müssen wir sie eben anderswo suchen," meinte Dougal verdrossen, zugleich richtete er aber auch seine Blicke fest auf den Laird, der sich ihm halb zugewendet hatte.

Der Ausdruck in dessen Gesicht schien ihn zu befremden und unwillkürlich hob er schon den Fuß, um einen Schritt zurückzutreten.

„Und dennoch sind sie da!" rief MacIvor jetzt mit halb erstickter Stimme aus und wies mit dem in seiner linken Hand befindlichen Stäbchen stromaufwärts.

Dougal folgte mechanisch mit den Augen der angedeuteten Richtung; gleichzeitig fuhr aber auch MacIvors rechte Hand aus der Weste hervor; einen Augenblick funkelte ein breitklingiges Bowiemesser im Sonnenschein, und ehe Dougal, die furchtbare Gefahr erkennend, zurückspringen konnte, steckte der scharfe Stahl bis ans Heft in seiner Brust.

„Sonny!" rief Dougal mit entsetztem Ausdruck, und seine Augen traten weit aus ihren Höhlen hervor, während er MacIvor am Ärmel ergriff.

Doch seine Riesenkraft war gebrochen, die Finger glitten schlaff von dem Arm des Mörders ab.

„Sonny!" wiederholte Dougal, schon wankend, mit so klagender, vorwurfsvoller Stimme, daß es MacIvor bis ins Mark hineinschnitt, „Sonny, wir sind beide nicht — viel — wert — gewesen, aber — verraten hätte ich dich nie — so recht — stoß noch einmal zu — Teufel! S' ist 'n Kunststück, 'nen halbtoten Mann — ganz —"

Die letzten Worte galten einer neuen Bewegung MacIvors, der beim Anblick des strömenden Blutes und seines noch immer aufrecht stehenden Opfers alle Überlegung verlor und wie rasend zum zweiten Male die gerötete Klinge in den Körper des Unglücklichen vergrub.

„Kunststück," flüsterten die erbleichenden Lippen. Ein tiefer Seufzer folgte diesem Worte nach, und die erstarrenden Augen auf den Laird gerichtet, um die Lippen ein gräßliches Hohnlächeln, brach der alte Viehräuber auf dem Ufer des Flüßchens zusammen.

„Diesmal haben wir es besser gemacht," sprach MacIvor halblaut vor sich hin, als er den einzigen Menschen, den er auf der Welt fürchtete, stumm und mit gebrochenen Augen vor sich liegen sah.

Er sprach die Worte deutlich aus, wie um sich zu ermutigen; allein es gelang ihm nicht. Kürzer wurde sein Atem, verzerrter wurden seine Züge, und wie gebannt hingen seine Blicke an dem elenden Opfer. Seine Faust umklammerte noch immer das blutige Messer, wie um es von neuem zu gebrauchen, im Falle es notwendig erscheinen sollte. Allein Dougal hätte noch immerhin ein Lebenszeichen von sich geben können; überwältigt von einer namenlosen Feigheit, würde der Mörder nicht gewagt haben, sein Werk zu beendigen.

Eine schmale Blutrinne rieselte von dem Uferabhange niederwärts.

MacIvor schauderte. Nur mit Mühe hielt er sich aufrecht.

„So furchtbar hätte ich es mir nicht gedacht," flüsterten seine blauen Lippen, während er die Blicke kaum von

den glasigen, weit offen stehenden Augen Dougals loszureißen vermochte.

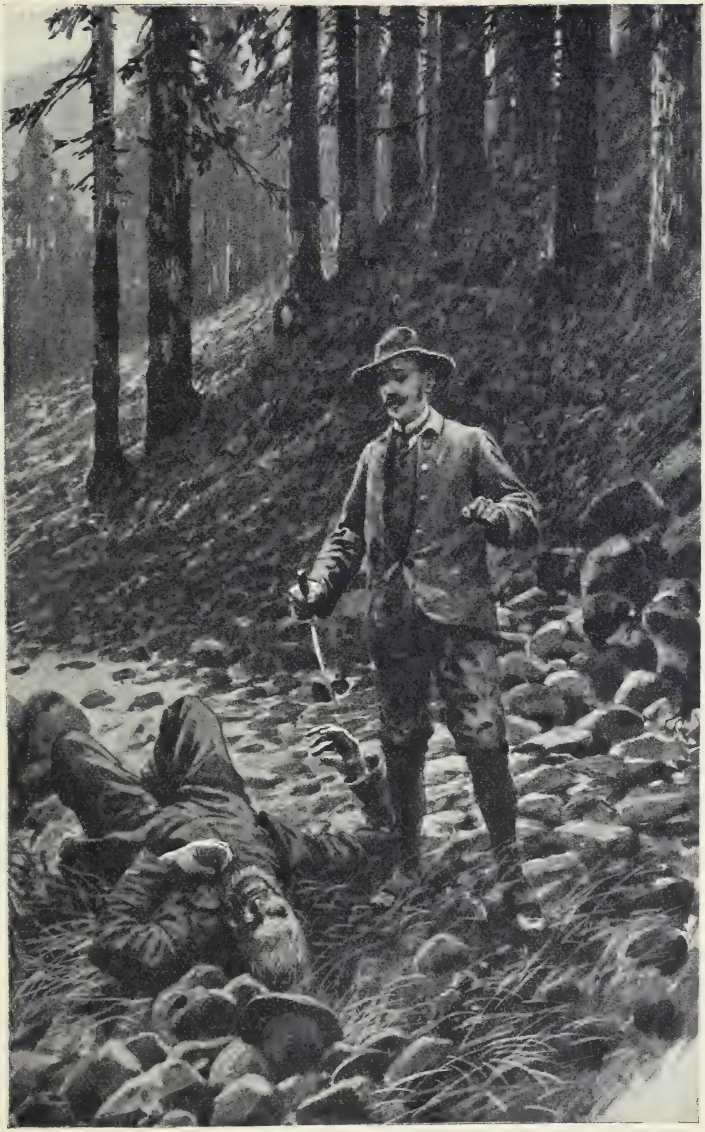
„Aber es ist geschehen," fügte er lauter hinzu, und es war, als ob der Ton der eigenen Stimme ermutigend auf ihn eingewirkt hätte, denn mit einer gewaltsamen Bewegung richtete er sich empor.

Da gewahrte er das blutige Messer in seiner Faust, und als sei es plötzlich glühend geworden, schleuderte er es in das Wasser. Und dann packte er den leblosen Körper des Erstochenen und stieß ihn hinab über den Uferrand in den Fluß. Er hörte das Plätschern des Wassers nach dem Falle des schweren Körpers, und entsetzt prallte er zurück. Er wagte nicht hinabzusehen; er fürchtete, wieder in die Augen zu blicken, die ihn im Brechen mit so furchtbarem, vorwurfsvollem Ausdruck angestiert hatten.

Ängstlich spähte er umher, nur über den Uferrand blickte er nicht.

„Das Messer ist fort, es kann mich nicht verraten; aber hier ist noch Blut," und zugleich scharrte er mit den Füßen Sand auf die gerötete Stelle. „Und dann die Hände," setzte er überlegend hinzu, „aber nicht hier, nein, weiter unten wäscht das Wasser ebensogut alles weg, wie hier! Pah! wer sollte es wagen, mich zu verdächtigen? Selbst die Sonne hat es nicht gesehen!" schloß er sein Selbstgespräch wie erleichtert, als er, gegen Westen blickend, gewahrte, daß die Sonne bereits hinter die Waldung hinabgesunken war, und dann schlug er schnell den Heimweg ein.

Etliche hundert Schritte weiter abwärts stieg er zum Flüßchen hinab. Behutsam wusch er seine Hände, und ebenso behutsam entfernte er, so gut es ging, die roten Flecke aus seinen Kleidern. Damit fertig, spiegelte er sich noch einmal bedächtig an einer Stelle, auf der die Strömung die Wasserfläche nicht trübte. Vorsichtig glättete er seine Halsbinde; er versuchte sogar, seinem Gesicht einen heiteren Ausdruck zu geben, und erst als er glaubte, sich für alle vorkommenden Fälle hinlänglich gerüstet und vorbereitet zu haben, begab er sich auf den Fußweg zurück.



„Diesmal haben wir es besser gemacht," sprach MacIvor halblaut vor sich hin, als er den einzigen Menschen, den er auf der Welt fürchtete, stumm vor sich liegen sah. (S. 453.)

Behutsam schlich er nach dem Blockhause hin. Der Sackpfeifer und sein Begleiter waren noch nicht eingetroffen.

Er atmete freier auf und setzte ohne Säumen seinen Weg stromabwärts fort.

Nach einiger Zeit hatte er den Hof erreicht. Die so dringend gebotene Vorsicht wirkte beruhigend auf ihn, und mit gemessenen, langsamen Schritten näherte er sich der Haustür.

Das Glück war ihm günstig. Er begegnete niemand; niemand bemerkte ihn, als er sich sogleich nach seinem Zimmer begab und sich einschloß.

Doch in jedem Augenblick konnte jemand erscheinen, um sich nach ihm zu erkundigen und ihn einzuladen, sich der übrigen Familie zuzugesellen. Zeit war daher nicht zu verlieren. Seine längere Abwesenheit hätte er wohl zu erklären und zu entschuldigen gewußt, nicht aber die Unordnung in seinem Anzuge und die durch das schnelle Gehen erhöhte Verstörtheit seiner Züge. Kein Neuling in der Kunst, seine Gesichtszüge den Verhältnissen anzupassen, wußte er auch jetzt, indem er alle seine Besonnenheit zusammennahm, seine äußere Erscheinung wie durch Zauber zu verändern. Den Kopf tauchte er in kaltes Wasser, die beschmutzten Kleider wechselte er schnell, und als er eine Viertelstunde nach seinem Eintreffen mit dem Lichte in der Hand über den Hausflur schritt, da hätte kein Mensch aus seiner Haltung und Miene auch nur die leiseste Erinnerung an die jüngsten Begebenheiten herauszulesen vermocht.

Heiter lächelnd trat MacIvor in das Wohnzimmer, wo er seine Mutter und Schwestern antraf und wo Whiteleaf sich die erdenklichste Mühe gab, die Damen angenehm zu unterhalten. Lächelnd und zärtlich begrüßte er seine Familie, so ungewöhnlich zärtlich, daß diese sich schier darüber wunderte. — — — —

Rob und Frolic hatten, als sie von ihrem Ausfluge heimkehrten, an einer anderen, als ihrer gewöhnlichen Lan-

dungsstelle das Kanoe ins Dickicht getragen und dort verborgen. Um unentdeckt zu bleiben, waren sie auch auf einem wenig betretenen Waldpfade der alten Mühle zugewandert, die sie ungefähr zu derselben Zeit erreichten, zu der Mac-Ivor auf der neuen Mühle eintraf.

Schweigend und fast geräuschlos, wie zwei der Unterwelt entstiegene Schatten, bewegten sich die beiden unzertrennlichen und in ihren Neigungen wie überspannten Ideen einander so ähnlichen Freunde in der Dunkelheit dahin. Vorauf die lange Gestalt des Hochlandpfeifers, hinter diesem, so nahe, daß er ihn fast mit der Nase berührte, der Bär, und endlich hinter dem Bären der in seine Decke gehüllte Indianer.

Gerade vor dem alten morschen Mühlenwehr erreichten sie das Flüßchen. Die Männer benutzten, um hinüberzugelangen, die Schleusenbalken und eingerammten Pfähle als Brücke; der Bär dagegen durchschritt weiter oberhalb, auf der Westseite der teichartigen Erweiterung das Wasser, das ihm dort kaum bis an die Brust reichte.

Die beiden Freunde hatten bereits die Haustür geöffnet und standen im Begriff, einzutreten, als sie gewahr wurden, daß der Bär fehlte.

Sie lockten ihn heran, doch anstatt zu folgen, plätscherte er fortwährend im Wasser herum, wobei er ein klägliches Winseln ausstieß, das auf einen hohen Grad von Unruhe hindeutete.

Frolic schritt hinüber und rief, nachdem er das Tier eine Weile aufmerksam beobachtet hatte, den langen Rob herbei.

„Weiter oberhalb wird der Luchs ein Stück Wild niedergerissen haben, das, um zu trinken, ans Wasser gekommen war," bemerkte letzterer, als er sah, daß der Bär, fortwährend sein böswilliges Grunzen wiederholend, sich in dem Flußbett langsam stromaufwärts bewegte, während des Watens, wie um zu schmecken, den offenen Rachen ins Wasser tauchte und durch gleichzeitiges Ausstoßen von Luft ein gurgelndes Geräusch erzeugte.

„Blut im Wasser," antwortete der Schippewä kurz, „weit trägt das Wasser die Witterung des Blutes. Aber kein Wildblut hier; Wildblut dem Wabasch (Bär) nicht fremd. Er kennt es und kümmert sich nicht darum."

„Was sollte es anders sein? Meine Augen sehen nichts," entgegnete Rob, indem er, wie sein Gefährte, auf dem Ufer dem Bären nachfolgte.

„Mein weiser Bruder sieht weit," versetzte Frolic mit einer gewissen bewundernden Verehrung, „er sieht die Handlungen der Menschen, die erst geschehen sollen; er ist ein großer Medizinmann, allein um in dunkler Nacht das Blut eines Menschen von dem eines Tieres zu unterscheiden, müßte er die Nase eines Bären haben."

„Mein rothäutiger Bruder will damit andeuten, daß die Wellen von Menschenblut gerötet seien?"

„Von Menschenblut — Wabasch sagt es."

„Ob es weit von hier geflossen sein mag?" fragte Rob mit einem Ausdrucke, der bewies, daß er ebensowenig Frolics Angaben bezweifelte, wie dieser die seinigen.

„'s kann weit sein, 's kann nahe sein; wer weiß es? Die Nase eines Bären ist scharf, in schmalen Gewässern wittert er das Blut auf Meilen. Wir wollen sehen."

„Wir wollen sehen," wiederholte der Sackpfeifer mit seinem gewöhnlichen feierlichen Wesen, und bald darauf waren sie hinter der nächsten Windung des Flüßchens in der Dunkelheit verschwunden. — — —

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Das Landen auf der Halbinsel.

Die Sonne war aufgegangen und hatte ihren Kreislauf vollendet. Auf den Tag war die Nacht gefolgt, und zum zweiten Male hatte sie den Zenith überschritten. Hell strahlend blickte sie vom westlichen Himmel zwischen eilfertig dahinjagenden Wolken hindurch auf die grünenden Land-

schaften und die unruhig zuckende und wogende Oberfläche der Süßwasserseen nieder. Ein heftiger Wind blies aus Südwest. Am frühen Morgen als leichte Brise beginnend, war er im Laufe des Tages beständig angewachsen, und alle Anzeichen waren vorhanden, daß er innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden als Sturm über das Land fegen würde.

Still und vereinsamt lag die alte Mühle mit ihren verwitternden Werken da, still und vereinsamt das Blockhaus mit seinem moosbedeckten Schindeldache und dem krüppeligen Schornsteine.

Der Sackpfeifer und sein Schatten, wie man den alten Schippewä hätte nennen mögen, waren nicht dort, trotzdem entstiegen leichte Rauchwölkchen dem Schornstein, ein sicheres Zeichen, daß es noch nicht lange her war, seitdem sie das Haus verlassen hatten. Die von ihnen in dem Kamin geschürte Glut glimmte noch. Das Fenster war, wunderbarerweise, mit einer wollenen Decke dicht verhängt, so daß niemand von außen in das Wohngemach der beiden seltsamen Freunde hineinzuspähen vermochte. Die Haustür war fest verschlossen, als hätten die Abwesenden das Eindringen von Räubern befürchtet.

Wer indessen dicht an das Haus herangetreten wäre, der würde sich leicht überzeugt haben, daß es nicht so vereinsamt war, wie es bei einem oberflächlichen Hinblicke vielleicht scheinen mochte. Er hätte zuweilen das Klirren einer Kette vernommen, und besonders ein leises, unaufhörliches Grunzen, das beinahe wie das Schnurren eines Spinnrades klang; und dennoch würde selbst der kühnste Räuber vor der Tür gezögert haben, mit dem Urheber des verdächtigen Grunzens zusammenzutreffen und den Eintritt durch Tür oder Fenster zu erzwingen.

Rob hatte nämlich, ehe er das Haus verließ, seinen Bären mittelst einer langen Kette so angeschlossen, daß dieser ebensowohl das Fenster, wie die Tür des Gemaches beherrschte. Es war das die sicherste Art, einem Fremden den Zutritt zu seinem Asyl zu verwehren; denn die grimme

Bestie würde keinen Augenblick gezaudert haben, jeden in ihren Bereich tretenden Unbekannten, der sie in der süßen Arbeit des Saugens an ihren Krallen störte, ohne Erbarmen niederzureißen.

Rob und sein Freund befanden sich also außerhalb. Schon in den Vormittagsstunden hatten sie sich entfernt, nachdem der Schippewä die Nachricht heimgebracht hatte, daß Barrow bereits in aller Frühe und ohne weitere Beihilfe mit der Jacht aufgebrochen sei und die Richtung nach der Insel Mackinaw eingeschlagen habe. Die neue Mühle zu besuchen hatten sie in der letzten Zeit vermieden; nur am vorhergehenden Tage war Rob auf einige Minuten eingekehrt, teils um Mrs. MacIvor und ihre Kinder flüchtig zu begrüßen, teils um allen, die ihr Befremden über das plötzliche und unerklärliche Verschwinden Dougals äußerten, mitzuteilen, daß er Tags zuvor gesehen habe, wie Dougal, ein Bündel auf dem Rücken, in der Richtung nach einer nördlicher gelegenen Ansiedelung durch den Wald gewandert sei.

„'s geht ihm hier viel zu ruhig zu," hatten einzelne darauf geantwortet.

„'s fehlen ihm die Trinkstuben," hatten andere gemeint.

„Ich freue mich, den zudringlichen Burschen los zu sein," hatte MacIvor achselzuckend gesagt, indem er das Blut in seinen Adern erstarren fühlte, und dann hatte er sich, um den Blicken des Greises nicht zu begegnen, rasch abgewendet. Damit schien Dougal auf der Mühle vergessen zu sein.

Im übrigen hatte Rob nur noch entdeckt, daß sich eine gewisse Verstimmung aller bemächtigt hatte, die den Charakter eines geheimen Kummers trug und von weniger aufmerksamen Beobachtern als Mißvergnügen über das Benehmen des jungen Lairds gedeutet wurde.

Nur Whiteleaf, der sich in seiner zarten Aufmerksamkeit gegen die Damen des Hauses gleichsam selbst übertraf, bemerkte mit heimlichem Triumph MacIvors wachsende Vorliebe für die Einsamkeit, die in so seltsamem Widerspruch zu der krankhaften, unsteten Heiterkeit und der fast kindischen

Zerstreutheit stand, die er im Kreise der Seinigen zeigte. Der listige Notar glaubte darin den Beweis zu erblicken, daß der Laird zu dem klaren Bewußtsein seiner Abhängigkeit gelangt und, in seiner Sucht, sich den ihn drückenden Fesseln zu entwinden, auf dem besten Wege sei, nicht nur die erheblichsten Opfer zu bringen, sondern auch im entscheidenden Augenblicke den seinen Absichten günstigen Ausschlag betreffs der Verheiratung Evas zu geben.

„Ist erst das Haupthindernis beseitigt," dachte er, „so wird sich das übrige von selbst finden. Der Schmerz um den Verlust eines Geliebten erleichtert den Entschluß, wenn es sich um das Wohl der ganzen Familie handelt. Sind wir aber erst so weit, soll es auf einige Monate früher oder später nicht ankommen, und der Laird der seiner Familie wenig Ehre macht, kann sich nach einer andern Besitzung umsehen."

Nur gegen den Sackpfeifer hegte Whiteleaf ein unüberwindliches Mißtrauen, das durch den Umstand erhöht wurde, daß dieser sich seit kurzem so selten auf der Mühle zeigte und plötzlich vollkommen gleichgültig gegen den Einfluß geworden zu sein schien, den er auf die Entschließungen der Mrs. MacIvor auszuüben gewohnt war.

Er hoffte indessen durch zuvorkommendes Eingehen auf seine wunderlichen Ideen allmählich die Vorurteile des alten Hochländers zu besiegen, und tröstete sich damit, daß schlimmsten Falles sein Widersacher kaum noch auf eine längere Lebenszeit zu rechnen habe.

Barrows Auftrag, den auf Mackinaw weilenden Gast abzuholen, vernahm er zwar mit geheimer Unruhe, doch hinderte ihn das nicht, seine Freude offen darüber zu äußern, daß ihm bald Gelegenheit geboten werde, den jungen Fremdling, von dem er schon so viel Rühmliches gehört, kennen zu lernen. Seine Spannung wuchs aber im Laufe des Tages immer mehr und erreichte endlich einen so hohen Grad, daß er in der letzten Hälfte des Nachmittags die nach der Seebucht hinausliegenden Giebelfenster, durch die er von Zeit zu Zeit ungeduldig mit dem Fernrohr über

die sich vor ihm ausdehnende, heftig bewegte Wasserfläche hinspähte, kaum noch verließ.

Zur gleichen Zeit befanden sich der alte Hochlandpfeifer und Frolic auf dem letzten halbinselartigen Ufervorsprunge, um den die heimkehrende Jacht herumschießen mußte, um in den Gesichtskreis der noch etwa eine halbe Stunde weit entfernten Mühle zu treten. Es war dieselbe Stelle, auf der die beiden Freunde zwei Tage früher, von Mackinaw kommend, gelandet waren und das Kanoe im nahen Dickicht verborgen hatten. Auch heute wollten sie augenscheinlich, trotz der hochgehenden See, das schwanke Fahrzeug besteigen, denn sie hatten es aus dem Versteck hervorgeholt und, zum augenblicklichen Gebrauche bereit, auf einer Stelle des Strandes, wo es von den brandenden Wogen nicht erreicht wurde, niedergelegt.

Nicht lange hatten sie auf dem bezeichneten Uferabhange zugebracht, als sie in der Ferne die Jacht entdeckten, die mit vollen Segeln gerade auf sie zuhielt. Sie mochte vor etwa einer Stunde erst die Insel Mackinaw verlassen haben, und es war vorauszusehen, daß das leicht und fest gebaute Fahrzeug bei der überaus günstigen Richtung des heftigen Windes nach Ablauf einer zweiten Stunde vor der Halbinsel eintreffen würde, wo es dann seinen Kurs von Nordost nach Nordwest ändern mußte.

Von dem Augenblicke an, in dem die Jacht ihnen sichtbar geworden war, hatten Rob und Frolic ihre ohnehin einsilbige Unterhaltung gänzlich abgebrochen. Fast regungslos spähten sie nach den beiden fernen Segeln hinüber, die, den Flügeln einer Möve nicht unähnlich, über die graublaue Wasserfläche hinschweiften und von Minute zu Minute merklich an Umfang gewannen.

Bald nach rechts, bald nach links schwangen die Segel hinüber, aber ein Umlegen, das der Sackpfeifer noch immer befürchtete, fand nicht statt. Dagegen schoß, zur Besorgnis der beiden Späher, das Fahrzeug so schnurgerade und stetig einher, als ob eine kundigere Hand, als die des Fremdlings, sich an das Steuer gelegt habe und das Schiff in seinem

Laufe lenke. Denn die Entfernung sowohl, als auch die Lage der Jacht und die Stellung der Segel hinderten die auf dem Ufervorsprunge Harrenden, zu unterscheiden, ob nur ein Mann oder deren zwei an Bord wären.

Es befanden sich indessen zwei an Bord, nämlich Fortis, der sich schon mit der Führung des leichten Fahrzeuges vertraut gemacht hatte und das Steuer hielt, und dann Barrow, der zähneknirschend und bleich vor Wut neben dem Mast kauerte und ein über das andere Mal Fortis' Ungeschicklichkeit verfluchte, wenn hin und wieder eine Woge die Luvseite der Jacht mit Heftigkeit traf und einen dichten Schauer von Sprühwasser über sie hinschleuderte.

Fortis ließ sich jedoch durch diese Zornausbrüche nicht beirren. Seine linke Hand ruhte fest auf dem Steuer, während er in der rechten eine Pistole zum sofortigen Gebrauch bereit hielt.

Vorbereitet durch den Sackpfeifer und gefaßt auf das Schlimmste, überraschte es ihn kaum als Barrow ihm einen Tausch der Plätze anbot. Um so erstaunter aber schaute dafür der Bootsmann darein, als ihm von seinem Fahrgast in unzweideutigster Weise geraten wurde, den Platz neben dem Mast nicht zu verlassen. Als Fortis ihm aber gar Worte wiederholte, die, wie er glaubte, außer Whiteleaf nur die nackten Wände vernommen haben könnten, da meinte er seinen eigenen Ohren nicht trauen zu dürfen. Er war indessen nicht der Mann, der sich leicht einschüchtern ließ. Wo mancher von Entsetzen ergriffen worden wäre, trat bei ihm ein maßloser Trotz zutage, und ungeachtet seiner Überraschung, gab er die Hoffnung nicht auf, Fortis schließlich dennoch zu überlisten und sein gegebenes Versprechen zu erfüllen.

Er hatte sich aber verrechnet. Fortis war durch Barrows Vorschlag überzeugt worden, daß des Sackpfeifers Angaben nicht übertrieben gewesen waren, und je mehr er sich mit dem Gedanken an die ihm drohende Gefahr vertraut machte, desto mehr stellte sich auch seine heitere Kaltblütigkeit

ein, die doppelt geeignet war, den Bootsmann sein verbrecherisches Vorhaben als ein verfehltes betrachten zu lassen.

Wohl anderthalb Stunden waren sie vor der scharfen Brise einhergesegelt, als eine neue Sturzwelle, die Fortis' ungeübte Hand nicht zu besiegen vermochte, abermals einen Sprühregen über die Jacht sandte.

„Verdammt!" rief Barrow aus, der, wie um das Wasser aus seinen Kleidern zu schütteln, sich halb aufrichtete, „nicht genug, bis auf die Haut naß zu werden, hat man auch noch die Aussicht, in Grund und Boden gesegelt zu werden!"

„Tut mir leid, lieber Freund," entgegnete Fortis ruhig, indem er die Pistole langsam in die Höhe hob, „ich würde Euch indessen raten, lieber nicht von der Stelle zu weichen, denn in solchen Dingen verstehe ich keinen Spaß. Tröstet Euch mit dem Gedanken, daß ich mindestens ebenso naß werde wie Ihr, und daß, wenn ich Euch in Grund und Boden segle, Ihr nicht allein, sondern in meiner Gesellschaft hinabfahrt."

„Hol' der Teufel solchen Trost!" schnaubte Barrow zähneknirschend, „aber verlaßt Euch darauf, es soll Euch gedacht werden, daß Ihr auf ein falsch verstandenes Wort hin, das kein anderer als der Satan selber Euch zugetragen haben kann, den Vorteil, den Euch Euer verdammter Puffer gewährt, in einer so niederträchtigen Weise gegen mich mißbraucht."

„Ich wiederhole, es tut mir leid, so gegen Euch verfahren zu müssen," erwiderte Fortis mit freundlicher Ruhe, „beweist mir, nachdem wir gelandet sein werden, daß ich getäuscht wurde, und ich bin bereit, das Unrecht, das ich gegen Euch beging, vor Zeugen gebührend abzubitten."

Ein Fluch rollte wieder über des Bootsmanns Lippen, und mit verbissener Wut spähte er nach dem Ufervorsprunge hinüber. Es war der letzte Punkt, bis zu dem das Verbrechen, zu dem er gedungen war, unbemerkt und daher vielleicht ungestraft ausgeführt werden konnte.

Zehn Minuten verstrichen wieder in tiefem Schweigen. Die Jacht schoß hinauf und hinunter, das Wasser rauschte

„Tut mir leid, lieber Freund“, entgegnete Fortis ruhig, indem er die Pistole langsam in die Höhe hob, „ich rate Euch aber, nicht von der Stelle zu weichen.“ (S. 464.)

und schäumte, und bei jeder vierten oder fünften aus Südwest heranrollenden Woge prasselte ein mehr oder weniger starker Sprühregen gegen die straffe Leinwand und auf das geteerte Holzwerk nieder.

Barrow schien über einen neuen Plan nachzusinnen, als er plötzlich, wie von einer Tarantel gestochen, emporsprang, während zugleich der Hahn von Fortis' Pistole knackte. Doch anstatt zu einem Angriff überzugehen, wie Fortis erwartete, lehnte der Bootsmann sich weit nach vorne über, um unter den Segeln hindurch nach der Landspitze hinüber zu spähen.

„Hängen will ich mich lassen!" rief er mit einem höhnischen, feindseligen Lachen aus, „ja, hängen an den Mast dieser verdammten Jacht, wenn ich jetzt nicht genau begreife, wie die Geschichte zusammenhängt!"

Fortis antwortete nicht. Er befürchtete Verrat. Die Segel gestatteten ihm wohl eine schmale Aussicht auf die Landspitze, dagegen nicht auf den sich davor ausdehnenden Strand.

„Die alte gespenstische Vogelscheuche, die schon vor einem halben Jahrhundert für die Hölle reif gewesen ist, hat mir die Suppe eingebrockt, und sonst kein Mensch!" fuhr Barrow gleich darauf mit demselben gehässigen Ausdruck fort, als er von Fortis keine Antwort erhielt; „er und die alte Spürnase von einem schurkischen Schippewä haben gehorcht und, was sie hörten, nur halb verstanden! Um so besser, um so besser! Die Sache muß sich aufklären, und Ihr werdet einsehen, wie unrecht Ihr einem ehrlichen Mann getan!"

Fortis entgegnete wiederum nichts. Erst als er nach Zurücklegung von etwa tausend Schritten wirklich in der von der Jacht innegehaltenen Richtung ein mit zwei Männern bemanntes Kanoe abwechselnd auf den Wellen tanzen und hinter ihnen verschwinden sah, ahnte er, daß der alte Hochländer, von edler Besorgnis getrieben, ihm entgegenkomme, und er daher von Barrow, der neben seinem tierischen Mut auch wieder einen hohen Grad von Feigheit besaß, nichts mehr zu fürchten habe.

„In dem Kanoe scheint mir der alte Bergschotte in Begleitung eines Indianers zu sein," sagte er erfreut.

„Kein anderer würde sich bei rauher See in der papierenen Nußschale so weit hinauswagen," versetzte Barrow, der jetzt hoffte, daß das kleine Kanoe von Fortis übersegelt werden möchte.

„Dabei stehen sie aufrecht," bemerkte letzterer verwundert, „ich hätte es nicht für möglich gehalten, in einem Rindenkanoe solchen Wellen Trotz zu bieten."

„Weiter verstehen sie auch nichts, es sei denn, durch albernes Geschwätz Unfrieden zu stiften," erwiderte Barrow mürrisch, doch klangen seine letzten Worte begütigend, wie um den Verdacht zu verscheuchen, den Fortis gegen ihn an den Tag gelegt hatte.

„Sie geben ein Zeichen, sie winken; was mögen sie damit meinen?" fragte Fortis, der nunmehr seine Blicke nicht mehr von dem Kanoe abwendete.

„Zum Teufel! Wenn sie winken, wollen sie uns auch sprechen, und wenn man auf dem Wasser jemand zu sprechen wünscht, muß man eben anhalten."

„Ja, anhalten, das ist leicht gesagt; wie läßt sich das aber bewerkstelligen?"

„Pah! nichts leichter als das," antwortete Barrow bereitwillig, der wohl einsah, daß die letzte Hoffnung des Gelingens seines Planes geschwunden sei, und durch Zuvorkommenheit den auf ihm lastenden Verdacht von sich abzuwälzen suchte, „wartet nur noch einige Minuten, und die Jacht soll so still liegen, als würde sie von drei Ankern gehalten."

Gleichzeitig löste er die Leinen der Segel so weit, daß er diese in jedem Augenblicke fliegen lassen konnte.

Das Kanoe tanzte unterdessen, wie ein Kork, die Wogen hinauf und hinunter. Die beiden Freunde, nachdem sie die Stelle erreicht hatten, an der die Jacht nach ihrer Berechnung vorüber mußte, ruderten nicht mehr, sondern suchten durch das Einsenken der schaufelförmigen Ruder ihr schwankes Fahrzeug im Gleichgewicht zu halten und winkten ab-

wechselnd mit den freien Armen in einer Weise, die nicht mißverstanden werden konnte.

Ihre Bemühungen sahen sie bald genug von dem gewünschten Erfolge begleitet. In der Entfernung von etwa zweihundert Schritten drehte die Jacht plötzlich in den Wind die Segel flackerten und schlugen heftig gegen die Spieren, und ehe noch eine Minute verrann, waren sie durch die Hand des gewandten Bootsmannes mittelst der sinnig angelegten Laufleinen und Schlingen aufgeschürzt und an ihre Träger herangeholt worden.

Nach diesen Vorkehrungen wurde die Jacht nur noch durch die rollenden Wogen und durch den verhältnismäßig schwachen, auf die beschlagenen Segel ausgeübten Druck des Windes dem Kanoe zu bewegt.

Einige kräftige Ruderschläge Robs und Frolics brachten letzteres schnell an die Seite des kleinen Seglers, wo es in der Entfernung von etlichen Ellen gleichen Schritt mit ihm hielt.

„Freut mich, euch zu sehen!“ eröffnete der Bootsmann die Unterhaltung, sobald die Lage der Jacht ihm gestattete, den Ankommenden seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, „hättet aber daran denken können, daß es kein Vergnügen ist, bei so viel Wind und Wasser beizulegen!“

Der Sackpfeifer antwortete weder auf des Bootsmanns Anrede, noch auf den kurzen freundlichen Gruß, den Fortis ihm zurief. Seine Blicke flogen prüfend von Fortis zu Barrow hinüber; einige Sekunden betrachtete er sinnend den roten Wimpel an der Spitze des schwankenden Mastes, und dann sagte er zu Barrow mit ausdrucksvollem Ernste:

„Einmal über Bord, und er müßte die Flossen eines Haifisches besitzen, um den Strand zu erreichen.“

„Hol' Euch der Teufel mit Eurem Gewäsch, langer Rob!“ rief Barrow grimmig zurück, „wenn Ihr Euch aufs Horchen legt, solltet Ihr wenigstens die Ohren weit genug aufreißen, um richtig zu verstehen! Ihr würdet dann wissen, wie die Sachen gemeint waren, und keine Dummheiten begehen!“

„Ich weiß, wie die Sachen gemeint waren,“ erwiderte

der Sackpfeifer, trotz der heftigen Bewegungen der beiden Fahrzeuge, seine Blicke fest und durchdringend auf Barrow richtend, „ich brauche meine Ohren nicht um Rat zu fragen; ich sehe weiter, als die Augen eines Schiffers und eines Notars reichen; ich sehe, wie ich zu handeln habe, um beide ihre Worte bereuen zu lassen."

„So, das seht Ihr also?" fragte Barrow, seine Furcht durch ein brutales Benehmen verbergend, „wenn Ihr so viel seht, mögen Eure Augen verdammt sein! Ich kümmere mich den Henker darum, und wenn Ihr die Hölle mit allen zehntausend Teufeln so deutlich vor Euch sähet, wie ich Eure papierne Jolle!"

„Ihr werdet Euch dennoch darum kümmern, Barrow," versetzte der Pfeifer, die freie Hand, wie drohend, hoch emporhebend, „man läßt den Neuntöter aber oft entschlüpfen, um des Geiers habhaft zu werden, und so gedenke ich mit Euch zu verfahren!"

Der Bootsmann verstand das Gleichnis nicht und schaute fragend zu dem langen Rob hinüber.

„Barrow, was hat Euch der Advokat geboten, wenn Ihr mit des Fremdlings Habe, aber ohne den Fremdling selbst nach der Mühle heimkehrtet?" fragte der Sackpfeifer jetzt.

Barrow veränderte seinen Blick nicht, seine Zähne jedoch knirschten, als habe er sie zermalmen wollen.

„Ich verstehe Euren verdammten Unsinn nicht," brachte er endlich mühsam hervor; „bei Gott! Herr," wendete er sich plötzlich an Fortis, offenbar um seine Aufregung zu verbergen, „wenn Ihr das Steuer nicht fester haltet, wird die nächste Welle uns beide vom Deck wegspülen! Backbord, Herr, Backbord! oder rechts mit dem Steuer, wenn Ihr das besser versteht!"

„Ihr habt m i c h nicht verstanden," nahm der Sackpfeifer wieder das Wort, unbekümmert um die beabsichtigte Unterbrechung, „ist auch nicht nötig, wenn Ihr nur tut, was ich Euch heiße."

„So laßt denn Euern Vorschlag hören!"

„Mein Geheiß, und nicht meinen Vorschlag," versetzte Rob, „erfüllt Ihr alles pünktlich, so mögt Ihr mit Euerm Raube davongehen, ohne daß jemand Euch ein Haar krümmt; sonst aber steht Ihr innerhalb vierundzwanzig Stunden vor dem Richter. Der Fremdling wird zu uns ins Kanoe herüberkommen; Ihr aber segelt mit seinen Sachen nach der Mühle und liefert sie an den jungen Laird ab. Gebt vor, der erwartete Gast würde bald mit einer anderen Gelegenheit nachfolgen; Geschäfte hätten ihn zurückgehalten. Dem Advokaten dagegen teilt heimlich mit, daß, gemäß seinem Wunsche, der Deutsche über Bord gefallen und ertrunken sei. Da Ihr des Fremdlings Sachen bringt, wird er Euer Wort nicht bezweifeln und Euch willig den Rest des zwischen Euch verabredeten Blutgeldes auszahlen. Nehmt das Geld und lauft so weit, wie Eure Füße Euch zu tragen vermögen; aber beeilt Euch, vierundzwanzig Stunden gebe ich Euch Zeit und nicht eine Minute mehr, Barrow, hört Ihr? Wollt Ihr tun, was ich verlange, oder wollt Ihr es darauf ankommen lassen?"

Der Bootsmann stand da, wie ein an den Hörnern gefesselter Stier, der vergeblich seine Banden zu zersprengen sucht. Offenbar überlegte er, denn manchmal wurde auf seinem finsteren Gesichte der Ausdruck verhaltener Wut durch eine wilde Schadenfreude verdrängt. Er dachte wohl daran, die ihm zugeschleuderten Anklagen abzuleugnen. Auf der andern Seite aber wurde es ihm klar, daß seine Stellung auf der Mühle unhaltbar geworden sein dürfte, und da er in dem Sackpfeifer, den er ohnehin schon stets mit einer unüberwindlichen Scheu betrachtet hatte, nunmehr seinen erbitterten Feind erblickte, und er überdies ohne Mühe in den Besitz einer nicht unerheblichen Geldsumme gelangen konnte, so beschloß er, auf das ihm gemachte Anerbieten einzugehen.

„Nicht ein Funke von Wahrheit ist an Euerm ganzen Geschwätz," rief er endlich mit einem teuflischen Grinsen, „allein aus Gefälligkeit für Euch will ich den jungen Mann dort drüben an Euch abtreten und auf der Mühle erzählen, er sei auf Mackinaw geblieben. Seid Ihr damit zufrieden?"

„Vollkommen; ein weiteres Versprechen verlange ich nicht," entgegnete Rob achselzuckend, „sagt, was Ihr wollt, tun werdet Ihr dennoch, was ich Euch heiße — Ihr müßt — Ihr könnt nicht anders, wenn Ihr nicht mit offenen Augen ins Unglück rennen wollt. Ihr, junger Mann, mögt jetzt herüberkommen," wendete er sich darauf an Fortis, der mit sichtbarer Spannung dem Gespräche gefolgt war, das, ohne daß man ihn um seine Meinung befragte, über seine Person geführt wurde.

„Lieber Freund, Ihr verlangt, daß ich mich von allen meinen Habseligkeiten trennen soll, um sie vielleicht zu verlieren?" fragte er befremdet.

„Euer Gepäck findet Ihr auf der Mühle wieder," versetzte Rob strenge, fast gebieterisch, „Ihr dürft auf Barrows Gewissenhaftigkeit bauen; nicht ein Riemen wird an Euerm Eigentum gelöst werden, denn noch einige hundert Schritte weiter, und die Jacht schwimmt angesichts der Mühle, von wo aus man sie durch das Fernrohr genau beobachten kann. Denkt an das goldlockige Kind," fügte er warnend hinzu, als Fortis noch zögerte, „denkt an das goldlockige Kind!"

Fortis sprang auf und maß die Entfernung zwischen der Jacht und dem Kanoe.

„Wie soll ich hinüber kommen?" fragte er, indem er, unbekümmert um den Bootsmann, den einen Fuß auf den Rand der Jacht stellte, „springe ich, so laufe ich Gefahr, durch den dünnen Boden hindurch auf den Grund des Sees zu gelangen!"

Der Bootsmann lachte hämisch.

„Steht fest," antwortete der Pfeifer, „und tretet leise in die Mitte des Kanoes, wenn wir dicht neben der Jacht liegen."

Darauf gab er dem Indianer einen Wink, das Kanoe schoß unter einigen festen Ruderschlägen gegen den Wind und glitt dann auf dem Kamm einer heranrollenden Welle so dicht neben die Jacht hin, daß es diese fast streifte und Fortis ohne Gefahr hineinsteigen konnte.

Fortis hatte sich, gemäß der an ihn ergangenen Auf-

forderung, kaum niedergelegt, was bei der eigentümlichen Bauart des Kanoes nur unter heftigen Schwankungen auszuführen war, als dieses sich auch schon gegen zwanzig Fuß weit von der Jacht entfernt hatte und unter den scheinbar leisen und wenig Kraft erfordernden Bewegungen Robs und Frolics dem Strande zuflog.

„'s bleibt dabei!" rief Barrow den Scheidenden nach, offenbar weil er zu dem Schluß gelangte, daß er bei dem ihm von dem Pfeifer vorgeschlagenen Verfahren am wenigsten Nachteil erleide, „'s bleibt dabei, und holt der Satan Euch samt Eurem Advokaten, soll's mir schon recht sein!"

Dann ließ er eine dünne Leine durch seine Hände schlüpfen, schlang ein stärkeres, mit einem eisernen Ringe an der äußersten Leinwandspitze befestigtes Tau um einen messingenen Pflock und gab dem Steuerruder einen kurzen kräftigen Stoß.

Das Hauptsegel entfaltete sich, flackerte und füllte sich mit einem Knall; die Jacht neigte sich auf die Seite, ihr scharfer Bug tauchte tief in die nächste Woge ein, und dahin schoß das leichte Fahrzeug, wie eine sich den Unebenheiten der erregten Wasserfläche spielend anschmiegende Möve. Bevor das Kanoe den nahen Strand erreichte, wo es von den drei Männern unter Beihilfe einer auslaufenden Welle rasch auf den trockenen Sand hinaufgetragen wurde, war die Jacht schon um die Landspitze herumgebogen und in den Gesichtskreis des spähenden Notars getreten.

Erst nachdem das Kanoe in Sicherheit gebracht worden war, fand Fortis Gelegenheit, sein Erstaunen über die plötzliche Veränderung seiner Lage auszusprechen.

„Ihr scheint einen Umweg einschlagen zu wollen, werden wir dann heute noch die Mühle erreichen?" fragte er, das Wasser aus seinen Kleidern schüttelnd und dann dem Sackpfeifer und dem Indianer die Hand zum Gruß darreichend.

Der lange Rob blickte ihm eine Weile mit väterlichem Wohlwollen ins Antlitz, und schloß, wie in Verzückung, die Augen.

„Fremdling, ich kenne Eure Züge schon lange," hob er ernst und feierlich an, „aber ein Schleier verdunkelt meine Augen, ich sehe nicht weit zurück. Ja — dieses Antlitz — es ist mir befreundet — ich sehe weit in die Zukunft — es ist bestimmt, des goldlockigen Lieblings Glück zu begründen — — Einen Umweg, fragt Ihr, Fremdling?" fuhr er in einem ruhigeren Tone fort, „einen Umweg? O, ich begreife, jeder Umweg, der Eure Zusammenkunft mit dem schönen Kinde verzögert, erscheint Euch endlos; aber Geduld. — Ihr sehet das Kind nicht heute, Ihr sehet es nicht morgen, — doch, Ihr werdet es begrüßen, um Euch nie wieder von seinem Anblick zu trennen."

„Aber, um Gottes willen, wohin gedenkt Ihr mich zu führen?" fragte Fortis, der, nach des Sackpfeifers Redeweise, dessen gesunde Beurteilungsgabe zu bezweifeln begann.

„Wohin?" rief Rob, und zum ersten Male bemerkte Fortis, daß ein Ausdruck des tiefsten Kummers, der unsäglichsten Seelenleiden auf den gerunzelten Zügen lagerte, „wohin, junger Mann? Nicht dahin, wohin Euer Herz sich sehnt, nicht dahin, wo Eure Blicke sich in die Augen des lieblichen Kindes senken — Ihr folgt mir, Fremdling, bis an mein Feuer, wo ich Euch — Fremdling!" schrie der Greis, sich unterbrechend, plötzlich mit einer durch Mark und Bein dringenden Stimme, während seine Augen sich röteten und seine dürren Finger sich krampfhaft um Fortis' Schultern klammerten, „Fremdling, meine Augen sind alt, so alt, daß ich glauben durfte, meine Tränen seien vertrocknet, und dennoch habe ich geweint, bitterlich geweint, wie vor hundert Wintern! Ich habe nach ihm ausgeschaut, bis meine Augen fast erblindeten, und nun, da er gekommen, ist's mein eigen Fleisch und Blut, und das Geschick hat gelogen — gelogen! Doch nein, noch stehen meine Augen offen, noch schaut mein Geist in die Ferne — ich sehe ihn — er kommt — lockig ist sein Haar, wie das seines Vaters, blau sein Auge — ich sehe ihn, er kommt und — mein eigen Fleisch und Blut — allmächtiger Gott! es stirbt eines gewaltsamen Todes!"

Erfüllt von unbezwinglichem Grauen blickte Fortis zu dem schmerzlich verzerrten hagern Antlitz empor, das, entstellt durch qualvolle Verzückung, mit blöden Augen gen Himmel starrte. Wiederum war er versucht, die seltsamen Worte des Greises für den Ausbruch eines gestörten Geistes zu halten, allein der tiefe Schmerz, der in dem Tone der Stimme, ja, in dem ganzen geheimnisvollen Wesen lag, überzeugte ihn schnell wieder vom Gegentheil. Inniges Mitleid beschlich ihn, und beseelt von solchen Gefühlen ergriff er des Greises Hand.

„Armer Mann," sagte er sodann freundlich tröstend, „was auch immer Eure Brust schmerzlich bewegen mag, gebt Euch nicht widerstandslos Eurem Kummer hin; gibt es doch noch Menschen, die, wie Euer blonder Schützling, mit Liebe an Euch hängen und Euch Euer hohes Alter in jeder Weise erleichtern möchten."

Robs Antlitz verklärte sich, und sichtbar gerührt blickte er Fortis in die Augen, indem er sagte:

„Gott segne Euch für diese Worte, Fremdling sie sind würdig des Mannes, an dessen starke Schultern mein Liebling sich fortan lehnen soll; sie sind würdig des Mannes, der dazu berufen ist, über die Ehre des verwaisten Hauses zu wachen."

„Gebe Gott, daß ich die heilige Berechtigung erlange, die Ehre des Hauses MacIvor zu vertreten," entgegnete Fortis aus überströmendem Herzen, „und ich will es tun, so wahr mir Gott helfe, treu und redlich und mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit der Evas Bruder, der junge Laird" —

„Der junge Laird?!" schrie der Sackpfeifer, und Leichenblässe entstellte sein Gesicht, „der junge Laird? Er ist gekommen — und wird — ha, Fremdling! Eine in Gift getränkte Axt hat sich in den hundertjährigen Stamm gegraben — doch was schadet's? Das hundertjährige Mark ist ohnehin vertrocknet, und bis zur Entscheidungsstunde werden diese matten Augen offen stehen — sie sind blind und unbrauchbar — sie sahen nur halb, was kommen sollte!"

Und ohne eine Entgegnung von Fortis abzuwarten, schritt er dem Walde zu.

„Folgt mir, Fremdling," sagte er kalt und ruhig, indem er mit unsicherer Bewegung voraufschritt, „folgt mir, vor meinem Feuer ist Platz genug für Euch, dort will ich in Eure Seele schauen, ehe ich Euch dem sehnsüchtig harrenden Kinde zuführe."

Entschlossen trat Fortis in die Fährte des Pfeifers, und an ihn schloß sich wieder der Indianer an.

Der frühlingsgrüne Wald nahm die drei schweigenden Wanderer auf. Auf gewundenem Pfade näherten sie sich der alten Mühle.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Ankläger.

Die scharfe Kühlte, die während der Nacht unausgesetzt geweht hatte, war gegen Morgen zu einem heftigen Sturm angewachsen, der den See so tief aufwühlte, daß er fast dem tobenden Meere glich.

Regen wechselte mit Sonnenschein in so kurzen Pausen, daß der Aufenthalt im Freien, nur wenn Geschäfte ihn notwendig machten, aufgesucht wurde.

Dieses Gebanntsein in Stuben und geschlossene Räume trug mit dazu bei, die trübe gestimmten Gemüter im Herrenhause der neuen Mühle noch mehr zu umdüstern.

Mrs. MacIvor gab sich freilich die erdenklichste Mühe, den Kummer und die Besorgnis, die das plötzlich unstete, scheue Wesen ihres Sohnes ihr einflößte, zu verbergen, um nicht die anderen noch mehr zu verstimmen, allein vergeblich. Was das scharfe Mutterauge entdeckte, das entging den Blicken der Schwestern ebensowenig; und verlieh auch keine ihren Gefühlen lauten Ausdruck, so wußte doch jede, was der andern Brust bewegte und daß hinter dem zärtlichen Lächeln eine Stimmung verborgen sei, die am liebsten in einem Tränenstrom Erleichterung gesucht hätte.

Das Ausbleiben des Gastes, von dem man hoffte, daß seine Gesellschaft nicht ohne wohltätigen Einfluß auf den jungen Laird sein würde, hatten alle tief bedauert, doch beruhigte man sich damit, daß man nach dem Eintreffen seines Reisegepäcks mit Sicherheit auf seinen baldigen Besuch rechnen dürfe. Der junge Laird verhielt sich zwar äußerlich gleichgültig bei den Schilderungen, die seine Schwestern ihm von Fortis gaben, er sprach sogar zuweilen seinen Unmut gegen sie aus, daß sie einem Fremden, namentlich einem Deutschen, so viel Aufmerksamkeit erwiesen hätten, doch trösteten diese sich dafür wieder mit der Überzeugung, daß ihr Bruder den jungen Fremden nur kennen zu lernen brauche, um ihn lieb zu gewinnen und sich enger an ihn anzuschließen.

Um die Flucht Barrows wußte nur Whiteleaf.

Durch den hinterlistigen Bootsmann getäuscht, hatte er willig den versprochenen Lohn für den ihm geleisteten Dienst in seine Hände niedergelegt und ihn sogar um ein Erhebliches erhöht, als er seine Absicht erfuhr, den Staat Michigan sogleich auf Nimmerwiederkehr verlassen zu wollen. Einesteils galt ihm dies als Bürgschaft, daß dem Mörder die Tat gelungen sei und er sich daher, so nahe dem Schauplatze seines Verbrechens, nicht mehr sicher fühle, andernteils konnte es nur seinen Wünschen entsprechen, im Falle, daß nach dem verschwundenen Reisenden geforscht wurde, den von ihm gedungenen Bootsmann fern zu wissen. Mochte immerhin der Verdacht der schmachvollen Tat auf Barrow hingelenkt werden, so blieb seine eigene Person unberührt davon. Wußte er selbst doch aus langer Erfahrung am besten, wie schwer es sei, in den weitläufigen Gebieten der amerikanischen Freistaaten einen Flüchtling, der sich den Gesetzen entziehen wollte, ausfindig zu machen.

Alle diese Umstände trugen nicht wenig dazu bei, Whiteleaf jene beobachtende Ruhe zurückzugeben, die ihn am vorhergehenden Tage während der Stunden der Ungewißheit auf kurze Zeit verlassen hatte. Er war wieder derselbe aufmerksame und zuvorkommende Gesellschafter.

derselbe uneigennützige Ratgeber. Seine Zuvorkommenheit erstreckte sich sogar so weit, daß keine von den Damen eine Ansicht aussprechen konnte, der er nicht scheinbar aus vollster Überzeugung beigetreten wäre. Seine Zwecke aber behielt er unabänderlich im Auge, und da er mit dem vermeintlichen Geliebten Evas das letzte Hindernis aus dem Wege geräumt zu haben glaubte, so war es für ihn nur noch eine Frage der Zeit, nicht nur in den Besitz einer lieblichen Gattin, sondern auch eines Grundbesitzes zu gelangen, der im Laufe der nächsten Jahre voraussichtlich seinen Wert verdoppelte.

In gedrückter Stimmung war den Bewohnern des Herrenhauses von MacIvors Mühle der Tag verstrichen.

In der weiten Halle, die als Wohngemach der Mrs. MacIvor den gewöhnlichen Versammlungsort der Familie bildete, hatten bereits bei Einbruch der Dämmerung die Mutter mit ihren Töchtern, der junge Laird und Whiteleaf sich zusammengefunden.

Eine Stunde war verronnen, ohne daß die Unterhaltung das Maß kurzer und spärlicher Bemerkungen überschritten hätte. Alle befanden sich in einer ängstlichen Spannung, hervorgerufen durch einen Brief, den Frolic im Laufe des Tages mit geheimnisvollem Wesen abgegeben hatte. Der Brief, von unbekannter Hand geschrieben, benachrichtigte Mrs. MacIvor, daß der lange Rob am Abend zu einer bestimmten Stunde eintreffen würde, um über äußerst wichtige Familienangelegenheiten mit ihr zu verhandeln. Außerdem wurde verlangt, daß nicht nur ihre Kinder, sondern vor allem auch der junge Laird und Whiteleaf sich an der Verhandlung beteiligen sollten.

Zu jeder andern Zeit würde man der Aufforderung Robs kein allzugroßes Gewicht beigelegt haben; an dem heutigen Tage aber und in der Stimmung, in der man sich befand, beurteilte man sein Anliegen weniger gleichmütig. Ohne sich eigentlich Rechenschaft darüber ablegen zu können, hoffte man jedoch, daß sein Erscheinen, nach dieser oder jener Richtung hin, nicht ohne wohltätigen Einfluß bleiben würde.

Whiteleaf hatte eine Zeitung zur Hand genommen. Um die Stunden der Erwartung auszufüllen, las er hin und wieder einen kurzen, die neuesten Tagesereignisse betreffenden Artikel vor, während der junge Laird, wie von innerer Unruhe gefoltert, auf und ab schritt und nur gelegentlich eine seiner gehaltlosen Bemerkungen in die Unterhaltung hineinschleuderte. Um länger bei einem Gegenstande zu verweilen, fehlte ihm ebensowohl die natürliche Neigung, wie auch die erforderliche Ruhe. Sein Geist schweifte beständig abwärts bis über die alte Mühle hinaus, nach einer Stelle hin, auf der das Flüßchen sich unwillig murmelnd und sprudelnd zwischen Felsblöcken und Gestein hindurchdrängte. Ließ er sich aber zuweilen auf einen im Schatten stehenden Sessel nieder, so geschah dies nur auf kurze Zeit, und bald erhob er sich, um, als glühe der Boden unter seinen Füßen, seinen Spaziergang mit vergrößerter Hast fortzusetzen.

Schon mehrfach hatten seine Mutter und Schwestern ihn gebeten, seine Unruhe, wenn auch nur auf kurze Zeit, abzulegen und sich ihnen zuzugesellen. Gewöhnlich antwortete er darauf mit einem erzwungenen Lachen und der Erklärung, daß er von jeher rastlos gewesen sei, und zwar um so mehr, je länger er an einem und demselben Orte sich aufhalten müsse.

„Meine Schuld ist es nicht," fügte er mit wenig freundlicher Rücksicht hinzu, „meine Schuld gewiß nicht, daß ich nicht so geworden bin, wie man mich gern sähe. Hätte es an mir gelegen, wäre ich schwerlich vor zweiundzwanzig Jahren in Schottland zurückgeblieben, um von fremden Leuten, wie ein überflüssiges Stück Hausgerät, herumgeworfen und gestoßen zu werden."

„Mr. MacIvor!" rief Whiteleaf vorwurfsvoll mit unterdrückter Stimme aus, indem er verstohlen, jedoch mit schlauer Berechnung, auf des Lairds Mutter wies, die sich mit einem schmerzlichen Seufzer tiefer über ihre Arbeit geneigt hatte.

„Niemand macht dir Vorwürfe," bemerkte Eva schwer-

mütig, „im Gegenteil, wir alle sind freudig bereit, das zu sühnen, was ein trauriges Geschick an dir verbrach."

Fortesquieu hatte mit einem ungeduldigen Achselzucken seine Wanderung wieder aufgenommen. Die treu gemeinten Worte Evas, wie die vorwurfsvollen Blicke seiner älteren Schwester mußten ihn indessen tiefer berührt haben, denn er blieb plötzlich im Schatten stehen, und mit einer Anwandlung von Milde sagte er:

„Zürnt mir deshalb nicht, sondern glaubt mir, daß ich vieles darum gäbe, könnte ich meine Vergangenheit umgestalten. Ich weiß, unendlich viel mangelt mir noch, und Monate mögen darüber hingehen, bis ich mich vollständig in die neue Lage hineingelebt habe. Leichter würde es mir werden, wenn die Erinnerung an die Vergangenheit —"

Er rang nach Worten, doch bevor er sich wieder gefaßt hatte, ertönten auf dem Hausflur schurrende Männertritte und in der nächsten Minute stand der Hochlandpfeifer in der geöffneten Tür.

„Guter Rob, wir erwarten Euch schon lange," rief Eva dem Eintretenden zu, froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, das Gespräch auf einen andern Gegenstand überzulenken. Dann aber stockte ihre Stimme, und gleich den übrigen im Gemach Anwesenden starrte sie erschreckt zu dem Sackpfeifer hinüber.

Wie gewöhnlich, wenn er durch geheimnisvolle Andeutungen einen tieferen Eindruck hervorzurufen beabsichtigte, hatte er sich auch heute in seinen vollständigen Hochlandschmuck geworfen. Sogar die altertümlichen Waffen, das Buckelschild und der kurze Stoßdegen fehlten nicht. Doch dieses hätte kaum befremdet, wenn nicht in seiner Haltung und seinen Gesichtszügen eine solche Veränderung vorgegangen wäre, daß die ängstliche Beklommenheit, die sein geheimnisvolles Auftreten erzeugte, mehr als gerechtfertigt erschien.

Die mächtige Gestalt war zusammengesunken; tief hatten sich die sonst noch immer straffen Knie unter der Last des gewaltigen Oberkörpers gebeugt, und indem er regungs-

los mit blöden Augen nach dem Tisch hinüberstierte, erinnerte er lebhaft an die ausgedörrten, aus tausendjähriger Ferne herübergekommenen Mumien verschollener Geschlechter.

Sein Antlitz war noch hagerer geworden; ein unendlich leidender Zug, wie man ihn wohl bei Leichen gewahrt, von denen die Seele sich nur unter großen Schmerzen trennte, ruhte auf ihm, und als ob alles Blut daraus verschwunden wäre, erschien es wie eine aus gelbem Wachs künstlich gebildete Maske.

Nachdem er eine Weile in der offenen Tür stehen geblieben war, ließ er seine müden Blicke schwerfällig über die Anwesenden gleiten.

„Es fehlt keiner," sagte er sodann mit hohler Stimme, „wird aber auch kein unberufener Zeuge hier eindringen?"

„Seid unbesorgt," antwortete Mrs. MacIvor bebenden Herzens, denn sie kannte den Sackpfeifer zu lange, um nicht zu erraten, daß er zum mindesten keine freudigen Nachrichten bringe, „seid unbesorgt, guter Rob, niemand wird uns stören. Aber Ihr seid erschöpft und müde; setzt Euch dort beim Kaminfeuer nieder, Ihr sollt Euch vorher erfrischen, und dann wollen wir plaudern nach guter alter Weise."

„Erfrischen?" fragte Rob mit einem trüben, kaum bemerklichen Lächeln, „spendet der morschen Eiche, die der Blitz zersplitterte, Regen und Tau, und seht zu, ob die welken Blätter sich wieder aufrichten!"

„Guter Rob, Ihr erschreckt mich und meine Kinder," entgegnete Mrs. MacIvor, die bemerkt hatte, daß Fortesquieu erbleichend auf einen Stuhl gesunken war und ihre Töchter mit unverkennbarer Seelenangst die ihnen sonst so befreundete Erscheinung des treuen Sackpfeifers betrachteten; „Ihr seid krank, guter Rob, beruhigt Euch; sagt, womit wir Euch helfen können, Ihr wißt, wir sind mit nicht weniger Liebe um Euch besorgt, als mein teurer, dahingeschiedener Gatte es stets gewesen ist."

Robs Blick richtete sich wie suchend empor.

„Wohl ihm," sagte er sodann leise, „er ist dahin; Ihr aber, die Ihr an seinem Herzen geruht, seid stark, damit der

Gram Euch nicht niederbeuge, die Freude Eure Herzen nicht breche! Ich komme wieder," fügte er sodann noch hinzu, und schwerfällig, wie er gekommen war, entfernte er sich, die Tür hinter sich nur anlehnend.

„Mein Gott, was soll das bedeuten?" fragte Mrs. MacIvor ihre Töchter, die ängstlich zu ihr emporschauten, und ihren Sohn, der plötzlich die letzte Lebenskraft verloren zu haben schien und noch immer nach der Stelle hinüberstarrte, wo der Sackpfeifer soeben gestanden hatte.

Der Advokat wollte antworten, doch wurde er durch ein Geräusch daran verhindert, indem sich auf dem Hausflur Männerschritte langsam und offenbar unsicher der Tür näherten.

Alle Blicke richteten sich auf diese hin.

Sie öffnete sich endlich und in dem draußen herrschenden Halbdunkel wurde eine Gruppe von Männern sichtbar, die auf einer von Brettern und Latten zusammengefügten Bahre einen schweren, in Decken gehüllten Gegenstand trugen.

Vorauf ging Frolic, der schweigsame Schippewä, in jeder Hand einen Tragebaum. Ihm folgten an dem schweren Ende, ebenfalls belastet mit den Tragebäumen, der Sackpfeifer und Fortis.

Totenstille herrschte in dem Gemach; mit angstvollem Schweigen beobachtete man, wie die drei Männer ihre Last vorsichtig hereintrugen und in der Nähe des Kamins behutsam niedersetzten.

Nur Whiteleaf, der mit scharfem Blick in dem verhüllten Gegenstande die Gestalt eines Menschen entdeckt hatte, war, von einem furchtbaren Verdacht ergriffen, halb emporgesprungen, jedoch schnell wieder auf seinen Sitz zurückgesunken. Er kannte Fortis nicht persönlich; die verhüllte Gestalt konnte also der von der stürmischen See ausgeworfene Leichnam des Fremdlings sein, der auf sein Anstiften über Bord gestoßen wurde.

Ein leises Zittern durchlief bei diesem Gedanken seinen zusammengekrümmten Körper, und als habe er die blaue

Brille fester in ihre Lage drücken wollen, bedeckte er mit der rechten Hand sein Gesicht. Erst als ein vereinigter Ausruf der beiden Schwestern ihm verriet, daß der Totgeglaubte gesund und wohlbehalten vor ihm stehe, fühlte er sich erleichtert.

Wohl begriff er, daß Barrow ihn hintergangen hatte, doch war er weit entfernt davon, Verdruß darüber zu empfinden. Nur schärfer noch als sonst, und mißtrauischer spähten seine falschen Augen hinter den blauen Gläsern hervor im Kreise herum, um sich nichts entgehen zu lassen, das vielleicht dazu dienen konnte, seine Stellung zu befestigen, seine Gewalt über die von ihm mit weitreichender Berechnung gewählten Opfer zu erhöhen. —

Die Männer hatten kaum ihre Last niedergesetzt, als auch die beiden Schwestern mit dem freudigen Ausruf: „Mr. Fortis!" emporsprangen und ihm ihre Hände so vertraulich entgegenstreckten, als hätten sie von ihm eine beruhigende Erklärung der sich vor ihren Augen entwickelnden Szene erwartet.

Fortis zeigte, als er aufblickte, ebenfalls eine tiefe Erregung. Sobald er indessen von den Schwestern, namentlich von Eva, mit einer so unverkennbaren Wärme begrüßt wurde, schien es, als ob ein elektrischer Schlag ihn durchströme. Unbekümmert um die anderen Anwesenden drückte er mit offenem Entzücken die dargereichten Hände, worauf er an Evas Seite trat, als hätte er wirklich bereits ein heiliges Anrecht an sie besessen. Eva duldete sein Benehmen gern, doch fühlte sie sowohl, wie ihre Schwester, daß sie der erstaunten Mutter eine Erklärung schuldig seien, und obwohl vor dem schrecklichen Anblick einer Enthüllung des Körpers auf der Bahre zurückschaudernd, besaßen sie doch Fassung genug, Mrs. MacIvor und dem jungen Laird mit kurzen Worten Fortis als den erwarteten Freund und Reisegefährten vorzustellen.

Fortis verbeugte sich ernst, jedoch mit höflicher Zuvorkommenheit.

Der junge Laird erwiderte den Gruß, ohne sich zu erheben, wie ein Schlaftrunkener, nur oberflächlich mit dem Kopfe nickend. Die Mutter dagegen starrte entsetzt auf ihn hin, nicht fähig, ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Sie schien einer Ohnmacht nahe, und zärtlich traten ihre Töchter neben sie, um sie zu unterstützen und auf ihren Wunsch fortzubegleiten.

„Beruhigt euch, meine Damen, und verzeiht unser seltsames Eindringen," begann Fortis, der den Grund der heftigen Gemütsbewegung der Mutter nur der verhüllten Gestalt glaubte zuschreiben zu dürfen, „kein Toter liegt hier, sondern ein Unglücklicher, der euer Erbarmen, euer Mitleid anfleht. Es war vielleicht unklug, ihn in so absonderlicher Art hier einzuführen, allein euer alter Hausfreund bestand so ernstlich darauf, und führte so schwerwiegende Gründe dafür an, daß ich glaubte, mich seinem Willen fügen zu müssen."

„Ich danke Euch," erwiderte Mrs. MacIvor mit ersterbender Stimme, ohne einen Blick von Fortis zu wenden, „Ihr meintet es gut, doch ich weiß, Rob geht nicht gern von seinen einmal gefaßten Ideen ab. Die Anwandlung von Schwäche ist jetzt vorüber und ich bin bereit, alles zu hören."

Fortis war wieder neben Eva hingetreten, ohne auf die erstaunten Blicke zu achten, die Whiteleaf ihm verstohlen zusandte, oder sich um MacIvor zu kümmern, der mit einer gewissen Verstocktheit ihm den Rücken halb zugekehrt hatte.

„Ihr kommt von Mackinaw? Wir erwarteten Euch schon gestern," bemerkte jetzt Whiteleaf, der um jeden Preis in Erfahrung zu bringen suchte, wodurch Barrow, bei der Ausführung seines Betruges, den jungen Fremden vermocht hatte, sich von seinen Sachen zu trennen.

„Um gestern hier einzutreffen, hätte ich die Flossen eines Haifisches besitzen müssen," antwortete Fortis laut und mit eigentümlich bezeichnendem Ausdruck.

Als ob er den Stich eines Skorpions empfunden habe, bebte der Notar zurück. Schnell aber hatte er sich wieder

gesammelt, und scheinbar ruhig, spähte er mißtrauisch zu Fortis hinüber, der jetzt, als seien ihm die schrecklichen Worte unabsichtlich und ohne weitere Bedeutung entschlüpft, sich freundlich zu Eva neigte und sie bat, bei den bevorstehenden Mitteilungen durch eine möglichst ruhige Fassung ermutigend auf Mutter und Schwester einzuwirken.

„Sagt mir, was bedeutet dies alles?“ fragte Eva beklommen flüsternd, „es scheint Schreckliches im Werke zu sein?“

„Aus Tränen des Kummers sollen Tränen der Freude geboren werden, Miß Eva,“ antwortete Fortis laut genug, um auch von der Mutter verstanden zu werden. „Das ist alles, was mir der alte Mann anvertraute. Meine weiteren Fragen schnitt er durch das Versprechen ab, daß ich heute abend Wunderbares erfahren würde. Ich glaube, er beabsichtigt durch eine ergreifende Szene auf das Gemüt Eures Bruders einzuwirken, und dadurch, daß er eine ihn schwer bedrückende Last von seiner Seele nimmt, ihn auf einen — verzeiht mir, teuerste Eva — ihn auf einen anderen Lebensweg zu lenken.“

Die letzten Worte sprach Fortis ganz leise; kaum aber hatte er geendigt, da ergriff Eva seine Hand ohne Scheu und drückte sie mit Innigkeit.

„Ich glaube, Rob will sprechen,“ hauchte Eva bebend, indem sie ihm sanft die Hand entzog und unverwandt zu dem Sackpfeifer hinüberschaute.

Kaum vernahm dieser aber die an ihn gerichtete indirekte Aufforderung, da reckte er mit einer gewaltigen Kraftanstrengung seine Gestalt in ihrer ganzen Länge empor, und zugleich trat ringsum lautlose Stille ein.

„Ja, ich will sprechen, zu Eurer Freude, zu Eurem Segen,“ hob er leise, jedoch mit wachsender Stimme an; „was ich sagte vor zwanzig Jahren, es ist Wahrheit geworden: der junge Laird setzt sich an den Tisch seines Vaters, an seines Vaters Stelle, und mein eigen Fleisch und Blut stirbt eines gewaltsamen Todes! O, die MacLearys! Ein böser

Stern waltete über ihrem Hause, während ein guter Stern die MacIvors begleitete."

Hier neigte er das Haupt, wie von Kummer überwältigt, auf die Brust. Alle Anwesenden schauten schweigend und erwartungsvoll zu ihm hinüber. Der junge Laird schien sich nur noch mit Mühe auf seinem Stuhle zu halten; jede Spur von Lebensfarbe war aus seinen Zügen gewichen, und ausdruckslos drängten sich seine starren Augen aus ihren Höhlen.

„Guter Rob," bat endlich Mrs. MacIvor, die unter dem Einfluß der unheimlichen Szene ihre Kräfte schwinden fühlte, „guter Rob, macht ein Ende damit, sagt mir, womit ich helfen kann," und zugleich deutete sie auf die verhüllte Gestalt.

„Herrin, Euer Wille soll geschehen," antwortete der Sackpfeifer mit festerer Stimme. „Hier wird Euch Gelegenheit, Schmerzen zu stillen und Wunden zu heilen, wie Ihr so oft getan! Tut es auch heute, um des elenden Opfers willen, um Euretwillen, um meinetwillen!" Dann sich niederneigend, warf er die Decke von dem Kopfende der Bahre zurück und „Dougal!" tönte es gleichzeitig mit dem Ausdruck des Entsetzens von allen Lippen.

Ein tiefes Schweigen des schmerzlichsten Erstaunens folgte, als man in dem farblosen Antlitz mit den tief eingesunkenen Augen den früheren Diener des jungen Laird erkannte, der matt und mit einem letzten Rest von Trotz und tierischer Gleichgültigkeit zu den Damen des Hauses hinüberschaute.

Ein triumphierender Blitz schoß hinter den blauen Brillengläsern hervor auf den Laird. Dieser aber erhob sich und schwankte, wie ein Trunkener, der Tür zu. Als aber der Sackpfeifer ihm den Weg vertrat und wie ein rächender Dämon seine Hand drohend gen Himmel erhob, da kehrte er stumm auf seinen Platz zurück.

Die Aufmerksamkeit war dem Verwundeten in zu hohem Grade zugewendet; MacIvors Benehmen entging daher größtenteils der allgemeinen Beachtung. Nur der

Notar und Fortis, welch letzterer von dem Sackpfeifer offenbar mit Vorbedacht über alles im Dunkeln gehalten war, schienen den Zusammenhang zu erraten.

„Dougal! Mein Gott, was ist vorgefallen?“ rief Mrs. MacIvor aus, nachdem sie den ersten Schrecken niedergekämpft hatte, und begleitet von ihren Töchtern trat sie näher zu dem Verwundeten heran.

„Weiter ist nichts vorgefallen, gute Lady, als daß mir jemand mittels eines guten Messers etwas mehr Luft verschafft hat, als zum Leben gerade notwendig ist,“ antwortete Dougal, den trotz seiner Schwäche ein gewisser Hang zum brutalen Spott nicht verlassen hatte.

„Verstehe ich recht? Ihr seid verwundet? Entsetzlich! Wer ist der schändliche Mörder, der seine Hand nach Eurem Leben ausstreckte?“ rief Mrs. MacIvor, die kaum zu fassen vermochte, was sie hörte.

Über Dougals Leichenantlitz flog wieder das höhnische Lächeln. Er vermied absichtlich, den Blicken des Lairds zu begegnen, der, im Hintergrunde sitzend, ein Bild wahnwitziger Verzweiflung, seinen Oberkörper weit zu ihm hingeneigt hatte.

„Wer mich verwundet hat, gute Lady?“ erwiderte Dougal röchelnd. „Ha! Wenn ich das wüßte! Begegne da im Walde einem Menschen, der ein paar Dollars in meinen Taschen wittert, mir kaltblütig sein Messer zweimal in die Seite stößt, ohne dabei das Leben zu treffen, und mich dann in den Fluß hinabwirft. War ich noch nicht tot, so lief ich jetzt Gefahr, zu ertrinken oder zu verbluten. Zur rechten Zeit traf aber der alte Rob mit Frolic und seinem Bären ein und tat sein möglichstes, mir das bißchen Leben zu erhalten. Ein guter Doktor, der Schippewä, hätt's wahrhaftig nicht geglaubt, daß ich wieder so weit kommen würde!“

Offenbar hatte die Hast, mit der Dougal sprach, ihn sehr erschöpft, denn sein Haupt sank matt zur Seite, und zugleich bat er flüsternd um einen Trunk Wasser.

Fortis reichte ihm schnell das Verlangte; Mrs. MacIvor drang darauf, den Unglücklichen sogleich auf ein geeigneteres

Lager zu betten, doch trat der Sackpfeifer abwehrend dazwischen.

„Noch nicht, noch nicht," sagte er ruhig und entschieden, „er muß vorher sprechen, vorher von seiner Brust wälzen, was ihn bedrückt, und dann mögt Ihr mit ihm beginnen, was Euch gut dünkt und Euer edles Herz Euch vorschreibt."

Dougal nickte zustimmend; die Damen und Fortis, selbst Whiteleaf, der, bestürmt von den unheimlichsten Gefühlen, ebenfalls näher getreten war, wichen zurück, worauf Rob und Frolic den Verwundeten in eine halbsitzende Stellung brachten und mittels zusammengerollter Decken unterstützten.

„So, so wird's besser gehen," versetzte Dougal zufrieden, obgleich er sein Gesicht vor Schmerz verzog, „kann jetzt besser Luft schöpfen, und wenn ich erst ausgesprochen habe, ist mir's gleichgültig, ob der Teufel mich eine Stunde früher oder später holt."

Bei den letzten Worten legte er, trotz der ihn fast übermannenden Schwäche und der ihn augenscheinlich folternden Schmerzen, in sein Gesicht einen schadenfrohen Ausdruck, der seinen früheren Herrn bis in die Seele hinein erbeben machte.

Dieser saß mit gefalteten Händen da. Daß Dougal, anstatt eine furchtbare Anklage gegen ihn zu schleudern, sogar jeden Verdacht von ihm abzulenken suchte, hatte seinen Lebensgeistern neue Kraft verliehen. Er sah sich zurückgerissen vom Rande eines Abgrundes, in den er bereits hinabgestürzt zu sein wähnte, und eine wilde, grenzenlose Dankbarkeit, gemischt mit aufrichtiger Reue über seine Tat, erfüllte ihn gegen denjenigen, der den ihn bedrohenden und vernichtenden Schlag von ihm abgewendet hatte. Dies Bewußtsein, zusammen mit dem Gedanken, den beabsichtigten Mord wenigstens nicht ganz ausgeführt zu haben, prägte sich scharf in seinem Äußeren aus. Die entsetzliche Verzweiflung milderte sich zu einer tiefen Traurigkeit, die für diejenigen, die ihn so ernst und in sich gekehrt dasitzen sahen, nichts Befremdendes haben konnte.

Sobald er aber Dougals schadenfrohen Blick gewahrte, wußte er, daß ein neues Unwetter gegen ihn heraufziehe. Er zitterte, und unbekümmert um seine Umgebung, und wie um die ganze übrige Welt von sich auszuschließen, barg er das Gesicht in seine Hände.

Ähnlich einem dem Tode verfallenen Sünder wollte er den letzten gegen ihn geführten Streich mit geschlossenen Augen hinnehmen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Erbe von MacIvors Hall.

Als Rob bemerkte, daß die Aufmerksamkeit aller sich ausschließlich dem Verwundeten zugewendet hatte, trat er dicht vor diesen hin.

„Dougal," begann er feierlich, und seine Augen erhielten einen letzten Anflug von jugendlichem Glanz, „ich habe deinen Vater gekannt, als er noch nicht auf seinen eigenen Füßen zu stehen vermochte; ich habe den Vater deines Vaters gekannt, als er noch in seinen Rauchfang manches Stück Fleisch aufhing, über dessen Erwerbung er nicht gern Rechenschaft abgelegt hätte. Auch du weißt, wie ein fremder, unbezahlter Hammelschlägel schmeckt. Das kümmert mich indessen nicht; ich erinnere dich nur an die Vergangenheit, um dich bei dieser Erinnerung zu beschwören, keine Falschheit in deinen Bericht einzuflechten. Dougal, ich sage dir, sprich jetzt; du weißt nicht, wie lange der Atem dir noch vergönnt ist; sprich und vergiß nicht, daß jedes deiner Worte Gold wiegt." Und damit trat er wieder zur Seite.

Dougal, auf den die Ansprache, überhaupt die ganze Szene einen erschütternden Eindruck gemacht zu haben schien, stierte eine Weile, wie geistesabwesend, vor sich nieder, und dann sein Haupt an die hinter ihm aufgetürmten Decken anlehnend, hob er mit vorsichtig gedämpfter Stimme an:

„Gute Mrs. MacIvor, Ihr habt gehört, was der lange Rob sagte. Vernehmt nun auch, was ich zu enthüllen habe.

Bei meiner Erinnerung an die Vergangenheit beschwöre ich: kein Wort soll über meine Lippen kommen, auf das Ihr nicht das heilige Abendmahl nehmen dürftet."

„Schont Eure Kräfte, vergeßt nicht, Ihr seid leidend, Dougal," versetzte Mrs. MacIvor gütig.

Dougal schüttelte matt das Haupt; die Güte der Herrin des Hauses lohnte er mit einem dankbaren Lächeln, und nachdem er noch einmal im Kreise herumgespäht, namentlich aber Fortis längere Zeit mit sichtbarer Teilnahme betrachtet hatte, fuhr er fort:

„Es sind wohl zweiundzwanzig Jahre her, vielleicht auch schon dreiundzwanzig — ich weiß es nicht mehr genau — da fielen des langen Robs Schwägerin, der alten Mutter Carry, zwei Kinder zu. Das eine war der Sohn des Lairds MacIvor, das andere war Mutter Carrys Enkelkind, der kleine Rob MacLeary. Sie selbst war indessen zu alt, sie konnte die Sorge für die Kinder nicht mehr übernehmen und vertraute sie daher meiner Schwester, einer armen Witwe, an. Die Kleinen litten bei ihr keine Not; wurden sie auch nicht wie vornehmer Leute Kinder gehalten, so gediehen sie in grobem Linnen doch ebensogut, als wenn sie in Sammet und Seide gekleidet gewesen wären. Eines Tages erkrankte der eine der beiden Knaben; welcher, das kann ich nicht bestimmt sagen; ich hatte sie selten gesehen und kümmerte mich nicht hinlänglich um sie, um sie voneinander unterscheiden zu können. Ich glaube aber, es war der junge Laird; denn wie ich von anderen Leuten später hörte, wollte meine Schwester nicht die Verantwortlichkeit auf sich laden, daß das fremde Kind, das Mutter Carry ihr in Pflege gegeben, in ihrem Hause gestorben sei. Sie wickelte daher noch in später Nacht den kranken Knaben in eine Decke und schlug ungesäumt den Weg über das Moor ein. Dies war das Letzte, das man von ihr hörte. Sie erreichte ebensowenig Mutter Carrys Hütte, wie sie in ihre eigene Behausung zurückkehrte.

„Man forschte ihr nach und fand die arme Frau in einem morastigen Torfgraben ertrunken. Nach dem Kinde

suchte man indes vergebens; es mußte in dem weichen Morast untergegangen sein."

„Welches der beiden Kinder?" fragte Fortis jetzt mit einem so verzweiflungsvollen Ausdruck, daß alle erschreckt zu ihm hinüberschauten und mit wachsendem Erstaunen bemerkten, daß er leichenblaß auf einen Stuhl gesunken war und mit entstellten Zügen Dougals farblose Lippen beobachtete.

„Das müssen andere Menschen, als ich, ausmachen," antwortete Dougal halb zu MacIvor gewendet, der sich in seiner zusammengekrümmten Stellung nicht rührte, „was ich erzähle, soll nur dazu dienen, die Erkenntnis der Wahrheit zu erleichtern. Was ich selbst glaube, weiß ich, doch das entscheidet nicht."

Bei dieser Erklärung lehnte sich Fortis in eine brütende Stellung zurück; in seiner Brust arbeitete es mächtig, doch die Blicke zu Eva zu erheben, in derselben Weise, in der er es noch vor wenigen Minuten getan, das wagte er nicht mehr. Ihm war, als ob seine Gedanken sich verwirrten, als ob ein längst ersehntes Ziel in erreichbarer Nähe vor ihm liege, daß hinter diesem aber sein Leben sich wie eine endlose Einöde ausdehne.

Auch die Mutter und ihre Töchter verharrten in atemloser Spannung; sie ahnten vielleicht, was ihnen bevorstand, und fühlten sich tödlich erschüttert, während Whiteleaf, noch vollständig im Unklaren, allmählich zu ahnen begann, daß seinen bereits als geglückt betrachteten Plänen eine unabwendbare Gefahr drohe.

„Meine Schwester war also hinüber, und mit ihr der eine Knabe," fuhr Dougal fort, nachdem er eine Weile, wie um neue Kräfte zu sammeln, schwer atmend vor sich niedergeschaut hatte; „es blieb Mutter Carry also kein anderer Ausweg, als das überlebende Kind selbst zu sich zu nehmen und auf ihre Art zu erziehen.

Das Kind war damals noch keine zwei Jahre alt; trotzdem machte Mutter Carry ihre Sache gut, denn der Junge gedieh sichtlich unter ihren Händen. Mir fiel dies um so

mehr auf, weil ich nur selten auf das Moor hinauskam und dann den Unterschied um so leichter beobachten konnte.

„Der Knabe hatte sich ungefähr ein halbes Jahr bei Mutter Carry befunden, als mein Weg mich wieder einmal in jene Gegend führte. Ich trug ein Stück Fleisch auf der Schulter, das ich der alten Frau geben wollte, um es in den Rauch zu hängen. Der Winter war vor der Tür, und hätte der eine und der andere nicht hin und wieder etwas Besseres, als Gerstenmehl, der armen Hexe zugetragen, dann hätte sie bei ihren Kartoffeln und der Ziegenmilch samt ihrem Schützling in dem schwarzen Moor elendiglich zugrunde gehen müssen.

„Es war schon dunkel — ich wollte bei Mutter Carry übernachten — und noch gegen zweihundert Ellen weit befand ich mich von der Hütte entfernt, als das jämmerliche Geschrei des Kindes mich plötzlich stutzig machte.

„Zuerst glaubte ich, die Alte habe es mißhandelt, denn sie verstand keinen Spaß, obwohl sie das Kind mehr, als sich selbst zu lieben schien, allein als ich genauer horchte, unterschied ich, daß sie dem Kleinen freundlich begütigend zuredete, worauf dieser aber immer von neuem in ein Zetergeschrei ausbrach.

„Möchte wissen, was sie mit dem Kinde vorhat, dachte ich, und meine Schritte mäßigend, schlich ich dicht an die Hütte heran, ohne daß die Alte eine Ahnung von meiner Nähe gehabt hätte. Ich steckte sogar, indem ich mich niederlegte, den Kopf in die Tür hinein, und zwar weit genug, um Mutter Carry, die mit dem Kinde auf den Knien vor dem Feuer saß, genau beobachten zu können. Und was meint ihr wohl, was die alte Hexe trieb? Hahaha! Mutter Carry war eine listige Wölfin; den Jungen hatte sie entkleidet, und wie ich genau mit meinen eigenen Augen sah, hielt sie in der rechten Hand ein kleines Instrument, mit dem sie dem armen Burschen unbarmherzig die Schulter zerstach. 's sah vielleicht schlimmer aus, als es in Wirklichkeit war, allein der Junge schrie, als ob er an einem Spieße gesteckt hätte, und Blut sah ich, wenn auch gerade nicht so

viel, als mir neulich von einem guten Freunde abgezapft wurde."

MacIvor fuhr bei dieser Bemerkung krampfhaft zusammen, veränderte aber sonst seine Stellung nicht. Dougal schöpfte unter den ihn mit seltsamer Spannung beobachtenden Blicken einigemal mühsam Atem, knirschte mit den Zähnen, offenbar um einen heftigen körperlichen Schmerz zu verbeißen, und nahm dann den Faden seiner Erzählung wieder auf:

„Geblutet hat es, das kann ich beschwören, denn in der Meinung, daß die Alte, um das Kind los zu werden, im Begriff stehe, es zu ermorden, war ich drauf und dran, hineinzustürzen und sie daran zu hindern, als mir einfiel, daß sie dann wohl schwerlich so freundlich mit dem Kinde gesprochen und es obenein geherzt und geküßt haben würde.

„Ich lag also still und beobachtete weiter. Was die Alte bezweckte, ist mir erst später klar geworden; so viel weiß ich aber noch heute: damals hielt ich sie für verrückt. Als sie nämlich eine Weile an der Schulter des weinenden und schreienden Kindes herumgestochen hatte, legte sie das Instrument — ich glaube, es war ein Bündelchen Nähnadeln — zur Seite, worauf sie die wunde Schulter mit einer braunen Wurzel zu reiben begann. Endlich schlug sie ein Stück Wurzel zwischen zwei Steinen breit und legte es bedächtig auf die wunde Stelle, worauf sie den kleinen Schreihals wieder ankleidete und auf einen Haufen warmer Asche legte.

„Irgendeinen geheimen Zweck muß die Alte doch haben, dachte ich bei mir, indem ich leise zurückkroch, beschloß aber die Sache erst dann zwischen mir und Mutter Carry zur Sprache zu bringen, wenn ich vielleicht Vorteil davon haben würde.

„Ich schlich also eine Strecke zurück, näherte mich der Hütte mit geräuschvollen Schritten, und als ich dann eintrat, kam mir Mutter Carry mit ungewöhnlicher Freundlichkeit entgegen. Sie versicherte mir, daß sie mich bereits seit einer Stunde erwartet und mich mit klaren Augen über

das Moor habe schreiten sehen. Auch das Fleisch wollte sie gesehen und als die Hälfte von einem frischgeschlachteten Hammel erkannt haben.

„Hahaha! Die alte Hexe! Ich dachte mein Teil und war schlau genug, über das zu schweigen, was ich wußte, und als gute Freunde schieden wir am folgenden Morgen voneinander.

„Ich trug die Geschichte lange mit mir herum; mehrfach untersuchte ich die Schulter des kleinen Rob und fand zu meiner Verwunderung dicht an seinem Halse ein braunes Mal, das Mutter Carry mit ihren Teufelskünsten eingeätzt hatte. Da sie aber mit wahrer Affenliebe an dem kleinen Rob hing und ihn immer für ihr Enkelkind ausgab, so vergaß ich die Geschichte und dachte erst nach zwanzig Jahren wieder daran, als sie den Tod herannahen fühlte und mich abschickte, um ihr Enkelkind herbeizuschaffen. Sie gab vor, ihm ein großes Geheimnis anvertrauen zu wollen, und das machte mich neugierig.

„Wo ich Rob MacLeary fand, kümmert heute niemand mehr; wie schnell wir an das Sterbebett Mutter Carrys gelangten, brauche ich nicht zu beschreiben; ebenso nicht, wie ich ihr ganzes Gespräch belauschte. Die Hauptsache bleibt, daß Mutter Carry ihrem Enkelkinde einen letzten Beweis ihrer Anhänglichkeit zu geben gedachte, indem sie es als den jungen Laird MacIvor hinstellte. Sie händigte ihm das Halsband und den halben Brief ein, das Mal auf der Schulter hatte sie ihm bereits früher mitgegeben, und gewiß würde sie ihn auch schon früher übers Meer geschickt haben, wäre es ihr nicht zu schwer geworden, sich von ihm zu trennen. Die alte Carry verdient also kaum einen Vorwurf; sie handelte aus Liebe zu ihrer Nachkommenschaft. und wünschte zugleich, die Prophezeiung ihres Bruders zu erfüllen —"

„Und sie erfüllt sich," unterbrach hier den erschöpften Dougal der Sackpfeifer mit hohler, jedoch entschiedener Stimme.

Aller Blicke richteten sich auf den Greis, der wieder

regungslos dastand, und kehrten erst zu Dougal zurück, als dieser ein Zeichen gab, daß er weiter zu sprechen wünsche.

Ängstlich lauschten alle, denn der Verwundete konnte in jeder Sekunde den letzten Atemzug aushauchen, und noch war der Schleier nicht ganz gelüftet, der über dem vermeintlichen Erben von MacIvors Mühle schwebte.

„Die Sache wäre vielleicht zu einem guten Ende gekommen," fuhr Dougal nach kurzer Rast wieder fort, „um so mehr, als der junge Rob MacLeary selbst keine Ahnung von dem wirklichen Tatbestande hatte. Zu seinem Leidwesen aber kannte ich die Verhältnisse dafür um so besser und richtete mich so ein, daß das ihm von seiner Urgroßmutter anvertraute falsche Geheimnis auch mir zustatten käme. 's ging alles gut, 's würde auch noch länger gut gegangen sein, wenn nicht —"

„Dougal, schweife nicht ab!" fiel der Sackpfeifer hier mit seiner geisterhaften Stimme ein, „bedenke, was ich von dir gefordert habe, und vergeude die Zeit nicht mit nutzlosen Klagen!"

„Nun gut," nahm Dougal mit einem Ausdruck von Trotz wieder das Wort, „dann bleibt mir nicht viel mehr zu sagen — ich habe mein Versprechen gelöst, um das mein Leben noch um einige Tage verlängert wurde. Der dort drüben," — hier neigte er sein Haupt in der Richtung nach dem jungen Laird, — „kann am besten weiter sprechen und bezeugen, ob ich mir eine Unwahrheit zuschulden kommen ließ. Er ist derselbe Rob MacLeary, dem Mutter Carry einst das Mal auf die Schulter ätzte; derselbe Rob MacLeary, der von seiner Urgroßmutter beauftragt und mit den erforderlichen Mitteln ausgerüstet wurde, um als Sohn des früheren Lairds von MacIvors-Hall in dieses Haus und in diese Familie einzuziehen. Rob MacLeary, höre mich!" rief er mit äußerster Anstrengung aus, „Rob MacLeary, bestreite meine Worte, wenn du kannst!"

Ein konvulsivisches Zittern durchlief bei dieser Anrede die zusammengekrümmte Gestalt des jungen Lairds. Dann saß er wieder in Stein verwandelt da, unempfind-

lich für das Entsetzen, das sich in den Zügen seiner vor Schreck erstarrten Schwestern ausprägte, unempfindlich für die Verzweiflung, mit der seine Mutter die Hände rang.

„So soll ich dennoch meinen Erstgeborenen verlieren?" rief Mrs. MacIvor in schmerzlichem Klageton aus, „ich soll ihn verlieren, ohne daß er einen Versuch wagte, die leere Stelle an seines Vaters Tisch auszufüllen? Fortesquieu! Mein Sohn, sieh mir ins Auge und sage mir, ob du mein Sohn bist! Fürchte dich nicht, mein armes Kind, und wärst du mit zehnfachem Mord beladen, und wenn sich alle Menschen in Verachtung von dir wendeten, so sollen sie doch mir das Recht nicht nehmen, mich deine Mutter zu nennen, als treue Mutter mit dir über dich und deine Vergangenheit zu weinen. Sprich, Fortesquieu, ich bin auf alles gefaßt! Sage, daß man dich und mich täuschte, und nur dir, dir allein will ich glauben!"

Die Heftigkeit, mit der Mrs. MacIvor von ihrem Stuhle aus sprach, die Seelenangst, die sich in ihrer Haltung zeigte, und die tödliche Spannung, die aus ihren Augen hervorleuchtete, indem sie, weit vornüber geneigt, ihre Blicke auf des Lairds zusammengepreßte Lippen heftete, hatten etwas so unendlich Ergreifendes und Achtung Gebietendes, daß niemand, welcher Art die ihn bestürmenden Gefühle auch sein mochten, die plötzlich eingetretene Stille zu unterbrechen wagte. Jeder begriff, daß der Gedanke: ihren verloren geglaubten Sohn wiedergefunden zu haben, in ihrer Seele so fest Wurzel geschlagen hatte, daß er mit ihrem Leben verwachsen war. Selbst der Sackpfeifer, der während seines Zusammenseins mit Fortis diesen ausgeforscht hatte, und seit den jüngsten Enthüllungen auch Fortis selbst, die beide mit einem Worte Licht in das Dunkel hätten bringen können, schienen sich unter einem ihre Zungen lähmenden Bann zu befinden. Der lange Rob stand da, wie eine nur von künstlichem Räderwerk belebte Figur, deren Kraft mit dem Ablauf der Triebfeder ihr Ende erreichte. Nur aus dem traurigen Ausdruck, mit dem er bald Fortis, bald den jungen Laird betrachtete, ging hervor,

daß er noch lebte und fühlte, und zwar tief und innig fühlte.

Fortis unterschied sich in seiner äußeren Haltung kaum von dem jungen MacIvor. Er schien an Leib und Seele vollständig gebrochen zu sein, die letzte Spur von Jugendmut hatte ihn verlassen. Seine Brust arbeitete heftig; die Farbe kam und wich mit fieberhafter Schnelligkeit auf seinem schmerzlich verzogenen Antlitz, und als Eva, in ihrer Besorgnis um die Mutter, wie Hilfe flehend ihre Hand auf seinen Arm legte, da zuckte er zur Seite, als hätte er einer feindlichen Berührung ausweichen wollen, so daß selbst Eva die Fassung verlor und sich von lauter Feinden ihres Hauses umringt glaubte.

So standen alle da in düsterem Schweigen. Dougal hatte sich matt angelehnt und schloß die Augen, als ob er nach Lösung seiner Aufgabe Ruhe gesucht hätte.

Da fragte Mrs. MacIvor, deren verzweiflungsvolle Spannung den höchsten Grad erreichte, den jungen Laird zum zweitenmal mit unsäglicher Mutterangst, worauf dieser endlich das Haupt langsam erhob und zögernd antwortete: „Ich weiß es nicht, ich kann es nicht wissen, ob die alte Frau, oder Dougal mich täuschte."

„Besinne dich, Fortesquieu!" flehte Mrs. MacIvor, und ihre tiefe Erschütterung offenbarte sich in einem Tränenstrom, der ihren Augen unaufhaltsam entstürzte, „besinne dich und schlage die Augen nicht vor mir, deiner leiblichen Mutter nieder —"

„Halt! nichts weiter davon!" rief Whiteleaf jetzt plötzlich, der lange in Gedanken versunken dagesessen hatte, indem er emporsprang und mitten in die Stube trat, „gestattet mir allerseits, daß auch ich mich an der Verhandlung beteilige, und zwar in doppelter Eigenschaft: einmal als Verfechter des Rechtes und natürlicher Verteidiger der Unschuld, und dann als aufrichtiger, opferwilliger Freund des Hauses und der Familie!"

Nach dieser Einleitung hielt er einige Sekunden inne. Hinter seinen blauen Augenschildern hervor schossen die

Blicke nach allen Richtungen, um zu erfahren, welchen Eindruck sein scheinbar ruhiges und sicheres Auftreten auf die so unendlich verschieden gestimmten Gemüter ausübe. Daß er aber kalt und ruhig erschien, durfte ihm als ein außergewöhnliches Meisterstück angerechnet werden, denn kaum konnte die Angst der verzweifelnden Mutter größer sein, als seine eigene Furcht vor dem Ausgange. Erwies sich nämlich der junge Laird als falscher Erbe, so war auch die Geldsumme, die er ihm bereits eingehändigt hatte, gefährdet; er mußte dann überhaupt die Hoffnung auf das überaus glänzende Geschäft, das er mit dem Kauf und seiner Verheiratung abzuschließen meinte, als vereitelt betrachten.

Sobald er also glaubte, die Aufmerksamkeit der Anwesenden hinlänglich wachgerufen zu haben, fuhr er in überlegendem Tone fort:

„Mit Spannung und wahrer Besorgnis bin ich bis jetzt den Verhandlungen gefolgt; ich mischte mich nicht ein, weil ich vorher Material zu einem klaren Urteil sammeln wollte. Ich wiederhole noch einmal, kein Wort ist mir entgangen, aber wie ich keinen einzigen der gegen meinen jungen Freund erhobenen Einwände unterschätze, bin ich doch ebenso weit entfernt davon, ihnen in der Aufregung einen zu hohen Wert beizumessen. Ihr alle werdet mir darin beipflichten, daß die Echtheit des Briefrestes und des Halsbändchens nicht angegriffen oder bezweifelt werden kann. Ebenso wäre es auch wohl mit dem Mal, das nach der Aussage der Mutter und wie ich mich selbst überzeugte, genau an der Stelle ist, wo der Hals sich mit der Schulter vereinigt. Nun treten aber Leute auf — es sei weit entfernt von mir, zu behaupten: in böswilliger Absicht — und geben vor, daß das Mal, das den jungen Laird als den wahren Erben kennzeichnet, ein künstlich erzeugtes sei. Die Angabe beruht aber nur auf der Aussage eines einzigen Zeugen, der das Tätowieren des Halses vor mehr als zwanzig Jahren beobachtet haben will. Alle Achtung vor Eurer Wahrheitsliebe — wenigstens in Eurer jetzigen Lage" — wendete er

sich darauf an Dougal, der den Kopf halb nach ihm umgedreht hatte und ihn erstaunt mit großen Augen betrachtete, „aber wäre es nicht möglich, daß Euer Gedächtnis Euch täuschte, oder daß damals die alte Frau, anstatt das Mal zu erzeugen, es zu beseitigen versucht hätte? Überlegt das alles wohl, meine Freunde, und fragt euch, ob die höchst zweifelhafte Aussage eines Menschen, dessen Vergangenheit wohl kaum seine Glaubwürdigkeit verbürgen dürfte, dazu geeignet ist, eine Mutter ihres Kindes, zwei Schwestern ihres Bruders, und endlich ein ausgedehntes Besitztum seines rechtmäßigen Erben und Eigentümers zu berauben! Nein, dergleichen kann nicht, darf nicht und soll nicht geschehen, so lange mir noch Mittel und Worte zu Gebote stehen, selbst auf gerichtlichem Wege das Unrecht zu bekämpfen. Ich behaupte also: von den beiden Knaben fand das Enkelkind der alten Frau samt seiner Wärterin den Tod im Schlamme des Moors, und dieser dort, der durch die Zweifel an seiner Geburt bis ins Mark hinein erschüttert werden mußte, ist der wahre MacIvor! Ich werde diese Behauptung vor jedem Gerichtshofe mit meinem letzten Atemzuge verteidigen; die ganze Welt, Himmel und Erde, rufe ich an, das Gegenteil zu beweisen; sogar das unglückliche Kind, dem es bestimmt war, im zartesten Jugendalter auf so gräßliche Art sein Leben zu verlieren, fordere ich zum Zeugen, um nicht das Unrecht über das Recht siegen zu lassen!“

Rob hatte inzwischen seine mächtige Gestalt in ihrer ganzen Länge aufgerichtet; sein Antlitz hatte wieder einen leichten Anflug von Lebensfarbe erhalten, und indem er seine Augen durchdringend auf den Notar heftete, schienen sie an Glanz zu gewinnen, während ein schwaches, höhnisches Lächeln auf seinen Zügen ruhte.

Wie abwehrend erhob er die rechte Hand gegen Dougal, der offenbar die Zeit nicht erwarten konnte, wo es ihm gestattet sein würde, sich wieder an der Verhandlung zu beteiligen.

„Ihr ruft die Toten zu Zeugen auf,“ hob er bedächtig an, „wohlan, so mögen die Toten sprechen! Das Geschick

erfüllt sich, es erfüllt sich genau so, wie ich es lange vorhergesehen habe. Fragt den Fremdling dort drüben, was aus dem Kinde wurde, das in dem schwarzen Moor verloren ging; fragt ihn, und er wird erzählen, was er mir in der verflossenen Nacht anvertraute. Er wird durch schriftliche Zeugnisse bekräftigen, daß eine wandernde Zigeunerbande das kranke, halb erstarrte Kind in eben demselben Moor fand und es mit sich fortnahm. Er wird Euch erzählen und beweisen, daß dieselben Zigeuner das Kind bald darauf an einen deutschen Edelmann verkauften, der es mit gewissenhafter Treue erzog und einen achtungswerten Mann aus ihm machte."

„Derartige Märchen kann jeder ersinnen!" unterbrach Whiteleaf den Greis hastig, denn seine kaltblütige Fassung vermochte solchen Drohungen gegenüber nicht mehr stand zu halten, zumal er zu erraten glaubte, daß es nicht der begünstigte Geliebte Evas gewesen war, gegen den er seinen Mordanschlag gerichtet hatte, sondern ihr Bruder, und daß somit die letzte Aussicht auf den Besitz des jungen Mädchens unwiederbringlich verloren sei; „ja, jeder kann das," wiederholte er noch lauter, „ich bin indessen nicht der Mann, der mit solchen Märchen sich abspeisen läßt. Obgleich an dieser Stelle nicht ausdrücklich dazu berufen, halte ich es doch für meine Pflicht, für das Recht einzustehen. Nur Beweise, vollgültige, unantastbare Beweise können in einer Angelegenheit von so großer Wichtigkeit als entscheidend angenommen werden!"

„Vollgültige Beweise?" entgegnete der lange Rob mit spöttischem Bedauern, „fragt nur den jungen Mann dort, der sein Glück selbst zu bezweifeln scheint; fragt ihn, und er wird Euch einen Papierstreifen einhändigen, der genau zu dem Briefrest paßt, den der junge Rob MacLeary der Herrin dieses Hauses vor kurzem als Erkennungszeichen einhändigte. Eine und dieselbe Hand hat die beiden Briefteile geschrieben, und wie Rob MacLeary die eine Hälfte, so bekam der junge Laird die andere. Dann fragt ihn weiter, und er wird Euch ein Mal an seinem Halse

zeigen, ein Mal, hoch und erhaben, wie es nicht durch Tätowiernadeln hergestellt werden kann. Dann aber fragt mich," hier wies er gebieterisch auf den falschen Erben, „und ich werde Euch sagen: Der dort trägt die Züge eines MacLeary, der längst zu Staub und Asche wurde. Ich suchte in der Vergangenheit, um den zu entdecken, dessen Züge er trägt, aber ich vermochte ihn nicht zu unterscheiden, denn ich werde schwach. Wohl erkannte ich eine Ähnlichkeit, doch wußte ich nicht, sie zu deuten. Heute dagegen erkenne ich sie: Es sind die Gesichtszüge eines MacLeary, und der sie trägt, ist mein eigen Fleisch und Blut — ist das Enkelkind meines Bruders.

„Aber fragt weiter, fragt die Frau dort, deren Brust der Schmerz zu zersprengen droht, fragt sie, wessen Augen der junge Fremdling hat; fragt sie, wessen helle Locken sein Haupt schmücken, und sie, wie ich und die armen Kinder, die neben ihr stehen, werden Euch einen Namen nennen, der noch heute, obwohl die Erde sein erkaltetes Herz deckt, in diesem Hause und im ganzen Staate nur mit Liebe und Achtung genannt wird. So viel für Euch, da Ihr der Ratgeber meines unglücklichen Verwandten gewesen seid; nun mögt Ihr tun und lassen, was Euch beliebt. Als Ankläger habe ich meine Aufgabe erfüllt, nur als Richter habe ich noch mit Euch zu sprechen, und dazu ist hier der Ort nicht."

Nach des alten Hochländers Rede, die er ohne sichtbare Beschwerden und ohne Unterbrechung gesprochen hatte, schien sich eine förmliche Erstarrung aller bemächtigt zu haben. Mrs. MacIvor und ihre Töchter hatten sich Fortis zugewendet und betrachteten mit schwer zu schildernden Gefühlen das gute Antlitz, das der junge Mann, wie im heftigen Seelenkampfe, gesenkt hatte, und über dessen Wangen vereinzelte Tränen rollten.

Da trat der Hochlandpfeifer vor sie hin.

„Ich dachte, es sollte anders werden," sagte er unendlich milde und traurig, indem seine Blicke Fortis und Eva flüchtig streiften, „es hat aber so sein sollen, und wir dürfen zufrieden sein. Mrs. MacIvor," fuhr er darauf mit er-

hobener Stimme fort, und seine Augen starrten suchend ins Leere, „mein Wort ist gelöst, und ich kann ruhig heimgehen; der Erbe von MacIvors-Hall kehrt zurück. Kommt hierher, Mr. Fortis — nein — Fortesquieu MacIvor! Gebt den Brief Eurer Mutter — wenn ihr Herz ihr noch nicht gesagt haben sollte, wen sie unter ihrem Dache beherbergt — und liebt das goldlockige Kind nicht minder, weil es Eure Schwester ist."

Fortis erhob sich und schritt, noch immer gesenkten Hauptes, wie ein Schlaftrunkener, vor seine Mutter und Schwestern hin, und schweigend legte er den Briefrest von Mrs. MacIvor auf den Tisch.

„Fortis, — es klingt fast wie Fortesquieu," begann nun die Mutter träumerisch, so daß ihre Töchter sie besorgt anschauten, „und dennoch, es kann nicht anders sein — reicht mir die Hand, junger Mann, seht mir in die Augen — so — so ist's recht — nun erwägt, wie schwer ich gelitten habe, vergegenwärtigt Euch den Schmerz, der mir die Brust zerrissen, mich fast an den Rand des Wahnsinns gebracht hat, bedenkt dies alles, junger Mann, und dann sagt mir, ob keine Täuschung obwalte, ob Ihr Euch — für — für meinen Sohn —"

„Mutter, Mutter!" rief Fortis erschüttert und sank, von seinen Gefühlen überwältigt, vor Mrs. MacIvor auf die Knie, und benetzte, sich über ihre Hand beugend, diese mit heißen Tränen, die ihm ein tiefes Weh und eine heilige Freude unaufhaltsam in die Augen trieben.

„Ja, du bist mein Sohn," flüsterte Mrs. MacIvor mit halberstickter Stimme, indem sie ihre freie Hand schmeichelnd auf das auf ihren Knien ruhende Lockenhaupt legte. Dann aber neigte sie sich zu dem Sohne nieder, und alles, was sie gelitten hatte und was sie in diesem Augenblick empfand, den so lange getragenen Kummer ihres Herzens, wie die erwachende, nunmehr nicht länger durch Furcht getrübte Freude, alles drängte sich in einen einzigen Tränenstrom zusammen, den sie über ihr wiedergefundenes Kind weinte.

Enger schmiegten sich ihre beiden Töchter von beiden Seiten an sie an. Auch sie sehnten sich darnach, den Bruder zu begrüßen. Mit umflorten Augen blickten sie zu ihm nieder, allein eine heilige Scheu hielt sie ab, die innige Szene zwischen Mutter und Sohn, in der deren Seelen gleichsam ineinander verschmolzen, zu stören oder zu unterbrechen.

Eine Weile blieb der Sackpfeifer sinnend und grübelnd vor der ergreifenden Gruppe stehen; er fürchtete offenbar, die feierliche Stille, die in dem Gemach herrschte, zu unterbrechen. Seine Gestalt war zusammengesunken, und deutlicher denn je, sprachen aus seinem farblosen schlaffen Antlitz die Verwüstungen der Zeit. Die Hände hielt er gefaltet, seine Augen waren gerötet, doch tränenleer. Ein eigentümliches, gleichsam überirdisches Wohlwollen leuchtete aus seiner Haltung hervor, indem er die Mutter mit ihren Kindern betrachtete. Wie ein wehmütiger Abschiedsgruß entrang sich ein schmerzlicher Seufzer seiner Brust, und dann kehrte er sich leise ab.

Dougal atmete schwer und röchelnd; der Anblick der vor ihm sich entwickelnden Szene war nicht ohne tiefe Wirkung auf den alten Viehräuber geblieben. Zum ersten Male seit seiner Verwundung empfand er ein banges Sehnen, geheilt zu werden und noch länger unter den Lebenden zu wandeln.

Der Sackpfeifer beugte sich zu ihm nieder. Auf seinen gebieterischen Wink eilten Frolic und sein junger Verwandter herbei, und ebenso bereitwillig legten sie Hand ans Werk, als er sie durch Zeichen aufforderte, ihm den Verwundeten nach dem Zimmer hintragen zu helfen, das der junge Rob MacLeary so lange als Fortesquieu bewohnt hatte. Diesem aber und dem Advokaten schien die Gelegenheit, sich unbemerkt entfernen zu können, willkommen zu sein.

Behutsam und leise schlich der aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte Zug hinaus. Niemand von der

zurückgebliebenen Familie achtete auf die Abziehenden; niemand bemerkte, daß sich die Tür hinter ihnen schloß.

Aber auch die Fortgehenden schauten nicht mehr zurück. Schweigend trugen sie ihre Last über den langen Hausflur; schweigend und nur den Winken des Sackpfeifers gehorchend, legten sie Dougal auf das weiche Lager. Erst als dieser erklärte, daß er behaglich gebettet sei, wendete sich des Greises Aufmerksamkeit wieder anderen Dingen zu.

„Hier liegt still, Dougal," sagte er mit zitternder Stimme, die klar bekundete, daß die jüngst erlebten Szenen seine letzten Kräfte erschöpft hatten; „liegt still; man wird für Euch sorgen, und steht es in der Macht von Menschen, so werdet Ihr dem Leben zurückgegeben werden — und hoffentlich einem besseren Lebenswandel. Du aber, Rob MacLeary, der du dich wissentlich zu einem Betruge hergabst, der du deine Hand mit dem Blute eines Mitmenschen besudelt, du komm her zu mir, damit ich dir verzeihe, bevor sich das Geschick erfüllt."

MacLeary gab der an ihn gerichteten Auf-

forderung mechanisch und schwankenden Fußes Folge, doch ehe er den Sackpfeifer erreichte, trat Whiteleaf zwischen beide.

„So gebt Ihr jeden Versuch auf, Eure vornehme Stellung zu behaupten?“ fragte er den jungen Mann mit beißendem Spotte, „Ihr wollt es nicht auf die Entscheidung der Gerichte ankommen lassen, trotzdem Ihr so viele Beweise für Euch habt?“

Der Angeredete blickte empor. Sein entstelltes Antlitz glättete sich auf einige Sekunden zu einem gehässigen, schadenfrohen Lächeln.

„Ich bin Rob MacLeary, das Enkelkind der alten Mutter Carry, und der Urgroßneffe des alten Rob MacLeary,“ sagte er sodann, seine tadellose hohe Gestalt mit einem gewissen Stolz aufrichtend.

„Mein Fleisch und Blut,“ bekräftigte der Sackpfeifer, indem er über des Notars Schulter fort MacLeary die Hand reichte; „Gott segne dich für diesen Ausspruch, mein Kind, es ist das einzige, was ich vor meinem Heimgange aus deinem Munde zu hören hoffte und wünschte. Kein Haß ist mehr zwischen dir und mir; möge Gott dir so vergeben, wie ich dir vergebe!“

„Und glaubt Ihr wirklich, daß ich damit abgefunden wäre?“ fragte Whiteleaf, bei dem der Gedanke an den möglichen Verlust seines Geldes jedes andere Gefühl erstickte, „glaubt Ihr das wirklich?“ wiederholte er bebend vor Wut und Angst, „oder meint Ihr vielleicht gar, der neue Erbe von MacIvors-Mühle würde großmüthig genug sein, Eure Schulden zu übernehmen und zu berichtigen? Noch gibt es Gerichte im Lande, die einen böswilligen Schuldner an seine Pflichten zu erinnern wissen, zumal wenn er sich zu seinen Unterschriften eines falschen Namens bediente.“

„Rob, wie viel schuldest du dem Manne?“ fragte der Sackpfeifer, dessen Gestalt sich bei den rasch aufeinander folgenden Schlägen immer mehr zu verkleinern schien.

„Sechzehntausend Dollars!“ rief Whiteleaf hastig, bevor MacLeary antworten konnte, „sechzehntausend Dollars,

und jedes einzelne Tausend trägt eine Unterschrift, für die ich ihn mit Leichtigkeit hinter eiserne Gitter und Schloß und Riegel bringen könnte!"

„Wohin es nicht kommen wird," schaltete der Greis mit einer letzten Spur von Entschiedenheit ein, „aber antworte mir, Rob, ist es wahr, was dieser Mann behauptet?"

„Es ist wahr, was er sagt," antwortete MacLeary zögernd.

„So viel Geld? Was wolltest du damit — doch still — ich errate es schon — und tausendfacher Fluch mag den treffen, der sich dadurch zu deinem Mitschuldigen machte, daß er dir willig das Geld einhändigte — ich sehe die Pläne, die die arglistige Schlange ausbrütete — die arglistige Schlange mit der glatten Haut, die sich in festen Windungen um dich geschlungen hatte und eine glückliche Familie, vor allem das liebe, goldlockige Kind mit in das Verderben hineinzuziehen gedachte! Ich sehe die Schlange, wie sie die Giftzähne wetzt, um den lange ersehnten Erben des Hauses, der hier einzog, um Glück und Segen zu bringen, auf den dunkeln Seeboden zu betten. O, ich höre es — laut gellt es mir in die Ohren: Der Teufel müßte ihm die Flossen eines Haifisches eingesetzt haben, wollte er schwimmend die ferne Küste erreichen! Tausendfacher Fluch dem Mörder, dem hinterlistigen Verräter, der in meinem eigenen Fleisch und Blut ein willkommenes Werkzeug für seine Verbrechen erblickte! Ich habe alles gesehen und gehört, und ich habe lange genug gelebt, um das Unheil von diesem gesegneten Dache abzuwenden!"

Whiteleaf mochte instinktartig die ihm drohende Gefahr herausfühlen, denn als er den greisen Hochlandpfeifer, wie ein Rachegespenst, vor sich stehen sah und die furchtbaren, nur zu begründeten Anklagen hörte, bebte er scheu zurück. Doch die Besorgnis um sein Geld siegte noch einmal, und als schäme er sich der flüchtigen Anwandlung von Furcht und als betrachte er sich, gegenüber den Anschuldigungen eines kindisch gewordenen Greises, vollkommen sicher und

ungefährdet, verzog er sein häßliches Gesicht zu einem bedauernden und zugleich herausfordernden Lächeln.

„Ich bitte Euch, alter Freund," rief er mit schneidender Schärfe, „verschwendet die Ausgeburten Eures aufgeregten Gemütes an Leute, die für dergleichen empfänglich sind; mich aber verschont damit. Bequemt Euch dazu, aus Eurer Geisterwelt auf unsere gute Erde zurückzukehren und mir Auskunft darüber zu erteilen, ob Ihr dafür verantwortlich sein wollt, daß Euer junger Verwandter hier — da er doch einmal ein MacLeary sein soll — seine Verbindlichkeiten gegen mich erfüllt, oder ob Ihr es vorzieht, ihn als einen Fälscher vor Gericht gestellt zu sehen."

Der Sackpfeifer sann eine Weile nach. Offenbar wurde es ihm schon schwer, seine Gedanken zu ordnen.

„Ich nehme seine Schuld auf mich," entgegnete er traurig, „du aber, Rob MacLeary," wendete er sich an diesen, „bedenke, daß du mit meiner vollen Verzeihung dieses Gemach verläßt, und sei daher offen und ehrlich in deinen Antworten."

„Ich bin mit Eurer Bürgschaft zufrieden," fiel Whiteleaf hier ein, der, sobald es sich um Geld oder Geldeswert handelte, jede andere Rücksicht leicht vergaß, „ja, vollkommen zufrieden, wenn Ihr mir die gehörige Sicherheit gebt."

Der Sackpfeifer beachtete den Notar nicht, sondern fragte:

„Rob MacLeary, wo ist das Geld geblieben, das du von diesem Manne bezogst!"

„Ich besitze es noch zum größten Teil," lautete die kleinmütige Antwort.

„Wieviel hast du davon verausgabt?"

„Etwa fünftausend Dollars; ich gebrauchte es, ehe ich hier eintraf."

„So viel? Nun, es kann auf ein paar tausend mehr oder weniger nicht ankommen, es soll ausbezahlt werden, ausbezahlt, bis auf den letzten Cent — die Angelegenheit ist jetzt die meinige, und ist sie geordnet, dann soll meine

erste und letzte Sorge die für dich sein, du armes, vom Schicksal verfolgtes Kind. Wo ist der Rest des Geldes?"

MacLeary öffnete das Schubfach eines Schreibtisches, und nach einigem Suchen und Zählen händigte er dem Sackpfeifer zwei Pakete Papiergeld und einen Beutel mit klingender Münze ein.

„Seid Ihr zufrieden mit dieser Summe?" fragte letzterer darauf den Notar.

„Wenn ich auch die Zinsen daran gebe," antwortete dieser fest, „so muß ich doch darauf bestehen, daß mir das Kapital unverkürzt ausgezahlt werde."

Der Sackpfeifer schob das Geld in seine breite Ziegenfelltasche. Ein grausames, dämonisches Lächeln flog über sein mumienartiges Antlitz.

„Mit derselben Münze, in der Ihr zahltet, soll Euch wieder gezahlt werden," sagte er dann ruhig, „nicht um einen Pfennig soll Euch das geliehene Kapital verkürzt werden; aber Ihr werdet begreifen, daß ich meine Schätze nicht hier bei mir habe, sie befinden sich wohlverwahrt auf der alten Mühle. Wollt Ihr also befriedigt werden, so begleitet mich jetzt gleich dorthin; denn morgen dürfte es zu spät für Euch sein."

„Warum zu spät?" fragte der Notar hastig.

„Unser Weg ist weit; die MacLearys dürfen nicht weilen, wo ihr Name unauslöschlich gebrandmarkt wurde," lautete die eintönige Antwort, „noch in dieser Nacht treten wir die Reise an — unsere Vorbereitungen sind bald getroffen — Frolic wird uns begleiten."

„Wohlan denn, besser heute, als niemals," versetzte Whiteleaf nach einer kurzen Pause der Unentschlossenheit, „es ist zwar nicht in der Ordnung, daß ich mich der Mühe unterziehe, allein sicher bleibt sicher. Wann gedenkt Ihr aufzubrechen?"

„Jetzt gleich; wenn sie drüben von ihrem Freudentaumel erwachen, müssen wir fort sein."

„Gut, so verzieht nur so lange, bis ich mich gegen die kalte Nachtluft mit wärmeren Kleidern versehen habe."

„Ich erwarte Euch an dem Ufer des Flüßchens."

Whiteleaf schlich leise hinaus, und Rob wendete sich wieder seinem jungen Verwandten zu.

„Bist du bereit?" fragte er ernst, jedoch nicht unfreundlich.

„Ich soll doch nicht fort, ohne das Notwendigste von meinen Sachen mit mir zu nehmen?" fragte MacLeary ängstlich.

„Hast du gerechte Ansprüche an irgend etwas in diesem Zimmer?"

MacLeary senkte das Haupt; in der Hand des Ältesten seiner Familie schien er nur noch ein totes Werkzeug zu sein. Nicht einmal den leisesten Widerspruch wagte er zu erheben.

Der Sackpfeifer war mit der stummen Antwort zufrieden, und seine Stimme erhielt wieder einen weicheren, wehmütigen Klang.

„Du wirst dies Haus nicht wiedersehen," begann er, seine Hand auf des jungen Mannes Schulter legend, „nein, du darfst es nicht wiedersehen — und darum müssen wir weit fort, so weit fort, daß du nie jemand begegnest, der mit Verachtung auf dich niederblicken könnte. Dort liegt Dougal, den deine Hand mit dem mörderischen Eisen traf. Du hast ihn auf das Schmerzenslager gestreckt. Ein gütiges Geschick hat das Schlimmste verhütet; doch kann niemand wissen, ob er nicht dennoch erst als Leiche dieses Zimmer verläßt und ein wirklicher Mord auf deine Seele gewälzt wird. Höre mich also, MacLeary!" rief er lauter aus, als er fühlte, daß der junge Mann unter seinem Griff heftig zitterte, „mag eintreffen, was da wolle, gehe nicht fort von hier, ohne dich mit deinem Opfer versöhnt zu haben. Gehe hin, reiche ihm die Hand, und dann wollen wir uns zur Reise rüsten."

Dougal hatte während der ganzen Zeit in einer Art von Halbschlummer dagelegen. Die vorhergegangenen Anstrengungen waren zu viel für seine schwachen Kräfte gewesen. Nur gelegentlich schlug er die tief eingesunkenen

Augen matt auf, wie um zu beweisen, daß noch Leben in dem blutarmen Körper wohne.

Offenbar hatte er die letzten Worte des Sackpfeifers vernommen, denn als MacLeary schaudernd und wie von Fieberfrost geschüttelt zu ihm ans Lager trat, reichte er ihm mit großer Mühe und unter den heftigsten Schmerzen die Hand.

„Sonny, ich bin zwar immer ein elender Mensch gewesen," hob er flüsternd an, „allein das, was du mir getan, hatte ich nicht verdient. Ich vergebe dir indessen — von ganzem Herzen — wer weiß — 's war vielleicht ein Segen für uns beide — du wirst ein anderer Mensch — und geht es mir diesmal noch nicht ans Leben — soll ‚Dougal' der Name eines ehrlichen Burschen werden — und nun lebe wohl, Sonny — solltest du in unsere alte Heimat zurückkehren, dann grüße das Hochland von mir."

MacLeary antwortete mit einem krampfhaften Händedruck und trat leise zurück. Vor Dougals Augen verschwammen alle Gegenstände ineinander, die Lider senkten sich träge.

Da legte der Sackpfeifer noch einmal seine Hand auf die mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn und sagte feierlich: „Dougal, und hättest du ein zehnfach schlechteres Leben geführt, die Worte, die du eben sprachst, sühnen vieles. Lebe wohl — bleibe deinem Vorsatze treu — mich siehst du wohl nicht wieder."

Dougal wollte antworten, aber die Stimme versagte ihm; dagegen bewies ein zufriedenes Lächeln, mit dem er zu dem Greise emporschaute, wie wohl ihm dessen Worte getan hatten.

Gestützt auf MacLeary und gefolgt von dem in wildem Kriegsschmuck prangenden Indianer, verließ der lange Hochländer das Gemach, um auf der verabredeten Stelle mit Whiteleaf zusammenzutreffen.

Die Mühle klapperte eintönig und ausdruckslos; mit ungebrochener Kraft tobte und heulte der Sturm; zerrissenes Gewölk eilte flüchtig am Himmel hin und lag schein-

bar im erbitterten Kampfe mit dem Vollmonde, der immer wieder von neuem die nächtliche Landschaft mit mildem Lichte überströmte und die besiegten neidischen Wolken großmütig mit den schönsten Lichträndern schmückte.

Dougal war eingeschlafen, schmerzlos und zufrieden, um nicht wieder zu erwachen. —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Richter.

Wie der Geisterwelt entstiegene Schatten bewegten sich die vier Männer auf dem Ufer des Flüßchens stromaufwärts. Der Pfad war so schmal, daß einer hinter dem anderen gehen mußte. Vorauf schritt der Sackpfeifer mit schwerfälligen, matten Bewegungen, doch so, daß er bei der Länge seiner Glieder dennoch verhältnismäßig schnell von der Stelle kam.

An ihn an schloß sich MacLeary. Auch jetzt noch folgte er seinem Beschützer mit traumähnlichen Empfindungen. Der urplötzliche Wechsel seiner Lage erschien ihm wohl furchtbar, allein das Bewußtsein, daß Dougal noch lebe, ihm sogar vergebend die Hand gereicht habe, überwog, nach den gräßlichen Erfahrungen, bei weitem den Verdruß über das Mißlingen aller seiner hochfahrenden Pläne.

Ihm dicht auf dem Fuße folgte Whiteleaf. Der schurkische Notar hoffte aus dem Ruin seiner in nichts zusammengesunkenen selbstsüchtigen Pläne und Anschläge wenigstens sein Geld zu retten, was ihm höher stand, als die Achtung oder Verachtung, die er von dem Schauplatze seiner verbrecherischen Tätigkeit mit fortnahm. Aber noch keine fünfhundert Schritte waren sie von der Mühle entfernt, als das unheimliche Schweigen, in dem seine Gefährten, trotz seiner mehrfachen Fragen, störrisch verharrten, ihm schon drückend wurde. Er begann zu bereuen, mit der gebotenen Summe nicht zufrieden gewesen zu sein und das Ungewisse für das Gewisse gewählt zu haben. Er fühlte sich

stark versucht, den Sackpfeifer an sein früheres Anerbieten zu erinnern und nach Empfang des von MacLeary jenem eingehändigten Geldes umzukehren; ja, er wäre vielleicht auch ohne dieses zurückgeeilt, allein hinter ihm befand sich der finstere, schweigsame Indianer, der ihm gewissermaßen den Weg abschnitt.

Whiteleaf schauderte. Er verfluchte die Stunde, in der er sich zu der nächtlichen Wanderung entschlossen hatte, doch wagte er keinen Laut zu erheben. Seine Besorgnis stieg mit jedem Schritte, den er vorwärts tat, bis ihn zuletzt die entsetzlichste Todesangst folterte und es sich wie eine schwarze Ahnung um seine Brust legte.

Endlich, endlich verdrängte das Rauschen fallender Wasser das ferne Brausen des empörten Huron. Man näherte sich der alten Mühle, und Whiteleaf atmete auf bei dem Gedanken, sich nunmehr bald unter Dach und Fach vor einem lodernden Kaminfeuer zu befinden.

In der nächsten Minute schritt der Sackpfeifer über den verödeten Hof, und gleich darauf klirrte der Schlüssel in dem Schloß der morschen Tür.

Die Tür wurde von innen aufgerissen, eine schwarze Masse wälzte sich freudig winselnd heraus, und die Gesellschaft der vier Männer war um die aufrecht einherschwankende Gestalt des Bären vermehrt, der durch täppische Liebkosungen seine Freude über die Heimkehr seines Herrn an den Tag legte.

Rob aber beachtete das Tier kaum; er forderte seine Begleitung auf, einzutreten, worauf er, als der Letzte im Zuge, die Tür hinter sich abschloß.

Dem Indianer gelang es leicht, durch Schüren des in dem Kamin befindlichen Gluthaufens und das Anlegen von dürren Reisern und dürren Scheiten das Gemach bis in die verborgensten Winkel hinein zu erhellen, und jetzt erst kehrte Whiteleafs Mut wieder etwas zurück. Er lächelte sogar darüber, daß er sich von kindischer Furcht hatte hinreißen lassen: als er aber die grell beleuchteten Physiognomien seiner Begleiter genauer betrachtete, da fühlte

er das Blut wieder in seinen Adern erstarren. Nirgends entdeckte er eine Spur von Teilnahme oder Mitgefühl; nach allen Richtungen hin begegnete er Blicken, so kalt, so eisig und ausdruckslos, als sei er plötzlich in eine Gesellschaft künstlich belebter Automaten versetzt worden. Selbst MacLeary schien nur noch durch die Nähe seines greisen Verwandten aufrecht erhalten zu werden und die Fähigkeit der freien Bewegung zu empfangen.

Noch war in dem Gemach kein Wort gesprochen worden; als aber die reichlich genährten Flammen prasselnd in den schwarzen Schlot hineinschlugen, um vielleicht im nächsten Augenblick von einem vorübersausenden Windstoß mit Rauch und Asche zurückgetrieben zu werden, ergriff der Sackpfeifer das Wort.

„Nehmt Euer Geld," wendete er sich an den Notar, ihm aus seiner Ledertasche die von MacLeary empfangene Summe aushändigend, „zählt es und sagt mir, wieviel noch daran fehlt, damit ich die Angelegenheit ordne."

Der Notar zählte das Geld, und als ob die Berührung des Metalls plötzlich seinen Mut neu belebt habe, antwortete er mit einem gewissen Selbstvertrauen:

„Etwas über viertausend Dollars fehlen noch; runden wir indessen die Summe ab und sagen wir viertausend. Den Rest mögen wir auf die traurige Täuschung abrechnen, der Euer ehrenwerter junger Verwandter unterworfen gewesen."

„Unterworfen gewesen," wiederholte der Greis träumerisch. Dann aber blitzte es wild in seinen Augen auf, seine Hand hob sich drohend empor, wie um dem entsetzten Notar Schweigen zu gebieten.

„Also handeln und feilschen wollt Ihr mit mir um das Blutgeld?" rief er heiser aus, und eine wahnsinnige Wut sprühte aus seinem Antlitz, „feilschen mit mir um das Geld, das Ihr willig dazu hergabt, um mein eigen Fleisch und Blut, das seit Jahren am Rande eines Abgrundes hinwandelte, unbarmherzig in die ewige Finsternis hinabzustoßen?

Ihr, der Ihr ihn vor dem letzten und schrecklichsten Schritte hättet bewahren können, wäret Ihr mit Rechtlichkeit zu Werke gegangen, Ihr habt ihn gepeinigt und geängstigt, bis er endlich aus Verzweiflung seine Hand zum kaltblütigen Morde erhob und das goldlockige Kind an Euch verkaufte, an Euch, den Verräter, an Euch, den Räuber, den Mörder! Ja, den Mörder, denn wären Eure Pläne geglückt, so läge der junge Laird jetzt auf dem Boden des Huron, während dieser hier von Euch hinausgetrieben worden wäre, um ohne Ruhe und Rast als elender Verbrecher die Welt zu durchirren! Aber meine Augen wachten, ich wußte, daß das Geschick sich erfüllen würde!"

„Ihr urteilt hart, guter alter Freund," entgegnete der Notar mit innerlichem Grauen, doch äußerlich gefaßt, denn er fühlte, daß er nur durch die größte Ruhe und Überlegung einer ihm drohenden Gefahr zu entrinnen vermöge, „die Sachen erscheinen Euch in einem falschen Lichte, Ihr seid das Opfer von großen Mißverständnissen gewesen. Bin ich doch sonst nicht der Mann, der auf ein paar tausend Dollars sieht oder seine Gläubiger drängt. Ich will Euch sogleich den Beweis davon liefern, indem ich mich mit den elftausend Dollars vollständig abgefunden und zufrieden gestellt erkläre. Da, hier sind die Quittungen, werft sie ins Feuer. Aber nun seid auch Ihr verständig, beruhigt Euch und laßt Euer Mißtrauen gegen mich fahren — hier ist meine Hand."

Als er geendigt und wieder fragend zu dem Sackpfeifer aufschaute, da sank ihm das Herz, und er begriff, daß nur noch die ausgesuchteste List ihn vor der Strafe zu retten vermöge, die der keinen friedlichen Gefühlen mehr zugängliche Greis über ihn verhängt hatte.

Er wollte, wenn auch nur, um Zeit zu gewinnen, mit seinen aalglatten Worten fortfahren, als Rob in ein heiseres, unheimliches Lachen ausbrach, das einen gräßlichen Widerhall in Frolics kurz abgebrochenem gellendem Geheul und dem unwilligen Schnauben des Bären fand, die beide nur noch mit Mühe ihre Mordlust unterdrücken zu können schienen.

„Schenken wollt Ihr mir die Schuld meines Verwandten? Ha! Verflucht sei die Hand eines MacLeary, der einen Cent von Eurem Gelde annimmt, das mit dem Schweiße und den Tränen Eurer unglücklichen Opfer besudelt ist! Nein! Ihr erhaltet Eure volle Bezahlung und sogar noch die Zinsen! Für meinen Verwandten wird ohne Eure Beihilfe ausreichend gesorgt werden! Hahaha! Für unsere nächste Reise reichen meine Mittel für uns beide aus — aber jetzt wollen wir Abrechnung halten — doch nein — nicht hier," unterbrach der Greis sich selbst plötzlich flüsternd, „nicht hier, denn Ihr werdet begreifen, daß ich mein Geld nicht in einem Hause verbergen durfte, in das jeder Vorbeigehende leicht eindringen und mich um das Meinige bringen kann; — meine Schätze habe ich verborgen an einem sicheren Orte, und dahin will ich Euch führen, damit Ihr nehmt, so viel Euch beliebt — ganze Säcke voll — ganze Berge — blinkendes Gold und funkelndes Edelgestein! — Ich blicke in die Ferne — das Geschick erfüllt sich, wie ich es vorhersagte — nicht länger soll man den alten Sackpfeifer verspotten!"

Bei den letzten Worten nahm er eine lauschende Stellung an, seine halbgeschlossenen Augen stierten ins Leere, und ein Ausdruck unheimlicher Verzückung lagerte sich auf sein gerunzeltes Antlitz.

Plötzlich schien der Sackpfeifer wieder zu sich selbst zu kommen.

„Dort in den Winkel setze dich, mein armes, elendes Kind," wendete er sich an MacLeary, indem er auf eine alkovenartige Vertiefung in der Wand deutete, die ursprünglich zur Aufnahme einer Bettstelle bestimmt gewesen.

MacLeary, der begriff, daß Widerspruch vergeblich sei, leistete der Aufforderung schweigend Folge, ohne nach der Ursache zu fragen.

Als aber Frolic mit gewandtem Griff einen an langer Kette befestigten Riemen um des Bären Hals schnallte, die Kette dagegen so um den Eckpfosten des Kamins schlang,

daß das Tier genau die Mauernische erreichen, jedoch nicht in sie eindringen konnte, da erriet er leicht, daß man ihm durch den Bären nur die Flucht abschneiden wollte.

Den Beweis dafür erhielt er in der nächsten Minute, denn Frolic hatte nicht sobald die Kette befestigt, als er durch einen heftigen Stoß mit einem brennenden Holzscheit den Bären reizte und in solche Wut versetzte, daß er schnaubend hoch emporsprang, jedoch, anstatt sich gegen den Indianer zu

kehren, mit dicht angelegten Ohren und weit aufgerissenem Rachen auf MacLeary zustürzte.

Dieser drückte sich entsetzt an die Wand, eine überflüssige Vorsicht, da die Kette nur bis an die Öffnung der Nische reichte und zu stark war, um zersprengt zu werden.

MacLeary war also jetzt ein Gefangener, und gehütet von einem Wächter, dem zu entrinnen selbst einem Stärkeren schwer geworden wäre.

Er warf noch einen angstvollen, flehenden Blick auf den Hochlandpfeifer und ergab sich dann mit der Resignation der Verzweiflung in sein Schicksal. Noch lebte in ihm die Hoffnung, daß seines Verwandten Rachedurst sich nie gegen den Letzten seines eigenen Stammes kehren würde. Beruhigend wirkte es daher auf ihn, als Rob und Frolic sich zum Fortgehen anschickten, und ersterer sich noch einmal an den Notar wendete.

„Kommt," sagte der Greis scheinbar in klarer, überlegender Stimmung, „kommt, die Schuld soll bezahlt werden, ehe wir uns auf ewig und auf Nimmerwiedersehen voneinander trennen."

„Wo — wohin wollt Ihr mich führen?" ächzte Whiteleaf mit schlotternden Knien, denn er ließ sich durch den Schein der Ruhe nicht täuschen.

„Sagte ich es nicht bereits? Ha, wir wollen dahin gehen, wo sich meine Schätze befinden — ich besitze nicht viel, aber genug, um ein hundertjähriges Leben aufzuwiegen."

Whiteleaf, den Schippewä beständig auf Armeslänge neben sich, sah jetzt keinen anderen Ausweg mehr, als sich mit möglichst großer Kaltblütigkeit in die gebieterische Aufforderung zu fügen. Schwankend und einen letzten Scheideblick auf den gefangenen MacLeary werfend, folgte er dem Sackpfeifer ins Freie hinaus, wo dieser sogleich die Richtung nach den vereinsamten Mühlenwerken einschlug. —

Schauerlich sangen und pfiffen die Windstöße durch die Fugen zwischen den Brettern, durch die klaffenden Öffnungen

der schadhaften Wände und zwischen dem alten Räderwerk hindurch.

Dem in Todesangst versenkten Notar klang das Sausen und Heulen schrecklich in die Ohren; aber er hielt sich aufrecht; und obwohl schwankend in seinen Bewegungen, folgte er doch seinem Führer in den Sägeraum der Mühle nach.

Der westlich stehende Mond blickte hell in den größtenteils offenen Raum hinein. Whiteleaf spähte angstvoll um sich; er entdeckte nichts, das ihn in seiner unbestimmten Befürchtung bestärkt hätte. Alles um ihn her sah friedlich gleichgültig aus: die alten Bretterreste, die Balken, die rastenden Kammräder und der auf den abgenutzten Walzen schwer ruhende, bereits halb verwitterte Baumstamm, in dem die verrostete Säge noch immer auf derselben Stelle steckte, bis zu der sie bei ihrer letzten Arbeit vor Jahren gelangt war.

„Setzt Euch dorthin," sagte der Sackpfeifer mit einer Stimme, die sich kaum von dem hohlen Brausen des nahen Wasserfalls unterschied, und zugleich deutete er auf den roh behauenen Baumstamm, „setzt Euch nieder, bis ich meine Schatzkammer geöffnet habe; sie liegt in einem dunkeln Winkel, wo niemand sie leicht suchen würde."

Whiteleaf gehorchte; er sehnte sich, seinen erlahmenden Gliedern einige Ruhe zu gönnen, und blickte mit bangem Herzen dem Sackpfeifer nach, als er nach dem bezeichneten Winkel hinüberschritt, nach einigem Umhertasten etwas aufhob und dann zurückkehrte.

„Ihr sollt bezahlt werden," sagte er, indem er dicht neben Whiteleaf hintrat. Kaum aber war das letzte Wort seinen Lippen entschlüpft, da fühlte der unglückliche Notar sich plötzlich von dem Indianer hintenüber gerissen, und noch ehe er einen Laut auszustoßen vermochte, lag dessen Hand auf seinem Munde.

„Ihr sollt bezahlt werden," wiederholte Rob, und betrachtete mit unerschütterlicher Ruhe die sich krampfhaft windende Gestalt des Elenden; „Eure Sache soll es indessen sein, ob Ihr mit dem Leben davonkommt. Verhaltet Euch

ruhig, verschwendet Eure Kräfte nicht mit unnützen Anstrengungen, und die Möglichkeit ist da, daß Ihr noch einmal Euer Gewerbe: das Blut und den Schweiß Eurer Mitmenschen als blankes Geld in Euren Kisten anzuhäufen, wieder fortsetzen könnt. Nimm die Hand fort," gebot er darauf dem Schippewä.

Dieser tat das Verlangte, und zugleich flehte Whiteleaf mit röchelnder Stimme:

„Erbarmen, Erbarmen! Nur das Leben gönnt mir — nehmt dafür alles, was ich besitze!"

„Hattet Ihr Erbarmen mit meinem unglückseligen Verwandten?" fragte der Sackpfeifer mit entsetzlicher Kälte, „hattet Ihr Erbarmen mit dem jungen Laird, den Ihr für die Tiefe des Huron bestimmtet? Hattet Ihr Erbarmen mit dem goldlockigen Kinde, das Ihr in Eure Schlangenarme zu schließen gedachtet? Fühltet Ihr Erbarmen mit der Familie, die Ihr von Haus und Hof zu treiben hofftet? Ihr fühltet es nicht! Doch sollt Ihr mehr Mitleid finden, als Ihr mit Eurer schwarzen Seele verdient. Ihr sollt leben, vielleicht noch lange — und von Euch allein soll es abhängen."

„Erbarmen!" stöhnte der Notar wieder, doch stockte seine Stimme vor dem gebieterischen „Ruhig" des Greises, und wie gelähmt am ganzen Körper, duldete er willenlos und ohne den geringsten Versuch des Widerstandes, daß der Indianer ihn mit den von dem Sackpfeifer ihm dargereichten Riemen so auf den Baumstamm festschnürte, daß seine Füße die rostige Säge beinahe berührten. Er ahnte indessen noch immer nicht, welche gräßliche Gefahr ihn bedrohte, und hoffte, durch Gefügigkeit und rücksichtslose Ergebung seine Richter milder zu stimmen.

Sobald Frolic seine erste Aufgabe beendigt und sich noch einmal überzeugt hatte, daß die Riemen unauflöslich ineinander verschlungen waren, eilte er nach dem Wehr hinunter, nach der Stelle, auf der der Schieber das Eindringen des Wassers in den zum Triebrad führenden Kanal verhinderte. Mit leichter Mühe hob er den Schieber aus

seinen Fugen, und in der nächsten Minute brauste das Wasser durch die breite, hölzerne Rinne in schwerem Fall auf das Rad nieder.

Die Kammräder in der Mühle stießen heftig zusammen, die Säge zuckte nach oben, und der den Notar tragende Balken schob sich fester an die Säge heran. Nach dieser kurzen, zuckenden Bewegung stand alles wieder still. So kurz diese aber gewesen war, hatte sie doch genügt, den Notar über seine Lage aufzuklären, und die Wirkung dieser Entdeckung war so furchtbar, so überwältigend, daß es sich wie ein schwarzer Schleier auf seine Augen legte, seine Sinne sich verwirrten und nur ein dumpfes Röcheln, wie bei einem Erstickenden, sich seiner Brust entwand.

„Sie arbeitet noch," sagte der lange Rob zu dem Indianer, der jetzt, wie ein frohlockender Teufel, wieder zu ihm herantrat.

„Alles noch fest und sicher," antwortete Frolic mit einem Blicke des Hasses und des unbezähmbarsten Blutdurstes auf Whiteleaf, „sie muß noch gut arbeiten; will mein weiser Bruder, daß der Pflock herausgezogen werde? Ich bin bereit, und ehe noch viele Wolken über den Mond hingezogen sind, wird sein Körper gespalten sein, wie es seine Zunge seit seiner Geburt gewesen ist."

„Nein, Frolic, nicht durch meine Hand, nicht durch deine Hand soll er sterben," versetzte der Sackpfeifer träumerisch, während er sinnend und offenbar unter dem Einfluß toller Phantasien zum Mond emporblickte, „meine Augen sind nicht mehr klar, sie sind zu alt, ich kann nicht unterscheiden, ob er jetzt schon sterben soll — es ist vielleicht eine größere Strafe für ihn, zu leben — das Geschick soll über ihn entscheiden — will es seinen Tod, mag er ihn sich selber geben."

„Ist das das letzte Wort meines weisen Bruders?" fragte der Schippewä mit unverkennbarem Bedauern.

„Mein letztes Wort; das Geschick entscheide über ihn."

„Mein weiser Bruder hat gesprochen," entgegnete Frolic, und schnell schritt er nach dem Räderwerk hin, wo er in

einen vorspringenden Pflock eine tiefe Kerbe einzuschneiden begann.

„Verloren!“ röchelte der Advokat, und seine Augäpfel, nun nicht länger durch die blauen Brillengläser versteckt, rollten wild in ihren Höhlen, „verloren — keine Rettung! O, habt Erbarmen, ich will Euch reich, ich will Euch glücklich machen! Nur das Leben schenkt mir, und müßte ich bettelnd von Tür zu Tür schleichen! Erbarmen, o Erbarmen!“

Der alte Rob starrte noch immer regungslos in den Mond, als ob die Seele die morsche irdische Hülle bereits verlassen habe.

Ein neuer Schrecken bemächtigte sich des Notars.

„Wie, wenn das Leben des alten Mannes hier sein Ende erreichte und ich der Gnade des blutdürstigen Indianers allein anheimfiele?“ fragte er sich, und verzweiflungsvoll zerrte er an den Banden, daß sie tief in sein Fleisch eindrangen und ihm die Haut wund rieben.

„Guter Freund,“ flehte er dann wieder wimmernd, „seht, wie ich zerknirscht vor Euch liege; ich gestehe, ich habe eine harte Strafe verdient, allein manches könnte ich sühnen, wenn Ihr mich aus meiner Lage erlöstet, in der ich bis zum Wahnsinn gebracht werden muß!“

Heftig schlugen des Notars Zähne aufeinander; er konnte nicht weiter sprechen, und die Eiseskälte des tödlichsten Schreckens machte ihn erstarren, als er den Indianer, der so lange emsig an dem Pflocke beschäftigt gewesen war, wieder hervortreten sah.

Der lange Rob hatte seine Stellung immer noch nicht verändert; es war; als ob die volle Scheibe des Mondes auf ihn die Wirkung eines Meduſenhauptes ausübte.

Da legte Frolic die Hand auf seine Schulter.

„Will mein weiser Vater die Arbeit prüfen?“ fragte er in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise.

Rob seufzte tief auf.

„Ich war drüben auf jener Seite,“ sagte er heimlich flüsternd, „alle winkten mir zu, mich zu beeilen; sie fragten, wo ich so lange geblieben sei — hundert Jahre ist eine Ewig-

„Gnade!“ röchelte der Notar. „Beißt über den Knoten, Mann — oder ich muß die Leine loslassen!“ (S. 524).

keit — und — sagten sie — o, ich höre es noch — vergiß nicht den letzten MacLeary! Ha, ich werde ihn nicht vergessen, mein eigen Fleisch und Blut — doch wir haben Eile — Frolic — der Mond sinkt herab — es ist eine schöne Nacht — die Sonne darf mein Auge nicht mehr blenden!"

Die letzten Worte lispelte er wieder in einer Art von Verzückung, und dann fragte er hastig den Schippewä: „Alles bereit?"

„Alles bereit, wie mein weiser Bruder geboten hat," lautete die Antwort.

Der Sackpfeifer schritt nach der Stelle hin, auf der Frolic so lange gearbeitet hatte, und kehrte nach kurzer Zeit mit einem langen Riemen zurück, der in einen Knoten von der Größe eines Taubeneis endete und von der Stelle aus, wo er mit dem anderen Ende befestigt war, gerade bis vor den Mund des Notars reichte.

Bedächtig prüfte er die Länge des Riemens und nickte zufrieden.

Whiteleaf, der nicht mehr bezweifelte, daß es um ihn geschehen sei, brach wieder in herzzerreißendes Flehen und Klagen aus, worauf der Sackpfeifer nur die Hand auf seine in kalten Schweiß gebadete Stirn legte und ihm Ruhe gebot.

„Was Ihr auch immer an den MacIvors und dem letzten MacLeary verbrochen habt," hob er feierlich an, „ich vergebe und verzeihe Euch alles. Ich wünsche Euch sogar, daß Ihr diese Mühle gesund und wohlbehalten verlassen möget, um wenigstens einen Teil der Schuld zu sühnen, die Ihr während Eures lasterhaften Lebens auf Euch geladen habt."

„Wenn Ihr mir großmütig verzeiht, wenn Ihr mir eine glückliche Heimkehr gönnt, warum gebt Ihr mir nicht die Freiheit?" ächzte der Notar, sobald Rob eine kurze Pause in seiner Rede eintreten ließ.

„Weil ich nicht mehr über Euch zu bestimmen habe; das Schicksal wird Euer Richter sein, es entscheidet über Euch."

Der schwache Hoffnungsfunke, den Rob eben erst angefacht hatte, erlosch jetzt vollständig. Whiteleaf vermochte kein Wort hervorzubringen und stöhnte nur noch leise in namenloser Todesangst.

„Merkt auf," fuhr der Sackpfeifer nach einer kurzen Pause fort, „ich habe Euch verziehen, und gebe Euch daher die Mittel an die Hand, dem Geschick begegnen und ihm ausweichen zu können. Seht dort den Pflock, in den Frolic die Kerbe einschnitt. Der Pflock ist sorgfältig gelöst; ein leichter Stoß und er fliegt zurück, die hemmende Speiche sinkt aus der Fuge des Triebrades, das unter dem zuströmenden Wasser zuckt, und ehe eine Viertelstunde verrinnt, seid Ihr mit diesem Blocke in zwei Hälften gesägt."

„Gnade, Gnade!" flehte der Notar bei dem mit gräßlicher Kaltblütigkeit ihm vorgehaltenen Bilde.

„Wendet Euch an das Schicksal; erfleht von ihm Kraft und Ausdauer, und Ihr werdet gerettet werden," versetzte Rob schwermütig. „Doch werft Eure Blicke wieder auf den Pflock; Ihr seht, ein Riemen läuft von ihm nach dem Steine hinüber, der auf dem nächsten Balken ruht. Der Stein ist nicht schwer, aber schwer genug, um den gelösten Pflock aus seiner Lage zu reißen und das Mühlwerk in Bewegung zu setzen. Nun betrachtet den Riemen, den ich hier halte; er ist ebenfalls an den Stein befestigt — Frolic, stoße den Stein hinunter —" wendete er sich darauf an den Indianer.

Dieser leistete der Aufforderung augenblicklich Folge. Der Stein fiel und zog den in des Sackpfeifers Hand befindlichen Riemen über den bezeichneten Balken fort straff, während der andere, mit dem Pflock in Verbindung stehende noch in losen Windungen hängen blieb.

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich bei des Indianers Bewegung der Brust des unglücklichen Notars; worauf der Sackpfeifer wieder beruhigend die Hand auf sein Haupt legte.

„Ihr begreift," fuhr er erklärend fort, „daß wenn dieser Riemen meiner Hand entschlüpft, Eure Minuten gezählt

sind, denn sobald die Leine frei wird, sinkt der Stein so tief, bis er den Pflock herausreißt und — Ihr wißt, was dann folgt — der Stein ist nicht schwer — da, prüft sein Gewicht selber — aber Eure Hände sind ja gebunden, — doch halt, — Ihr könnt ihn mit den Zähnen halten, — beißt über diesen Knoten und haltet fest." —

„Gnade!" röchelte der Notar.

„Beißt über den Knoten, Mann — oder ich muß die Leine loslassen!"

Whiteleaf, ohne den eigentlichen Zusammenhang zu erraten, öffnete den Mund. Rob schob ihm behutsam den Knoten hinter die Zähne und ermahnte ihn dringend zur Vorsicht und sich um keinen Preis den Knoten entschlüpfen zu lassen.

„Findet Ihr den Stein vielleicht zu schwer?" fragte er darauf mit fast kindischer Neugierde, indem er einen Schritt zurücktrat.

Dem Notar quollen die Augen aus dem Kopfe; nicht einmal antworten oder um Hilfe rufen konnte er; es wurde ihm klar, zu welchen furchtbaren Mitteln der alte Schotte gegriffen hatte, um, wie er sich äußerte, das Geschick zum Richter über ihn einzusetzen. Nur ein dumpfes Stöhnen vermochte er noch auszustoßen, ein Stöhnen, gegen das die beiden unheimlichen Genossen ebenso taub blieben, wie die verrostete Säge, die, vom Monde hell beleuchtet, nur auf das Zeichen zu harren schien, ihr Vernichtungswerk zu beginnen.

„Möge das Schicksal gnädig mit Euch verfahren," sagte der Sackpfeifer noch, nachdem er sein elendes Opfer mit mitleidiger Verachtung eine Weile betrachtet hatte; „trifft Euch die aufgehende Sonne noch am Leben, so dürft Ihr Euch als gerettet ansehen. Ich muß fort — wir sehen uns nie wieder — ich habe noch viel zu tun in dieser Nacht, — eine weite Reise liegt vor mir. — Hört, wie der Sturm heult! Eine herrliche Nacht. — Ich komme! Ich komme!"

Mit diesen Worten reichte er dem Indianer den Arm. Bis zum Tode erschöpft, stützte er sich schwer auf seinen Freund, und langsam schwankte er aus der Mühle über den Hof dem alten Wohnhause zu.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Das Geschick erfüllt sich.

Als der lange Rob und Frolic nach etwa halbstündiger Abwesenheit wieder in dem Blockhause erschienen, wanderte der Bär noch immer mit derselben Eilfertigkeit vor dem Alkoven auf und ab. Den Stoß mit dem Feuerbrand hatte er zwar vergessen, doch war sein Grimm dadurch, daß die klirrende Kette seinen Spaziergang auf einen nur schmalen Raum beschränkte, ungeschwächt erhalten worden.

Knurrend und winselnd beschrieb er die ihm angewiesene Bahn; seine Augen funkelten, lange Geiferfäden flossen über seine schlaffe und krampfhaft zitternde Unterlefze; und als hätte er in dem Gefangenen die einzige Ursache seiner gezwungenen Lage erblickt, öffnete er hin und wieder mit drohendem Schnauben seinen furchtbar bewaffneten Rachen gegen ihn, so daß dieser, obwohl er sicher war, nicht erreicht zu werden, jedesmal scheu zurückwich und sich fester an die Wand anschmiegte.

Sobald der Bär aber seine beiden Gebieter erkannte, richtete er sich auf die Hintertatzen auf, und so kläglich bettelte und winselte er, als hätte er für die schlimmsten Vergehen Verzeihung nachzusuchen gehabt. Dann aber, als Frolic zur Belohnung für die treue Bewachung des Gefangenen ihm das Halsband abnahm, gab er seine Dankbarkeit durch vergnügtes Knurren und allerlei täppische Sprünge zu erkennen.

Der lange Rob hatte unterdessen MacLeary zu sich herangerufen und blickte ihm, indem er beide Hände auf seine Schulter legte, lange und sinnend in die Augen.

„Wo ist Whiteleaf?“ wagte MacLeary endlich zu fragen, weniger aus Mitgefühl oder Teilnahme für seinen früheren Peiniger, als weil er hoffte, aus der ihm erteilten Antwort das zu erraten, was sein greiser Verwandter über ihn selbst verhängt habe.

„Frage nicht nach Whiteleaf,“ entgegnete der Sackpfeifer mit einer Anwandlung von Ungeduld, „Whiteleaf wird sich zu helfen wissen — von dir will ich mit dir sprechen, von dir, dem Letzten meines Namens und meines Stammes. — Sage mir, mein Sohn, ehe ich über deine Zukunft entscheide, bereust du dein vergangenes Leben? Bereust du es, Schimpf und Schande über mein hundertjähriges Haupt gebracht zu haben?“

„Ich bereue es,“ antwortete der junge Mann.

„Aufrichtig? Sind es nicht leere Worte, die mir in die Ohren gedrungen sind?“

„Aufrichtig,“ wiederholte MacLeary, der durch das eigentümlich feierliche Wesen Robs so erschüttert war, daß er kaum noch wußte, was seine Lippen sprachen.

„Dann komm an mein Herz,“ fuhr der Sackpfeifer fort, und seine Stimme zitterte vor tiefer Bewegung, „ich habe dir verziehen, aus überströmendem Herzen. Es bleibt mir nur noch übrig, dich an einen Ort zu bringen, wo man dich nicht kennt, wo man Nachtsicht übt und dich deine traurige Vergangenheit nicht mehr entgelten läßt. Rob MacLeary, begreifst du, daß du diese Gegend verlassen mußt?“

„Fort, fort so weit, wie der Himmel blau ist,“ antwortete MacLeary fest, denn trotz der empfangenen furchtbaren Eindrücke begannen seine tadelnswerten Eigenschaften die Oberhand über ihn zu gewinnen, sobald er die Lebensgefahr von sich abgewendet wähnte.

„Wirst du mir mit blindem Vertrauen folgen, Knabe?“ fragte der Sackpfeifer weiter, „wirst du nicht bezweifeln, daß ich für dich das Beste erwähle?“

„Ich folge blindlings.“

„Gut, Knabe, so soll sich denn das Schicksal erfüllen — komm, die aufgehende Sonne darf uns nicht mehr hier fin-

den. Nimm dort meine Waffen — sie wurden schon vor dreihundert Jahren von einem MacLeary getragen, magst du, als der letzte MacLeary, sie heute tragen. — Gürte sie dir um, sie kleiden dich gut; alles übrige laß liegen — wir gebrauchen es nicht — nur die alten Reliquien — für das Weitere werde ich sorgen."

So sprechend, hing er sein Instrument um die Schultern, und Mac Learys Arm ergreifend, verließ er mit diesem das Gemach.

Frolic und der Bär schlossen sich ihnen an, und gleich darauf bewegten sie sich über den Hof nach dem Wehr hin, wo sie, einzeln über das Gebälk hinschreitend, schnell auf die andere Seite des Flüßchens gelangten.

MacLeary bemerkte nicht, daß der seit Jahren verschlossen gewesene Schieber aufgezogen war. Als er aber auf dem anderen Ufer wieder neben den Sackpfeifer hintrat, blieb er plötzlich wie festgebannt stehen.

„Was sind das für Töne, die aus der Mühle herüberschallen?" fragte er ängstlich.

„Der Sturm, mein Kind," antwortete Rob, indem er MacLearys Arm ergriff und ihn vorwärts drängte, „es ist der Sturm, der zwischen den Brettern hindurchpfeift."

„Es hallte so kläglich," wendete MacLeary ein, der nur mit Widerstreben folgte.

„Vielleicht eine junge Fischotter, die nach der Mutter ruft," erwiderte der lange Rob mit erheuchelter Heiterkeit, „aber höre nicht darauf, mein Kind; lausche lieber auf das Heulen des Sturmes und das Brausen des Wassers — das ist eine bessere Musik — eine Musik zur Reise!"

Der Pfad führte durch einen Tannenwald; auf der anderen Seite des schmalen Waldstreifens lag der kochende Huron-See.

In seltsamen Akkorden sang der Wind zwischen den unzähligen Nadeln hindurch, auf jeder Nadel einen anderen Ton erzeugend; hohl und drohend brauste dazu die nahe Brandung.

Etwa hundert Schritte weit vom Strande blieb der Sackpfeifer plötzlich stehen.

„Hilf dem Frolic," sagte er zu seinem Verwandten, indem er auf einen schwarzen, unförmlichen Gegenstand wies, der halb verborgen unter der Krone einer niedergebrochenen Tanne lag.

Mechanisch gehorchend trat MacLeary an des Indianers Seite, und zog gemeinschaftlich mit diesem ein leichtes Rindenkanoe hervor, dasselbe, in dem Fortis von der Jacht abgeholt worden war.

Schweigend luden die beiden Männer das leichte Fahrzeug, in dem sich, außer zwei kleinen schaufelförmigen Rudern, nunmehr auch noch die von MacLeary abgelegten altertümlichen Waffen befanden, auf ihre Schultern.

Dem Sackpfeifer seitwärts durch ein schmales Dickicht folgend, gelangten sie auf eine Stelle des hohen Ufers, wo die Mündung eines nur in feuchten Jahreszeiten Wasser führenden Bächleins allmählich in einen tiefen, trichterartigen Einschnitt verwandelt worden war.

Eine dumpfe Ahnung beschlich den elenden jungen Mann, und namenloses Entsetzen bemächtigte sich seiner bei der Befürchtung, daß er vielleicht gezwungen werde, den Sackpfeifer in dem gebrechlichen Fahrzeug auf den tosenden See hinaus zu begleiten.

„Was habt Ihr vor? Ihr wollt doch nicht auf den gefährlichen See hinausfahren?" fragte er zaghaft.

Niemand antwortete. Frolic war verschwunden, der lange Rob aber beschäftigte sich damit, sein Instrument aufzublasen.

MacLeary durchzuckte der Gedanke, die Abwesenheit des Indianers zur Flucht zu benutzen, und schon überlegte er, wohin er sich zu wenden habe, um dem hinter ihm liegenden Bären zu entgehen, als Frolic bereits wieder erschien und ein anderes, kaum halb so großes Kanoe, wie das erste, neben dieses hinstellte.

Vorsichtig verband er mittels fester Riemen die beiden Fahrzeuge miteinander, indem er Bord an Bord fesselte,

worauf er MacLeary aufforderte, ihm beim Hinablassen ins Wasser behilflich zu sein.

Mit leichter Mühe brachten sie die Kanoes auf dem abschüssigen Abhange so weit, daß die aufsteigenden Fluten deren Bug benetzten, wo sie dann von dem Indianer allein gehalten wurden.

Der Bär und der alte Hochländer hatten sich ihnen unterdessen wieder zugesellt. Der Bär, offenbar an diese Art von Reisen gewöhnt, war in das kleinere Kanoe geklettert und hatte sich mit großer Gemütsruhe niedergelegt. Bevor aber Rob einstieg, wendete er sich noch einmal an MacLeary mit dem kurzen Befehl:

„Nimm ein Ruder und setze dich in das Vorderteil des größeren Kanoes."

„Ich da hinein?" rief MacLeary entsetzt zurückprallend, „ich, der ich kein Ruder zu führen verstehe? Nein! Nie gebe ich mich dazu her, wenn ich nicht weiß, was Ihr bezweckt und wohin Ihr mich bringen wollt."

„Sonny, beruhige dich," versetzte der Sackpfeifer schmeichelnd, was aber MacLeary noch mehr erschreckte, als sein früheres ernstes und kaltes Wesen, „nimm das Ruder — zwei zusammen gebundene Kanoes können nicht umschlagen — sie schwimmen wie Öl auf dem Wasser — nimm das Ruder — im Osten dämmert es schon — und wir müssen fort — komm, komm, Sonny! Drüben liegt eine Insel, dahin fahren wir — Frolic hat starke Arme, er steuert die Kanoes über Wasserberge, die bis in den Himmel reichen — komm, Sonny — deines Bleibens ist nicht hier — du bist ja — ein Mörder, ein Fälscher."

So sprechend, drängte er MacLeary sanft in das Kanoe hinein. Wie betäubt glitt dieser nach dem unteren Ende des gebrechlichen Fahrzeugs hin, wo er sich, das Ruder krampfhaft mit beiden Händen umspannend, niederließ.

„Alles bereit," sagte der Sackpfeifer darauf leise zu dem Schippewä, indem er ihm die Hand reichte.

Die beiden Freunde blickten sich gegenseitig ernst in die Augen, nickten einen kurzen Gruß, wiesen kaum merk-

lich zum Himmel hinauf — und das war ihr Abschied auf ewig.

Bedächtig stieg der Sackpfeifer in das größere Kanoe, das auf dem sandigen Abhange unter der wachsenden Last so schwer niederwärts drängte, daß Frolic es kaum noch zu halten vermochte. Als er sich bequem niedergesetzt, das Mundstück seines Instrumentes aber regelrecht zwischen die Lippen genommen hatte, ließ er dem zusammengepreßten Schlauch einen lauten Klageton entströmen.

Des Indianers Augen hefteten sich scharf auf die wogende Wasserfläche; wohl zwölf Fuß betrug der Unterschied zwischen den Schwellungen und Senkungen. Seine gespannten Armsehnen schienen zerreißen zu wollen und traten weit aus den hageren Gelenken hervor. Sobald aber eine neue Schwellung den Bug des längeren Kanoes bespülte, lehnte er sich plötzlich in entgegengesetzter Richtung gegen die Boote die sogleich, halb rollend auf dem losen Sande, halb getragen von den zurücktretenden Fluten, schnell hinabglitten.

Als dann die nächste Schwellung wiederkehrte, da schlug sie ganz unter den Kanoes hindurch, diese hoch empor hebend, wie um sie wieder nach dem Ufer hinaufzuschleudern. Hinten aber, in jedem Kanoe einen Fuß, stand der Schippewä, in rascher Folge sein Ruder bald nach links, bald nach rechts in die Fluten tauchend und, trotz der widrigen Strömung, seine Last gewandt nach der Mitte des engen Beckens hinaufschiebend.

MacLeary, sobald er gewahrte, daß Frolic sich an der geheimnisvollen Fahrt beteiligte und die beiden Fahrzeuge mit einer ans Wunderbare grenzenden Sicherheit regierte, fühlte sich wieder einigermaßen ermutigt; wenigstens schwand bis zu einem gewissen Grade die Furcht vor dem wild aufgeregten Elemente. Er gewann es sogar über sich, den mehr durch Zeichen, als durch Zurufe erteilten Anweisungen des Indianers folgend, das in seinen Händen befindliche Ruder zu gebrauchen und nach besten Kräften mit zu der Stetigkeit der Fahrt beizutragen.

Weniger Vertrauen flößte ihm dagegen der Sackpfeifer ein. Ähnlich dem Bären, der sich auf dem Wasser ebenso behaglich fühlte, wie auf dem Lande, schien er weder die Schwankungen des Kanoes, noch das Wüten des Unwetters zu empfinden.

Unheimlich heulte der Sturm, unheimlich und drohend brüllte die Brandung; doch unheimlicher noch erklangen die wilden Töne, die der lange Rob seinem Instrumente entlockte und zu einer sentimentalen Melodie aneinanderreihte.

Die heimatliche Musik wirkte bezaubernd auf das Gemüt des Greises; der anfangs schnellere, unregelmäßige Takt ging allmählich in immer länger gezogene Töne über, die, wie eine aus gebrochenem Herzen emporgesandte Klage in die Nacht hinausschallten und sich geisterhaft mit dem Rauschen und Brausen des Wassers vereinigten und verschmolzen.

Hinauf und hinunter flogen die Kanoes, je nachdem die mächtigen Wellen gegen sie heranrollten; hinauf, als hätten sie bis in die Wolken fahren wollen, hinunter, wie um die Tiefe des Sees bis auf seinen Boden hinab zu messen.

MacLearys Gehirn brannte; helle Funken sprühten in seinem Kopfe hin und her. Ein gräßliches Lachen schallte durch das Heulen des Sturmes über die schäumenden Wogen.

„Sonny!“ gellte der lange Rob, und ein unwillkürliches Anpressen entlockte dem Instrument einen kreischenden Ton, „der Schaum dort drüben wäscht deine blutigen Hände rein. Sonny! Sieh den weißen Schaum — das ist die Insel, nach der ich dich führe — Frolic — noch einen guten Stoß — und ein stärkerer Ruderer, als du, wird das Kanoe weiter führen! Gedenke des Sägeblocks und löse seine Banden!“

Dann hob er die Sackpfeife wieder an seinen Mund, und wilder und unharmonischer, denn je, schallte der Pibroch durch die tolle Nacht.

Der Schippewä hatte bis jetzt seine Stellung nicht verändert; wie eingewurzelt stand er mit gespreizten Füßen in den beiden Kanoes, das Gleichgewicht durch wohlberechnete Bewegungen seines Oberkörpers regelnd. Die Blicke

hielt er fest auf den brüllenden Schaumstreifen gerichtet, der, an einem fernen Ufervorsprunge beginnend, sich weit auf den Huron hinaus erstreckte.

Als der Hochlandpfeifer ihn anrief, fühlte er bereits auf seinem nackten Oberkörper einen stärkeren Luftdruck, und hin und wieder warfen die Wogen ihren Schaum als Sprühregen über ihn her. Vielleicht noch dreißig Schritte weiter und er war der vollen Gewalt des Sturmes ausgesetzt, gegen die er schwerlich anzukämpfen vermocht hätte.

Mit einem gellenden „Ahau!" sprang er über den als Ballast dienenden Bären fort in den Vorderteil des kleineren Kanoes. Einen Augenblick schien es, als ob er sich mit der rechten Faust auf den Rand der beiden Fahrzeuge stütze; in der Tat aber fuhr er mit seinem Messer blitzschnell über die Riemen hin, die die Kanoes zusammenhielten.

Vereinigt glitten die Kanoes noch in den nächsten Wellentrichter hinab, aber schon der nächste Wogenkamm warf sie ein paar Faden weit auseinander, indem das größere in der alten Richtung dem Schaumstreifen zuschoß, das von dem Indianer gesteuerte dagegen nach der entgegengesetzten Seite den Rückweg einschlug.

Ein durchdringendes Gellen des Indianers bekundete, daß er nach glücklicher Ausführung des kühnen Wagestückes wieder volle Gewalt über sein Fahrzeug gewonnen habe und sich daher sicher fühle. Von dem anderen Kanoe aber schallte ein entsetzlicher Angstruf zu Frolic herüber, und zwar von MacLeary, der jetzt erst den eigentlichen Zweck der geheimnisvollen nächtlichen Fahrt erkannt hatte. Es war der Ruf eines Verzweifelnden, der ein gräßliches Ende unvermeidlich vor Augen sieht.

Als der Schrei verstummte, trat die eigentümlich wilde Musik des Sackpfeifers an dessen Stelle.

Melancholisch und geisterhaft drangen die gedehnten Akkorde zu den Ohren des heftig arbeitenden Schippewä; geisterhaft und unheimlich, bald vom Sturme getragen, laut und deutlich, als seien sie aus dem nächsten Wogenkessel hervorgequollen, bald gedämpft und kaum von dem Brausen

Von dem anderen Kanoe aber schallte ein entsetzlicher Angstruf zu Frolic herüber, und zwar von MacLeary. (S. 532.)

und Rauschen zu unterscheiden, je nachdem das seinem Schicksal überlassene Kanoe auf dem Gipfel einer Woge gleichsam rastete, oder, in einen Abgrund hinabgleitend, ringsum durch tosende Wasserberge von der übrigen Welt abgeschnitten wurde.

Der Indianer arbeitete schwer. Seine spähenden Blicke ruhten auf dem von einem weißen Gürtel wütender Brandungen umsäumten Strande; er forschte nach der einzigen Stelle, auf der ihm die Möglichkeit geboten war, wieder festen Boden zu erreichen.

Lange noch vernahm er einzelne Töne der wilden Hochlandmelodie; er berechnete aus deren schwächerem Klange, daß das andere Kanoe, von dem Sturm erfaßt, immer weiter auf die tosende Wasserfläche hinausgetrieben wurde und sich nur noch durch seine leichte Bauart und die korkartig schwimmenden Bestandteile oben hielt.

Als er sich der schwer erkennbaren Einfahrt des verborgenen Hafens näherte, waren die letzten Töne verstummt; vielleicht auch, daß sie durch die Brandung nur übertäubt wurden.

Nach mehreren vergeblichen Anläufen wurde das Kanoe endlich von einem Wasserhügel in die Mündung der schmalen Zufluchtsstätte hineingedrängt. Frolic erspähte den günstigen Moment, und als das gebrechliche Fahrzeug im Vorüberschießen die äußerste Uferspitze fast streifte, sprang er mit einem mächtigen Satz aufs Trockene und überließ es dem Bären, sich unter dem umgeschlagenen Kanoe hervorzuarbeiten und sich auf seine eigene Art zu retten.

Dann aber eilte er nach dem hohen Ufer hinauf, nach einer Stelle, die ihm eine weite Aussicht über den See gewährte.

Mit verschränkten Armen stand er da; keine Muskel seines finsteren Antlitzes regte sich; nichts deutete an, welche Gefühle seine Brust bewegten. Seine Gedanken weilten bei dem Freunde und Genossen, der nach hundertjährigem Erdenwallen endlich auf dem Boden des Sees die lange ersehnte Ruhe gefunden.

Hatte er im Leben den alten Sonderling geachtet und mit unerschütterlicher Zuneigung an ihm gehangen, so wurde durch dessen Tod seine Anhänglichkeit in eine wilde, fanatische Verehrung verwandelt. Er pries in Gedanken die außergewöhnliche „Medizin" des Hochlandpfeifers, die ihm die Kraft verliehen hatte, in einer, nach seinen Begriffen wunderbar erhabenen Weise sein Ende selbst herbeizuführen.

Ein Geräusch störte ihn in seinen Betrachtungen.

Er spähte um sich. Der Bär lag hinter ihm und leckte behaglich seinen zottigen Pelz trocken.

Noch einen Blick warf er auf den bereits geröteten Osten, dann schlug er ungesäumt den Heimweg nach der Mühle ein.

Eine kurze Strecke legte er langsam und sinnend auf dem dunkeln Waldpfade zurück, bald aber wurde er unruhig, und seine Züge nahmen den Ausdruck eines unersättlichen Rachedurstes an. Er gedachte der Ursache seiner Trennung von dem alten, unvergeßlichen Freunde. Er beschleunigte seine Schritte und lief endlich so schnell, daß der Bär ihm im Trabe kaum zu folgen vermochte.

Die aufgehende Sonne berührte eben die Linie des Horizontes, als aus dem vereinsamten Wohnhause der alten Mühle schwarze Rauchwolken emporstiegen.

Wie ein drohender Höllengeist schlich der Indianer über den Hof.

Zehn Minuten später hüllte sich auch der abwärts vom Wasser liegende Teil der Mühle in Rauch, und jetzt erst trat der Indianer neben das Sägewerk hin.

Noch stand das Mühlrad; noch hielt der unglückliche Notar im Starrkrampf zwischen den Zähnen den Knoten des Riemens, an dem sein Leben hing.

Eine Weile betrachtete Frolic sein elendes Opfer schweigend. Er weidete sich offenbar an der Veränderung, die die furchtbaren Stunden einer entsetzlichen Todesangst in seinem Äußern bewirkt hatten.

Nach mehreren Minuten und als schon einzelne Rauchsäulen sich vom Innern der Mühle her dem Flüßchen zuwälzten, hob der Indianer an:

„Der weise Medizinmann mit den hundert Wintern befindet sich auf der Reise nach den glückseligen Jagdgefilden. Es begleitet ihn jemand, auf den er sich stützt und der ihm seine Waffen trägt. Er gebraucht noch jemand, der ihm die Riemen an seinen Schuhen löst. Geht, folgt ihm nach, aber beeilt Euch, oder Ihr holt ihn nicht mehr ein."

So sprechend zog er sein Messer, und mit gewandtem Zuge zerschnitt er den verhängnivollen Riemen dicht vor des Notars Zähnen.

Dieser, als er die durch die Länge der Zeit schwer gewordene und im Starrkrampf gehaltene Last von sich genommen fühlte, öffnete die mit Blut unterlaufenen Augen, als wäre er aus einem tiefen Traume aufgestört worden. Er begriff, was das Verfahren seines grausamen Feindes bedeutete. Er wollte schreien, allein der Krampf hielt seinen Mund geschlossen; nur als gräßliches Stöhnen entwand sich der Atem seinen weit ausgedehnten Lungen, und angstvoll hafteten seine Blicke an der Säge, die noch immer stand.

Eine letzte Hoffnung, daß das Räderwerk in Unordnung geraten sei, erfüllte ihn, doch auch diese schwand, als das schwerfällige und in ungeölten Lagern ruhende Rad dem Wasserdruck nachzugeben anfing und der Block auf seinen morschen Rollen zuckte.

Das Weitere wartete Frolic nicht ab. Er hatte sich überzeugt, daß die Mühle noch arbeitete. Schweigend wendete er sich ab, und langsam entfernte er sich.

Außerhalb des Hofes lockte er den Bären an sich, der sich aus unüberwindlicher Scheu vor den züngelnden Flammen verkrochen hatte, und dann folgte er dem gewundenen Laufe des Flüßchens aufwärts. Nur gelegentlich lauschte er auf das ununterbrochene Arbeiten der Säge und der Räder. Seine Blicke dagegen waren westlich gerichtet, westlich, wohin auch sein Sinn stand. Er wollte in den fernen Wäldern den alten Stammesgenossen sich wieder zugesellen, nie wieder zurückkehren zu den weißen Eindringlingen, die die alten Jagdgründe und die Gräber seiner Vorfahren mit

ihren neuen Einrichtungen und ihren dunklen Taten schonungslos entweihten. —

Der immer dichter werdende Rauch entzog dem unglücklichen Notar teilweise den Anblick der drohenden Schneide. Wie seine Zunge gelähmt war, schien auch eine unlösbare Erstarrung sich seines Geistes bemächtigt zu haben. Sein Atem stockte, und hätte er hundert Leben besessen, jedes neue Knirschen, mit dem die in schnellerem Takte auf und nieder tanzende Säge sich in den Block hineinnagte, hätte eins davon abtöten müssen, bis ihm weiter nichts mehr geblieben wäre, als eine dumpfe Betäubung, die eben nur durch die rasendsten körperlichen Schmerzen zu regerem Leben geweckt werden konnte.

Der Block zuckte und zuckte und preßte sich nach jedem neuen Schnitt immer wieder an die nagenden Zähne heran; Linie um Linie, Zoll für Zoll rückte die furchtbare Waffe seinen gefesselten Gliedern näher.

Da streifte es leise an der festen Sohle seines Stiefels, und er erwachte aus seiner Betäubung. Das Schrammen wiederholte sich schärfer, und schmerzhaft berührten die Zähne seine Fußsohle.

Leicht, wie der Schmerz war, diente er doch dazu, die Zunge des Elenden zu lösen, seine Lebensgeister aus ihrer Erstarrung zu wecken und ihn zum vollen Bewußtsein seiner Lage zu bringen.

Einen entsetzlichen Schrei ausstoßend, wand er sich verzweiflungsvoll unter Aufbietung seiner letzten Kräfte in den unzerreißbaren Banden, daß diese tief in das Fleisch seiner Glieder eindrangen. Allein diese Bewegung diente zu seinem Heil, denn als die Säge abermals niederfuhr, da durchschnitt sie die Spitze seines Stiefels, seinen Fuß nur ganz leicht streifend.

Kalt, eiskalt berührte der verrostete Stahl das lebenswarme Blut; kalt, eiskalt durchrieselte es den Unglücklichen, dem nach der furchtbaren Anstrengung die Sinne wieder schwanden. —

Das Wasser rauschte, das Mühlrad wälzte sich herum;

die Flammen leckten an dem trockenen Holze, und knirschend durchfuhr die Säge den alten Stamm. Dicht an den Gliedern des Gefesselten streifte sie hin, hier die Haut wund reibend, dort nur die Kleidungsstücke zerfetzend.

Plötzlich durchströmte es wieder belebend die gekrümmte Gestalt des Ohnmächtigen.

Die Säge hatte den Riemen durchschnitten, der die Füße an den Block gefesselt hielt, und schwerfällig sank der untere Teil seines Körpers nach der Seite, nach der der Notar sich, um der grausigen Waffe zu entgehen, mit ganzem Gewicht übergelehnt hatte. Nur der Oberkörper wurde noch von einem zweiten Riemen gehalten; doch auch dieser war in eine solche Lage verschoben worden, daß bloß der quer über den Block liegende Arm von der Säge bedroht wurde.

„Gerettet," stöhnte der Notar leise, sobald er sich teilweise von den Banden befreit fühlte; denn mochte es jetzt kommen, wie es wollte, er durfte wenigstens hoffen, dem Tode zu entgehen, ein Gedanke, der nach den langen, qualvollen Stunden am meisten dazu geeignet war, seine Lebensgeister zu neuer Tätigkeit anzufachen.

Ihn kümmerte kaum noch, daß der sich verdichtende Qualm ihn zu ersticken drohte. Seine Blicke waren nicht mehr mit dem Ausdruck der Todesangst, sondern mit besorgnisvoller Spannung auf die eilfertig arbeitende Säge gerichtet. Flehte er kurz vorher noch inbrünstig, daß durch das Brechen irgend eines Rades das morsche Gehwerk zum Stehen gebracht werden möge, so lauschte er jetzt angstvoll auf das Schnarren, Poltern und Klappern, dessen Aufhören gleichbedeutend mit seinem eigenen Ende gewesen wäre. Denn die Säge brachte ihm Rettung; er berechnete, daß sie mit dem ersten Schnitt in das Muskelfleisch seines Oberarmes die doppelt angespannten Fesseln lösen mußte, während, wenn dies nicht geschah, er einem qualvollen Tode durch das Feuer verfallen war.

Ängstlich beobachtete er daher die Säge, indem diese an seiner Brust vorbei dem Arme näher rückte, und als dann endlich die stumpfen Zähne durch den zerrissenen Riemen

hindurch in sein Fleisch leicht eindrangen, da war es nicht der körperliche Schmerz, was ihm den weithin gellenden Schrei auspreßte, sondern der Triumph, noch einmal den Sieg über das drohende Verderben davongetragen zu haben.

Kaum fühlte er seinen linken Arm frei, kaum war es ihm gelungen, auch den rechten Arm den nunmehr gelockerten Schlingen zu entwinden, da stürzte er durch Rauch und Flammen aus der Mühle nach dem Hofe hinaus.

Doch was er in den letzten Stunden erduldet hatte, war zu viel für seine Kräfte gewesen. Er gelangte nur so weit, daß die wütend um sich greifenden Flammen ihn nicht mehr zu erreichen vermochten, und dann brach er bewußtlos zusammen. —

Als er später aus der tiefen Betäubung erwachte, da umstanden ihn Leute von der neuen Mühle, die durch den Rauch herbeigezogen waren, um sich von dem Umfange des Brandes zu überzeugen und vielleicht auch dieses oder jenes zu retten.

Sie kamen zu spät. Die Mühle, das Wohnhaus, die Ställe, alles brannte nieder; nur das alte, grünbemooste Wehr und das aus seiner Lage gerissene Triebrad waren unversehrt geblieben. —

Whiteleaf wurde auf seinen Wunsch weiter nördlich nach der nächsten größeren Ansiedelung gebracht, wo er bis zu seiner Genesung von der auf jene verhängnisvolle Nacht folgenden Krankheit blieb. Von den Mitgliedern der Familie MacIvor sah er keins wieder; er wagte nicht, ihnen unter die Augen zu treten. Als er aber in seinen früheren Wirkungskreis zurückgekehrt war, erregte er bei seinen Freunden und Bekannten doppeltes Erstaunen. Einmal wegen seines veränderten Äußeren, denn nicht nur waren seine spärlichen Haare in dem kurzen Zeitraume von etwa zehn Wochen weiß geworden, sondern er schien auch in seiner ganzen Haltung um mindestens fünfzehn Jahre gealtert zu sein; dann aber auch, weil er viel stiller und abgeschlossener geworden war. Er sprach sogar vielfach den

Wunsch und die Absicht aus, sich gänzlich von allen Geschäften zurückzuziehen.

Die Bewohner der neuen Mühle erklärten sich leicht das Verschwinden des Hochlandpfeifers. Ihre Vermutungen fanden die sicherste Bestätigung, als man eines Tages das zerschellte Kanoe, und in geringer Entfernung davon das Lieblingsinstrument des sonderbaren alten Mannes entdeckte.

Beides wurde mit freundlicher Pietät nach der Mühle gebracht und dort gewissenhaft aufbewahrt.

Doch dieser äußeren Zeichen bedurfte es nicht, um die Erinnerung an den treuen alten Freund in den Herzen derer fortleben zu lassen, auf deren Geschick er einen so entscheidenden Einfluß ausgeübt hatte. —

Am dritten Tage nach dieser fürchterlichen Katastrophe, als der Huron sich wieder beruhigt hatte und eine leichte Brise die Wellen kräuselte, segelte die Jacht wieder einmal nach Mackinaw hinüber. Fortis — welche Abkürzung seines Namens Fortesquieu MacIvor fortan beibehielt — saß wieder am Steuer, außer ihm befanden sich zwei Arbeiter in dem Schiffchen.

Fortis sah sehr blaß aus. Trotzdem sein heißester Wunsch, der ihn nach Amerika getrieben hatte, in Erfüllung gegangen war, ruhte ein schmerzlicher Zug auf seinem männlich ernsten Gesicht. Der gleiche schmerzliche Zug trat noch schärfer hervor, als er mit aufrichtiger Herzlichkeit auf Mackinaw den Leutnant Herbert begrüßte, ihm die jüngsten Begebenheiten auf MacIvors Mühle ausführlich schilderte und ihn durch seine Mitteilungen und Erklärungen von einem Erstaunen in das andere trieb.

Der schmerzliche Zug wich auch nicht, als er den jungen Offizier aufforderte, ihn sogleich nach MacIvors Mühle zu begleiten, und dieser mit wunderbarer Bereitwilligkeit darauf einging und sich unverzüglich reisefertig machte.

Noch weniger wich der Schmerz aus seinem Antlitz, als er gleich nach seinem Eintreffen unter dem heimatlichen Dache

der holdseligen Eva Hand in die ihres Geliebten legte, die beiden jungen Leute seiner Mutter vorstellte und für sie um ihren Segen bat.

Er glaubte darin das sicherste Mittel gefunden zu haben, sein Gemüt wieder zu beruhigen, wieder frei und unbehelligt von peinigenden Gedanken in die schönen blauen Augen seiner Schwester schauen zu können, allein er hatte sich getäuscht.

Eine tiefe Schwermut bedrückte ihn nach wie vor, die einen trüben Schatten auf das trauliche Familienleben, vor allem auf den Frohsinn des lieblichen Evchens warf. — — —

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Daheim im stillen Hause.

Der Matrose auf seiner Stange vor dem Predigerhause in Hainfeld hatte außerordentlich viel zu tun. —

Es schneite wieder einmal tüchtig, und so dicht flogen die von einem scharfen Winde getriebenen Flocken um den unverwüstlich lebhaften Burschen herum, daß es ihm trotz der großen Mühe, die er sich gab, nicht gelingen wollte, sein rotes

Jäckchen und vor allem seinen runden Hut von Flocken rein zu halten.

Wie von einer Tarantel gestochen, focht er um sich; bald links herum, bald rechts herum drehte er sich, bald nach dieser, bald nach jener Richtung beschrieben die steifen Arme ihre Kreise. Glaubte er aber durch rasches Herumwirbeln seiner Ruderblätter den zudringlichen Schnee wirklich auf kurze Zeit verscheucht zu haben, dann flogen ihm die Flocken wieder von hinten um die Ohren, so daß es kaum zu verwundern war, wenn er endlich die Geduld verlor und sich hastig und in blindem Eifer um sich selbst drehte.

So hatte er während der letzten vier Monate wohl dreißigmal gefochten, ohne dadurch auch nur im mindesten von seiner Beweglichkeit verloren zu haben. So hatte er auch gegen die Herbstregen gekämpft und gegen die sommerlichen Gewitterschauer.

Bei seiner schweren Arbeit hatte der kleine lebhafte Bursche aber auch recht viele Tage, Wochen und sogar einzelne Monate träger Ruhe genossen, deren er jedenfalls hätte überdrüssig werden müssen, wäre ihm nicht die Gelegenheit geboten gewesen recht weit um sich zu schauen und das wechselnde Treiben in seiner näheren und weiteren Umgebung zu beobachten.

Und zu beobachten hatte es in den anderthalb Jahren wirklich recht viel in Hainfeld gegeben, wenn auch die einzelnen Tagesbegebenheiten im allgemeinen nicht das gewöhnliche Maß überschritten, und fast alles beim alten blieb und bedauernswerte Zwischenfälle die behagliche Ruhe nicht störten, die in Schloß und Dorf Hainfeld ihren dauernden Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schien.

Das Ungewöhnliche, was seit Fortis' Abreise stattgefunden und worüber der Matrose hätte berichten können, wenn er nicht eben so schrecklich wortkarg gewesen wäre, beschränkte sich darauf, daß vor beinahe Jahresfrist, als der Frühling den Winter verdrängte und die Gewässer auftaute, in aller Stille eine Leiche auf dem Friedhofe begraben wurde. Ein einfacher schwarzer Sarg barg die irdische Hülle einer

Unglücklichen, die von Holzsammlern in einer schwer zugänglichen Schonung in einem Teiche gefunden worden war.

Mit tiefer Teilnahme wurden die frommen Worte, die der Prediger vor der offenen Gruft sprach, außer von den Totengräbern, nur noch von Gabriele, Rosa und deren Mutter, den einzigen Leidtragenden, angehört. Als die ersten Schaufeln Erde mit hohlem Ton auf den Sarg niederrasselten, umflorten sich ihre Augen. Der Engel der Barmherzigkeit aber schwebte über ihnen und entführte die heiligen Tränen, um sie vor dem Throne des Allgütigen niederzulegen, als warme Fürsprecherinnen für eine Unglückliche.

Der einsame Grabhügel kleidete sich bald in heiteres, hoffnungsvolles Grün. Auf dem Hügel aber erblickte man eines Tages ein schwarzes, fest gezimmertes Kreuz. Die Vorderseite trug den Namen „Cornelia", auf der Rückseite dagegen las man: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken".

Nur der Matrose hatte gesehen, wer das Kreuz zur späten Abendstunde aufrichtete. Er war indessen verschwiegen und sprach nicht darüber, sonst hätte er ihn beschrieben als einen gebeugt gehenden Mann mit weißem Haar und mächtigem weißen Schnurrbart, der den einen Arm in einer Schlinge trug und ihn nur mit großer Mühe und augenscheinlich nicht ohne Schmerz dabei zu empfinden, gebrauchen konnte.

Derselbe Mann, der weniger durch die Last der Jahre, als durch harte Schicksalsschläge so tief gebeugt erschien, wohnte in dem einen Flügel des Schlosses, wo ihm zwei Zimmer zur freien Benutzung eingeräumt worden waren. Der Major hatte ihm ein kleines Jahresgehalt ausgesetzt und ihm nach Ablauf mehrerer Monate sogar einen Platz an seinem Tische angewiesen. Der grauköpfige, tief gebeugte Mann machte indessen nur äußerst selten, und dann bloß auf vorhergegangene besondere Einladung von der ihm großmütig erteilten Erlaubnis Gebrauch.

Ohne schroff und abstoßend geworden zu sein, mied er den Verkehr mit anderen Menschen. Er liebte und suchte die Einsamkeit; wo er aber mit Leuten, gleichviel welchen Standes und Ranges, zusammentraf, da begegnete er ihnen mit milder Freundlichkeit.

Vorzugsweise beschäftigte er sich mit Blumen- und Taubenzucht. Die sorgfältige Pflege beider schien ihm die einzige Unterhaltung zu gewähren, nach der er sich sehnte.

Aber auch den alten Major sah der Matrose zuweilen, wenn dieser im Vorübergehen sich sehr angelegentlich nach dem Befinden der Pastorfamilie erkundigte, oder wenn er einen Spazierritt auf seine Felder und in seine Forsten unternahm.

Wie der Major sich in seinem Charakter nicht verändern konnte, so war er auch in seinem Äußern fast unverändert geblieben. Nach wie vor zeigte er das Bild eines Edelmannes, in dem sich angeborener und angestammter Stolz mit den trefflichsten Eigenschaften eines gütigen, edlen Herzens in einer, für seine Mitmenschen nur wohltuenden Weise vereinigte.

Ferner sah der zur harmlosen und sogar höchst unzuverlässigen Windfahne degradierte Seemann häufig den Herrn Pastor und die Frau Pastorin. Ersteren abwechselnd im Talar und das schwarze Buch in den gefalteten Händen, oder im Hausrock und mit der langen Pfeife. Die Frau Pastorin dagegen bald in weißer Spitzenhaube, bald in etwas altmodischem, mit weißen Schleifen bescheiden verziertem Plüschhute, beide aber von Tag zu Tag zufriedener und blühender, ähnlich altem, edlem Weine, der mit den Jahren nicht nur an Wert, sondern auch an Schwere gewinnt.

Magister Deus trat ebenfalls gelegentlich in den Gesichtskreis des Matrosen, um dem Herrn Pastor Bericht über die seiner Pflege anempfohlenen Rangen abzustatten. Der Herr Pastor war dann immer sehr gütig und gedachte anerkennend der Verdienste, die der Herr Magister sich durch

getreue Pflichterfüllung als Gärtner in der Baumschule des Herrn erwerbe, wogegen die Frau Pastorin, mehr praktischer Natur, lieber der Stimmung gedachte, in der sich ein gesunder Schulmeistermagen bei „neunzig Taler Gehalt, alles in allem" befinden müsse.

Ja, das hatte der kleine Seemann im Verlauf der anderthalb Jahre gesehen und beobachtet, außerdem aber recht viel Hitze und Kälte ertragen, ohne daß sich, wie gesagt, sein Äußeres dadurch wesentlich verändert hätte. Die schöne Lackfarbe hatte allerdings ihren Glanz etwas eingebüßt, die Julisonne hatte auch einige Risse, namentlich auf dem Hütchen hineingebrannt, doch da es eine bekannte Tatsache ist, daß die durch Witterungseinflüsse erzeugten Spuren und Male einem männlichen Antlitze nur zur Zierde gereichen, so hatte der Matrose am allerwenigsten Grund, sich zu beklagen.

Er tat es auch nicht. Sogar wenn der Postbote mit einem gewissen Selbstbewußtsein in den Vorgarten trat und einen sehr dicken, offenbar von sehr weit herkommenden Brief den nach ihm Ausschauenden entgegenschwang, was gewöhnlich alle drei oder vier Wochen geschah, blickte er mit ruhiger Verachtung auf den orangegelben Rockkragen nieder, das heißt, wenn nicht gerade der Wind seine Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nahm. War Fortis doch schon so lange und so weit fort, daß er glauben durfte, ihn nie wieder zu sehen, nie wieder durch ihn aus dem Herzen der beiden holden Mädchen verdrängt zu werden, die so manches liebe Mal zu ihm emporschauten und sich an seinen wunderlichen Bewegungen ergötzten.

Auch an jenem Nachmittage, an dem er mit dem Abwehren der zudringlichen Schneeflocken alle Hände voll zu tun hatte, war der Postbote auf dem Pfarrhofe gewesen, um einen Brief aus Amerika an Fräulein Rosa Stade abzugeben.

Auf dem Gutshofe hatte er bereits vorgesprochen, um auch Gabriele ein den Poststempel der Hauptstadt tragen-

des Schreiben einzuhändigen. Diese hatte sich indessen nicht die Zeit genommen, es zu öffnen, sondern war, fast gleichzeitig mit dem Postboten, im Predigerhause eingetroffen. Wünschte sie doch, so bald als möglich den Inhalt des Briefes, der diesmal an Rosa adressiert war und, wie sie aus alter Erfahrung wußte, ihr sowohl, als der Freundin galt, kennen zu lernen.

Der Herr Pastor und der Major erhielten stets ihre besonderen Nachrichten; die beiden Freundinnen blieben daher ungestört. Niemand drängte sich in die zwischen den drei Jugendfreunden stattfindenden Plaudereien ein, und man war zufrieden, wenn zum Schluß einzelne Stellen, manchmal auch die ganzen Briefe im Familienkreise vorgelesen wurden.

Gabriele und Rosa befanden sich in dem bekannten Giebelstübchen. Sie saßen nebeneinander vor dem kleinen Schreibtische, vor ihnen lag der aus mehreren Bogen bestehende Brief. Schon zweimal hatten sie ihn schweigend durchgelesen und zum drittenmal wieder den Anfang aufgeschlagen. Die hervorragendsten Stellen wollte man sich gegenseitig vorlesen und zugleich eingehender besprechen.

„Liebe Freundinnen; teure Rosa, teure Gabriele," las letztere laut, und dann fügte sie mit einem Anflug ihrer heiteren, mutwilligen Laune hinzu:

„Der gute Fortis, er will keine zurücksetzen und des halb beginnt er: ‚Liebe Freundinnen,' bevor er unsere Namen nennt. Der gute Fortis," wiederholte sie, „da schreibt er wieder einen acht Seiten langen Brief! Wer hätte ihm das zugetraut, als er damals beim Abschied so deutlich seinen Widerwillen gegen alles Schreiben aussprach."

„O, ich habe es ihm wohl zugetraut," nahm Rosa das Wort, ohne die Blicke von den lieben bekannten Schriftzügen zu erheben, „ich ahnte, daß er in Lagen geraten würde, in denen es ein Bedürfnis ist, sein Herz vor uns, seinen besten Freundinnen, auszuschütten. Er hätte seine Schwestern freilich näher, und gewiß die herzigsten und treusten Schwestern, die nur auf der Welt gefunden werden können, allein

das Verhältnis zu ihnen ist noch so neu, daß er unmöglich so frei mit ihnen sprechen kann, als mit uns."

„Nach seinen Briefen zu schließen, muß er sich sehr verändert haben," bemerkte Gabriele wie zerstreut, indem sie mit fast ängstlicher Spannung Rosa von der Seite beobachtete.

„Verändert hat er sich kaum," antwortete Rosa sinnend, „auf mich wenigstens machte er schon immer den Eindruck eines warmherzigen, anhänglichen Freundes, der nur im Übermute zuweilen seine edlen Eigenschaften hinter eine Maske von Eitelkeit und Überschätzung zu verbergen suchte. Die bitteren Täuschungen, die er bei all seinem Glück erfuhr, haben ihn vielleicht ernster gestimmt; er mag wohl keine Neigung mehr fühlen, sich anders zu zeigen, als er in Wirklichkeit ist, und jeder wird ihn daher nur um so mehr lieben und achten."

Während Rosa dies, vor Eifer errötend, sagte, hatte Gabriele sie mit einer gewissen Bewunderung betrachtet, zugleich aber ihre Hand, wie um einen plötzlich erwachten Schmerz zu unterdrücken, auf das Herz gelegt.

„Der arme Fortis, er muß viel gelitten haben," hob sie endlich an, ihre Blicke auf den Brief senkend, „aber sehen wir, was er weiter sagt, ist mir doch, als hörte ich ihn selbst in klagendem Tone sprechen."

Nachdem sie sodann das erste Blatt umgeschlagen und eine Weile mit den Augen gesucht hatte, begann sie wieder zu lesen:

„Ein Jahr ist nunmehr verstrichen, seit ich in die neuen Verhältnisse eintrat, und gemildert sind die schrecklichen Eindrücke, die mein Erscheinen im elterlichen Hause begleiteten. Lange glaubte ich, mir würde keine Stunde wirklicher geistiger Ruhe mehr beschieden sein in einer Umgebung, an die sich so viele freundliche, wehmütige, aber auch die entsetzlichsten Erinnerungen knüpfen. Die Zärtlichkeit einer treuen, zu jedem Opfer für ihre Kinder freudig bereiten Mutter, und das eigene Bestreben, mich für so unendlich viel Liebe dankbar zu beweisen, halfen mir leichter über jene trauri-

gen Gemütsstimmungen fort, als ich vorher für möglich gehalten hätte. Um so veränderter und vereinsamter mußte mir daher MacIvors-Mühle erscheinen, nachdem ich der besten aller Mütter — versteht mich recht, geliebte Freundinnen — meiner so innig geliebten Mutter die Augen zugedrückt hatte. — O, es war ein unersetzlicher Verlust für mich! Obwohl ich ihren Tod lange vorhergesehen hatte — denn durch jene furchtbaren Auftritte war ihre zarte Gesundheit vollständig erschüttert worden — fühlte ich mich doch vereinsamter und verlassener, denn je in meinem Leben. Zwar standen mir in jenen schweren Stunden meine Schwestern treu zur Seite; zwar suchten sie durch erneuerte Beweise ihrer Liebe mir immer und immer wieder ins Gedächtnis zu rufen, daß sie mir noch geblieben seien, allein wie lange dauerte dieser Trost? Sie besitzen ihre Gatten, in denen sie ihre ganze irdische Glückseligkeit erblicken, und als diese an den Aufbruch mahnten, da zogen sie fort und ließen mich in einer noch viel trostloseren Lage zurück. — Ich habe nie ein Geheimnis vor Euch gehabt, geliebte Freundinnen, es gewährt mir daher auch jetzt die reinste Freude, Euch mein Herz vertrauensvoll zu öffnen und rücksichtslos Euch zu Mitwisserinnen meiner geheimsten Gedanken zu machen.

„Ihr wißt, wie ich bei meiner ersten Bekanntschaft mit meinen Schwestern über das liebe Evchen dachte; Ihr wißt, welche phantastische Hoffnungen sich während meines ersten Verkehrs mit dem herzigen Mädchen entwickelten; Ihr wißt, wie die Entdeckung, daß Eva meine Schwester sei, mich niederschmetterte, doch Ihr wißt nicht, Ihr könnt nicht wissen, mit welchen Gefühlen ich diejenige als Schwester umarmte, die ich — doch es ist alles vorüber. —

„Meine tiefe Mutlosigkeit wich zwar allmählich vor einer ernsten Überlegung, allein glaubt Ihr, ich hätte bis jetzt vermocht, ohne einen geheimen Seelenschmerz zu empfinden, Evchen in die Augen zu blicken? Wie ein Alp lastet es auf mir, und vergeblich bemühe ich mich, eine beruhigende Erklärung für meine Niedergeschlagenheit zu

entdecken. Eifersucht ist es nicht, was mich fortwährend quält; weit eher möchte ich es ein Hadern mit meinen eigenen Gedanken und Erinnerungen nennen, was mich veranlaßt, unwillkürlich ein Begegnen mit Evchens Blicken zu vermeiden. Eine gewisse Erleichterung gewährte es mir daher, als sie ihrem Gatten, der im Begriff stand, seinen Abschied zu nehmen, folgte. Mehr geistige Ruhe hoffte ich dadurch zu gewinnen, daß ich mit gewissenhafter Strenge den Pflichten oblag, die mir, als dem nunmehr alleinigen Besitzer von MacIvors-Mühle, auferlegt sind. Mit redlichem Willen habe ich gekämpft gegen das schwarze Gespenst der Schwermut. Sechs Monate schlummert meine teure verklärte Mutter bereits neben ihrem Gatten, und noch fühle ich keine Änderung, keine Ermutigung. Es wäre vielleicht ratsam für mich, den Verkehr mit Menschen mehr zu suchen, allein ich kann mich nicht überwinden, aus meiner jetzigen Zurückgezogenheit herauszutreten. Oft genug fasse ich den Entschluß, eine Reise zu unternehmen; je näher dann aber der von mir bestimmte Zeitpunkt rückt, um so schwankender wird auch mein Entschluß, bis ich ihn endlich ganz aufgebe. Eine Art Heimweh liegt vielleicht mit in meiner jetzigen Stimmung; denn oft, sehr oft in einsamen Stunden denke ich an Euch, und dann blutet mir das Herz. Ich möchte bei euch sein, ich möchte Dir, liebe Gabriele, die Hand reichen, vor Dir hinknien, Du gute Rosa, und Dir in die treuen Augen, bis in Deine Seele hineinblicken. Zu sprechen brauchtet ihr nicht; Eure Nähe wäre mir genügend. — — — — Indem ich dies schreibe, wird mein Wunsch heißes Verlangen; ich sehe Euch im Geiste; mir ist, als ob Eure freundlichen Seelen mich umschwebten, mich mit Gewalt über den Ozean zu Euch hinüberzögen, als ob ein freundliches Morgenrot in Eurer Nähe mir tagte, Eure Worte, Eure trauten Stimmen mir zum Leben, zum Atmen unumgänglich notwendig wären. — Ich kann jetzt nicht weiter schreiben, mein Herz ist wohl zu voll, ich muß hinaus ins Freie. Aber gedenken will ich Eurer fort und fort; ich will träumen, liebe Gabriele, Du hieltest meine Hand

zwischen den Deinigen, ich will träumen, gute Rosa, meine Blicke hafteten in Deinen Augen. — O, wenn ich mir das vergegenwärtige, dann erscheint es mir, als könnte ich beseligt einschlafen, wie das Kind auf den Armen seiner Mutter, und wäre es auch, um nie wieder zu erwachen. Lebt wohl! Wenn ich diesen Brief fortsetze, habe ich wahrscheinlich erfreulichere Mitteilungen beizufügen. Mir geht manches im Kopfe herum; ich muß mich sammeln, die nächste Zeit entscheidet über meine Zukunft."

Während Gabriele diesen Teil des Briefes mit bebender Stimme vorlas und mehrmals inne hielt, um ihrer Bewegung Herr zu werden, saß Rosa mit gefalteten Händen da. Ihre Blicke hingen an der Freundin Lippen, große, helle Tränen rollten ihr über die zarten, jungfräulich frischen Wangen, und kaum wagte sie vor Spannung zu atmen. Selbst als Gabriele schwieg, verharrte sie noch in der lieblichen, teilnahmvoll lauschenden Stellung, nur daß sie die Blicke von der Freundin abzog und vor sich niederschaute.

Gabriele verfolgte Rosas Bewegung mit unverkennbarer Bangigkeit; ihre freundlichen Augen erhielten sogar einen gewissen spähenden Ausdruck; die Farbe kam und wich von ihrem Antlitz, gerade als ob sie im Herzen Rosas zu lesen vermocht hätte und durch das, was sie entdeckte, die eigenen Empfindungen bestimmt worden wären.

„Der arme, gute Fortis," sagte Rosa endlich nach einer längeren Pause, indem sie ihre klaren, jetzt von Tränen umschleierten Augen flüchtig erhob.

Gabriele ergriff Rosas Hand und preßte sie mit krampfhafter Innigkeit.

„Ja, der arme, gute Fortis," wiederholte sie gleichsam aus der verborgensten Tiefe ihres Herzens, daß es lieblich klang, wie die holde Kunde aus dem Zauberreiche einer ewigen unergründlichen Liebe; „er hat viel, sehr viel gelitten. Möge Gott ihn aber segnen für das treue Andenken, das er uns bewahrte, und möge er seine Schritte lenken, daß sie ihn zu Glück und Zufriedenheit führen."

„Amen," versetzte Rosa, noch immer vor sich niederschauend; ihre Gedanken waren weit, weit fort, sie befanden sich in fernen, unbekannten Landen auf der anderen Seite des Weltmeers.

Abermals schwiegen beide, abermals suchte Gabriele aus Rosas Wesen Gefühle und Gedanken zu erraten, von denen das liebe Mädchen selbst noch keinen klaren Begriff hatte. Aber in ihrer wachsenden Spannung, in der sie unabläßig bestürmenden Ungewißheit genügte ihr endlich das Beobachten nicht mehr; sie mußte Worte hören, Worte, die sie bei Rosas unerschütterlicher Redlichkeit und Herzensgüte als den wahren Ausdruck ihrer Gesinnungen betrachten durfte.

„Es ist eigentümlich," begann sie endlich, „obgleich Fortis, so lange er bei uns weilte, sich nie in ähnlicher Weise gegen uns äußerte, wie in diesem Schreiben, so haben seine Worte doch nichts Befremdendes für mich."

Rosa blickte überrascht empor; der Gedanke war ihr vollkommen neu. Es bedurfte sogar einiger Zeit, bevor sie ihn gänzlich gefaßt hatte.

„Sollte er wirklich nicht so gesprochen haben?" fragte sie dann zögernd, „ich würde mich einer Falschheit schuldig machen, wollte ich behaupten, daß ich bis jetzt einen Unterschied entdeckt hätte, zwischen seinen gesprochenen und geschriebenen Worten. Früher war er freilich heiter und sorglos, — während jetzt seine Äußerungen den Charakter einer getrübten Stimmung tragen; aber damals, wie jetzt, lag schon eine gewisse Innigkeit in seinem ganzen Wesen. Selbst aus seiner übermütigsten Laune sprach unverkennbar, daß er sich gerade bei uns am wohlsten und heimischsten fühlte."

Gabriele lächelte zu Rosas Erklärungen. Es war ein seltsames Lächeln, hinter das sie ihre wahre Stimmung zu verbergen suchte, ein Lächeln, das mehr von Schmerz, als von freudigen Empfindungen zeugte; denn während Rosa sprach, war die frische Farbe allmählich aus ihrem Antlitz gewichen, um erst mit dem erzwungenen Lächeln zurückzukehren.

Rosa dagegen war zu sehr ihrem eigenen Ideengange hingegeben, um diesen Wechsel zu bemerken; die Gabe der Täuschung lag ihr selbst zu fern, als daß sie Gabrielens Lächeln für etwas anderes, als einen wirklichen Ausdruck des Wohlgefallens über das von ihr Gesagte gehalten hätte.

„Ich räume das Zutreffende deiner Erklärung ein," bemerkte Gabriele nach kurzem Sinnen, „und dennoch befürchte ich, daß sich nach seiner Rückkehr alles ganz anders gestalten wird. Wir werden vielfach unsern Fortis von früher vermissen."

„Nie, Gabriele, niemals, ich kenne ihn zu genau," erwiderte Rosa mit Entschiedenheit, „er wird als der gleiche zurückkehren, als der er uns verließ — wenigstens für uns — und etwas mehr Ernst in seinem äußeren Wesen kann weder ihm zum Nachteil gereichen, noch auf uns einen befremdenden Eindruck ausüben."

„Gewiß nicht, meine gute Rosa; allein ich vermag mich nicht von dem Gedanken loszusagen, daß die lange Trennung störend auf unser altes Verhältnis einwirkte. Auch Fortis wird dies empfinden und schwerlich uns gegenüber von Angesicht zu Angesicht das alles wiederholen, was er in diesem Briefe niederschrieb."

„Wie verstehst du das; du traust Fortis doch keine Falschheit zu?"

„Um Gottes willen, teuerste Rosa," entgegnete Gabriele, über den Verdacht tief errötend, „aber vergegenwärtige dir die Stimmung, in der er sich während des Schreibens befand. Wäre er hier und wir zeigten ihm seine Briefe, namentlich die Stelle, wo er davon spricht, daß er vor dir kniend in deiner Seele lesen möchte, um Trost zu finden, gewiß würde er über diese Anwandlung von Schwäche erröten."

„Du tust ihm unrecht, liebe Gabriele, wirklich bitteres Unrecht," versetzte Rosa in ihrer verständig ermahnenden Weise, „wäre er hier und wäre sein Frohsinn zurückgekehrt, so fehlte vor allen Dingen die Ursache, Trost bei uns zu suchen. Wir müssen den Verhältnissen Rechnung tragen. Als Fortis diesen Brief schrieb, befand er sich ohne Zweifel

in einer Stimmung, die ihn auch hier dazu treiben würde, vor seinen treuen Jugendfreundinnen sein Herz auszuschütten."

„Und wenn er zurückgekehrt ist?"

„Dann wird seine Gemütsstimmung eben eine andere, eine weniger Trostes bedürftige sein."

„Kniete er aber dennoch vor dir und blickte er in deine Seele, von dir freundlichen Trost und Zuspruch erwartend?"

Gabriele stellte diese Frage mit tiefer, unsicherer Stimme. Offenbar wurde sie ihr schwer. Die Hand hatte sie wieder aufs Herz gelegt, und mit ängstlicher Spannung beobachtete sie die Freundin.

Diese hatte sich emporgerichtet; ihre Augen blickten gerade ins Leere, als habe ihrem Geiste ein fremdartiges, doch nicht unfreundliches Bild vorgeschwebt. Zwei Tränen rollten über ihre zarten Wangen; es waren Tränen der Wehmut und der innigsten Teilnahme, Tränen, frei von jeder Beimischung des Schmerzes.

Plötzlich erhielt ihr gutes, redliches Antlitz eine lebhaftere Farbe.

„Das wird nicht geschehen," sagte sie leise, wie zu sich selbst sprechend, „und geschähe es, dann wollte ich meine Hände auf sein Haupt legen, ich wollte ihm danken aus tiefstem Herzensgrunde für sein unerschütterliches Vertrauen; den reichsten Segen des Himmels wollte ich auf ihn herabflehen und den in seine Seele zurückgekehrten Frieden freudig begrüßen, wie das Glück verheißende Morgenrot irdischer Seligkeit. Doch wozu diese Frage?" wendete sie sich mit einer kurzen Bewegung plötzlich Gabrielen ganz zu, „würde er doch deine Hand halten und in deinen Augen ganz dasselbe lesen, was ich eben aussprach."

„Gewiß würde er das," versetzte Gabriele tief aufseufzend. Es durchrieselte sie ein Schauer, wie um ihren eigenen Gedanken zu entfliehen, schlug sie hastig das nächste Blatt des Briefes um, und mit fester Stimme fuhr sie fort vorzulesen:

„Der Würfel ist gefallen und ich kann die Zeit berech-

nen, in der ich wieder in Eurer Mitte weile. Wie vorauszusehen war, stieß ich bei meinen Schwestern auf argen Widerstand; die beiden herzigen Frauen sowie ihre Männer kämpften mit aller Macht gegen meinen Entschluß, nach Europa zurückzukehren. Sie fügten sich indessen allmählich meinen Vorstellungen und verloren, als echte Amerikanerinnen, bei denen Entfernungen nicht in Betracht kommen, damit nicht die Hoffnung auf ein Wiedersehen. Außerdem war es ihnen wohl nicht entgangen, daß ich mich hier nicht heimisch fühlte, und die herzliche Zuneigung, mit der sie an mir hängen, läßt sie wünschen und hoffen, daß ich in der alten Heimat meinen ursprünglichen Frohsinn wiederfinde.

„Am tiefsten berührte mich die Frage: was denn eigentlich mich, den wohlhabenden amerikanischen Grundbesitzer, von dem Erbe meines Vaters forttreibe, was mich hinübertreibe nach einem Lande, das ich nicht einmal das Recht habe, mein Vaterland zu nennen? Vielfach habe ich diese Frage mir selbst vorgelegt, ohne eine andere Antwort zu finden, als daß ich mich eben unablässig nach dem lieben Hainfeld sehne. Nennt es, wie Ihr wollt; sagt: es sei Heimweh, sagt: ich sei von dem törichten Verlangen beseelt, da als MacIvor aufzutreten, wo ich so lange als namenloser Findling umherwandelte; sagt endlich: ich sei nicht stark genug, um mich den hiesigen Verhältnissen, die so himmelweit verschieden von den europäischen sind, anpassen zu können; noch einmal: sagt, was Ihr wollt, glaubt, was Ihr wollt, ich kann nicht anders, ich muß den Bann brechen, der mich hier mit eiserner Gewalt umschlungen hält. Ich muß fort von hier, ich muß dahin, wohin es mich mit unwiderstehlicher Gewalt zieht. Bin ich doch jetzt schon, nachdem ich den Entschluß gefaßt habe, ein anderer geworden; mir ist, als kreise das Blut mir frischer in den Adern, als habe ich neue Lebenskraft gewonnen.

„Die Regelung der Erbschaftsangelegenheiten, die nach dem Tode meiner treuen und zärtlich geliebten Mutter notwendig wurde, hat es mir erleichtert, abermals hier eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen. Mein Schwager,

ich meine den Gatten Evas, hat sich nämlich zu unserer Freude bereit erklärt, die Besitzung zu übernehmen. Uns allen ist damit geholfen. Meines verstorbenen Vaters mit so viel Eifer und Liebe begründetes Eigentum bleibt in der Familie der MacIvors; mein Schwager, der mit seiner jungen, überall bewunderten Gattin bis jetzt noch immer gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebte, kommt zu einem recht behaglichen Herde, und ich selbst endlich bin nicht mehr an die Scholle gebunden. Ich kann, ohne irgend welchen materiellen Nachteil zu erleiden, frei, wie der Vogel in der Luft, die Welt durchwandern und vor allem meinem geliebten Hainfeld zueilen! Wie der liebe Gutshof und das Dorf in diesem Augenblicke so deutlich vor meinem Geiste daliegen! Ich höre meinen edlen Wohltäter: ‚Heh, mein Freund, hast dich ein hübsches Stückchen in der Welt umgesehen, heh!‘ und dabei fühle ich den festen, wohlwollenden Druck seiner Hand und entdecke ich in der Tiefe seiner prächtigen Augen den Glanz einer mit Gewalt zurückgedrängten Träne der Rührung. Dann sehe ich vor mir meine hochverehrten, trefflichen Predigerleute; den lieben Herrn Pastor, der für jeden eine offene Hand und ein mildes, frommes Wort, für die Frau Pastorin aber noch immer die ausgesuchte Zuvorkommenheit eines verliebten Bräutigams in Bereitschaft hat, die von der würdigen Frau Pastorin aber als ein schuldiger Tribut sehr gnädig entgegengenommen wird. Ich sehe auch meinen Freund Herzbusch in seiner abgeschabten Pikesche und mit seinen scharfen Jägeraugen, die einem Falken zur Ehre gereichen würden, und dann den Herrn Magister loci, diesen treuherzigen Gärtner in der Baumschule des Herrn. Ich sehe ihn, wie er die tiefen Taschen seines langen Rockes durch einen geschickten Griff seiner linken Hand vor allzubemerkbarem ‚Schlingern‘ — wie die Seeleute sagen — bewahrt, weil sich Schrotbeutel, Pulverhorn und ein kleines Jagdfläschchen in ihr befinden und ihn als einen geborenen Wildschützen verraten könnten. Sogar die unermüdliche Windfahne, den lustigen Matrosen, sehe ich auf seiner Stange, wie er, das Bild der Unentschlos-

senheit, sich bald nach links, bald nach rechts herumdreht und dabei mit den Armen um sich schlägt, als wollte er sie sich aus den Gelenken reißen. Ja, ganz deutlich sehe ich das wunderliche Kerlchen vor mir, ich beneide es sogar um seinen erhabenen Standpunkt; ist mir doch, als könntet Ihr meinen Brief auf keiner andern Stelle lesen, als in Pastorröschens Giebelstübchen.

„Da sitzt Ihr beide dicht nebeneinander; der Brief liegt vor Euch, und indem Ihr ihn lest, knüpft Ihr an einzelne meiner Worte Betrachtungen so teilnahmvoll und nachsichtig, wie ich sie gar nicht verdiene. Mir ist sogar, als hörte ich den Ton Eurer Stimmen, wie Ihr in Eurer trauten Weise miteinander plaudert; auf Röschens Antlitz thront ein sinniger Ernst, eine überlegende Ruhe, über Gabrielens Züge stiehlt sich ein holdes, mutwilliges Lächeln, wenn Ihr Eures fernen Freundes und Jugendgespielen gedenkt. O, ich glaube wirklich, Ihr lieben Mädchen tragt nicht die kleinste Schuld an meinem sogenannten Heimweh."

Hier schwieg Gabriele. Der Rest des Briefes bestand aus aufgetragenen Grüßen, aus Erkundigungen nach diesem und jenem, und endlich aus den Äußerungen freudiger Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.

Still lasen die beiden Freundinnen den Brief zu Ende. Sie vergegenwärtigten sich ihn, geneigt über das jetzt vor ihnen selbst liegende Papier, bis sie glaubten, sogar das geheimnisvolle Schnarren der rastlosen Feder zu vernehmen, mit der er dem Papier seine Gedanken anvertraute. Beide sahen ihn im Geiste; ob er ihnen aber in derselben Gestalt erschien? Wer konnte es wissen? Sie waren an eine Grenze gelangt, auf deren anderer Seite, ohne daß sie es merkten oder sich Rechenschaft darüber abzulegen wußten, der schwesterliche Austausch der geheimsten Gefühle sein Ende erreichte.

Sich fast nur durch Blicke verständigend, erhoben sie sich, und gedankenvoll begaben sie sich zu Rosas Eltern hinab, die ihrer bereits harrten. —

Gabriele erinnerte sich indessen, daß sie zu Hause einen unerbrochenen Brief liegen habe, und eilte nach kurzem Aufenthalte durch Dämmerung und Schneegestöber dem Gutshofe zu.

Unbemerkt erreichte sie ihr Zimmer, und jetzt erst zeigte es sich, daß es nicht der ungelesene Brief gewesen, der sie im Predigerhause zur Beschleunigung ihres Aufbruchs veranlaßte.

Ohne den Brief zu beachten, setzte sie sich auf ihren gewöhnlichen Platz am Fenster. Ihre Blicke waren ins Freie gerichtet; sinnend schaute sie hinaus, bis die zunehmende Dunkelheit sie verhinderte, die wild durcheinander wirbelnden Flocken voneinander zu unterscheiden.

Endlich, endlich nach langem Nachdenken zündete sie Licht an. Die plötzlich entstehende Helligkeit beleuchtete ein Antlitz, auf dem die Spuren einer tiefen Bewegung noch sichtbar waren; doch lagerte eine Ruhe auf ihm, die man als eine überirdische hätte bezeichnen mögen, so sehr standen der tiefe, einen festen Willen bekundende Ernst und das unbegrenzteste Wohlwollen, das aus den schwärmerischen Augen hervorstrahlte, im Einklang.

„Er selbst soll entscheiden," sprachen wie unbewußt ihre Lippen, als das Licht hell aufflammte.

Ihre Blicke trafen den auf dem Tische liegenden Brief. Sie entfaltete das von unbekannter Hand an sie gerichtete Schreiben. Mechanisch suchten ihre Augen die Unterschrift.

„Wilford," sprach sie halblaut, und als ob sie befürchtet habe, die Kunde von einem Unglück zu vernehmen, zitterten ihre Hände, während ein glühendes Rot ihre Wangen färbte.

Sie faßte sich indessen schnell und las den Brief langsam durch.

Als sie geendigt, sanken ihre Hände auf ihren Schoß herab.

„Auch das noch," flüsterte sie leise, und wie ein Heer von Zweifeln zog es über ihr liebliches Antlitz.

„Er meint es treu, er meint es redlich," fuhr sie in

ihrem Selbstgespräche fort, „er besitzt ein edles Herz, einen achtungswerten Charakter, der das Glück der von ihm Auserkorenen sicher stellt, und dennoch —"

Ihre Gedanken stockten; ein leichter Schauer durchrieselte ihre Gestalt, und schärfer traten die Zweifel auf ihrem Antlitz hervor.

Plötzlich raffte sie sich mit einer entschlossenen Bewegung empor, und wie ein Schimmer des Triumphes flog es über ihre erregten Züge.

Hastig trat sie an den Schreibtisch und die Feder mit derselben Hast ergreifend, schrieb sie:

„— — — — Einen derartigen Brief erwartete ich nicht, ich konnte ihn nicht erwarten. Ich zögere indessen nicht, Ihnen umgehend zu antworten. Nehmen Sie meine Worte, so seltsam gewählt sie erscheinen mögen, als einen Beweis meiner größten Hochachtung und meiner innigsten Dankbarkeit für das mir erwiesene Vertrauen auf. Der Schritt, zu dem Sie mich auffordern, ist zu schwerwiegend, jeder Gedanke daran lag mir bisher zu fern, als daß ich, ohne mich vorher geprüft zu haben, das entscheidende Wort sprechen könnte. Gestatten Sie mir daher eine Frist von zwei Monaten, und welcher Art die Entscheidung dann auch sein möge, die mir mein Herz allein vorschreiben soll, denken Sie darum nicht unfreundlicher von mir, wie ich selbst Ihnen in allen Lagen des Lebens meine innigste Teilnahme und meine aufrichtigste Hochachtung — das Einzige, worüber ich heute mit klarem Bewußtsein zu verfügen imstande bin — bewahren werde."

Bedächtig las sie das Geschriebene noch einmal durch.

„Die Form ist kalt," sagte sie, noch immer sinnend auf den Brief schauend, „kälter, als ich sie ihm gönne und er sie für seine redlichen Gesinnungen verdient, allein verletzt kann er sich nicht fühlen — er ist gütig — er wird sich meine Lage vergegenwärtigen — freilich nur bis zu einer gewissen Grenze; denn was über diese hinausliegt, das ist mein eigenstes, mein heiligstes Geheimnis. Begehe ich eine tadelnswerte Handlung, so bin ich Fortis und dann auch

— mir selbst diese Rücksicht schuldig — es wäre doch möglich, daß er — doch nein — er wird vor ihr knien, in ihrer Seele lesen — und ich — ich bin berufen, sie zu seinem und zu ihrem Glück über sich selbst aufzuklären."

Anfangs flüsternd, war ihre Stimme allmählich lauter geworden, bis sie endlich, wie um sich selbst zu ermutigen, mit ruhigem, festem Ausdruck abschloß.

Um eine Änderung ihres Vorsatzes unmöglich zu machen, versiegelte sie schnell den Brief, worauf sie ihn einem Diener mit der Weisung übergab, ihn sogleich nach der Post zu befördern.

Als sie eine halbe Stunde später dem mit offenen Armen ihrer harrenden Major den gewöhnlichen Abendbesuch abstattete, da hätte das schärfste und mißtrauischste Auge nicht zu entdecken vermocht, daß sie kurz vorher noch einen herben Seelenkampf bestanden hatte, ein so heiterer Friede war in ihrer ganzen Haltung ausgeprägt.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Die Entscheidung.

Sechs Wochen waren nach dem Eintreffen des Schreibens aus Amerika verstrichen, und Fortis erblickte in Wirklichkeit alles, was bei Abfassung jenes Briefes seinen Geist in traumartigen Bildern umschwebt hatte.

Hochklopfenden Herzens sah er das liebe Hainfeld, aber prangend im schönsten und reichsten Frühlingsschmuck. Er begrüßte seinen treuen Wohltäter, den alten Major, die schöne, stolze Greisengestalt, und vernahm aus seinem Munde das in rauhe Form gekleidete, und doch so innige: „Heh, mein Freund, hast dich ein hübsches Stückchen in der Welt umgesehen!" Und dabei fühlte er den wohlwollenden Druck seiner Hände und entdeckte er in der tiefsten Tiefe seiner Augen etwas, das glitzerte, wie mit Gewalt zurückgedrängte Tränen der Rührung.

Er sah und begrüßte die trefflichen Predigerleute und empfand, wie deren Worte ihm so wohltuend zum Herzen drangen, als ob er ihr leiblicher Sohn gewesen wäre. Und den muntern Herzbusch sah er und dessen bewährten Freund, den treuen Gärtner und Jäger in der Baumschule des Herrn; denn alle, die ihn kannten, kamen herbeigeeilt, um den jungen Herrn — was kümmerten sich diese Leute um den neuen Titel — von ganzem Herzen willkommen zu heißen und ihre aufrichtige Freude über seine glückliche Heimkehr auszudrücken.

Sogar ein weißköpfiger, sehr gebeugt gehender ältlicher Herr, der seinen Arm in einer Schlinge trug, stellte sich bei ihm ein, um ihn zu begrüßen, und zwar zu einer Stunde, in der er ihn allein wußte.

Und die beiden Männer sahen sich und drückten sich gegenseitig stumm die Hand; zu sprechen vermochten sie nicht, aber tiefer, ernster und teilnahmvoller blickten sie einer in des andern Augen, so tief, bis diese sich endlich umflorten und beide Männer, als wären sie wirklich nahe Verwandte gewesen, einander umarmten.

„Wie bitter empfinde ich —," sagte Fortis endlich, mit einem scheuen Blick auf den lahmen Arm.

„Laß das, lieber Fortis," fiel ihm Magnus schwermütig lächelnd in die Rede, „es war alles so bestimmt, es hat alles so kommen sollen — du aber ahnst nicht, zu welch unendlichem Danke ich dir verpflichtet bin. Die Vergangenheit liegt hinter mir, schwarz und traurig; wenn aber irgend etwas dazu beitragen konnte, einen wohltätigen Lichtstrahl auf mein freudeloses Dasein zu werfen, so ist es der Umstand, dich in einer glücklichen Lage wiederzusehen, dir als aufrichtiger Freund die Hand gereicht zu haben."

So sprachen die beiden Männer, und es blieb ihnen aus dieser Stunde eine heilige Erinnerung fürs ganze Leben.

Sie glaubten sich allein und unbeobachtet, und freier flossen die Worte von ihren Lippen. Als sie sich aber wieder trennten, entfernte sich von ihrer Tür eine hohe, stolze Greisengestalt.

Es war vielleicht das erstemal in seinem Leben, daß der alte, würdige Major jemand heimlich belauschte, allein in diesem Falle hatte er geglaubt, es mit ruhigem Gewissen tun zu dürfen, und mit einer gewissen Ungeduld die Gelegenheit dazu erspäht. Und es gereute ihn nicht, denn als er sich leise entfernte, da war er gezwungen, mit dem Taschentuch über seine Augen hinzufahren, und als er gleich darauf in seiner Stube mit festem Schritt auf und ab wandelte, sprach er halblaut vor sich hin:

„Mein alter Pastor würde hier Gelegenheit gefunden haben, einen recht schönen Spruch anzuwenden: von der Freude im Himmel über einen reuigen Sünder."

Noch an demselben Tage erging von dem Major an Magnus die in wohlwollender Form gehaltene, jedoch strenge Weisung, mehr aus seiner Abgeschlossenheit herauszutreten und sich wenigstens dem gewöhnlichen Familienkreise beizugesellen. —

Um nun endlich das Wiedersehen der drei Jugendgespielen zu schildern, bedürfte es ganzer Bände, wollte man jedes Wort der Freude, jeden Blick des Entzückens treu und verständlich wiedergeben.

Der erste Freudentaumel übertäubte freilich alles Nachdenken und schwächte die Beobachtungsgabe. Schwerlich hätte ihnen selbst sonst verborgen bleiben können, daß alles doch nicht mehr so war, wie es früher gewesen. Eine Entfremdung konnte es nicht genannt werden, was sich zwischen die jugendlichen, unverdorbenen Herzen geschlichen hatte, und dennoch wechselte hier mit auffallender Schnelligkeit die Farbe, während dort aus den Blicken eine unverkennbare Befangenheit sprach. Nur Gabriele, die längst auf diese Szene vorbereitet war und ihr mit ängstlicher Spannung entgegengesehen hatte, besaß die Ruhe, um Beobachtungen anzustellen, nach denen sie ihr späteres Verfahren glaubte regeln zu dürfen. —

Der Stunde des Freudenrausches folgten die der verständigen Überlegung, und genau zweimal vierundzwanzig Stunden waren nach seinem Eintreffen verstrichen, als For-

tis, wie er in früheren Zeiten so vielfach getan, sich am späten Nachmittage zu Gabriele begab, um im traulichen Geplauder den Rest des Tages zu verbringen.

Er fand sie allein, sie war mit Schreiben beschäftigt, doch legte sie bei seinem Eintritt sogleich den unbeendigten Brief zur Seite. Mit herzlichem Wesen reichte sie ihm die Hand, und ebenso herzlich lud sie ihn ein, Platz zu nehmen. Ihre Augen strahlten dabei freundlich und liebevoll, doch war der Ausdruck des Mutwillens aus ihnen gewichen, und einem unbefangenen Beobachter wäre es kaum entgangen, daß ernste Gedanken, die sie fremder Aufmerksamkeit zu entziehen wünschte, sie beschäftigten.

„Bist du heute schon auf dem Pfarrhofe gewesen?" fragte sie, indem sie sich Fortis gegenüber niedersetzte.

„Heute noch nicht," lautete die Antwort, „ich wollte dich auffordern, den Abend mit mir drüben zuzubringen. Du weißt, ihr müßt immer zusammen sein, soll ich mich eurer Gesellschaft so recht von Herzen erfreuen. Kann ich mir doch die eine von euch kaum ohne die andere denken, was ihr übrigens wohl aus meinen Briefen herausgelesen haben müßt."

„Gewiß haben wir das, Fortis," antwortete Gabriele, „das und noch manches andere, was du vielleicht gar nicht hast sagen wollen."

Fortis spähte befremdet in Gabrielens Antlitz, deren Augen freundlich sinnend, und doch auch wieder mit ernster Ruhe auf ihn gerichtet waren.

„Ich hoffe, nicht unbescheiden gewesen zu sein?" fragte er endlich, indem er ihre Hand ergriff und treuherzig drückte.

„Beruhige dich, Fortis, so viel du auch schriebst, eine Unfreundlichkeit hast du dir am wenigsten zuschulden kommen lassen."

„So habe ich mich vielleicht zu Äußerungen hinreißen lassen, die — die dir zudringlich — oder sage ich lieber: ungeziemend erschienen?"

„Glaube das nicht, Fortis," beantwortete Gabriele die mit einer gewissen Verlegenheit gestellte Frage, „im Gegen-

teil, glaube, daß die Worte der treuen Anhänglichkeit, die nur aus einem überströmenden Herzen kommen konnten, auch ihren Weg zu unseren Herzen fanden und uns unendlich viel Freude bereiteten."

„Will das sagen, daß du dich wirklich über meine Heimkehr freutest?"

„Fortis, wie magst du dergleichen fragen?" tönte es vorwurfsvoll von Gabrielens Lippen.

„Nun, teuerste Gabriele, ich bezweifle es ja nicht; weiß ich doch an mir selber, was es heißt, nach langer Trennung Menschen wiederzusehen, die man über alles liebt und verehrt. Aber, Gabriele, du meine liebe, herzige Gabriele, wenn du einräumst, daß du meine Heimkehr mit Freuden begrüßtest, erinnerst du dich dann auch noch einer kurzen Unterredung, die fast im Augenblick des Scheidens zwischen uns stattfand? Erinnerst du dich der Worte, die du damals an mich richtetest?"

„Ich entsinne mich jedes einzelnen Wortes," erwiderte Gabriele und senkte, obwohl es ihr schwer wurde, ihre Blicke fest und ruhig in Fortis' Augen.

„Und es verletzt dich nicht, wenn ich deine Gedanken auf jene bittere Trennungsstunde hinlenke, die mir durch die Beweise deiner Anhänglichkeit zugleich einen dauernden Trost brachte, dessen Umfang ich freilich erst in der Ferne, wenn vereinsamt unter fremden Menschen, so recht kennen lernte?" fragte Fortis mit einer seltsamen Spannung, die dafür zeugte, daß er ursprünglich kaum die Absicht gehegt hatte, das Gespräch in diese Richtung zu lenken.

„Ich glaube dich zu verstehen," entgegnete Gabriele mit unsicherer Stimme, doch schnell hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen, und mit einem bezaubernden, fast wehmütigen Lächeln fuhr sie fort, „ja, ich verstehe dich, und ich kann dir die Versicherung geben, daß es mich nicht nur nicht verletzt, sondern mir sogar als ein Beweis deiner treuen, freundschaftlichen Gesinnungen willkommen ist."

„Und du bereust jene Worte nicht?"

„Nein, gewiß nicht, ich bereue sie um so weniger, da sie,

wie du andeutest, dir in der Ferne noch zuweilen zum Trost gereichten."

„Würdest du jetzt, nachdem sich manches so sehr geändert hat, auf meine Bitten jene Worte noch einmal wiederholen und mir zugleich gestatten, ihnen die am weitesten reichende Bedeutung beizulegen?" fragte Fortis, und ergriff abermals Gabrielens Hand mit Wärme.

„Unter anderen Verhältnissen, ja, unter den obwaltenden Umständen dagegen — lieber Fortis — verzeihe mir — kann ich nur sagen: nein," antwortete Gabriele entschieden, jedoch in freundlichster und gütigster Weise.

Bei dieser Erwiderung entfärbte sich Fortis leicht, und erst nach einer kurzen Pause vermochte er fortzufahren:

„So nenne mir wenigstens die unglückseligen Umstände, die feindlich zwischen dich und mich traten."

„Fortis, wir kennen uns beinahe so lange, wie ich auf der Welt bin," entgegnete Gabriele nach einigem Zögern, „wir haben als Kinder zusammen gespielt, wir sind aufgewachsen, ohne daß jemals das zwischen uns herrschende Vertrauen auch nur im mindesten erschüttert oder getrübt worden wäre. An dieses Vertrauen, das heute noch besteht, erinnere ich dich jetzt, bevor ich eine Frage an dich stelle, die du mir offen und redlich in deiner alten, lieben, rücksichtslosen Weise beantworten sollst. Sage mir also, Fortis, das, worauf du anspielst, ich meine der Gedanke, mich zu — zu deiner Gattin zu wählen — hast du dich schon länger mit ihm vertraut gemacht? Ist er die Frucht reiflicher Überlegung, verständiger, gewissenhafter Prüfung, oder ist er — wie soll ich es nennen — ein Kind des Augenblicks?"

Fortis seufzte tief auf. Sein Geist wanderte in die Vergangenheit, und ein Zug tiefer Wehmut breitete sich über sein Gesicht aus. Allmählich erhellten sich aber seine Züge wieder, und als er zu Gabriele emporschaute, da sprach es aus ihnen wie eine erwachende Hoffnung.

„Teuerste Gabriele," hob er an, „ich kann nicht anders, ich muß die Wahrheit eingestehen. Lange, lange bin ich

von dem Gedanken, wenn auch vielleicht unbewußt, erfüllt gewesen; wie anders willst du mein unbesiegbares Sehnen nach der Heimat erklären? Doppelt stark, ja überwältigend trat es hervor nach jener tief in mein ganzes Geschick eingreifenden Täuschung, als ich glaubte, eine liebliche Genossin meines Lebens gefunden zu haben, in der Tat aber eine gute, liebevolle Schwester an mein Herz schloß. Es ist wahr, die wunderbaren Verhältnisse, die fast ununterbrochenen Gemütsbewegungen gestatteten mir nicht, mein Sehnen und Bangen in eine bestimmte Form zu kleiden. Erst jetzt, da ich dir gegenübersitze und dein liebes Antlitz betrachte und der Ton deiner Stimme mir so innig zum Herzen dringt, beginnt es in meiner Seele zu tagen, wird es mir klar, was mich mit unwiderstehlicher Gewalt von den Gräbern meiner teuren Eltern forttrieb. Wie mit Flammenschrift geschrieben stehen vor mir die Worte, die du beim Scheiden zu mir sprachst, Gebriele, und noch einmal frage ich dich, flehe ich zu dir, willst du mir heute jene Worte wiederholen? Willst du jetzt, nachdem die damals zwischen uns bestehende Scheidewand gefallen, deine Hand mit vollem Vertrauen in die meinige legen?"

Schwermütig klang Fortis' Stimme, als ob er die Antwort, die ihm unbestimmt aus Gabrielens Augen entgegenleuchtete, bereits geahnt hätte.

Diese aber hatte so lange regungslos dagesessen. Die Hände ruhten gefaltet auf ihrem Schoße, und selbst als Fortis schwieg, schien sie noch mit aller Kraft gegen die sie fast überwältigenden Gefühle anzukämpfen, um zu einer Entgegnung Ruhe zu gewinnen.

„Das mit uns herangewachsene gegenseitige Vertrauen erleichtert uns die Verständigung, lieber Fortis," begann sie endlich in einem Tone, der deutlich bekundete, wie tief sie von dem Ernst ihres Gesprächs durchdrungen war; „wir sind gewohnt, einer vor dem andern rückhaltlos zu sprechen, ein Mißverständnis ist also nicht möglich. Du selbst räumst ein, daß du dir im Drange der Verhältnisse über deine Meinungen nicht klar geworden bist; auf ähnliche Gründe ist es

zurückzuführen, daß wir Frauen, die wir durch äußere Verhältnisse weniger in Anspruch genommen werden und uns daher mehr mit uns selbst beschäftigen können, frühzeitiger ein reiferes Urteil in solchen Dingen erlangen. Und diesen Umständen wirst du es großmütig zuschreiben, wenn ich, trotz deiner größeren Welterfahrung, jetzt im Tone einer treuen Ratgeberin zu dir spreche. Du beziehst dich standhaft auf die Worte, die ich damals aus vollem, aufrichtigem Herzen zu dir sprach und von denen ich bis heute noch keine Silbe bereue. Ich würde sie sogar mit derselben Aufrichtigkeit wiederholen, wenn die Verhältnisse noch so lägen, wie damals — mißverstehe mich indessen nicht, lieber Fortis, denn die Anhänglichkeit von damals habe ich dir treulich bewahrt und werde sie auch bis an mein Lebensende bewahren. Wärest du zurückgekehrt arm, namenlos und unglücklich, wärest du vor mich hingetreten, Hilfe, Trost und Seelenfrieden von mir, von mir ganz allein erwartend, ich würde meinem Worte treu geblieben sein und trotz aller Hindernisse, selbst die Gründe meines edlen, jedoch von gewissen Vorurteilen befangenen alten Großonkels nicht beachtend, dir die Hand gereicht und zu dir gesagt haben: ich will des Lebens Freud' und Leid mit dir teilen — unterbrich mich nicht, lieber Fortis, laß mich ruhig zu Ende sprechen; vernimm erst alles, was ich mich gedrungen fühle, dir zu offenbaren, und dann, ja dann sieh mir offen und gerade in die Augen und teile mir rückhaltlos deine geheimsten Gedanken mit.

„Du bist also heimgekehrt, zwar nicht unberührt von Leid und Kummer, aber doch als ein Mann, dessen kühnste Hoffnungen und Erwartungen weit übertroffen wurden; du bist zurückgekehrt, getrieben von einem unwiderstehlichen Sehnen nach der Heimat, und jetzt vor mich hintretend, glaubst du dieses Sehnen nicht anders befriedigen zu können, als indem du meine Hand von mir forderst. Fortis, lieber Fortis, blicke in die verborgensten Winkel deines Herzens und frage dich, ob du, einer augenblicklichen Regung folgend, deine eigenen Gefühle nicht mißverstanden hast. Erinnere dich, seit deiner frühesten Jugend bist du gewohnt,

mich und noch ein anderes teures Wesen gleichsam als eine und dieselbe Person zu betrachten —"

„Rosa," sprach Fortis leise, jedoch mit fesselnd innigem Ausdruck vor sich hin, indem er, wie von einem Traume umfangen, das Haupt auf die Brust neigte.

„Ja, Rosa," nahm Gabriele mit wachsender Wärme wieder das Wort, „unsere holde, treue Rosa; du bist also kaum imstande gewesen, in deinen Gedanken uns beide voneinander zu trennen. Nun aber frage dich selbst, kann deine Neigung, die du so lange unbewußt mit dir herumtrugst und deren Bestehen du, streng genommen, erst vor wenigen Minuten entdecktest, nicht ebensogut unserer lieben, sinnigen Rosa gelten? Doch frage dich weiter, Fortis, und erwäge, ob nicht gerade jene Worte, auf die du dich berufst, mehr als deine wahre Neigung deine jetzige Erklärung veranlaßten? Durch jene Worte war das Eis der Befangenheit, das einer solchen Erklärung vorausgehen mag, gebrochen; die Phantasie war angeregt und du brauchtest nur an unsere Trennungsstunde zu erinnern, um mir plötzlich alle deine Gedanken klar vor Augen zu legen, klarer, als du es andernfalls mit der durchdachtesten Rede vermocht hättest. Ja, das erwäge — aber ich bin noch nicht zu Ende, mein guter, lieber Freund," schaltete Gabriele hier ein, indem sie, wie um ihre Gedanken zu sammeln, mit der Hand auf einige Sekunden ihre Augen beschattete, „noch muß ich dich auf einzelne Punkte aufmerksam machen, die dir nicht minder die Beantwortung der an dein Herz gestellten Fragen erleichtern werden. Du wunderst dich vielleicht, daß ich trotz meiner Bewegung imstande bin, meine Gedanken und Ansichten klar vor dir zu enthüllen; du wirst es indessen begreifen, wenn ich dir sage, daß ich unser jetziges Gespräch, wenn auch nicht mit Bestimmtheit vorhergesehen, doch für möglich, ja, für wahrscheinlich gehalten habe und deshalb nicht unvorbereitet war. Sieh, mein guter Fortis, ich habe dich immer sehr, sehr lieb gehabt, ebenso lieb, wie unsere treue Rosa; was ist daher natürlicher, als daß ich euch beständig beobachtete, schärfer beobachtete, als ihr es jemals

hättet ahnen können? Eure Worte, euer Benehmen hatten für mich stets eine tiefere Bedeutung, als für euch selbst, sie waren der treue Spiegel eurer Gefühle; mir aber war es vergönnt, fast täglich in diesen Spiegel zu schauen und zu erraten, was euch selbst bis jetzt ein Geheimnis blieb. Etwas Eifersucht von meiner Seite mag mit dazu beigetragen haben, mich so scharfsichtig zu machen," bemerkte sie hier mit einem Lächeln, indessen schnell wieder in ihren freundlichen Ernst verfallend, fuhr sie fort: „Doch lassen wir das, Fortis, und kommen wir lieber wieder auf dich zu sprechen. Du behauptest, über die Art deines Heimwehs erst hier aufgeklärt zu sein, und dennoch waren für jeden, der sie nur herauslesen wollte, deine wahren Gefühle schon in jedem deiner Briefe deutlich genug ausgeprägt."

„Ich hätte in meinen Briefen einer von euch den Vorzug gegeben?" fragte Fortis, fast erschreckt emporfahrend.

Gabriele lächelte wieder gütig.

„Gerade durch deine Ängstlichkeit, keine zu bevorzugen, hast du dich unbewußt am meisten verraten," sagte sie darauf in ihrer herzlichen Weise, „denn du konntest es doch nicht vermeiden, daß schon ein Unterschied in den an mich und an Rosa gerichteten Worten zutage trat. Nicht als ob du mich etwa zurückgesetzt hättest, nein, das nicht, allein aus deinen Worten ging hervor, daß deine Seele in Rosas Seele aufging und du dich im Geiste mit einer über dieses Leben hinausreichenden Liebe und Hingebung an sie anschmiegtest. Habe ich recht, Fortis?"

„Ich verstehe dich noch immer nicht," versetzte Fortis tief bewegt und fast atemlos vor Spannung.

„Nun, später verstehst du mich vielleicht besser, aber komm her, setze dich an meine Seite und reiche mir deine Hand, als sei ich deine treue Schwester, und dann achte genau auf meine Worte, die nicht kalt und leer die Eingabe einer flüchtigen Regung, sondern die Frucht einer langen und sorgfältigen Prüfung sind."

Fortis, überwältigt durch die in seinem Kopfe durcheinander schwirrenden Gedanken, leistete der Aufforderung

schweigend und mit den Bewegungen eines Träumenden Folge, worauf Gabriele fortfuhr:

„So, ich halte jetzt deine Hand, gerade so, wie du es in einem deiner letzten Briefe wünschtest, ich halte deine Hand als Freundin und Schwester. Um die Erfüllung deines Wunsches aber zu vervollständigen, fehlt noch, daß deine Blicke in Rosas Augen lesen und deine Seele mit der ihrigen gleichsam ineinander verschmilzt."

Gabriele schwieg. Sie fühlte, wie Fortis' Hand in der ihrigen zitterte. Seinen Ideengang zu unterbrechen, wagte sie nicht; sie wußte ja, was ihn in diesem Augenblick erfüllte; sie ahnte, sie sah vorher, was die nächste Folge seines kurzen, ungestörten Sinnens sein würde.

Minuten verrannen, ohne daß die feierliche Stille in dem Gemach durch einen Laut unterbrochen worden wäre.

Plötzlich blickte Fortis mit einer kurzen Bewegung empor, und auch seine andere Hand zutraulich auf die Gabrielens legend, sagte er mit einer Schüchternheit, die in seltsamem Kontrast zu seiner kraft-

vollen Gestalt und seinem sonst so männlich entschlossenem Wesen stand:

„Du treue Gabriele, ist es doch, als ob du mich besser kenntest, als ich mich selbst kenne. Was soll ich davon denken? Wie soll ich mir dies alles erklären?"

„Erkläre es dir nicht weiter," entgegnete Gabriele schnell, „sondern prüfe dich; lege die Hand auf dein Herz, und denke an unsere holde Rosa. Vergegenwärtige dir, wie du dich zärtlich an sie anschmiegst und in ihrer Seele liesest; fühlst du dann, daß dein Herz schneller schlägt, dann prüfe nicht weiter, sondern beruhige dich damit, daß unsere Rose nur für dich so holdselig erblühte, du lieber, kurzsichtiger Freund."

Während Gabriele so sprach, wendete sie keinen Blick von ihrem Gefährten. Wohl wurde es ihr schwer, äußerlich eine gewisse Heiterkeit zu bewahren, wohl kostete es sie Mühe, die andrängenden Tränen zurückzuhalten, allein sie löste mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit die sich selbst gestellte Aufgabe, ohne daß sie Fortis einen Blick in ihr eigenes Herz gestattet hätte. Sie ermahnte, sie riet dem geliebten Jugendfreunde, sich zu prüfen; dieser leistete auch Folge mit der Bereitwilligkeit eines sanftmütigen Kindes. Er ahnte nicht, daß gerade Gabriele selbst es war, die zu erforschen und zu prüfen wünschte, um dann endlich, frei von Besorgnis vor späteren Selbstvorwürfen, die entscheidenden Würfel ihrer Hand entrollen zu lassen.

Wäre sie aber noch von irgendwelchen Zweifeln befangen gewesen, diese wären geschwunden, sobald sie bemerkte, daß Fortis nunmehr wieder, wie in sich selbst versunken, vor sich niederschaute und seltsam errötete, als ob ein zauberisches Bild vor seinen Geist hingetreten wäre, von dem sich loszureißen seine Kräfte nicht ausreichten.

„Es ist entschieden," hallte es in Gabrielens Brust, als sie diesen letzten untrüglichen Beweis von der Wahrheit ihrer früheren Mutmaßungen erhielt; „es ist entschieden," di-

brierte es fort und fort in ihrem Herzen, und wie eine krankhafte Kälte durchströmte es ihren Körper.

Doch Gabriele besaß nicht nur ein edles Gemüt, sondern sie war auch stark, und außer der bleichen Farbe, die sich auf Minuten über ihr liebliches Antlitz ausbreitete, deutete nichts auf den überstandenen Kampf.

Ruhig und mit einer Anwandlung von Rührung betrachtete sie den Jugendfreund, der plötzlich vergessen zu haben schien, daß außer Rosa und ihm selbst auch noch andere Menschen in der Welt lebten, und geduldig harrte sie darauf, daß er das Schweigen brechen werde. Als dies endlich nach einer langen Pause geschah, da erschrak sie fast über den besorgnisvollen Ausdruck, mit welchem Fortis zu ihr emporschaute.

„Aber Rosa?" Dies waren die einzigen Worte, die er hervorzubringen vermochte.

Alsbald erhellten sich Gabrielens Züge zu einem schwärmerischen Lächeln. Sie begriff den vollen Sinn der Frage, und doppelt freundlich fühlte sie sich dadurch berührt. Deutete sie doch auf einen hohen Grad von Anspruchlosigkeit hin, etwas, das in früheren Zeiten eben nicht in Fortis' Wesen gelegen hatte.

„Du fragst noch?" entgegnete sie. „O Fortis, kenntest du unsere Rosa so genau, wie ich sie kenne, du würdest diese Frage gewiß nicht gestellt haben. Aber Röschen weiß ja selber nicht, wie sie ihre warme Freundschaft für dich deuten soll. Hättest du sie jedoch gesehen, wenn Briefe von dir eintrafen, wie Entzücken und Besorgnis aus ihren treuen Augen leuchteten und sie die Zeit nicht erwarten konnte, den Inhalt deiner Zeilen zu erfahren; hättest du den innigen Ton ihrer Stimme gehört, wenn sie dir ihre frommen Wünsche über das Meer nachsandte; hättest du die heiligen Tränen belauscht, die sie weinte, wenn sie dich von Kummer und Schmerz heimgesucht wußte! Hättest du sie endlich beobachtet, als sie las, daß du dich sehntest, vor ihr zu knien, in

ihren Augen, in ihrer Seele zu lesen, um das zu vergessen, was dich so schwer bedrückte, wie sie da im Geiste ihre Hände schmeichelnd auf dein Haupt legte! O Fortis, hättest du dies alles sehen und beobachten können, als verloren würdest du jede Minute betrachten, die du hier zögerst, anstatt zu ihr zu eilen und dein übervolles Herz vor ihr zu öffnen, vor ihr niederzulegen."

Fortis war aufgesprungen. Eine tiefe Glut hatte sein Gesicht überzogen und schwärmerisches Feuer leuchtete aus seinen Augen.

„Komm, Gabriele, komm, laß uns gehen," rief er, indem er der Freundin Hand mit Heftigkeit ergriff.

„Muß ich denn bei allem zugegen sein?" fragte Gabriele schwermütig, jedoch freundlich zustimmend, indem sie sich ebenfalls erhob, „indes du hast recht, wir gehören ja zusammen — doch was ist dir? Warum zögerst du? Fühlst du dich noch immer von Zweifeln befangen?" fügte sie hinzu, als sie gewahrte, daß Fortis sie mit schmerzlicher Teilnahme beobachtete.

„Ich denke an dich, gute Gabriele," antwortete Fortis treuherzig, „wir stehen im Begriff, unser schönes Kleeblatt zu zerreißen."

„O, sorge nicht um mich," nahm Gabriele schnell wieder das Wort, „du hast wohl recht, das zwischen uns bestehende Verhältnis wird und muß eine Änderung erleiden, doch ist damit nicht gesagt, daß die treue Anhänglichkeit, die wir füreinander hegen, deshalb erkaltet. Nein, nein, Fortis, eine solche Freundschaft reicht bis über das Grab hinaus, und wohin uns das Geschick auch immer verschlagen mag, glaube mir, meine herzliche Liebe zu dir wird unverändert bleiben, du lieber Mensch."

Bei den letzten Worten hatte sie ihre Arme um Fortis' Hals geschlungen, und einen langen, innigen Kuß drückte sie auf die Lippen des tief bewegten jungen Mannes, der noch immer, wie durch einen Freudenrausch der Überlegung beraubt, dastand.

Als Gabriele wieder zurücktrat, glühte ihr Antlitz im Rot tiefer Befangenheit. Sie lächelte, aber in ihren Augen glitzerten Tränen.

„Noch eins, Fortis, ehe wir uns nach dem Pfarrhofe begeben," sagte sie halb bittend, halb fordernd, „was hier zwischen uns verhandelt wurde, bleibt unser Geheimnis: noch habe ich ein Recht, dies von dir zu verlangen, um so mehr, da ich dir ein anderes Geheimnis anvertrauen will, das freilich nicht lange mehr verborgen bleiben wird."

Zugleich zog sie den willenlos Folgenden nach ihrem Schreibtische hin, und den von ihr angefangenen Brief unter anderen Papieren hervorziehend, lenkte sie seine Aufmerksamkeit auf ihn.

„Wie ich dir bei deiner Wahl geraten habe, so sollst du mir deinen Rat in einer ähnlichen Angelegenheit erteilen," hob sie zutraulich an. „Eigentlich wollte ich dir diesen Brief erst später zeigen, wenn er beendigt gewesen wäre, allein da die Gelegenheit dazu drängt, magst du ihn immerhin jetzt schon lesen. Du wirst mir dann, als sei ich deine Schwester, deine Ansicht ebenso unumwunden sagen, wie ich die meinige vor dir dargelegt habe."

Fortis, obwohl kaum in der Stimmung, ein klares Urteil zu fällen, gab sogleich seine Bereitwilligkeit zu erkennen, und las den Brief.

Anfangs überwogen die Gedanken an seine eigene Lage bei weitem das, was die vor seinen Augen flimmernden Schriftzüge ihm sagten. Je mehr er sich aber dem Ende des Briefes näherte, um so tiefer schien ihn der Inhalt zu berühren; aber er berührte ihn freundlich, und zu dem in seinen Zügen scharf ausgeprägten Erstaunen gesellte sich der unverkennbare Ausdruck der Zufriedenheit, der innigen Freude.

„Gabriele!" rief er aus, indem er den gelesenen Brief auf den Tisch legte und des tief errötenden Mädchens Hände ergriff, „ist es wirklich wahr, was da ge-

schrieben steht? Du willst meinen alten Freund Wilford —"

„Sprich es immerhin aus, heiraten will ich ihn," antwortete Gabriele mit schwesterlicher Zutraulichkeit, „schon seit längerer Zeit bin ich ihm diesen Brief schuldig, ich schob die Beantwortung nur solange hinaus, bis ich dich gesehen und deine Meinung darüber vernommen haben würde."

„So segne dich denn Gott, du Liebe!" rief Fortis, die Freundin in seine Arme schließend, „dich und den braven Wilford! Ja, glaube mir, wäre mir die Aufgabe zugefallen, dir einen Gatten vorzuschlagen, ein treues Herz für dich zu suchen, meine Wahl hätte auf keinen andern fallen können!"

„Ich danke dir," versetzte Gabriele, indem sie sich sanft den Armen des Jugendfreundes entwand. Sie sagte es mit lächelndem Munde, und aus ihren Augen strahlte eine heilige, innere Zufriedenheit; dann aber ergriff sie hastig Fortis' Arm, um ihn nach dem Predigerhofe hinüber zu begleiten. —

Etwa eine Viertelstunde später, da war die Vision, die Fortis beim Schreiben seines vorletzten Briefes vorgeschwebt hatte, in Erfüllung gegangen.

Er kniete vor seiner holden Rosa, von heiligen Schauern durchbebt, in ihrer Seele lesend.

Gabriele war, nachdem sie seine Hand eine kleine Weile gehalten, unbemerkt leise davongeschlichen.

Niemand hatte bemerkt, daß sie sich entfernte. Es war ein fremdes Zauberreich, in dem Rosa und Fortis sich befanden, ein Zauberreich, zu fremd und zu ferne, als daß ihre Blicke und selbst Erinnerungen noch auf die armselige Erde hinabgereicht hätten. Die Vergangenheit und die Zukunft hatten für sie eine andere, nie geahnte Bedeutung erhalten. Wohin sich ihre Gedanken auch wenden mochten, überall begegneten sie Bildern, so entzückend und beseligend, daß sie es nicht zu fassen vermochten.

Als sie sich endlich auf diese armselige Erde zurückversetzt sahen, da ruhten sie in den Armen der guten Eltern. Tränen der Freude umflorten die treuen Augen, und wenn je den innigsten Herzenswünschen eine gute Vorbedeutung beigelegt werden durfte, dann war es in jener Stunde, als die beglückten Eltern des Himmels reichsten Segen auf die Häupter ihrer Kinder herabflehten.

Neununddreißigstes Kapitel.

Schluß.

Der Herbst begann Wald und Flur ihres lieblichen Schmuckes zu entkleiden, als das Kirchlein in Hainfeld eines Sonntags sein schönstes Festgewand angelegt hatte.

Girlanden von immergrünem Blätterwerk, untermischt mit spätblühenden Astern und Georginen, umkränzten anmutig Tür und Fenster. Selbst die einfach gezimmerte und bereits vom Holzwurm vielfach angenagte Kanzel prangte in heiterem Grün der sinnig angebrachten, festlich duftenden Tannenzweige. Der Altar hingegen, mit dem altertümlichen Kruzifix und den beiden silbernen, mit dicken Wachskerzen beschwerten Leuchtern, war mit dem schönsten Pflanzenschmuck aus dem herrschaftlichen Treibhause so dicht besteckt und behangen worden, daß man kaum noch die kostbare Altardecke darunter bemerkte, die erst mit dem Ablauf des Sommers aus den kunstfertigen Händen zweier holder Bräute hervorgegangen war.

Wirklich recht geschmackvoll war das Kirchlein herausgeputzt. Diejenigen aber, denen das Lob für die festliche Ausschmückung der geweihten Stätte vorzugsweise gebührte, waren fast selbstverständlich der lustige Förster Herzbusch und sein alter Busenfreund, der „Magister Nimrodensis loci", der heitere und genügsame Herr Deus.

Zwar ging es wohl etwas unheilig dabei zu, indem es sich ereignet haben soll, daß die beiden Freunde den niedlichen Dorfmädchen, die ihnen die Kränze wanden, ganz dicht vor der Kirchentür — in die Kirche hinein ließen sie nicht einmal den Herrn Pastor — höchst ungeniert in die vor Gesundheit strotzenden Wangen kniffen und dabei Bemerkungen hinwarfen, die den munteren Dirnen das Blut bis in die Schläfen hinauftrieben; da sie indessen im Grunde einen guten Zweck verfolgten, so meinten sie, der liebe Gott werde es einmal nicht so genau mit ihnen nehmen und lieber einmal die Augen zu ihrem Gebaren zudrücken. Entblödeten sie sich doch nicht, gelegentlich einmal hinter einen der mit Efeu bewachsenen Pfeiler zu treten, wo niemand sie sah, und daselbst höchst verdächtige Bewegungen mit einem länglichen, weidenumflochtenen Fläschchen auszuführen und diese Bewegungen mit einem aufrichtigen: „Zwei hohe Personen sollen leben!" zu begleiten.

Wen sie damit meinten, verrieten sie nicht genauer. Der fromme Spruch konnte ebensowohl den beiden Bräuten, als auch ihren eigenen werten Personen gelten.

Ein kurzes Gespräch, das sie innerhalb der Kirche unmittelbar vor dem Altar führten, stellte außerdem noch die Möglichkeit hin, daß ihr fürsorglicher Wunsch zwei Personen umfaßte, an die vorläufig noch niemand dachte. Doch wem er auch gelten mochte, jedenfalls war er sehr aufrichtig gemeint.

Es geschah nämlich in dem Augenblick, als sie einen vom Schloß herbeigeschafften Teppich vor dem Altar ausbreiteten und die Stellen bezeichneten, auf denen Rosa und Gabriele bei der heiligen Handlung stehen sollten, daß Herr Deus das Geheimnis seines Herzens nicht länger mehr in seiner Brust verschlossen halten konnte.

Er begann damit, daß er sich einen neuen Rock habe anfertigen lassen; von dem Rock kam er auf die älteste Tochter des ehrbaren Schmiedemeisters von Fliesow zu sprechen, die

nicht nur ein höchst achtbares Mädchen, sondern auch eine ausgezeichnete Wirtin sei und sogar große Neigung verrate, Frau Magister zu werden. Und als er erst so weit gediehen war, bedurfte es nur einer kurzen Redewendung, um mit der Erklärung abzuschließen, daß binnen nicht langer Frist die einsame Schulmeisterei in höchst romantischer Weise belebt werden würde.

Die ganze Angelegenheit hatte er mit dem entsprechenden Ernst behandelt, um nicht die Spottsucht seines alten Freundes herauszufordern. Um so angenehmer überraschte es ihn daher, als Herzbusch, anstatt zu seinen beliebten Neckereien zu greifen, seinen Entschluß im höchsten Grade billigte und hieran die geheimnisvolle Mitteilung schloß, daß er selbst ebenfalls bereits mit dem Herrn Major gesprochen und die beste Aussicht auf eine Frau Försterin habe. — —

Als Gabriele die trunkenen Blicke sah, die ihr aus den Augen Wilfords entgegenstrahlten, bereute sie nicht, den Wünschen ihres alten treuen Patriarchen nachgegeben und ihre Einwilligung zu der Doppelhochzeit erteilt zu haben, obwohl der Entschluß sie anfangs einige Überwindung kostete und sie sich für eine stille und geräuschlose Trauung ausgesprochen hatte.

Hatte sie sich in alle übrigen Anordnungen des Majors willig gefügt, glaubte sie auch hierin seinen Willen als maßgebend betrachten zu müssen, um so mehr, als nur die zärtlichste Liebe zu ihr ihn in allen seinen Anordnungen und Einrichtungen leitete.

So hatte er auch darauf bestanden, daß der Name Hainfeld, um ihn vor dem Aussterben zu bewahren, mit dem Namen Wilford auf ewige Zeiten rechtsgültig verbunden und vereinigt bleiben solle. Ferner, daß die Familie Wilford-Hainfeld nach seinem Tode das Schloß beziehe und die Herrschaft Hainfeld fortan als ihren Stammsitz und unumschränktes Eigentum betrachte.

Um späteren Mißhelligkeiten vorzubeugen, zugleich aber auch, um seinen Lebensabend in behaglicher Zufriedenheit und ungestörter Ruhe zu verbringen, hatte der Major alle, die vielleicht nach seinem Tode noch Ansprüche an seine Hinterlassenschaft zu erheben gedachten, schon bei seinen Lebzeiten abgefunden, und zwar so, daß diese nichts weniger, als benachteiligt wurden.

So war er dem Vetter Theodor beim Verkauf seines verschuldeten Gutes behilflich gewesen und hatte ihn auf diese Weise in den Besitz einer Summe gesetzt, die es ihm ermöglichte, sich anderweitig wieder anzukaufen. Der Major stellte ihm dabei nur die Bedingung, daß er erstens die Provinz verlasse, dann aber nie wieder Schloß Hainfeld besuche.

Gern ging Theodor auf diese Bedingungen ein. Er ging fort, und bald verbreitete sich das Gerücht, daß er einen günstigen Kauf abgeschlossen habe. Ob ihm diese Veränderung zum Segen gereichte, oder ob er wieder in seinen alten, lasterhaften Lebenswandel verfiel, wer konnte es wissen? Für die Bewohner von Hainfeld war er verschollen.

Seine unerschütterliche Zuneigung zu Fortis hatte der Major ebenfalls beim Verkauf des verschuldeten Gutes seines Verwandten noch einmal recht deutlich bekundet; denn als Fortis in den Besitz desselben eintrat — er war ja der Käufer — da fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der größte Teil der Übelstände, die eine jahrelange unverantwortliche Vernachlässigung notgedrungen im Gefolge haben mußte, bereits beseitigt war. Die Gebäude trugen freilich noch ihren alten Charakter, allein als er den früher so dürftigen Viehstand zum ersten Male in Augenschein nahm, da glaubte er seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, als er, statt der erwarteten hageren, kraftlosen Pferde und Rinder, lauter Tiere vor sich sah, die sich fast mit denen von Hainfeld hätten messen können.

Ja, Fortesquieu MacIvor oder vielmehr Fortis stand im Begriff, Landmann zu werden; alle seine früheren hochfliegenden Pläne, die ihn einst beseelten und nicht ohne nachteiligen Einfluß auf sein Wesen und Auftreten blieben,

waren geschwunden vor dem einzigen Gedanken: das dauernde Glück seiner blühenden Rose und damit sein eigenes zu begründen.

Beide aber blickten mit doppelt freudiger Zuversicht in die Zukunft, weil es ihnen kein fremdes, unbekanntes Feld war, auf das fortan ihre Tätigkeit angewiesen sein sollte.

* * *

Heiter und zugleich feierlich tönte das Kirchenglöcklein von Hainfeld in den schönen, sonnigen Herbsttag hinaus; heiter und zugleich feierlich, als ob es den Zweck empfunden hätte, zu dem man das kleine Gotteshaus so sinnig schmückte, es selbst aber zu so ungewöhnlicher Zeit in Bewegung setzte. War es doch beinahe mittag, also die Stunde, in der es sonst an Sonn- und Festtagen den andächtigen Kirchenbesuchern mit seinem durchdringenden Schalle das Geleite nach Hause zu geben pflegte.

Heiter und feierlich tönte es über das Dorf hin. Aus allen Türen strömten groß und klein — alles im besten Feiertagskleide — der Kirche zu, um an der Pforte des Friedhofes sich aufzustellen und den hochzeitlichen Zug bei sich vorüberziehen zu sehen.

Auch ein Dutzend Musikanten fand sich ein, aber keine Dorffiedler, sondern Stadt-Musikanten, die ebensogut einen Hochzeitsmarsch, wie ein patriotisches Lied, einen Walzer, wie einen Choral aufzuspielen verstanden.

Ihre Instrumente hatten indessen noch Ruhe; die Musik sollte, nach der Verabredung, in der Kirche mit einem Lobgesange beginnen, um später erst in einen geräuschvolleren und schnelleren Takt überzugehen.

Plötzlich stürmte ein Rudel von Dorfjungen herbei, die bis dahin am Torwege des Gutshofes Wache gestanden hatten.

„Sie kommen! sie kommen!“ riefen sie aus; und als ob ein elektrischer Schlag die Versammlung durchströmt habe, öffnete sich sogleich eine breite Gasse, um den noch nicht sichtbaren Zug hindurch zu lassen, und ringsum trat tiefe Stille ein.

Und sie kamen wirklich, ein langer, glänzender Zug. Und alle kamen vom Schlosse her, wo man sich auf des Majors ausdrücklichen Wunsch auch von seiten der Pastorfamilie hatte versammeln müssen.

Vorauf die schöne, edle Greisengestalt des Majors, die heute noch viel höher und aufrechter als sonst erschien. Eine innige, fast wehmütige Freude, und doch auch wieder ein gewisser Stolz leuchtete aus seinen klaren Augen, indem diese von einem zum andern schweiften.

Und wohl hatte er Ursache, stolz zu sein, der gute alte Herr, denn bräutlich geschmückt mit Myrte und Schleier führte er an seinem linken Arme Gabriele, während die holde Pastorrose, ganz genau ebenso geschmückt, an seinem rechten Arme ihren Platz gefunden hatte.

An diese erste Gruppe schlossen sich die Frau Prediger und Wilford, und der Herr Prediger und Fortis an. Diesen aber folgte eine so zahlreiche Gesellschaft von Freunden, Bekannten und Verwandten, daß es beinahe schien, als würde das Kirchlein sie kaum alle fassen können.

Als der Major durch die von seinen Untergebenen gebildete Gasse schritt und gewahrte, wie sich alle Häupter mit aufrichtiger Ehrerbietung entblößten und namentlich die Blicke der Frauen und Mädchen mit Bewunderung auf seinen beiden lieblichen Begleiterinnen ruhten, da entblößte auch er grüßend sein greises Haupt. Freundlich nickte er hierhin und dorthin, wie um zu entschuldigen, daß die beiden Bräute nur schüchtern ihre Augen zu erheben und kaum für die ihnen dargebrachten Huldigungen zu danken wagten.

Unbedeckten Hauptes schritt er über den kleinen Friedhof. Erst dicht vor der Kirchentüre blieb er einige Augenblicke stehen. Die Aussicht auf den festlich geschmückten Altar lag vor ihm.

Und sie kamen wirklich; ein langer, glänzender Zug. (S. 580.)

„Heh, ein paar gute Burschen, der Herzbusch und der Deus," sagte er wohlgefällig mit halblauter Stimme, die vor Rührung bebte, und dann trat er ehrfurchtsvoll ein, geraden Weges auf den Altar zuschreitend.

Leise flüsternd folgte ihm die ganze Gesellschaft nach. Gäste wie Dorfbewohner, alle, alle; selbst die Musikanten drängten sich mit hinein, und sogar Reiber, dem die hellen Tränen in den Bart rollten. Jeder fand noch ein Plätzchen in dem Kirchlein, oft gerade nicht sehr bequem, aber doch immer gut genug, um der heiligen Handlung von Anfang bis zu Ende beiwohnen zu können.

Magister Deus zog endlich die beiden Türflügel herein, nachdem er zuvor den draußen stehenden Dorfkindern eine grimmige Faust gemacht und bei fürchterlicher Strafe anbefohlen hatte, sich ruhig zu verhalten.

Sein Drohen blieb auch nicht ohne Wirkung; hierhin und dorthin verteilte sich die muntere Dorfjugend, um sich beim Schluß des Gottesdienstes wieder zusammenzufinden. Einzelne Knaben und Mädchen streckten sich auch behaglich zwischen die Gräber hin, wo ihnen die Sonne so recht warm auf den Rücken brannte.

Das Glöcklein war verstummt. Die Musikanten hatten zu ihren Instrumenten gegriffen, und begleiteten feierlich einen von den in der Kirche Versammelten gesungenen Choral.

Lieblich gedämpft schallte die Musik ins Freie hinaus. Die Kinder, die sich so lange im Flüsterton unterhalten hatten, verstummten; hier und da falteten sich auch wohl ein paar Händchen andächtig, während die Ohren gespannt lauschten.

Alles war der Wirkung des getragenen Gesanges unterworfen. Selbst der Matrose auf seiner Stange schien nicht unempfindlich gegen die frommen Klänge zu sein. Das Gesicht dem Kirchlein zugewendet, stand er steif und starr da, nur gelegentlich mit seinen Ruderblättern melancholisch winkend.

Der arme kleine Seemann; er getraute sich nicht mehr, nach dem Giebelfenster hinüberzublicken. Konnte es ihm doch unmöglich entgangen sein, daß aus dem lieben bekannten Gemach viele, fast alle Sachen verschwunden waren, die seiner holden Nachbarin zur Freude gereichten.

Hätte er aber wirklich hinübergespäht, so wäre er dadurch auch noch nicht klüger geworden, denn Herzbusch, der grausame Förster, hatte in seiner Wut, alles hochzeitlich zu schmücken, auch ihm mittelst einer langen Stange ein Kränzchen auf den Hut gestreift. Der Kranz aber, etwas zu groß, war halb über die Hutkrämpe fortgeglitten und hing ihm gerade vor den Augen, so daß er nicht einen Schritt weit um sich sehen konnte.

Die Musik verstummte. Ein stärkerer Luftzug hauchte über das Kirchlein hin; wie erschreckt machte der Matrose links um, wobei er das eine Ruderblatt schulterte, das andere, wie ein Schwert, niederwärts hielt.

Aus dem Kirchlein drang eine einzelne kräftige Männerstimme hervor. Bald stärker anschwellend, bald wieder schwindend, trug sie im Ausdruck den Charakter inniger, heiliger Überzeugung.

Der Matrose wendete sich ganz ab.

„Einsam, einsam und verlassen!“ sprach es unverkennbar aus seinen Bewegungen.

Ein Rotkehlchen setzte sich auf das ihn blendende Kränzchen, wie um sich zärtlich an ihn anzuschmiegen, ihn freundlich zu trösten und zu küssen.

Doch, o Hohn! Es wetzte nur den Schnabel an seiner spitzen Nase, und dazu zirpte es spöttisch.

Der Matrose stand da, wie vor Entrüstung erstarrt.

Das Rotkehlchen wollte zum zweiten Male wetzen, aber ein leichter Windstoß kam dem armen Burschen zu Hilfe.

Wütend warf er die Ruderblätter im Kreise herum, daß das Rotkehlchen erschreckt von dannen flog, und dann kehrte er das Gesicht gerade der Kirche zu, wie um trotzig dem unabwendbaren Geschick die Stirn zu bieten.

Im efeuumrankten und blumengeschmückten Kirchlein aber wurden Ringe gewechselt; treue Hände legten sich segnend auf geliebte Häupter; Tränen der Freude und des Entzückens glänzten in den Augen, während die Blicke sich himmelwärts richteten und fromme Wünsche und Gebete aus dem tiefsten Herzensgrunde zu dem Herrn der Welten emporstiegen.

Der arme Matrose auf seiner Stange! Nicht einmal einen Blick hatte man heute für ihn.

Ende.

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

Theodor Fontane schreibt über Möllhausen's Romane:
„Möllhausen ist Erzähler pur sang, und weil er es ist, ist er in einem seltenen Grade populär. Er unterhält, er spannt, er befriedigt. Dabei nichts von Frivolität; seine Schriften durchweht vielmehr ein sittlicher Hauch, der wohltuend berührt, erhebt und läutert."

Balduin Möllhausen,

Illustrierte Romane, Reisen und Abenteuer.

Herausgegeben
von
Dietrich Theden.

Jeder Band geheftet **3 Mark**
Jeder Band gebunden **4 Mark**

Die ganze Serie umfaßt 10 Bände in eleganter Ausstattung reich illustriert.

Jeder Band ist für sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig.**

Inhaltsverzeichnis nächste Seite.

Balduin Möllhausen

Illustrierte Romane, Reisen und Abenteuer.

Herausgegeben von **Dietrich Theden.**

I. Serie:

Der Fährmann am Kanadian. Roman mit 80 Illustrationen.
Die beiden Yachten. Roman mit 70 Illustrationen.
Der Abenteurer. Roman mit 70 Illustrationen.
Um Millionen. Roman mit 70 Illustrationen.
Der Piratenleutnant. Roman mit 70 Illustrationen.
Der Hochlandpfeifer. Roman mit 70 Illustrationen.
Haus Montague. Roman mit 70 Illustrationen.
Der Flüchtling. Roman mit 70 Illustrationen.
Der Halbindianer. Roman mit 70 Illustrationen.
Der Majordomo. Roman mit 70 Illustrationen.

Änderungen vorbehalten.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, **Leipzig.**

Wem solche Sachen gelingen, ist ein Poet von Gottes Gnaden!

So urteilt die Presse über das letzterschienene Werk von Nataly von Eschstruth.

Nataly von Eschstruth

ist die beliebteste deutsche Schriftstellerin!

In Hunderttausenden sind ihre Werke bereits über die ganze Welt verbreitet, und Zuschriften aus allen Erdteilen an die Verfasserin beweisen, mit welcher Freude und mit welch großem Interesse jede ihrer Schöpfungen in dem Leserkreise deutscher Zunge begrüßt wird. Der volle Reichtum ihrer Vorzüge findet sich in jedem ihrer Romane wieder, reizende Kleinmalerei, liebenswürdiger Humor, packende Naturtreue. Die handelnden Personen sind keine blassen Schemen, sondern Wesen, in deren Adern vollgewichtiges Leben pulsiert, die nicht mit sentimentalen geschraubten Worten zu uns reden, sondern menschlich fühlen und menschlich denken. Nataly von Eschstruth's Romane sind Kunstwerke im wahren Sinne des Wortes, wir brauchen nur an „Gänseliesel", „Hofluft", „Polnisch Blut" und „Jung gefreit" zu erinnern, um in Tausenden von Mädchen und Frauen das Andenken an die genußreichen Stunden bei der Lektüre der Eschstruth'schen Romane wachzurufen. Der Familienlektüre bietet sie den reichsten Schatz, ein besonderer Vorzug der Eschstruth'schen Romane ist deren ungetrübte Reinheit, welche es jeder Mutter gestattet, sie unbedenklich in die Hand ihrer Tochter zu legen; den Roman „Jung gefreit" nennt die öffentliche Kritik „eine Bibel für die heranwachsende weibliche Generation".

3 große goldene Medaillen

erhielt die Verfasserin für ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft.

Nataly von Eſchſtruth's

ſämtliche illuſtrierte Romane u. Novellen

4 Serien in eleganten Kaſſetten.

Jede Serie koſtet M. 42.—. Auf Wunſch auch gegen Teilzahlungen.

Inhalt der erſten Serie:

Band 1 u. 2:

Hofluft.

Roman. Mit 100 Illuſtrationen von M. Flashar.

Band 3:

Sternſchnuppen.

Novellen. Mit 65 Illuſtr. von Carl Zopf.

Band 4 u. 5:

In Ungnade.

Roman. Mit 110 Illuſtrationen von C. H. Küchler.

Band 6:

Johannisfeuer.

Novellen. Mit 75 Illuſtrationen von A. Mandlick und E. Franz.

Band 7 u. 8:

Der Stern des Glücks.

Roman. Mit 114 Illuſtrationen von Fritz Bergen.

Band 9:

Spukgeſchicht. u. a. Erz.

Mit 76 Illuſtrationen von Prof. Hans W. Schmidt.

Band 10 u. 11:

Jung gefreit.

Roman. Mit 110 Illuſtrationen von Prof. Wilh. Claudius.

Inhalt der zweiten Serie:

Band 1 u. 2:

Der Majoratsherr.

Roman. Mit 75 ganzſeitig. Illuſtrationen von M. Flashar.

Band 3 und 4:

Frühlingsſtürme.

Roman. Mit 70 ganzſeitig. Illuſtrationen von K. Egersdoerfer.

Band 5 u. 6:

Die Regimentstante.

Roman. Mit 71 ganzſeitig. Illuſtrationen von Fritz Bergen.

Band 7:

Verbotene Früchte.

Novellen. Mit 70 Illuſtrationen von Prof. Wilh. Claudius.

Band 8 u. 9:

Polniſch Blut.

Roman. Mit 100 Illuſtrationen von Prof. Hans W. Schmidt.

Band 10 u. 11:

Comödie.

Roman. Mit 107 Illuſtrationen von F. Schwormſtädt.

Inhalt der dritten Serie:

Band 1 u. 2:

Gänseliesel.

Roman. Mit 110 Illustrationen von Hans Koberstein.

Band 3:

Der Irrgeist d. Schlosses.

Roman. Mit 50 Illustrationen von C. Münch.

Band 4 u. 5:

Von Gottes Gnaden.

Roman. Mit 100 Illustrationen von A. Mandlick.

Band 6:

Erlkönigin.

Roman. Mit 50 Illustr. von Carl Zopf.

Band 7 u. 8:

Nachtschatten.

Roman. Mit 100 Illustrationen von Prof. Wilh. Claudius.

Band 9:

Potpourri.

Novellen. Mit 75 Illustrationen von C. Münch und F. Bergen.

Band 10 u. 11:

Hazard.

Roman. Mit 100 Illustrationen von A. Wald.

Inhalt der vierten Serie:

Band 1 u. 2:

Die Bären v. Hohen-Esp.

Roman. Mit 106 Illustrationen von F. Schwormstädt.

Band 3 u. 4:

Der verlorene Sohn.

Roman. Mit 100 Illustrationen von Oskar Bluhm.

Band 5 u. 6:

Ungleich — Wolfsburg.

2 Romane. Mit 100 Illustrationen von Adolf Wald u. M. Flashar.

Band 7:

Der Mühlenprinz.

Roman. Mit 50 Illustrationen von M. Barascudts.

Band 8 u. 9:

Am Ziel.

Roman. Mit 100 Illustrationen von Prof. Hans W. Schmidt.

Band 10 u. 11:

Im Schellenhemd.

Roman. Mit 118 Illustrationen von Fritz Bergen.

Nebenstehende Abbildung zeigt eine vollständige Serie von 11 Bänden in eleganter Kassette.

Preis Mk. 42.—

Als wahrhaft prächtiges Geschenkwerk aufs wärmste zu empfehlen.

Seine Majestät Kaiser Wilhelm II.

geruhte die Widmung des Romans

„Die Bären von Hohen-Esp"

anzunehmen.

Es ist dies das erste Mal, daß einem Romanwerk eine so hohe Auszeichnung zuteil wurde.

Nataly von Eschstruth's

Romane:

	Mk.
Am See, gebd.	3.75
*Am Ziel. 2 Bde., gebd.	7.50
*Die Bären von Hohen-Esp. 2 Bd., gbd.	7.50
*Comödie. 2 Bde., gebd.	7.50
*Erlkönigin, gebd.	3.75
Frieden. 2 Bde., gebd.	7.50
*Frühlingsstürme. 2 Bde., gebd.	7.50
*Gänseliesel. 2 Bde., gebd.	7.50
*Hazard. 2 Bde., gebd.	7.50
*Hofluft. 2 Bde., gebd.	7.50
*Im Schellenhemd. 2 Bde., gebd.	7.50
*In Ungnade. 2 Bde., gebd.	7.50
*Der Irrgeist des Schlosses, gebd.	3.75
Jedem das Seine. 2 Bde., gebd.	7.50
*Jung gefreit. 2 Bde., gebd.	7.50
Katz u. Maus. Erzähl. in Versen, gebd.	3.75
*Der Majoratsherr. 2 Bde., gebd.	7.50
*Der Mühlenprinz, gebd.	3.75
*Nachtschatten. 2 Bde., gebd.	7.50
*Polnisch Blut. 2 Bde., gebd.	7.50
*Die Regimentstante. 2 Bde., gebd.	7.50
*Der Stern des Glücks. 2 Bde., gebd.	7.50
*Ungleich. 2 Bde., gebd.	7.50
*Der verlorene Sohn. 2 Bde., gebd.	7.50
*Von Gottes Gnaden. 2 Bde., gebd.	7.50
*Wolfsburg, gebd.	3.75
Zauberwasser, geb.	3.—

Novellen:

	Mk.
Am Ende der Welt, gebd.	3.75
Aus vollem Leben, gebd.	3.75
Heidehexe, gebd.	3.75
Humoresken, gebd.	3.75
*Johannisfeuer, gebd.	3.75
Mondscheinprinzeßchen, gebd.	3.75
*Potpourri, gebd.	3.75
Scherben, gebd.	3.—
Sonnenfunken, gebd.	3.75
*Spuk, gebd.	3.75
*Sternschnuppen, gebd.	3.75
Sturmnixe u. andere Dramen, gebd.	3.75
*Verbotene Früchte, gebd.	3.75
*Wandelbilder, gebd.	3.75
*Wegekraut. Gedichte, gebd.	3.—

Die mit * versehenen Bände sind zu gleichem Preise auch illustriert zu haben.

Paul Oskar Höcker's Romane.

Fräulein Doktor. Humoristischer Roman.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Blätter für literarische Unterhaltung: „Es ist ein ungezwungener, erfreulicher Humor, den Höcker spendet. Ungezwungen ist die Verknüpfung der verwirrend zahlreichen Fäden, deren doch nie einer der sicheren Hand des Erzählers entgleitet, ungezwungen sind die komischen Begegnungen, die an ein gutes Lustspiel gemahnen. Wahre Perlen der Erzählungskunst schmücken das Werk."

Die Frau Rat. Roman.

Elegant gebunden Mk. 5.—.

Hannoverscher Courier: „Das Buch ist ein kraft- und doch maßvolles Bild moderner Zustände. Industrie und Kunst, Familienleben und Frauenrecht treten, durch jeweilige Komplikationen des Romans hervorgehoben, in den Vordergrund. Ein gesunder Humor, ein treffendes Urteil, warmherzige Empfindung und genaue Kenntnis der gegebenen Verhältnisse zeichnen das Buch aus."

Es blasen die Trompeten. Roman.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Die schöne Literatur: „In voller Körperlichkeit stehen seine Gestalten da, von der zarten Bürgermeisterin bis zu den kraftstrotzenden Reiteroffizieren. Seelische Tiefe gewinnt die Erzählung aus der Schilderung der Kämpfe des Helden mit sich selbst."

Letzter Flirt. Roman.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Ein eigenartiger Zauber liegt über dieser neuesten Romanschöpfung, einer in glänzender Sprache geschriebenen Liebesgeschichte von großem, mitfortreißendem Schwung, von einer Glut und Farbenpracht, wie sie kein früheres Werk dieses Dichters noch geboten.

Weiße Seele. Roman.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Neues Münchener Tageblatt: „... Wunderbares Eindringen in das Seelenleben der Leute aus dem Volke, klare Konsequenz in der Entwickelung der Charaktere, glanzvolle Diktion, die den Genuß der Lektüre zur vollen Höhe steigert, das sind die Hauptvorzüge, die auch dieses Werk Höcker's auszeichnen."

Zersprungene Saiten. Novellen und Erzählungen.

Elegant gebunden Mk. 3.—.

Neues Frauenblatt: „Frischer Humor weht auch durch den soeben neu erschienenen Novellenband des beliebten Schriftstellers Paul Oskar Höcker: Zersprungene Saiten. Das reizende Buch sei Freunden einer anregenden Erzählungsweise aufs wärmste empfohlen."

H. Schobert's

(Baronin von Bode)

Illustrierte Romane

2 Serien. Jede Serie ist vollständig in 10 Bänden.
Jeder Band kostet geh. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Inhalt der ersten Serie:

Band 1: **Das Kind der Straße.**
Roman mit 70 Illustrationen von Ad. Wald.

Band 2: **Fürstlich Blut.**
Roman mit 56 Illustrationen von M. Barascudts.

Band 3: **Flecken auf der Ehre.**
Roman mit 73 Illustrationen von A. Haushofer.

Band 4: **Deklassiert.**
Roman mit 73 Illustrationen von Ad. Wald.

Band 5: **Künstlerblut.**
Roman mit 70 Illustrationen von R. Sutschmidt.

Band 6: **Auf der großen Landstraße.**
Roman mit 70 Illustrationen von H. Grobet.

Band 7: **Spekulanten.**
Roman mit 60 Illustrationen von M. Flashar.

Band 8: **Moderne Ehen.**
Roman mit 70 Illustrationen von Prof. Hans W. Schmidt.

Band 9: **Tradition.**
Roman mit 70 Illustrationen von Prof. Georg Koch.

Band 10: **Arme Königin.**
Roman mit 70 Illustrationen von F. Bergen.

Die zweite Serie

ist im Erscheinen begriffen, sie enthält die Romane:

Die Brillanten der Herzogin — Eine verrufene Frau
Gemischte Gesellschaft — Die Kinder der Geschiedenen
Eine Häßliche — Art zu Art — Durch eigene Schuld
Der Platz an der Sonne — Ulanenliebe — Marquise
Rose — Künstlergewissen — Der Größte auf Erden.

Mit mehr als 700 Illustrationen hervor-
:: ragender Künstler der Gegenwart ::

Bis Weihnachten 1906 sind Band 1, 2 und 3 erschienen.

Frau Hedwig Schobert (Baronin von Bode) hat es verstanden, sich in wenigen Jahren einen hervorragenden Platz unter unseren Roman-Schriftstellerinnen zu erringen. Ihre Romane: „Das Kind der Straße", „Fürstlich Blut", „Flecken auf der Ehre" und neuerdings „Tradition" und „Arme Königin" haben allgemein das größte Interesse erweckt; einem gleich großen Interesse wird auch die jetzt vorliegende Illustrierte Ausgabe begegnen, in der die gediegensten Werke der bekannten Verfasserin zum Abdruck gelangen, geschmückt mit ca. 700 Illustrationen der hervorragendsten Künstler der Gegenwart.

Die Kritik zählt H. Schobert zu den talentvollsten unserer zeitgenössischen Schriftstellerinnen und ihre Werke zu den besten neueren Erscheinungen auf dem Gebiet der Unterhaltungs-Literatur, die allen vernünftigen Leuten mit Geschmack für eine gesunde geistige Kost sehr zu empfehlen sind.

Max Kretzer's Romane.

Als der Verfaſſer vor einem Vierteljahrhundert mit dem Roman „Die beiden Genoſſen" auf den Plan trat, wurde die literariſche Welt ſehr bald aufmerkſam auf dieſes bedeutende Talent auf dem Gebiete des großzügigen ſozialen Romans. Man hat ihn damals, da die literariſche Kritik es liebt, zu etikettieren, als den „Deutſchen Zola" bezeichnet, und wenngleich dieſe Bezeichnung längſt nicht in allen Punkten zutrifft, ſo iſt es doch eigentümlich, daß Max Kretzer im Laufe der Jahre eine ähnliche Entwickelung wie Zola durchgemacht hat. Er iſt vom rein naturaliſtiſchen Romane zum ſymboliſchen Roman durchgedrungen, wie ſich das beſonders ſtark in ſeinem Roman „Das Geſicht Chriſti" zeigt, der nunmehr ſchon in vierter Auflage vorliegt. Dies letzte Buch wird von der Kritik eine „Apotheoſe der ewigen Sehnſucht der Menſchheit" genannt, einer Sehnſucht nicht nur nach dem Göttlichen, ſondern nach einem Gott, nach einem Schützer und Helfer auf Erden und nach einer ewigen Vergeltung im Reiche der unſterblichen Geiſter. Jedenfalls zeigt ſich in der ganzen langen Reihe der Romane, die Max Kretzer geſchaffen hat, ſtets ſeine kernhafte Begabung, ſeine außerordentliche Meiſterſchaft in der Behandlung des Stoffes und in der Charakteriſtik der einzelnen Geſtalten. In allen ſeinen Büchern, mögen die Vorwürfe noch ſo kraß und dunkel ſein, mögen die Schickſale der einzelnen Menſchen noch ſo hoffnungslos ſcheinen, reißt Kretzer die Leſer mit ſich fort und ſteht, ein geborener Schilderer, über ſeinem Stoff. Allenthalben tritt die ganz eminente Erzählerkunſt des Autors blendend zutage. Ein Literaturkenner, wie Profeſſor Max Koch, rechnet z. B. „Das Geſicht Chriſti" zu dem Allerbedeutendſten, was er in deutſchen Romanen kennen gelernt, und ruft begeiſtert aus: „Wenn der Symbolismus ſo auftritt, dann beuge ich mich ihm!"

Das Geſicht Chriſti.

Roman a. dem Ende des 19. Jahrh.

4. Auflage.

Mk. 4.—, eleg. gebd. Mk. 5.—.

Dr. P. H. Wolff in einem Eſſay: „Das iſt ein gewaltiges Buch, das nicht kritiſiert, ſondern genoſſen ſein will, ja mehr als das: es iſt eine künſtleriſche Tat und verdient als ſolche von der ganzen deutſchen Leſerwelt gewürdigt zu werden."

Meiſter Timpe.

Sozialer Roman.

3. Auflage.

Mk. 4.—, eleg. gebd. Mk. 5.—.

Berliner Fremdenblatt: „Nach ſo vielen faden Orgien des neufranzöſiſchen Naturalismus endlich einmal ein wirklich künſtleriſches Werk, voll feinſter Naturbeobachtung und unerbittlicher Wahrheit."

Die Madonna vom Grunewald. Roman.

Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—.

Mit dem ſcharfen Blick des Diagnoſtikers und mit den Augen des Dichters hat Kretzer in ſeiner „Madonna vom Grunewald“ mit alter Meiſterſchaft und abſoluter Lebenstreue einen Stoff behandelt, deſſen Eigenartigkeit ebenſo überraſcht als feſſelt. Die ganz eminente Erzählungskunſt des Autors tritt hierbei in glänzendſter Weiſe zutage.

Die Buchhalterin. Roman.

2. Auflage. Mk. 5.—, elegant geb. Mk. 6.—.

Die Charakteriſtik der einzelnen Geſtalten iſt oft geradezu meiſterhaft und ohne ſüßlich-idealiſierende Beigabe, ſie iſt realiſtiſch im guten Sinne des Wortes. Dieſes Urteil gilt ganz beſonders für Kretzer's Roman „Die Buchhalterin“, welcher ein Familienroman im beſten Sinne des Wortes iſt.

Die gute Tochter. Roman.

2. Auflage. Mk. 5.—, elegant geb. Mk. 6.—.

Illuſtrierte Welt, Stuttgart: „Der Verfaſſer erweiſt ſich auch in dieſem ſeinem neueſten Werke als ein Talent von unzweifelhafter Begabung. Der Roman feſſelt vom Anfang bis zu Ende und darf als einer der pſychologiſch feinſt durchgeführten des Autors der Leſerwelt warm empfohlen werden.“

Warum? Roman.

Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—.

Kretzer weiß alles ſo tief überzeugend, ſo echt in der Stimmung und mit einem ſolchen Aufwand fein pſychologiſcher Kunſt vorzuführen, daß man nicht anſtehen wird, dieſes jüngſte Buch des Berliner Romanciers ſeinen Meiſterwerken anzureihen und den Verehrern ſeiner großzügigen Kunſtbetätigung aufs wärmſte zu empfehlen.

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart.

4. Auflage. Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Neues Wiener Tagblatt: „In ſeinem neueſten Roman hat Kretzer ethiſch eine Höhe erſtiegen, wie nie zuvor.“

Die beiden Genoſſen. Sozialer Roman.

4. Auflage. Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

National-Ztg.: „In markigen und ergreifenden Zügen ſchildert der Verfaſſer die Gefahr der ſozialdemokratiſchen Agitation für das Glück und Wohlbefinden gerade der Arbeiter und Handwerker.“

Die Betrogenen. Berliner Roman.

5. Auflage. Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Berliner Tageblatt: „Max Kretzer übertrifft an Kenntnis des Berliner Volkes bei weitem alle ſeine Rivalen: ein ſtarkes dichteriſches Talent geſellt ſich zu einer ſcharfen Beobachtungsgabe und eine ungeheuchelte Freude am Sittlichguten läßt ihn die Gefahr eines ſchmutzigen Naturalismus immer vermeiden.“

Ein verſchloſſener Menſch. Sozialer Roman.

2. Auflage. Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

Breslauer Ztg.: „Die Spannung in der Situation vor und nach der Kataſtrophe bis zur Löſung des Knotens gehört unzweifelhaft zu dem Packendſten, was einem in der Romanliteratur unſerer Tage begegnet.“

Die Flagellanten.

Ein Epos

von

Fritz Löwe.

Mark 3.—, elegant gebunden Mark 4.—.

Ein Urteil aus gebildeten Damenkreisen: Die ernste sittliche Idee, die sowohl in „Renatus“ wie besonders in „Flagellanten“ herrscht, hat etwas Erhebendes; die Erzählung ist so spannend, daß das Interesse auch nicht einen Augenblick erlahmt, die Verse sind wohllautend, oft wie Musik. Durch die Tiefe und den großen sittlichen Ernst unterscheiden sich diese Dichtungen doch sehr wesentlich von vielen anderen modernen Werken, die viel und gern gelesen werden.

Dr. Theodor Brieger, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Leipzig, urteilt über „Flagellanten“, daß er sehr befriedigt davon sei, er hätte es mit der größten Spannung von der ersten bis zur letzten Zeile gelesen; es zeuge von einem großen dichterischen Talente.

Urteile der Presse:

Berliner Börsen-Zeitung: „An die jüngste Gabe des Autors kann die Kritik einen hohen Maßstab anlegen. Die Dichtung ist ein ergreifendes Kulturbild aus der ersten Jahrtausendwende. In prachtvollen Rhythmen wogt eine wilde Liebesmär an unserm geistigen Auge vorüber, und zu atemloser Erwartung steigert sich gegen den Schluß hin die Spannung. Wenn die Geschichte der beiden Flagellanten ausgeklungen, wird ihr Echo noch lange im Herzen des Lesers nachzittern“.

Neue Preußische † Zeitung, Berlin: „Man muß Spielhagen recht geben, daß Fritz Löwe zweifellos ein poetisches Talent ist. Er besitzt die Gabe plastischer Darstellung in hohem Maße. Er ist auch ein Meister der Sprache. Seine Phantasie läßt ihn eine reichbewegte Handlung erfinden, und ernstes Studium ermöglicht ihm, das Milieu seiner Handlung mit sicheren Strichen zu zeichnen. Die Handlung ist interessant und fesselnd, ja mehr als das, sie stellt uns vor ein psychisches Problem, das uns ans Herz greift“.

Des Nächsten Ehre.

Eine Offizierstragödie von Hildegard von Hippel.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Die Umschau: „Hätte die Verfasserin unter diesen Roman „Des Nächsten Ehre" nicht ihren Namen gesetzt, so würde man den Autor sicher für einen Mann halten: eine großzügige Arbeit, von einer Kraft der dramatischen Gestaltung, wie sie nur einem Künstler allerersten Ranges eigen ist. Die Verfasserin schildert eine „kleine Garnison", in die ein junger Offizier versetzt ist: von Tornow ist ein großgeistiger Mensch, über die Kleinlichkeiten und Kleinigkeiten des Lebens geht er nicht nur lächelnd hinweg, nein, er versteht sie nicht einmal. Ein Mann wie Tornow muß den Frauen gefallen, und es bedürfte schon eines sehr gewiegten Schiffers, um alle die Klippen zu umfahren, die ihm auftauchen. Sein Vetter und väterlicher Freund, der sehr kluge Hauptmann Meindorf, macht ihn oft genug darauf aufmerksam, wie nötig es sei, auch den Schein zu wahren: Tornow übergeht lächelnd seine Ratschläge. Er fällt im Zweikampf mit seinem Hauptmann, für seinen Vetter und um die Ehre einer Frau zu retten — der Frau des Hauptmanns. Wie das alles kommt, ist so dramatisch geschildert, daß einem das Herz klopft, und dabei so natürlich, so selbstverständlich! Die Verhältnisse in der kleinen Garnison sind prachtvoll gezeichnet, so recht der Boden, auf dem der Klatsch gedeiht, ungemein feinsinnig sind die beiden Frauengestalten gemalt, die Tochter des Oberstleutnants, mit der sich Tornow verlobt hat, und die Frau des Hauptmanns Schern. „Des Nächsten Ehre" ist ein vollendetes Kunstwerk. — Eine Schriftstellerin, die so hervorragende Proben ihres Könnens abgelegt hat, sollte mit genannt werden, wenn man die besten Namen unserer neuesten Literatur aufzählt".

Nina Meyke's Romane.

Nina Meyke's Romane zeichnen sich durch ungemein fesselnde und dramatisch bewegte Schilderungen wie auch durch feinsinnige und lebensvolle Charakteristik aus, die Figuren treten mit plastischer Schärfe vor den Leser hin. Beim Erscheinen ihres ersten Romans wurde Nina Meyke in Schriftstellerkreisen als ein „aufgehender Stern" bezeichnet.

Der Götze Gold.

Preis geheftet Mk. 3.—,
elegant gebunden Mk. 4.—.

Wera Sibirjakowa.

Roman. 2 Bände, geheft. Mk. 5.—,
elegant gebunden Mk. 7.—.

Auf einsamer Höhe.

Roman. 2 Bände, geheft. Mk. 6.—,
elegant gebunden Mk. 8.—.

Funken unter Asche.

Geheftet Mk. 5.—,
elegant gebunden Mk. 6.—.

Münchner Kindeln.

Roman von Anton Freiherr von Perfall.

Elegant gebunden Mk. 5.—.

A. von Perfall führt in diesem Roman dem Leser ein interessantes und farbenprächtiges Stück Münchens vor Augen. Die Presse urteilt darüber:

Berliner Morgen-Zeitung: „In diese farbenprächtige Darstellung mischt sich eine feinabgetönte Schilderung des Kampfes um die Kunst, der in der schönen Isarstadt noch heute fortdauert."

Frankfurter Nachrichten: „Es ist ein großzügiger Roman, den der Leser nicht aus der Hand legen wird, ohne aus der Lektüre für die behandelten großen zeitbewegenden Aufgaben und Fragen mannigfaltige Anregung und lebhaftes Interesse geschöpft zu haben.

Neue Preußische Zeitung: „Durch das ganze Buch geht ein großer packender Zug, der nicht nur die müßige Neugier befriedigt, sondern auch den Leser zwingt, zu den großen zeitbewegenden Fragen Stellung zu nehmen."

Saalburg.

Roman. Zweite Auflage ::: Von Hermann von Randow.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Hamburgischer Correspondent: „Der Roman ist eine Zierde des deutschen Büchermarktes."

Schlesische Zeitung, Breslau: „Dem Verfasser ist es gelungen, anschauliche Bilder römischen und germanischen Lebens aus der seltsam bewegten Zeit des Jahres 255 n. Chr. G. zu zeichnen. Die Ereignisse sind sorgfältig nach guten Quellen geschildert, und der Gegensatz des zuchtlosen, sinkenden Römertums und des kraftvoll auftretenden Germanentums, der religiösen Zerrissenheit der Heidenwelt und der Reinheit des werdenden Christentums ist nicht unwirksam dargestellt. Das Buch ist eine interessante und belehrende Lektüre und kann wohl dazu dienen, die Aufgabe zu erfüllen, die der Kaiser bei der Grundsteinlegung der Saalburg zuwies, „zu lehren, wie der Samen römischer Kultur vor allem befruchtend auf Germanien fiel."

Komtesse X.

Roman. Von Heinrich Lee.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Der Salon, Wien: „Dem bekannten Berliner Romancier mit der brillanten Feder ist wieder ein sehr glücklicher Wurf gelungen. Komtesse X ist ein Roman aus der besseren Gesellschaft mit einer ausgezeichneten Charakteristik der Personen, die die wärmste Anerkennung der Kritik verdient. Vor allem bestens gelungen ist die Gestalt der Heldin, um die sich dann die Nebenfiguren lebenstreu gruppieren. — Die sichere, elegante Darstellung gestaltet das Buch zu einer fesselnden Lektüre".

Erlebt, Erdacht und Mitempfunden!

Gedichte von Gabriele von Rochow, geb. von Pachelbl-Gehag.

Preis elegant gebunden Mk. 4. –

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung: „Frau von Rochow ist schon seit längerer Zeit in weiten Kreisen als reichbegabte Dichterin wohlbekannt, und auch die Komponisten wissen längst die Reinheit und Echtheit der Empfindung, die Natürlichkeit des Ausdruckes und den melodischen Fluß ihrer Gedichte zu schätzen."

Das zweite Leben.

Roman von El-Correï.

Preis geheftet Mk. 3.–, elegant gebunden Mk. 4.–.

Der vorliegende Roman ist eine feine, psychologische Arbeit, durchtränkt mit dem philosophischen Skeptizismus, der ein Grundzug aller El-Correïschen Arbeiten ist. – Der geläuterten, selbstlicheren Liebe eines gereiften Mannes zur aufgeklärten, meditierenden, modernen Frau ist die brausende, sich selbst nicht kennende Liebe der Jugend entgegengesetzt, die roh in ihrem Egoismus, doch auch rührend in ihrer Unschuld ist.

Ein Buch fürs deutsche Volk!

Deutschlands Einigung ♡♡♡♡ und Kaiser Wilhelm II.

Eine geschichtliche Erzählung von Poths-Wegner.

Mit 15 Porträts. Umfang 412 Seiten. Preis Mk. 3.–, eleg. geb. Mk. 4.–

Die Allgemeine Zeitung in München schreibt: „. . . In Wahrheit eine vaterländische Hauspostille für jede deutsche Familie!"

Für Volksbibliotheken und zu Geschenkzwecken für die Jugend, namentlich, um diese in den großen Verlauf der Geschichte des 19. Jahrhunderts einzuführen, kann es kein geeigneteres Buch geben. Möge es die Anerkennung finden, die es verdient.

Lola Montez.

Histor. Roman v. Poths-Wegner.

In eleg. Einband Mk. 4.–

Fränk. Courier: „Poths-Wegner hat in diesem Roman die Lola Montez-Episode, dieses dunkelste, seltsamste Blatt aus der Geschichte Bayerns und seines Königshauses, als Roman gestaltet. Losgelöst vom Wust zeitgenössischer Klatschsucht erscheint er hier . . . ."

Neu-Hellas.

Roman von Poths-Wegner.

In eleg. Einband Mk. 4.–

Stralsunder Zeitung: . . . „Spannend und in feurigem Schwung geschrieben, erhebt sich der Roman weit über den Rahmen der gewöhnlichen Unterhaltungslektüre – er gibt ein Kulturbild, wenn auch eines kleinen, so doch prägnanten Kreises".

Praktisches Lehrbuch der Graphologie

von J. Crépieux-Jamin.

Herausgegeben von Hans H. Busse.

Inhaber vom Institut für wissenschaftl. Graphologie München.

Fünfte neubearbeitete Auflage mit 204 Handschriftenproben und einem Anhang.

Preis geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Neue Hamburg. Zeitung: „... Das Buch ist wirklich ein praktisches Buch geworden, das auf der Höhe der neuesten Forschungen steht, und es kann dem Gebildetsten sehr wohl dienen, der sich mit der Graphologie befassen will." — —

Graphologische Studien

von W. Langenbruch

gerichtl. vereidigter Schriftsachverständiger.

Preis geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Die freie Schweiz, St. Gallen: „... Langenbruch ist nicht bloß ein Meister in seinem Berufe als Graphologe, sondern er versteht auch in musterhafter Weise zu erzählen und durch die Erzählung zu belehren."

Graphologie und gerichtliche Handschriften-Untersuchungen

(Schrift-Expertise)

von Hans H. Busse.

Mit 17 Handschriften-Proben. ..... Preis Mk. 1.—.

Handschrift u. Charakter

von J. Crépieux-Jamin.

Mit über 250 Handschriften-Proben.

Unter Mitarbeit von Hertha Merckle herausgegeben und mit einem Anhange versehen von Hans H. Busse,

Inhaber vom Institut für wissenschaftliche Graphologie, München.

Preis Mk. 8.—, gebd. Mk. 10.—.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Ztg.: „Mit Freuden ist dies Werk zu begrüßen, das in der stetig wachsenden Spezialliteratur eine erste Stelle mit einnehmen wird."

Der psychologische u. pathologische

Wert der Handschrift

von Magdalene Thumm-Kintzel.

208 Seiten Quartformat mit 450 Schriftproben.

Preis geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Posener Zeitung: „Das Buch ist für Ärzte, Lehrer und Erzieher, sowie für alle Menschenkenner und solche, die es sein möchten, von hohem Interesse."

Handschriften

namhafter Persönlichkeiten des XIX. Jahrhunderts.

Ein Handbuch für Graphologen und Liebhaber der Graphologie.

Preis Mk. 1.—.

Einen untrüglichen Blick in die Zukunft ermöglicht das

Seni-Horoskop

mit 72 Sternbildern auf 36 Karten nebst Erläuterungen.

Preis in eleganter Ausstattung mit besonderer Tasche für die 36 Karten Mk. 2.—.

Die Zeitung „Frauen-Bund" Frankfurt a. M.: „Eine gewiß seltene Gabe! Jedermann vermag durch sie sein eigener Sterndeuter zu sein, sich einen Blick in die Zukunft zu ermöglichen. Fein ausgestattet mit leicht faßlichen Erklärungen ist das Horoskop, das einstens dem berühmten Astrologen Seni zu so großem Erfolg verhalf" usw. — — —

C. G. Röder G.m.b.H., Leipzig.

11.9.07

18,—

Leipziger Buchbinderei - A. G. vorm. Gustav Fritzsche.